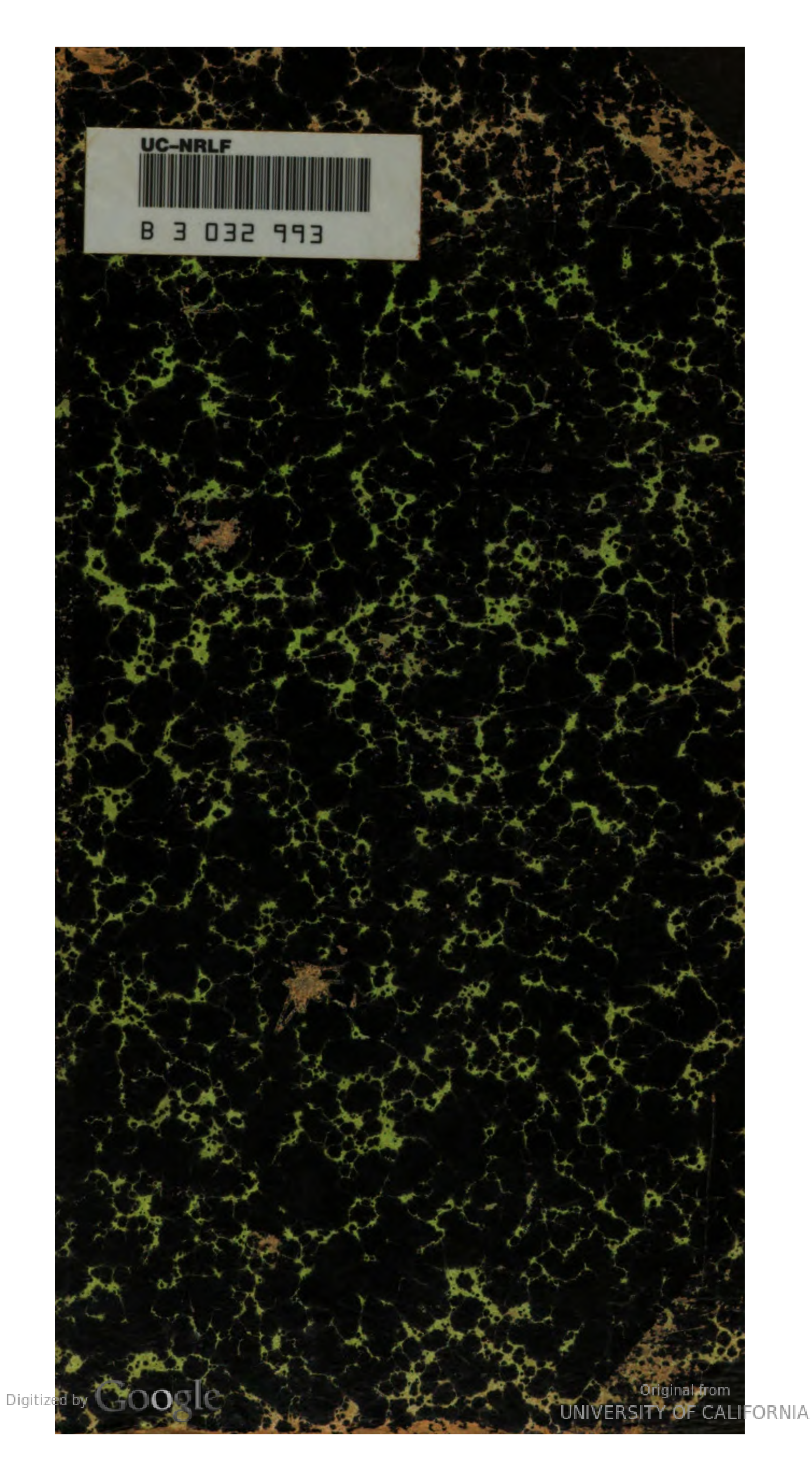
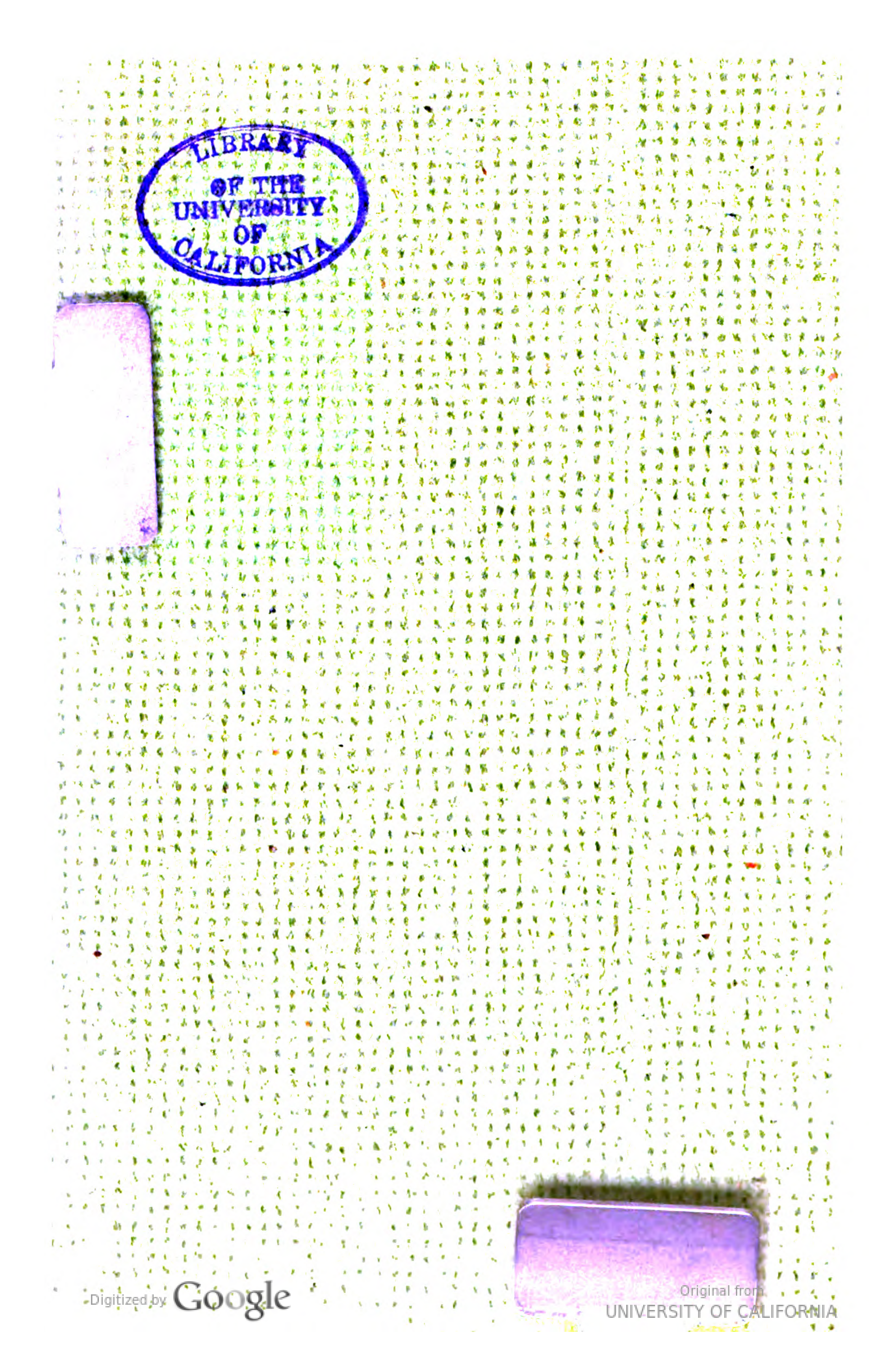
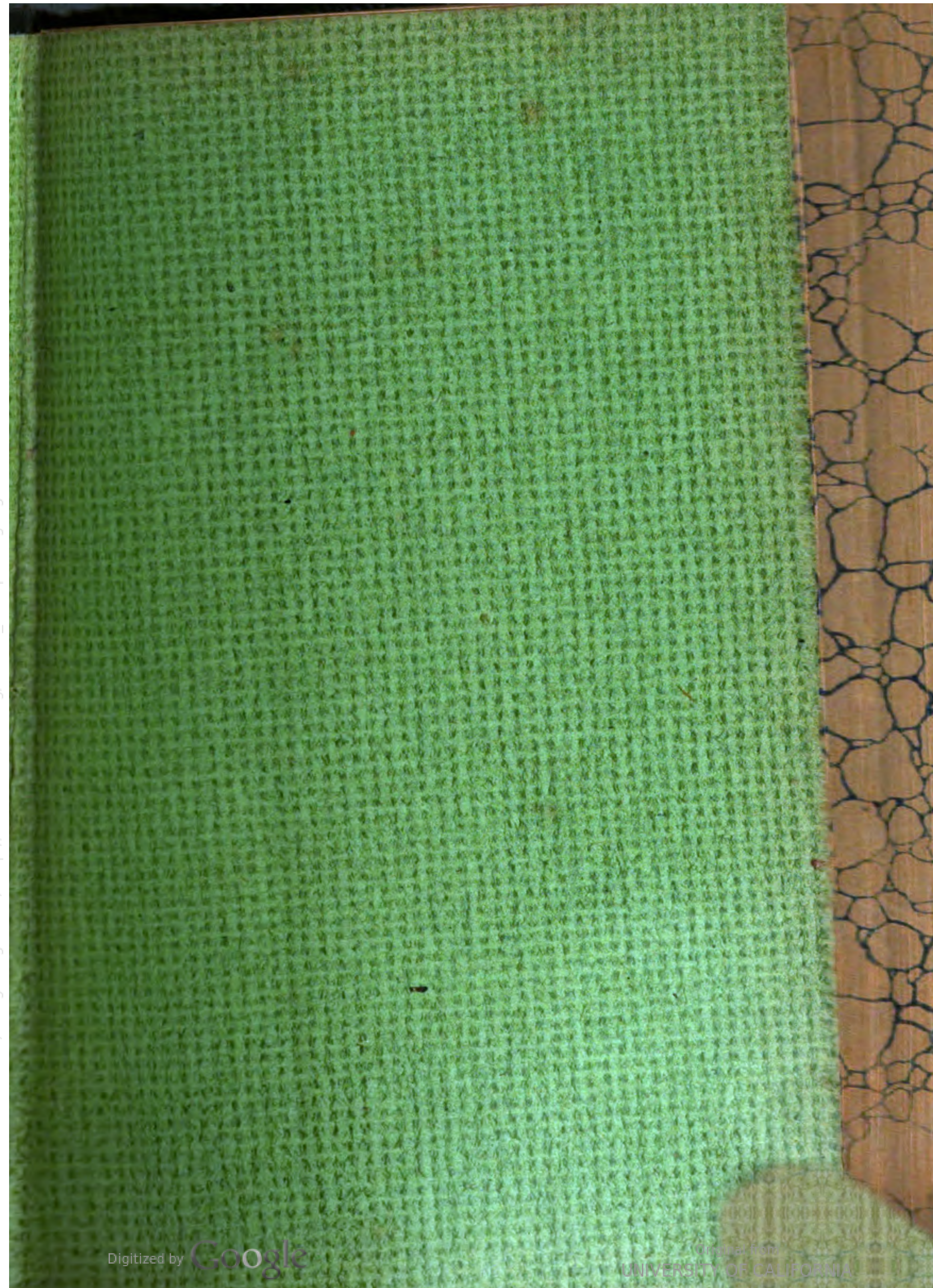

UC-NRLF
B 3 032 993


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



97

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland

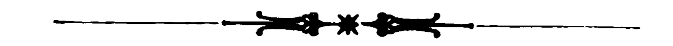
herausgegeben

von

Franz Binder.

(Eigenthum der Familie Görres.)

Hundertneunundzwanzigster Band.



München 1902.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.



Inhaltsverzeichnis.













I.

Götzenmarkt und Gotteskirche.

(Zur Jahreswende 1901 auf 1902.)

Hochangesehene Gelehrte haben wiederholt hervorgehoben, daß seit einiger Zeit ein religiöserer Zug durch die Culturwelt gehe. Aus den letzten Jahren lassen sich Aussprüche von Paulsen, von Eucken, von Ziegler, von Stein u. a. citiren. Neuestens hat sich wiederum Eucken, hat sich auch Lamprecht in diesem Sinne geäußert. Es sei „nun wieder eine große Sehnsucht nach Religion über die Menschheit“ gekommen, eine Sehnsucht „nach ewigen Wahrheiten, nach inneren Zusammenhängen, nach Rettung eines geistigen Wesens“,[1]) so wird Euckens Meinung wiedergegeben. Der Leipziger Historiker aber, der auf die geschichtlichen Studien des letzten Jahrzehntes so tiefgehenden Einfluß geübt, schreibt in seinem Werk: „sichtbarlich wandelt die Nation von dem Versuch der Lösung ethischer Probleme hinein ins Religiöse“.[2]) Einer beweglichen Klage des „Reichsboten“ über die irreligiöse Strömung innerhalb „der oberen Schichten unseres Volkes“ wurde in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen entgegengehalten,[3]) „von Gleichgültigkeit unserer Gebildeten gegen Religion könne nur der reden, der weder den Büchermarkt kennt, noch das öffentliche Leben beobachtet.“

---

1) Beilage zur Allg. Ztg. 5 XI 1901 S. 2.

2) Zur jüngsten deutschen Vergangenheit (= Deutsche Geschichte, Ergänz. Bd. I) 1902 S. 417.

3) Jahrg. 55. 1901. (= N. F. 35) 65.

Es gebricht in der That nicht an Anzeichen, die diesen Umschlag des Zeitgeistes wahrnehmen lassen; wie denn auch schon in den letztvergangenen Jahren an dieser Stelle darauf hingewiesen wurde. Zu diesen Anzeichen gehört u. A., daß eine merkwürdige Religionsgründerei einzureißen droht.

Ein gewisser Herr Heinrich Dietz hat im vergangenen Herbst die weitesten Kreise seiner Nebenmenschen von Fels zu Meer mit Exemplaren einer Einladung überschwemmt, die „an alle Deutsche ohne Unterschied des Glaubens" gerichtet ist. Sie bezweckt die Errichtung einer deutschen Nationalkirche, deren Credo „von allen Fakultäten aller deutschen Universitäten festgestellt" werden soll. Alle Professoren aller Fakultäten aller Universitäten? Es genügt uns an zwei Professoren einer Fakultät, einer Universität zu denken. Kann man sich ein Credo vorstellen, das Eucken und Häckel gemeinsam „festgestellt" hätten? Auch erinnert man sich wohl noch der befremdlichen Aeußerung Prof. Kaufmanns über die Verbreitung des Atheismus an den deutschen Hochschulen.[1]) Und wenn jemand meinte, daß dann eben alle Voraussetzungen für Voraussetzungslosigkeit gegeben erschienen, so verweisen wir auf Nietzsche über „den redlichen Atheismus Schopenhauers" als „Voraussetzung seiner Problemstellung",[2]) anderwärts über die Voraussetzungen des Nihilismus[3]) „daß es keine Wahrheit", „keine absolute Beschaffenheit der Dinge" gebe u. s. w.

Jedem Mitglied der deutschen Dietzkirche wird, dem Prospekt zufolge, besonders darin Glaubensfreiheit gewährt, daß es die Unsterblichkeit der Seele annehmen darf oder nicht. Und der darauf unmittelbar folgende Satz erklärt

1) Die Lehrfreiheit an d. d. Univ. 1898. 35.
2) Werke 5 (1900) 302.
3) Die Zukunft 31. (1900) 16. (Inedita a. d. Vorarbeiten zur Umwerthung aller Werthe.)

die gedachte Glaubensfreiheit näherhin so, daß „Ausscheidung“ der Seelenunsterblichkeit „erforderlich“ sei. Dietz'sche Glaubensfreiheit deutscher Nation besteht demnach eingestandenermaßen im Zwangskurs des Unglaubens. Das wäre ein Religiongründungsversuch.

In den Alpenländern scheint ein kleines Buch verbreitet zu werden (direkte Nachweise dafür bis in entlegene Gelände und Thäler stehen uns nur für Vorarlberg zu Gebot), dessen Titelblatt schon durch einen theilweise falschsinnigen Titel und ein übel gewähltes Pseudonym auffällt. Das Buch heißt „Los von Rom, hin zu Christus“, als Verfasser zeichnet Armin Winfried. Nun, Armin war der „Befreier Germaniens“ vom heidnischen Rom, konnte aber von Christus nichts wissen. Zu „Winfried“ paßt aber „Los von Rom“, wie die Zerstörung von Windfrieds Lebenswerk zu seinem Werkmeister paßt. Ist an dem Buchtitel die romlose Hälfte dem Inhalt entsprechend, so erscheint die andere Hälfte als eitel Bauernfängerei. Denn auch dieser Verfasser wüthet gegen die Unsterblichkeit der Seele. Dann hat das „hin zu Christus“ überhaupt gar keinen Sinn. Zudem verbinden uns Spätgeborene mit Christus dem Herrn nur zwei Brücken, die Lehre der Kirche und die Berichte der Evangelien. Der Verfasser brennt vor Begierde, beide Brücken in die Luft zu sprengen, und nennt das „hin zu Christus“. Auch er gründet am Schluß seines Buches eine zunächst papierene Gemeinde. Er liefert Vorschläge über den neuen Cultus, die neue Kirchenlehre und Kirchenverfassung. Das Ganze ist mit Verlaub überkindisch, quäckernder Pantheismus, in den eine Erinnerung an Häckel hereinspielt. Denn auch der Jenenser Altmeister hat noch der allerneuesten Mode Rechnung getragen. In einer Anmerkung zu seinen Welträthseln spricht er von der „monistischen Kirche“.[1]) Nicht etwa in tändelndem Scherz. Häckel und tändelnder Scherz

1) 462.

— das wäre, wie wenn eine Pythia zu überbretteln anhöbe. Gravitätisch vielmehr nimmt er im voraus ein Inventar auf, bezeichnet die Einrichtungsstücke seiner Kirche. Was man als Wandschmuck aus Aquarien zu entleihen habe. Und daß man die Littfaßsäule nicht vergessen dürfe, denn die habe er zum Hochaltar auserfehen. Es ist als ob er sich schon beim monistischen Hochamt sähe; man weiß nicht, ob als Etre suprême oder bloß als dessen Pontifex maximus. Er läßt zugleich durchblicken, daß er die Baukosten bei der monistischen Kirche zu sparen gedenke — sehr vorsichtig! Er stellt nämlich Annexionen gothischer Dome in Aussicht — zu gütig!

Berlin hat u. a. die „neue Gemeinde" der Gebrüder Hart nebst Felix Holländer und Gustav Landauer. Die heiligen Bücher dieses Verbandes wurden im vorigen Jahre an dieser Stelle erwähnt: Harts „Der neue Gott" und die Flugschriften „Das Reich der Erfüllung." Neuestens hat diese neue Gemeinde sich durch eine Feier des Todes bemerkbar gemacht, die um die Mitternachtsstunde zum Todtensonntag im großen Theaterraum der Urania in der Taubenstraße veranstaltet wurde. Es fanden sich da „etwa tausend Herrschaften der geistig angeregten Gesellschaftsschichten der Großstadt zusammen",[1]) „die glänzende Theatertoilette herrschte entschieden vor." Aus Harts Festnachtsrede wird der Satz mitgetheilt: „Wenn wir uns selber als Ozean der Dinge erkennen, dann sind wir von der Todesfurcht genesen und tragen die sieben Plejaden als Ring an unserer Hand." Wer Harts philosophischen Stil kennt und seinen Einen Gedanken, der erkennt den Urheber dieses Satzes im Finstern, auch wenn der Berichterstatter nicht hinzugefügt hätte, „trotz aller ernsten Bemühung des begeisterten Redners kein einziger klar faßlicher Gedanke." „Und so ging es fort; bald wuschen wir uns mit den Wassern der

1) Berl. Tageblatt v. 25. Nov. 1901. Nr. 598.



Wunderquelle Bimini, bald wieder tranken wir uns eine neue Menschheit heran — — ich sah Damen und Herren um mich herum mit dem Schlaf ringen" u. s. f. Uebrigens wurde bei dieser Gelegenheit eine Art Wunder gewirkt. Der Referent des Berliner Tageblattes bekam einen „altfränkischen Gedanken", nämlich daß ein Gang „am Morgen nach gesundem Schlaf ganz schlicht in eine unserer Kirchen" den Vergleich mit „dieser neumodischen Nächtlichkeit durchaus bestehen würde."

Wollte man das Bild der Religionsgründungen durch die Statistik occultistischer Genossenschaften ergänzen, so käme man an kein Ende. Sie haben vor kurzem Stein den Kassandraruf „Gefühlsanarchie" abgepreßt;[1]) er sieht in dem „mystischen Gefühlsüberschwang", der wie eine Epidemie um sich greift, den „Todfeind aller Cultur".[2]) Man möchte behaupten, daß die unvorsichtigen Schwärmer, die auf Taxil hereinfielen, Sporaden sind neben den Plejaden moderner Culturmenschen, die eben so grobem Schwindel aufsitzen. Erstere gingen zudem in sich. Letztere leben, blühen, gedeihen unentwegt, unverdrossen und unheilbar.

Alle die erwähnten Gründungsversuche leugnen die Unsterblichkeit der Seele (persönliche Fortdauer über den Tod hinaus) und behaupten so oder anders als Thatsache oder als Metapher das unsterblich-unendliche Allleben. Hart besteht darauf, daß jeder einzelne sich als das ganze Universum fühlen müsse; anderen genügt es, daß der einzelne sich als Allerweltsbestandtheil begutachte. Deshalb herrscht ein wahrer Wetteifer in dem Bemühen, den Tod zu preisen, um die Culturmenschen „von der Todesfurcht genesen zu lassen." Da reimt ein bekannter pantheistischer Poet:

1) Zuerst in der „Deutschen Revue"; wiederabg. in „An der Wende des Jahrh." 1899. 300 ff.

2) 323.



„Ein Funken nie verknistert
Bin ich vom Urlichtschein,
Von Ewigkeit verschwistert
Mit Wald, Gethier und Stein.“

Ein anderer läßt den Mann auf die Frage der sterbenden Frau, „gibt es ein Wiedersehen“, antworten:

„Ich glaube an den Tod des Einzellebens,
Doch webt sein Wesen stets im Ganzen fort.“

Michael Kramer sagt gar, „der Tod ist die mildeste Form des Lebens“. Ein Witzblatt vermaß sich, dazu das Seitenstück zu schreiben: „die Gedankenlosigkeit ist die mildeste Form des Blödsinns.“ Man versuchte den Aphorismus zu retten. Als „Gelehrter“ hätte Kramer sagen müssen: „der Tod des Individuums ist die mildeste Form des Weltlebens“. Ob das so sehr gelehrt gewesen wäre? Heißt das: im Tod sehen wir nur eine Uebergangsform des Weltlebens und so wird er uns mild? Schwerlich. Oder soll es etwa dieses bedeuten: die Geburt eines Lebewesens ist das Minimum aller Milde des Weltlebens, sozusagen eine Rohheit. Oder: jede Geburt eines Lebewesens ist als eine Erkrankung des Universums anzusehen, die mit dem Weiterleben des Individuums fortschreitet, so daß in dessen Tode erst eine momentane Genesung eintritt. Gewissermaßen als röchelte das Universum unaufhörlich in allen den Myriaden von Lebewesen, so lange sie leben, und als verstummte in jedem Todesfall eine der zahllosen röchelnden Stimmen, um alsbald in der Verwesung pianissimo wiederzubeginnen?

Immerhin sind diese Stimmungen in ihrer intensiv pantheistischen Färbung von anderer Art, als es die der Freigeister noch vor wenigen Jahrzehnten waren. Man erinnere sich an die bekannten Verse Paul Heyses, in denen er an der Bahre seines Sohnes vom „Muth“ spricht, „der Vernichtung Schauer zu ertragen“:

Kein Einst und Drüben, nur ein Jetzt und Hier.
Erbetteln will ich nicht vom Selbstbetrug
Den feigen Trost. Das Eine wissen wir:
Auch wir vergehn, und das ist Trost genug.

„Ein leidenschaftlicher Atheismus“ ziehe sich „durch seine Dichtungen“, ward Heyse vor Kurzem nachgerühmt.[1]) Der nackte Atheismus, die blanke Verneinung war der Freigeisterei Inbegriff vor einem Menschenalter; nun ist es die pantheistische Richtung auf das unendliche Allleben, auf die Wiederkehr aller Dinge, auf die Seelenwanderung und was sonst noch zur Walpurgisnacht gehört. Die Sache hat rund vor einem Jahrhundert ein bemerkenswerthes Analogon. Der Umschwung des freien Gedankens von La Mettrie, von Helvetius, von Holbach und seiner kimmerischen Nacht, wie Goethe gesagt hat, zum philosophischen und poetischen Pantheismus des vorigen Jahrhundertsanfanges wiederholte sich im Umschwung von Büchner, von Moleschott, von Karl Vogt zum philosophischen und poetischen Pantheismus der Gegenwart. Uebrigens entbehrte auch die sogen. Gründerepoche, zugleich der Höhepunkt der materialistischen Ethik, nicht ihres Religionsgründungsversuches. Kein geringerer als David Friedrich Strauß ließ ihn sich zu schulden kommen. Ihm widerfuhr die Erfahrung, daß es im Menschenleben Augenblicke gibt, wo man über sich selbst erhoben zu werden wünscht und wäre man David Friedrich Strauß in Person. Und deßhalb meinte er den verehrlichen Lesern des „alten und neuen Glaubens“ eine Art moralischen Lifts schuldig zu sein. Um alle Gerechtigkeit zu erfüllen, setzte er sich hin und schrieb „von unseren großen Dichtern“, „von unseren großen Musikern“. Der damals (1873) noch unberühmte Nietzsche quittirte Straußens Versuch wie folgt: „Sie sind zu beneiden, mein Herr, denn Sie haben die angenehmste

1) Die Zukunft 30 (1900) 434.



Religion gegründet; die nämlich, deren Stifter fortwährend dadurch geehrt wird, daß man ihn auslacht".[1])

Aber die Versuche, „Religionen" zu gründen, so viele ihrer sein mögen, sind doch nur vereinzelte Erscheinungen neben einer anderen, einer Massenerscheinung, die wohl auch mit der großen Sehnsucht nach Religion zusammenhängen mag, weil sie thatsächlich Religions*surrogate* liefert. Sind die gedachten Versuche einzelnen Fledermäusen vergleichbar, die um den Tempel der modernen Ideen — Friedrich Wilhelm Nietzsche sagte wenig zart „das Narrenhaus moderner Ideen"[2]) — herumflattern, so ist *das Bedürfniß nach Weltanschauung* wie ein Vampyr, der sich über die moderne Gesellschaft gestürzt, sich festgesaugt hat und nicht locker läßt. Allein wir fürchten mit derlei von Nachtvögeln genommenen Bildern uns zu compromittiren.

Sprechen wir wie Geschäftsreisende. Der erheblichen Nachfrage nach Weltanschauungen trug ein hochindustriell entwickeltes Zeitalter Rechnung durch ein entsprechendes Massenangebot. Höchste Werthe, höchste Güter, höchstes Glück der Erdenkinder hat man allenthalben in Menge auf Lager; Realitäten wie Wissenschaft und Kunst, Staat oder Rasse; Ideale wie Aufklärung und Fortschritt und Heranzüchtung des Uebermenschen. Fortschritt als höchstes Gut schon etwas übertragener Artikel, flau. Wissenschaft als höchster Werth nachgerade geschäftslos; nur mit voraussetzungslosem Ausputz gesucht. Hoch im Preise stehen immer noch Cultur und Kunst. Nicht minder der „Imperialismus", „die Raubthiermoral auf offenem Markte gepredigt".[3]) Stürmisch begehrt sind Uebermenschen, Herrenmenschen, „blonde Bestien". Hier der „neue Gott" von Julius Hart, dort

1) Werke I 1 (1899) 200.

2) Werke I 5 (1900) 286.

3) Köln. Volksztg. vom 29. XI. 1901. Nr. 1063.



der neueste Gott von wem anderem; hier eine auf Kunst gegründete, ästhetische Cultur, dort die Allmacht der Rasse; hier die Wunder der Entwicklung — Nichtconvenirendes wird umgetauscht —, dort die ewige Wiederkunft des Gleichen mit dem zwar noch nicht dagewesenen, nichts destoweniger aber wiederkehrenden Uebermenschen als Gratisbeilage. Daß der Nichtdagewesene wiederkehrt — ist das nicht höchstes Entwicklungswunder! Altägypten hatte kein reicher assortirtes Lager von höchsten Wesen und Werthen. Die Theokrasie des severischen Zeitalters, das ist's, was wiederkehrt. Und welch eine chaotische Verwirrung herrscht in den Köpfen und den Bestrebungen wie der Händler so der Kunden! Prof. Grauert hat jüngst nebenher, aber sehr zutreffend, auf einen merkwürdigen Widerspruch hingewiesen,[1]) der in weiten Kreisen, wie es scheint, nicht als solcher empfunden wird. Er besteht in der mit dem Nietzschecult parallel gehenden Apotheose des Germanenthums als der Herrenrasse schlechthin. Man kann sich aber nicht feindseliger zum deutschen Volk und zum deutschen Reich stellen, als es Nietzsche gethan. Man muß noch dazunehmen, daß Nietzsche von seinen deutschen Jüngern gleichzeitig Verachtung der Demuth und vollkommene Uebung der Demuth fordert und erlangt. Er lehrt Herrenmoral. Diese verabscheut nicht bloß das Mitleid, sondern auch die Demuth. Wer die Herrenmoralergüsse in Prosa und Versen kennt, weiß, wie sehr alle Demuth der Jüngerschaar ekelhaft ist.

In der offiziellen Grabrede, die im Weimarer Hause gehalten wurde, ward zugegeben, daß Nietzsche „mit Haß" gegen die „undankbaren" Deutschen erfüllt war, daß er seinem Volk „abgeschworen" hat.[2]) Daran ist wahrhaftig

---

1) Germania v. 24. XI. 1901. Nr. 271.

2) Kurt Breysig, Gedenkrede ersch. in „Die Zukunft" 32 (1900). Die citirten Stellen 417, 418.



nichts von Uebertreibung. Kein überchauvinistischer Ueberromane könnte tödtlichere Beleidigungen wider das deutsche Volk und das deutsche Reich vorbringen.

Lernt man nun von ihm Herrenmoral, so muß man widerhassen und widerschelten. Preist und übervverehrt man ihn aber, was ist das anderes, als überbyzantinische Demuth, die inbrünstig die Hand küßt, welche schneidende Peitschenhiebe austheilt!

Ein anderes Bild der Verwirrung. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse wird vielfach und immer eindringlicher als höchstes Gut hervorgehoben und ausgerufen. Es gibt aber kein einziges Merkmal dieser Zugehörigkeit, das nicht im Einzelfall trügerisch wäre. Lediglich ein dokumentarischer Abstammungsnachweis gewährt die überhaupt erreichbare genealogische Sicherheit. Ein solcher heißt aber Stammbaum und Ahnentafel. Nach blos 50jähriger Herrschaft des Liberalismus, der die Demokratie als höchstes Gut und Glück feierte, wird der Fortschritt rückläufig, schlägt eine Richtung ein, die nicht etwa zu irgendwelcher Schätzung von Stammbaum und Ahnentafel zurückführt, sondern zu deren Anerkennung als höchsten Werthen und Gütern.

Noch ein Bild der Verwirrung: Alldeutsche Völkische in Oesterreich preisen deutsche Treue als höchsten Werth, deutsches Volksthum als höchstes Gut, deutsche Götter als religiöse Verehrungsobjekte. Es wäre aber vereinten Bemühungen aller Volksfeinde, die es je gab, unmöglich, die Sache des Volkes schwerer und unheilbarer zu schädigen, als sie es thaten und thun. Es ist unmöglich, mehr Untreue aufzubringen, als die es ist, die sich in ihrem politischen und religiösen Gebahren ansammelt. Sie üben Untreue wider den Katholicismus, von dem sie abfallen, als ob sie zu ihm gehört hätten; Untreue wider den Protestantismus, den viele von ihnen nur als Asyl für Obdachlose und wohlfeile Herberge ansehen; Untreue wider Wodan



und Thor, die ihnen nur Namen, Worte sind, welche wie Pechkränze zur Brandstiftung mißbraucht werden können und wie schädliche Substanzen zur Brunnenvergiftung. Beseitigen wir aber diesen widrigen Anblick mit den dazu sehr geeigneten Worten Burkes: „I no longer know that venerable object called the people in such a disbanded race of deserters.“

Inmitten des Markttreibens kann man dergestalt betäubt werden, daß man eine merkwürdige Thatsache übersieht. Dieser so gesuchte, so viel vertriebene Artikel „Weltanschauung“, was ist er denn? Worin besteht Weltanschauung? Uns dünkt, jedermann wird zugeben, daß sie objektiv in gewissen Wahrheiten, subjektiv in gewissen Ueberzeugungen bestehe. Nicht im Inbegriff aller Wahrheiten, noch in der Summe aller Ueberzeugungen. Denn die Wahrheit etwa des pythagoräischen Lehrsatzes oder zweimalzwei gleich vier, noch die entsprechenden Ueberzeugungen wird wohl Niemand zur Weltanschauung rechnen. Es muß also einfach gesagt werden, welche Wahrheiten oder Ueberzeugungen die Weltanschauung ausmachen. Ist es aber nicht genugsam voraussetzungslos von „Wahrheiten“ zu sprechen, so sage man „Annahmen“ oder etwas dergleichen. Nur bleibe man klar darüber: die Annahme, daß es nur Annahmen gibt, ist eine „Voraussetzung“, eine Erzvoraussetzung. Unsere Bemühungen, bei führenden Geistern darüber Aufschluß zu finden, was Weltanschauung ist, haben bisher nur dürftige Erfolge aufzuweisen.

Unter den neueren Schriftstellern von großem Ansehen gebraucht kaum einer den beregten Ausdruck so oft und so emphatisch, wie Houston Stewart Chamberlain. Er will auch eine „Definition“ gegeben haben, auf die er sich beruft.[1]) In einer voraufgehenden tabellarischen Uebersicht über „die

1) Grundlagen. 1. Aufl. S. 858. Hinweis auf S. 736 f.

verschiedenen Erscheinungen unseres Lebens" werden Wissen, Civilisation und Cultur neben einander gestellt; die Cultur in Weltanschauung und Kunst eingetheilt; bei dem Wort „Weltanschauung" in einer Klammer beigefügt „einschließlich Religion und Sittlichkeit".[1]) In der Erläuterung dieser Uebersicht heißt es: „Weltanschauung habe ich statt Philosophie gesetzt".[2]) Wäre Chamberlain dabei geblieben, so wüßten wir, daß sachlich ihm Weltanschauung mit Philosophie einschließlich Religion und Sittenlehre zusammenfällt. Er tritt aber nun in etymologische Untersuchungen ein, deren Ergebniß die Definition sein soll. Wenn man jene aber nicht vorausschickt, müßte diese völlig unverständlich sein. Die sprachlichen Darlegungen hier unverkürzt wiederzugeben, verbietet der Raum; sie verkürzt wiederzugeben, könnte auch bei redlichstem Bemühen übel ausgelegt werden. So weit es uns möglich war, Chamberlain zu folgen, dünkt uns, daß er den Begriff der Weltanschauung weniger objektiv als subjektiv bestimmt. Zwar ist es eine objektive Bestimmung, wenn er sagt, er habe statt Philosophie Weltanschauung gesetzt; wenn er weiter hervorhebt, „Welt" bedeute ursprünglich nicht die Erde, den Kosmos, sondern die Menschheit. Davon ist aber weiterhin nicht mehr die Rede. Um so reichlicher wird das subjektive, psychische Moment, das in „Anschauung" liegt, erörtert.[3]) Diese Erörterung führt dazu, daß alle jene psychischen Akte und nur jene psychischen Akte als Weltanschauung anzusehen wären, welche

---

1) 731.

2) 736.

3) Es steht Jedermann frei, in den Grundlagen 1. Aufl. Seite 737 den Satz im Zusammenhang zu würdigen, der also lautet: „Nein, das Chaos ist im Menschenkopf — nirgends anders — zu Hause gewesen, bis es eben durch ‚Anschauung' zu deutlich sichtbarer, hell beleuchteter Gestalt geformt wurde; und diese schöpferische Gestaltung" S. 738 „ist das, was wir als Weltanschauung zu bezeichnen haben".

poetisch-anschauliche Erkenntniß hervorbringen. Wir meinen nun, diese „Definition“ ist vor allem zu aristokratisch; sie schafft ein Lehramt der Geistesaristokraten. Denn nur ganz erlesene Wesen vermöchten dann eine Weltanschauung zu erzeugen; dem miserablen Rest erübrigte, den führenden Geistern im Köhlerglauben anzuhangen. Da aber zwischen den führenden Geistern Mißhelligkeiten gewöhnlicher Zustand sind, käme der beregte Rest aus den Schwierigkeiten gar nicht heraus.

Lamprecht überschreibt ein ganzes Buch seines inhaltsreichen ersten Ergänzungsbandes zur deutschen Geschichte „Weltanschauung“. Wir haben keine Definition gefunden; im Allgemeinen scheint er darunter socialpsychische Strömungen in der wissenschaftlichen oder zuhöchst gebildeten Welt zu verstehen.

Sehen wir zu, wovon er in dem „Weltanschauung“ überschriebenen Buch spricht; daraus mag deutlich werden, was er darunter begreift. Das Buch handelt von der Ethik, der Metaphysik, der Psychologie, der Erkenntnißlehre, von den Geistes- und den Naturwissenschaften der letzten Jahrzehnte. Den Beschluß bildet eine „Umschau“; voraus ging ein „Rückblick“. Sonach ist unter Weltanschauung bloß von Wissenschaften die Rede, aber nahezu von allen; sie deckte sich also mit dem Inbegriff aller Wissenschaften. Andererseits tritt überall hervor, wie große Bedeutung auch für die Weltanschauung Lamprecht der Kunst beimißt Immerhin erscheint diese bei ihm der Weltanschauung coordinirt, wie wenn man sagt „Kunst und Wissenschaft“. Da in den ersten Abtheilungen seines Buches von der Tonkunst, der bildenden Kunst, der Dichtkunst gehandelt wird, würde der gesammte Inhalt des Bandes erschöpfend wiedergegeben, sagte man, er handle von Kunst und Wissenschaft, statt Wissenschaft werde aber Weltanschauung gesagt. Nun scheint es uns in der That einleuchtend, daß die Weltanschauung den Wissen-

schaften, der Philosophie insbesonders, näher steht als den schönen Künsten. Sie muß wissenschaftlich begründet werden können, nicht auf bloßen „Voraussetzungen“ ruhen oder auf blinden Annahmen. Sie muß Stand halten eventuellen Einreden der Wissenschaft gegenüber. Aber sie selbst ist weder Inbegriff der Fachwissenschaften, noch eine einzelne Fachwissenschaft, d. i. ein System bewiesener Sätze, die sich alle auf ein einheitliches Objekt des Wissens beziehen. Sie kann schon deshalb nicht das Ergebniß von Fachforschung sein, weil sie jedermanns Sache ist. Die Weltanschauung ist etwas vorab Sociales. Jeder junge Mensch hat ein Recht darauf, daß ihm auf socialem Wege, durch Unterricht und Erziehung, eine Weltanschauung geliefert werde, wie er ein Recht darauf hat, daß man in den Kinderjahren für ihn leiblich sorge. Die Weltanschauung muß für alle gleich und für alle verständlich sein. Als herrschende Weltanschauung ist sie socialpsychische Einheit. Deshalb eignet einer Gesellschaft, die keine herrschende Weltanschauung hat, keine socialpsychische Einheit; es bleibt nur der materielle Zusammenhang durch Gesetz, Justiz, Polizei, durch Zwangsgewalt. So einfach die Weltanschauung sein muß, damit sie alle, auch die Jugend, auch Ungebildete, zu verstehen vermögen, so vielfach und weitreichend sind ihre Consequenzen. Die Grundbegriffe und Grundsätze der Wirthschafts- wie der Rechtslehre, der Aesthetik wie ganz besonders der Ethik sind Ableitungen aus der Weltanschauung. Deshalb heißt es, diese und jene sind durch die ganze Weltanschauung getrennt. Darin liegt der Verzicht auf eine principielle Uebereinstimmung in irgendwelchen Einzelfragen, weil die Wege bei der Hauptfrage schon sich trennen.

Unseres Erachtens trifft die Formel so ziemlich das Richtige, welche es als Aufgabe der Weltanschauung ansieht, daß sie uns den Sinn des Lebens aufdecke. Es mag sein, daß dieser Ausdruck in Freidenkerkreisen so beliebt ist, weil er weniger christlich „inficirt“ erscheint, als wenn man



vom Zweck des Lebens spräche. Aber thatsächlich kommt es doch auf eines heraus. Es mag ja auch sein, daß das Wort Weltanschauung darum so viel gebraucht wird, weil es sich als ein Deckwort für Religionslosigkeit verwenden läßt. Diejenigen, welche keine Religion haben, aber der Empfindung nicht ledig werden, daß man etwas dergleichen haben müsse, die behaupten dann Weltanschauung zu haben. Nicht als ob Weltanschauung und Religion nach Inhalt und Umfang sich geradezu deckten. Wohl aber ist jede Weltanschauung religiös oder irreligiös; eine religiös neutrale gibt es nicht. Unseres Erachtens bezieht sich Weltanschauung auf die religiöse Grundfrage oder Grundlage; auf die Frage nach dem Zweck des Lebens und nach dem Ursprung der Welt.

Wie bestimmt man den Sinn der Worte? Aehnlich wird vielleicht der Sinn des Lebens zu bestimmen sein. Wie man jenen etymologisch feststellt, nach dem Ursprung, nach der Wurzel und ihrer Grundbedeutung, so führt der Sinn des Lebens auf den ersten Ursprung des Menschenlebens zurück und auf den ersten Ursprung der Welt. Die Frage nach dem Wozu ist mit der Frage nach dem Woher unauflöslich verknüpft. Die Frage nach dem Woher richtet sich auf das Dasein der Welt und der Menschen, auf die Naturgesetze, die Weltordnung, auf alle Entwicklung. Daß sie vorhanden sind, ist Thatsache; dieses zuzugeben, enthält noch gar nichts von Weltanschauung; sowenig wie das bloße Betrachten eines Kunstwerkes an sich schon ein Urtheil über den Kunstwerth ausmacht. Zu dieser Frage nach dem ersten Grunde, der ersten Ursache kann man sich nur in zwei verschiedenen Weisen stellen. Entweder sagt man, diese Frage kann beantwortet werden, oder man sagt, sie kann nicht beantwortet werden. Sagt man, sie könne beantwortet werden, so sind die Fundamente einer religiösen Weltanschauung gegraben; im anderen Fall, behauptet man, die Frage könne nicht beantwortet werden, ist die Möglichkeit einer religiösen Weltanschauung ausgeschlossen. Denn



dem Verstand des Menschen ist dann der Weg zur Anerkennung Gottes verlegt. So zeigt sich hier schon, daß Weltanschauung nothwendig religiös oder irreligiös d. i. antireligiös ist; wenn anders Agnosticismus überhaupt eine Weltanschauung genannt werden kann, da er eigentlich nur ein Loch an jener Stelle ist, wo Weltanschauung sein sollte.

Beantwortet man aber die Frage nach der ersten Ursache, so kann das wiederum nur in zwei Weisen geschehen. Entweder sucht man diese Ursache außerhalb der Welt, oder man verlegt sie in die Welt hinein; man anerkennt den Schöpfer der Welt oder man bekennt sich zu sogenanntem Monismus, zu materialistischem oder pantheistischem. Es liegt am Tage, daß auch dadurch die Weltanschauung die Grundlage der Religion legt oder zerstört.

Ungemein viele Artikel, die auf dem Götzenmarkt als Weltanschauung feilgeboten werden, weisen den Fabriksstempel „Monismus" auf. Diesen Namen führen bekanntlich zwei Gesellschaften, die einen antitheistischen Ring zu bilden im Begriffe sind: die materialistische Entwicklungslehre und die wiedererstandene pantheistische Entwicklungslehre. Vor beiden steht nicht etwa die Frage: ist Entwicklung? ist Gesetzmäßigkeit? — sondern woher das eine und das andere? Der Monismus aber schöbe am liebsten eine spanische Wand vor dieses Woher und sagte vergnügt: Leute, lasset uns fröhlich sein, das Fragezeichen ist fort, das Gespenst gebannt! Schließlich erübrigt nur der Weisheitsspruch, Gesetzmäßigkeit ist aus sich selbst; Entwicklungsfähigkeit ist aus sich selbst. Daß ein Gesetz oder gar ein Gesetzessystem sich irgendwie selbst mache, daß irgendetwas sich selbst Entwicklungsfähigkeit gebe, das widerspricht aller Erfahrung und aller Vernunft. Die bloße Möglichkeit, daß dem doch so sei, geschweige die Wirklichkeit entbehrt jeglichen Beweises, ist eine blinde Voraussetzung. Es ist, als lauerte im Hintergrunde stets der Gedanke: weil man den Schöpfer der Welt nicht sehen und greifen könne, bleibe



er eine Annahme. Wie sehr das daneben geht, ergibt sich ja klärlich schon daraus, daß der Urheber der Weltordnung und Weltentwicklung, der unendliche Geist so ja gar nicht erfaßt werden kann; etwas anderes sein müßte, als er ist, sollte so er erfaßt werden Aber der Verstand hat ein Auge und Hände der Wille. Der Verstand sieht durch das Klarste, was es gibt, den Schöpfer der Welt. Er sieht ihn durch das Causalitätsgesetz. Und die Menschenseele verlangt nach nichts so sehr, als darnach, ihre Hände zu ihm zu erheben.

Ist das nicht tief, nicht fachlich genug, im Ausdruck nicht wissenschaftlich genug? — Wir meinen, in dieser großen Sache aller Menschen eignet den Standesprivilegien der Fachforschung keine sonderliche Bedeutung; der gemeine Menschenverstand hat in der Grundfrage der Weltanschauung das Wort zu führen.

Die Frage nach dem Woher läßt sich bis in die Urnebel einer aus sich anfanglosen Zeit zurückschieben. Man sieht auf diese Entfernung gar nichts mehr; auch kein Fragezeichen mehr und kann wähnen, die Frage wäre gelöst, obgleich sie durchaus offen bleibt. Die andere Frage, die Frage nach dem Wozu und dem Sinn des Lebens, läßt sich aber in dieser Weise nicht behandeln, läßt sich nicht abweisen, wird von unerhört dringlicher Zudringlichkeit. Ohne irgendeinen Compaß durch's Leben zu steuern, ohne Ahnung wozu und wohin, das wird wohl allzu große tägliche Pein sein, als daß es auf die Dauer beruhigter und behaglicher Zustand zu werden vermöchte.

Daher die massenhafte Herstellung pseudo-ethischer Fabrikate.

Die evolutionistische Ethik wird vom Betrieb der materialistischen Entwicklungslehre geliefert, während die pantheistische Entwicklungslehre sich besonders um die sogen. Wiedergeburtsethik bemüht, an der sich aber auch noch viel andere Firmen betheiligen. Tausend Angebote durchschwirren die





Luft: auf Naturalismus begründete Ethik, auf Zuchtwahl begründete Ethik, auf Altruismus, auf Autonomie begründete Ethik; lohnlose Ethik, unverantwortliche Ethik; auf Cultur oder auf Kunst, auf „Reizsamkeit“ (Neurasthenie), auf Genie, auf Symbolismus, auf Impressionismus, auf Herrenmenschenthum begründete Ethik; auf Goethe, auf Heyse, auf Hauptmann; auf Wagner, auf Ibsen, auf Schopenhauer, auf Nietzsche, auf Tolstoi begründete Ethik; auf die Jüngeren oder auf die Jüngsten oder auf Wasweißichnochwas begründete Ethik; es fehlt nur auf die „Jugend“ und den „Simplicissimus“ oder auf die „Frankfurter Zeitung“ und die „Neue freie Presse“ begründete Ethik. Was der eine gebeut, verbeut der andere, während ein dritter den Tiefsinn ausbrütet, alles Menschliche menschlich zu finden. Alles in allem ist nichts verboten, alles erlaubt. Am ethischen Markt findet jeder in jeder Lage Hilfe und Rath. Kommt und kauft! Kauft!!

Zweifellos ist in der überüppigen Massenhaftigkeit dieser ethischen Offerten manches, vielleicht vieles, was religiöser gefärbt ist, als es die „Ethik“ der Gründerzeit war, oder die materialistische Grobethik von ehedem, die auf Büchner und Karl Vogt begründete Ethik. Gewiß hat man mit manchem Vorurtheil aufgeräumt, sieht man den großen Problemen ernster ins Auge, ist überhaupt eine ernste Energie über manche Zeitgenossen gekommen, die hohe Achtung verdient. Auch uns dünkt es wünschenswerth, daß die Weltanschauung Würdigung fände, welche in manchen Dramen der Gegenwart nach Ausdruck ringt und ungemessen großen Einfluß ausübt. Dem frivolen Wesen von einst hat sie vielfach völlig entsagt, es ist ihr bitterer Ernst!

Dabei bleibt bestehen, daß die „große Sehnsucht nach Religion“ am Allerweltsjahrmarkt nicht finden wird, was sie sucht, wenn sie in der That „Sehnsucht nach ewigen Wahrheiten“ ist, nach „inneren Zusammenhängen“ und nach „Rettung des geistigen Wesens“ . . . .



Ueber all das verwirrende Getümmel und all den betäubenden Marktlärm hinweg schwebte jüngst die weihevolle Hoheit des Weihnachtsglockenklanges danksagend zu Gott empor, Freude zugleich kündend den Menschen, Frieden ihnen entbietend.

Der Domglocke ruhiger Gleichklang tönt wie aus der Vorväter Zeiten zu uns herüber und wird auch unsere Kindeskinder nicht zur „monistischen“, sondern zur katholischen Kirche rufen. Es ist von der säcularen Majestät des Katholicismus etwas in ihm; von der ruhigen Würde, die ihrer bewußt bleibt, wie immer das Markttreiben das Gemäuer des Domes umtobe. Der Katholicismus ist wie seiner Vergangenheit so auch seiner Zukunft gewiß, weil er des unwandelbaren Inhaltes seiner Lehre ebenso sicher ist, wie der Bürgschaften, der Beweise für deren Wahrheit und Kraft. Der Sinn des Lebens, wie er ihn eindringlich lehrt, ist im höchsten Sinn sociales Gut d. i. Gemeingut der jeweiligen Zeitgenossen und Erbgut der Generationenfolge; er hat gleiche Geltung für das unmündige Kind und die einfältigsten Hirten, wie für Herrscher und Herren aller Art. Wie er gleich gilt für jedes Menschenleben, so leuchtet er jeder Menschenseele ein und hat vielfach auch in widerwilligen Menschenherzen noch einen Anwalt, noch einen stillen Bewunderer. Der Katholicismus lehrt nicht eine Weltanschauung auf Kündigung, sondern große Lebensüberzeugung. Sein festes Gefüge ist von stilvoller Symmetrie, von durchsichtiger Logik. Wo fände man „innere Zusammenhänge“ gleich diesen?

J. Burckhardt beschließt seine gelehrte Untersuchung über die „Göttermischung und Götterverwechselung“ des dritten Jahrhunderts mit den folgenden Worten: „Das Christenthum mußte auf die Länge siegen, weil es alle diese“ (religiösen) „Fragen, um deren Lösung sich jene gährende Zeit so sehr bemühte, ohne allen Vergleich einfacher und in einem

einleuchtenden großartigen Zusammenhang beantwortete".[1]) Setzt man diese Worte aus der vergangenen Zeit ins Präsens um, so dürften sie, der Zukunft die Wege weisend, einen der Gründe angeben, weßhalb der Götzenmarkt wider die Gotteskirche nicht aufkommen kann.

Die katholische Weltanschauung gewährt nicht bloß irgendwelche „*Rettung*" geistigen Wesens, sie lehrt vielmehr und zieht, pflegt und hegt die edelsten Blüthen des Geisteslebens. Still und stetig übt und bewirkt der Katholicismus im socialen Cultus wie im individuellen Leben Anbetung Gottes und Hingabe an ihn, nicht in knechtischer Furcht, wie jüngst gesagt wurde, sondern in vollkommener Liebe; übt und bewirkt Entsagung und Opferfreude, Feindesliebe und stellvertretende Genugthuung. Nie und nirgends gebricht es daran im Hause Gottes; aber auf dem Markt wird es nicht zur Schau gestellt.

Sucht man „ewige Wahrheiten"? Mit ihnen steht und fällt der Katholicismus und sie mit ihm. Sie durchdringen sich in ihm mit säcularen Erinnerungen. Seine ewige Wahrheit hat die Probe der Zeiten bestanden. Sie steht nun seit Jahrhunderten auf festen historisch-ethischen Grundlagen. Im tiefsten geschichtlichen Hintergrund steht das Zeitalter der Martyrer; aber diese Gesinnung von einst verbleibt durch alle Zeiten im logischen und ethischen Hintergrund des Katholicismus, als ultima ratio seiner Unüberwindlichkeit. Seine säculare Geschichte ist wie eine fortlaufende Predigt über den Text: Vertrauet, ich habe die Welt überwunden; auch *die* Welt, welche bis in mein innerstes Heiligthum einzubrechen sich vermaß. Wird die Fülle seiner Erinnerungen in ihm lebendig, wie lehrreich und genußvoll ist es zu lauschen, was der Katholicismus erzählt. Es ist, als sagte er: Kinder von heute, könntet ihr kleingläubig werden? Wie haben vor 1800 Jahren die Bildungsmenschen,

---

1) Die Zeit Constantins d. Gr. 2 (1880) 245.

wenn sie meiner gewahr wurden, auf mich herabgesehen, wie mich gescholten? „Neuer“ „maßloser“ „schädlicher“ „verderbenbringender Aberglaube“; das war alles, was sie zunächst zu sagen wußten. Und ich mußte ihren Aberglauben, den wahrhaft verderblichen, geduldig ertragen, ob er gleich vielen meiner Kinder qualvollen Tod bereitete. In meinem Wiegenlied heißt es ja: „die Liebe alles erträgt“.

Vor 1700 Jahren war es schon heller um mich her. Aber gerade damals welch' ein Gewirr am Götzenmarkt; ein Gewirr von Götterdiensten ohne Sinn und ohne Zucht! Was für Neuheiten fanden Anklang, was für Thorheiten Beifall! Und die Weltanschauung der Weisesten, die immer noch höhnend herabsahen? Wie gebrach es den einen an sicheren Grundlagen und an inneren Zusammenhängen; wie den anderen an der Kraft, durch welche nach den Ueberzeugungen das ganze Leben gestaltet werden soll. Ich hatte damals noch keine Glocken, um zu locken und zu rufen. Es war aber wie Glockenton in der Luft, von Engelhänden bewegt. Es kamen, kamen so manche wie von selbst. Große Sehnsucht trieb sie zu mir, Sehnsucht nach ewigen Wahrheiten, nach inneren Zusammenhängen, nach Rettung geistigen Wesens.

Vor 1600 Jahren lag bangeste Ahnung schwersten Leidens drückend auf uns. Und furchtbarer brach es herein und jäher als je. Nie im ganzen Verlauf der Geschichte hat es Kämpfe gegeben, in denen die Kräftevertheilung deutlicher sichtbar, reiner geschieden und — ungleicher gewesen wäre. Alle zum äußersten angespannte Zwangsgewalt einer Riesenmacht auf der einen Seite, nichts als die christliche Psyche auf der anderen. Wie stark hat sich diese erwiesen?

Vor 1500 Jahren hat einer der Größten unter den Meinen ein kostbares Buch mir geschenkt, darin er sein Suchen nach ewigen Wahrheiten erzählt hat. Wie er auf



dem Markt, wo Weltanschauungen vertrieben werden, sich eifrig umsah, vieles vergeblich versuchte. Leset bei ihm nach, wie die Unrast des großen Seelentriebes ihn drängte und wie er dann in Gottes Ruhe ruhte, als mit der Antwort auf das Woher und Wozu der Sinn, der Zweck des Lebens ihm aufging. Allein „ein anderes ist es, von waldiger Bergeshöhe die Heimat des Friedens zu erblicken, aber die Straße dorthin nicht zu finden und sich wegelos abzumühen .... und ein anderes, den sicheren Weg dorthin einzuhalten, den die Fürsorge des himmlischen Königs gebahnt hat".[1]) Erfolglos rang er nach der Kraft zur Rettung geistigen Wesens, bis sie ihm ward in dem Verständniß für die Demuth des Welterlösers, die auch den von allen Enttäuschungen Erschöpften die Seelenflügel selbsteigener Zuversicht wiedergibt und himmlischer Hoffnung.

Feldkirch in Vorarlberg. Robert v. Nostitz-Rieneck S. J.

---

1) Vgl. v. Hertling „Augustin" (1902) 32 (Bekenntnisse 7, 21).

II.

Athen und Griechenland von heute.

I.

Endlich war Brindisi erreicht. Dieses eben, den Brückenkopf zwischen West- und Osteuropa, möchte ich zum Ausgangspunkte meiner Schilderungen aus dem Osten machen. Als der diretto am 29. März 1899 abends ½7 Uhr in den Bahnhof einlief, war meine Stimmung nicht die rosigste. Die Hetzjagden von Neapel und der unendliche Lärm seines nie schweigenden Völkleins lag mir noch in den Gliedern; die endlose elfstündige Eisenbahnfahrt hatte mich gründlich zusammengerüttelt. Bis Salerno war es wenigstens erträglich gewesen; manch ein köstlicher Blick auf liebliche Landschaftsbilder hatte die Seele wieder gehoben, namentlich möchte ich Salerno selbst nicht wieder vergessen. Dann aber fuhren wir ins Elend. Potenza, Metapont, Tarent — die wahre Wüste im „Garten Europas“. Wer wäre nach solch einem Tag noch rosiger Laune? Doch waren die Prüfungen noch nicht zu Ende. Brindisi selbst ist nichts anderes, als die langweiligste der Hafenstädte, die meinetwegen noch des Vorzugs sich rühmen mag, daß man in dem zunächst am Hafen gelegenen „Hotel international“ (ehedem delle Indie orientali) eine sehr fragwürdige Cigarre, die in Italien unvermeidliche „Minghetti“, mit 40 Centesimi bezahlen darf; jedoch ist dies insofern wieder vortheilhaft, als man hernach über die sonstigen Preise weniger erschrickt. Brindisi war es auch, wo eine schöne Hoffnung mich betrog. Ich

hatte nach Verhandlungen mit dem Triestiner Lloyd mir Aussicht gemacht, für meine Mittelmeerfahrten gewisse Vortheile auf den Schiffen des Lloyd zu genießen. Doch, es sollte nicht sein, und es war so, wie ich später sah, recht; denn durch solche Engagements ist man bei großen Reisen bloß in seiner Bewegungsfreiheit behindert; mancher Reisegefährte hat mir darüber zu klagen gehabt. So war ich denn in der richtigen Dulderstimmung, um den Inseln des Odysseus entgegenzufahren, als ich nachts ½ 12 Uhr den Dampfer Hungaria bestieg.

Nun eile, mein Schiff, eile ans hellenische Gestade. Abgesehen von einem tückischen Attentat, das direkt vor Brindisis Molen der Wellenschlag des turbidus Hadria wenigstens versuchte, war die Fahrt eine gar herrliche. Doch sei mit deren Beschreibung kein Aufenthalt gemacht; wir werden das Meer noch öfter und schöner sehen. Unsere Hungaria, ein mittleres Schiff, unter den 65 Dampfern des Lloyd der siebzehnte, führte uns schnell dem jonischen Meere zu. Bei Santi Quaranta bekamen wir einen verfrühten Vorgeschmack der Türkei. Es legten an unserem Schiff ein halb Dutzend Barken an, bemannt mit muhammedanischen Albanesen aus den Bergen da droben, bunte, theilweise richtig zerlumpte Gestalten, und doch waren sie, wie wir hörten, auf einer wahrhaftigen Wallfahrt nach Stambul. Was sie brauchten, führten sie mit sich, eine Masse von Schafen und ganze Lasten von Lebensmitteln. Der Zwischendeckpassagier bekommt nämlich an und für sich keine Verköstigung auf dem Schiff. Beim Einsteigen erhebt sich sofort das echt orientalische Gekröhle, hinter dem man nichts Weiteres zu suchen braucht, so sehr der Abendländer auch im Moment davon betroffen ist. Ueberraschend war es, wie schnell sie es verstanden, auf dem Zwischendeck sich einzurichten; man muß Achtung davor haben. Denn es ist gewiß eine Leistung, bei scharfem Wind und bei der kühlen Märztemperatur der Nacht auf dem nackten Plankenboden



des Schiffs so lange Zeit — die Fahrt von hier bis Stambul dauert 3—4 Tage — zufrieden sich niederzulegen, höchstens geschützt durch eine Decke oder die wärmende Nähe des Nachbars, und dabei waren Kinder im zarten Alter und Frauen, die der Mühsal sich unterzogen. Es war ein interessantes Bild, das sich dem Blicke hier bot. Das bunte Gewirre der Männer — die Frauen hielten sich möglichst abseits — in ihrem Nationalkostüm, den Fez auf dem Haupte, kurze mit Bandverzierungen versehene Jacken, weite bis an die Kniee reichende Pluderhosen, während den Unterfuß Strümpfe oder auch eine Reihe lumpiger Bänder deckte. Zu Einzelbetrachtungen war reiche Gelegenheit. Da sitzt z. B. eine Gruppe, die leibhaftig mit deutschen Karten zu spielen beginnt, sehr ruhig, denn sie spielen nicht einmal ums Kartengeld, sie spielen umsonst. Und welch typische Gegensätze die Gesellschaft da unten friedlich vereinigt, ein eigenthümliches Gemisch aus der Cultur des Westens und der Rauhheit der albanesischen Berge. Hier zündet z. B. einer seine Cigarette modernster Form mit Feuerstein und Stahl an, sein Nachbar unterrichtet sich aus einer Zeitung wohl über die neuesten Vorgänge im Wetterloch der europäischen Politik oder über die jüngsten Heldenthaten der Arnauten, während ein dritter seine Neigung einer anständigen Hammelskeule zuwendet. Dort kniet ein Alter mitten im offenen Raum des Dampfers, in andächtiges Gebet versunken, das Angesicht Mekka zugewendet. Etwas abseits aber sitzt eine Signora sammt ihrem Sprößling, die über der einen ihrer zweifelsohne rosenfingerigen Hände einen wahrhaftigen Glacéhandschuh trägt, der allerdings, wie deutlich zu sehen war, auf Salonfähigkeit längst verzichtet hatte. Auf dem Vorderdecke aber stehen wir, die Fremdlinge aus Westen, und betrachten diese Kinder der Berge durchs Opernglas, was ihre unbegrenzte Freude erregt.

Während solcher Studien waren wir bei schneidendem Windzug und rüstigem Wellenschlag in die Straße zwischen



Korfu und Epirus eingelaufen. Links liegen die epirotischen Berge in wunderlichem Wirrsal durcheinander gestreut; mit ihren schneeigen Gipfeln, kahlen Steilwänden, tief eingeschnittenen Runsen machen sie einen eigenartigen, ungewohnten Eindruck. Immer noch ragen sie, dem übrigen Continent doch so nahe, mit ihren patriarchalischen Zuständen, ihren kampfesfreudigen Bergsöhnen, ihrer unnahbaren Abgeschlossenheit in unser modernes Europa herein als ein noch ungelöstes, lockendes Räthsel. Plötzlich weitet sich die Straße, eine prachtvolle, halbkreisförmige Bucht öffnet sich und von ihrem Südende her leuchtet uns die Hauptstadt von Korfu, dieser „jonischen Idylle", wie Gregorovius sie nennt, entgegen. Den mehrstündigen Aufenthalt füllen wir aus mit einem Besuche der Stadt. Die Nußschale, welche uns trägt, tanzt geradezu beängstigend über die erregten Wellen; ich dachte damals nicht, wie lieb mir dieser Wellentanz werden würde. Die Stadt selbst mit ihren kafenía, xenodochía, kapnopolía trägt jetzt wieder ganz griechisches Gepräge. Von Korfu ging es Patras zu, zunächst längs der korfiotischen Küste mit ihren weichen Wellenlinien und dunkelbewaldeten Höhen; von einer derselben glänzte weißschimmernd mit seinen wehmüthigen Erinnerungen das Achilleion herab. Der Abend dieses ersten Tages an griechischen Gestaden steht mir heute noch in frischesten Farben vor Augen. Das herrliche, ruhelose Meer, das im Strahl des sinkenden Tagesgestirns wunderbar vom tiefdunkeln Blau an in allen Tinten leuchtete, die prachtvollen Eilande, die bizarr finstere Bergwelt zur Seite und im Herzen die drängende Spannung auf all das Herrliche, das längst Ersehnte, dem der Kiel der Hungaria mich entgegentrug. Dazu durfte ich mich der Beigabe anregender Gesellschaft erfreuen. Man tritt zwischen den engen Wänden des Schiffes sich gar bald näher und so lernte ich an diesem Abend einen englischen Zunftgenossen kennen, Dr. M. Nachdem er sich in Patras von uns getrennt hatte, fand ich ihn an einer Reihe von Punkten



Griechenlands wieder, so in Athen und auf Melos, wo er die herrlichen englischen Ausgrabungen leitete. Ich bewahre ihm seit diesem Abend ein gutes Gedenken. Unser Gespräch kam natürlich alsbald auf aktuelle Fragen, z. B. auf den Amerikanismus, auf die päpstliche Entscheidung über die anglikanischen Weihen, und da war es mir hochinteressant zu hören, wie er letztere als maßvoll und eigentlich selbstverständlich fand.

In Patras landeten wir am 31. März, wobei sich alsbald Gelegenheit bot, in der Kunst an Land zu kommen, ohne allzuarg übers Ohr gehauen zu werden, die erste Probe zu machen. Wir hatten Glück und gewannen einen ganz tüchtigen Barkári. Es sei ihm hier ein bescheidenes Denkmal gesetzt. Jean Miliatzis, guide et interprète, wie er sich auf seiner Visitenkarte zu benennen geruht, ist ein vielseitiger Mann. Das dankwürdige Handwerk, seekranke Reisende wieder aufs feste Land zu schaffen, treibt er auf Grund Contrakts mit einer Reihe von Bootsführern als Impresario, wobei der Fremde im Vergleich zu den Tollheiten anderer Hafenstädte nicht schlecht fährt, am Lande selbst waltet er bei Verlegenheiten als Dolmetscher, geleitet den Wißbegierigen zu den allerdings nicht bedeutenden Sehenswürdigkeiten von Patras und erklärt sie ihm mit Akribie, er weiß den günstigsten Geldwechsler, kennt den empfehlenswerthesten Hotelier, nämlich den Besitzer des Hotels de la Grande Bretagne, läßt sich natürlich für alle diese großen und kleinen Dienste angemessen bezahlen, und steht zweifellos mit Geldwechsler, Hotelbesitzer und ähnlichen begehrten Leuten wieder hinterrücks in geheimer, lohnender Tantiemenverbindung — gewiß, in Kyrios Jean Miliatzis hatten wir bereits den Typus des gewandten, glatten, vielseitigen Geschäftsgriechen vor uns, an den man, da er seine Aufgabe gut und ohne übertriebene Beutelschneiderei löst, mit Vergnügen zurückdenkt.



Von Patras eilten wir mit der Eisenbahn Korinth und Athen entgegen. Der Fahrt um die ungemüthlichen Vorgebirge Moreas setzt sich ohne guten Grund heutzutage kein Reisender mehr aus, der von Brindisi kommt; dabei fällt auch der Zeitverlust in die Wagschale. Wir waren unklug genug, zweite Klasse zu benützen. Kein Grieche nämlich, der es irgendwie machen kann, versagt es sich kraft seines Selbstbewußtseins, wenigstens 2. Klasse zu fahren. So saßen wir denn recht eng gepreßt und kaum bequemer, als in 3. Klasse, die beinahe leer blieb. Die Fahrt war mir nicht ohne Interesse. Kurz vorher hatte ich gelesen, daß diese ganze Gegend erbarmungswürdig öde und arm sei. Das fand ich nun eben nicht. Freilich erweckt der erste Anblick im Reisenden zunächst diesen Eindruck. Aber die Sache liegt anders. Hier dehnt sich eines der hauptsächlichsten Gebiete der Korinthengewinnung in Griechenland aus. Der Korinthenbau aber ist eine der wichtigsten Culturen Griechenlands und es sind ganz bedeutende Summen, welche dieser Anbau jährlich abwirft. Im Jahre 1887 belief sich die Korinthenausfuhr auf einen Gesammtwerth von 54 Millionen Drachmen. Auch in landschaftlicher Beziehung kommt man bei der Fahrt auf seine Rechnung. Einerseits senden dem Eilzug die massigen Häupter des Erymanthus, Panachaikon, Barbas, Ruskio, Kyllene, theilweise ihre Ausläufer entgegen, theilweise werden sie selbst sichtbar Links aber begleitet uns der korinthische Golf, umsäumt von einer Reihe historisch denkwürdiger Punkte (Misolunghi, Naupaktos, Galaxidhi,) und überragt von den Massen der ätolischen, lokrischen, phokischen und böotischen Berge. Besonders treten unter ihnen der ätolische Korax, der Kirphis, Parnaß, Helikon, Kithäron, endlich die Kuppen der Geraneia in Megaris hervor. Wenn dann endlich Akrokorinth seine Felsenstirne in den Gesichtskreis schiebt, wer möchte da noch rechten über die Schönheit der Fahrt? Freilich muß der Reisende früh verlernen, seine heimischen, grünen und waldumzogenen Berglehnen und



Höhenzüge zum Maßstabe der Schönheit griechischer Landschaften zu machen. Solche Dinge darf man in Griechenland meist nicht suchen.

Nun winkt, nachdem der saronische Golf uns endlich entgegenlacht, das Ziel nahe. Es ist denn auch nichts, was uns länger hinhalten könnte, nicht das ärmliche Neukorinth, nicht der neue, völlig unzureichende Kanal, nicht Megara und Eleusis. Die entzückendste Natur aber geleitet uns freundwillig voran, wildromantisch und drohend in den skironischen Felsen und den jähen Schroffen der Geraneia, lieblich und bezaubernd in der Wunderschale des rechts liegenden Golfs, in der als herrlicher Aufsatz Salamis und Aegina emporstreben. Dort aber bei Eleusis, wo die Bahn den Bogen nach Norden macht, um die Höhen des Poikilon zu umgehen und die Kephisosebene zu gewinnen, wollte es das Schicksal, daß der in Griechenland so seltene Regen uns überfiel, für Griechenland selbst und darum auch für seine neuen Gastfreunde zwar kein Unheilszeichen, immerhin aber für letztere eine unwillkommene Störung. Im Regen also fuhren wir in die Hauptstadt von Hellas ein. Kein Wunder, daß wir etwas beklommen waren, als auf dem „peloponnesischen Bahnhof“ das katabite („Aussteigen“) ertönte. Es war Charsamstag, 1. April 1899.

„Es ist alles, wie ich mir's dachte, und alles neu.“ So konnte ich mit Goethe (Italienische Reise 1. Nov. 1786) sagen, als ich zum ersten Mal die Akropolis bestieg. Denn ihr natürlich mußte mein erster Gang gelten. Wir hatten uns durchgewunden durch die engen Gassen der Altstadt am Fuße des Burgabhangs, waren über Stock und Stein emporgeklommen, der unwiderstehliche Drang hatte uns nicht erlaubt, die bequeme Straße am Theseion oder Olympieion vorbei zu benützen. Und nun sind wir oben. Welch ein Anblick rund um uns! Nie hat mich eine todte Gegend jemals ähnlich ergriffen, auch auf Roms schönsten

Punkten nicht. Oft bin ich seit diesem 1. April während eines sechswöchentlichen Aufenthalts in Griechenland wieder hinaufgestiegen, habe absichtlich die Impulse der Begeisterung niedergedrückt und bin doch nicht ohne Rührung geblieben. Es war alles, wie ich mir's gedacht hatte, wie ich es auf den besten Abbildungen der raffinirtesten modernen Technik dutzende Male geschaut hatte, und siehe, es war alles neu. Ja wenn man die Farbentöne des Himmelslichts, den bunten Wechsel der landschaftlichen Staffage, das wogende Meer unten, die Berge altberühmten Andenkens, die neue Stadt mit frischpulsirendem Leben, die wundersamen Gruppen durcheinanderliegender Ruinen, den Wiederschein einer tausendjährigen Geschichte, die liebenden Schattirungen alle, welche das subjektive Gemüthsleben in solch eine Umgebung hineindichtet — wenn man das alles photographiren könnte, dann wäre es vielleicht Athen, oder — wäre es nicht, für einen anderen, der mit eigenen Augen schaut und mit eigenem Herzen fühlt, erst recht nicht. Da liegen sie um mich, die Reliquien edler Zeiten, der Parthenon, das Haus der jungfräulichen Göttin, das Erechtheion, die Propyläen, der Areopag, die Pnyx, der Musenhügel, Munychia, der Piräus, Salamis und Aegina sammt ihrem herrlichen Golf, dahinter die Schneehäupter des Peloponnes, weiter im Norden nach rechts die megarischen Berge, die Höhen Böotiens, Parnes, Penteli und seine Ausläufer, zumal der zähe Lykabettus, und endlich der „purpurne Hymettus".

Hier rundum also wohnte das Volk, das eine für die Geschichte der Menschheit einzigartige Bedeutung sich errungen hat. Es war nicht zu verachten auf dem Felde der Ehre, und seine Trophäen besitzen historischen und poetischen Reiz für alle Zeiten. Rom, seine Besiegerin in Waffen, hat dieses Völkchen überwunden in der Kunst des rauhen Kriegshandwerkes, und nicht bloß darin, sondern noch mehr in politischen und socialen Schöpfungen, in geschichtlichen Staatenbildungen und dauerhaften Organisationen. Athen und



Griechenland mögen arm dastehen im Gebiet öffentlicher Sitte und staatlichen Lebens. J. Burckhardt hat diese inneren Krankheiten mit theilweise wohl zu weitgehendem Rigorismus in seinem ersten Bande der „Griechischen Kulturgeschichte“ schonungslos bloßgelegt. Aber das, was Griechenland groß gemacht hat und uns, den Spätgeborenen, immer noch werth erhält, das sind „die unermeßlichen culturellen Wirkungen, die von ihm ins Weltall ausgegangen sind. Die an der Menschheit bildenden Kräfte der Stadt Athen und Griechenlands gehören dem Reich der zeitlosen Ideen an. Denksätze, allseitige Welterkenntniß, Wissenschaft, Sprache, Literatur und Kunst, Gesittung, veredelte Humanität: das sind die unsterblichen Thaten Athens gewesen“ (Gregorovius, Athen im Mittelalter I, 3). Sie sind bessere Zeugen als die Ebene von Marathon, als die Schlangensäule von Platää, als die Gestade von Mykale. Wenige Jahrzehnte und welch ein Blühen auf diesem Märchenboden! Hier walteten ein Themistokles und Perikles, hier mühten sich über die höchsten Probleme ein Protagoras, Sokrates, Platon, Aristoteles, hier sang ein Aeschylus, Sophokles, Euripides, hier schuf ein Phidias seine nimmer sterbenden Werke, hier flammte vom Munde eines Demosthenes und Aeschines das beflügelte Wort, hier fand Herodot gastlichen Boden und hier erblühte ein Thukydides, ein Solon war es, der dies quellende Leben in weise Ufer zu zwingen strebte — nein, man braucht Griechenland nicht zu idealisiren, man braucht nur dankbar zu sein, um es zu lieben. Die Münzen, die hier geschlagen worden sind, laufen heute noch vollwichtig um; die Vorbilder, die diese Menschen geschaffen haben, sind heute noch richtunggebend; manch eine Aufgabe, die sie muthig in Angriff nahmen, ist heute noch eine ungelöste. So ist es allerdings Verklärungslicht, was diese Trümmer umfließt. Aber wir hätten eigentlich nicht Winckelmann, nicht Hölderlin und Byron nöthig haben sollen, um vom Zauber dieses Lichtes uns bestricken, von seiner Wärme uns entzünden zu lassen.



Neidloser als unsere Welt hat das gesammte Alterthum den Ruhm Athens anerkannt. Schon für Pindar war es das „veilchenumkränzte, glanzvolle, liedergefeierte Athen, Griechenlands Säule“, ein Ruhmeswort, das stets weiterklang (Isokr. XV, 166. Plut. Thes. I, 1). Ein Zeitgenosse des Aristophanes, der Komiker Lysippus, wagt das kühne Wort: „Hast du Athen nicht gesehen, so bist du ein Klotz“ (s. Wachsmuth, Athen im Alterthum I, 32). Nach Lysias (6, 25) verstummt Athens Preis niemals. Aller Welt ist es unentbehrlich; dies wird in hochinteressanter Weise von den Verfassern der Schriften „über die Steuern“ und über den „Staat der Athener“ ausgeführt. Unentbehrlich ist das Auge, ebenso Athen; denn „Auge Griechenlands“ nennen es die Dichter. Athen ist das Herz von Griechenland, das „Hellas von Hellas“ (Hiller-Crusius, anthol. lyr. p. 132). Nach einem von Isokrates (XV, 299) überlieferten Bonmot ist Athen die einzige Stadt Griechenlands, das asty Hellados; alles, was sich sonst so nenne, sei mit ihm verglichen bloßes Dorf. Berühmt ist jenes durch Thukydides (II, 41) bezeugte Wort des Perikles, das von hohem Selbstgefühl getragen ist: „Athen soll sein die hohe Schule von Hellas“. Isokrates aber hat der Verherrlichung Athens seinen Panegyrikus geweiht; nach ihm ist Athen die geistige Nährmutter des Hellenenthums: „an Weisheit und Kunst der Rede hat unsere Stadt alle Welt so weit übertroffen, daß ihre Schüler die Lehrer anderer geworden sind. Der Name Grieche bezeichnet heute nicht mehr die Abstammung, sondern die geistige Eigenart, Hellenen heißen nicht so fast diejenigen, welche aus griechischem Blut sind, sondern die, welche unsere Bildung besitzen; das ist das Werk Athens“. In den Zeiten des Hellenismus wurde Athen zum Heiligthum, man denke an die Weihegaben jener Zeit; für die Römer aber zur Wallfahrtsstätte. Im conventionellen Stil ihrer Dichter hören wir nur von Athenae doctae, bei Juvenal vollends wird der Eigenname der Stadt zum Appellativum für



Bildung und Cultur im Allgemeinen. Ja auch das Christenthum schied aus diesem Cultus nicht aus. So gut wie Julianus, holten ein Basilius und Gregorius Nazianzenus sich dort ihre Vorbildung. Bei Justinus aber lebt das Dichterwort „Athen, das Auge Griechenlands“ wieder auf.

Ich komme eben her von Italien und seinem Rom, das ebenfalls im Glanze ältester Erinnerungen strahlt; noch leben in mir neu und unverblaßt alle seine Eindrücke. Was liegt da näher, als ein Vergleich zwischen beiden Ursitzen menschlicher Cultur? Nicht davon will ich indessen reden, welche von beiden Städten die Palme der Schönheit trage, auch davon nicht, welche reicher an nennenswerthen Denkmalen der Vergangenheit ist; das hieße rem actam agere. Athen kann in keinem dieser Punkte der Tiberstadt gegenübertreten. Auch von den Sammlungen Roms und Athens will ich dabei nicht sprechen; denn beide sind von einander zu verschieden, als daß sie verglichen werden könnten. In den Augen Desjenigen aber, der das Alterthum kennen lernen will, hat Athen zwei Vorzüge, durch welche es Rom entschieden den Rang abläuft, zwei Vorzüge, von denen der eine ihm stets unbestritten eigen sein wird, der andere auf absehbare Zeit ihm sicher bleibt. Ich meine damit einerseits den ästhetischen Werth seiner Ruinen, anderseits die besonderen örtlichen Verhältnisse beider Städte.

Nirgends sieht man die antike Kunst so auf ihrer Sonnenhöhe, wie eben in Athen. Die Werke, die dort erhalten sind, offenbaren die höchste Vollendung; Form und Inhalt decken sich in ihnen. Auf der Akropolis besonders tritt uns der Hauptsache nach nur das goldene Zeitalter von Hellas, die Glanzepoche eines Phidias und Perikles entgegen. Daneben die antiken Reste Roms! Welch frappanter Gegensatz! Das Kolosseum, das Pantheon, die moles Hadriani, die Bögen eines Titus, Severus, Konstantin, die Riesenbauten des Palatin, die gewaltigen Anlagen der Fora und Basiliken, die Thermen Caracallas und Diokletians, die

Trajans- und Mark-Aurelsäule, ja auch die Ruinen seiner Tempel — sie alle tragen offensichtlich ein gemeinsames Streben zur Schau, durch die Masse zu wirken, Effekte zu erzwingen, römisches Weltmachtsbewußtsein zu verkörpern. Niemand wird diesen Zeugnissen eines gigantischen Selbstgefühls die Bewunderung versagen, niemand aber auch bei ihrem Anblick über die Symptome der Dekadence sich wegtäuschen. Wenn wir von hier den Blick zum Parthenon und Erechtheion, zum Theseion und den Propyläen wenden, so kann keiner im Zweifel bleiben, wo die ideale Kunst zu suchen ist. Auch Athens Künstler wollten wirken, liebten die Größe und freuten sich des Glanzes, das ist nicht zu leugnen und kein Fehler; aber sie prahlten und prunkten nicht. Bezeichnender Weise ist das von Pisistratus begonnene Olympieion, von dem allenfalls ein solches Urtheil gelten könnte, durch einen römischen Kaiser vollendet worden. Ist es sodann ein bloßer Zufall, daß man bei dem Hadriansbogen in Athen von der gewohnten Massigkeit der römischen arcus absah? So ist der Gegensatz zwischen beiden Ruinenstätten gewiß überraschend genug; wir können jetzt viel eher verstehen, wie es kommt, daß keiner die Akropolis besteigt, ohne ihr Lob mitzusingen. Man braucht dabei nicht in Ekstase zu verfallen, wie Renan (Souvenirs p. 59 ss.) und kann doch gerne gestehen: „es gibt nur eine Akropolis auf Erden.“

Ein Zweites, das den Trümmern Athens denjenigen Roms gegenüber eine völlig andere Wirkung gibt, ist bedingt durch die verschiedene Geschichte beider Stätten und den verschiedenen, dadurch bewirkten Zustand derselben. Rom hat nie aufgehört, ein Sitz reichsten Lebens zu sein. Die Spuren davon treten uns an unzähligen Punkten entgegen und heischen gebieterisch Aufmerksamkeit. Rom ist auch in dieser Beziehung universal. Altes Republikaner- und Kaiserthum, die weihevollen Zeugen des kämpfenden und siegenden Christenthums, das Mittelalter mit hochinteressanten Vertretern, dann die Renaissance, die vielgeschmähte und viel-



verhätschelte, endlich die neue und neueste Zeit, die an diesem päpstlichen Rom durchaus nicht spurlos vorübergegangen ist — es ist ein wahres Heer von Eindrücken, die alle beinahe zugleich uns erobern möchten, so daß man nur zu schwer zu einem ruhigen Genuß kommt. Manch einer wird gleich mir das Bewußtsein, daß er viel geschaut und nichts gesehen hat, mitgenommen und gleich Goethe (It. Reise, 7. Nov. 1786) sich eingestanden haben: „Ich werde wünschen, anzukommen, wenn ich weggehe." Ganz anders in Athen! Hier spricht allein das Alterthum zu uns. Eine Neuzeit von historischer Bedeutung gibt es hier nicht, ebensowenig ein Mittelalter; die wenigen Reste dieser Art sind verschwunden, so das Beulé'sche Thor, die türkischen Bastionen, das Minaret. So bleiben hier unsere Sympathien ungetheilt. Jener Strom der Reisenden aber, der in seiner hassenswerthen Blasirtheit anderswo die Galle uns aufsteigen läßt, umlärmt in Athen nicht jedes Restchen vergangener Tage. Dieser Friedhof zerfallener, edelster Menschlichkeit ist in Wahrheit ein Friedhof. Stille, fern dem Getöse der Straße, das man auch mit lauschendem Ohre kaum vernimmt, so liegt diese Hochburg des Griechenthums, die Akropolis. Nichts Schöneres läßt sich denken, als ganz allein da droben zu sein und dessen sich zu freuen, was jene Großen vollbrachten, und es nachbildend zu erneuen.

Nachbilden allerdings müssen wir dabei. Es ist ja bloß ein matter Abglanz dessen vorhanden, was einstens war. Und was ist noch erhalten? Meine Leser mögen mir gestatten, daß ich sie in Kürze zu den wichtigsten Resten dieser gestürzten Größe führe. In Kürze! Denn alles, was die Stürme der Jahrhunderte überstanden hat und was in endloser Fülle der Spaten dem schützenden Schoß der Mutter Erde wieder enthoben hat — all das aufzuzählen, wäre unmöglich. Die überraschenden Besitzthümer der beiden Hauptmuseen Athens, des Nationalmuseums und des Akropolismuseums, würden selbst den Eifer des fach-

mäßigen Forschers für Jahre beschäftigen können. Zu solcher Aufzählung fühle ich nicht den Beruf und ein Pausanias des Athens in Trümmern möchte ich nicht werden. Aber daß ich in etwas meine Eindrücke und Beobachtungen wiederzugeben suche, die mich im Anblick dieser hehren Werke beschäftigten und erfüllten, das möge man mir erlauben.

Wenn man in scharfem Anstieg durch die Einsattelung zwischen Akropolis und Areopag sich durchgewunden hat und links sich wendet, so ist man geblendet von dem Anblick. Mit einem Male liegt der gewaltige Thorbau, schimmernd in der vollen Pracht seines penteliſchen Marmors vor Augen, die Propyläen, die großartige mittlere Säulenreihe flankirt von den massigen Seitenbauten, rechts oben auf kühnem Vorsprung in zauberischem Reiz der Niketempel. Welch eine Pracht der Säulen, welch kolossale Verhältnisse, und doch welche Harmonie in allem! Das also war der Festaufgang zur Burg, diesem „Weihgeschenk an Athene". Kein Volk hat einen ähnlichen Eingang zu seinen Nationalheiligthümern je erdacht, noch viel weniger ausgeführt. Und doch ist das, was gebaut wurde, bloß halbe Arbeit, ein Torso sozusagen, der nur schattenhaft die Größe des ursprünglichen Planes ahnen läßt. Denn dieser wurde durch Partei- und Glaubensgründe durchbrochen. Welch ungeheure Entwicklung liegt zwischen diesem Prachtbau und seinem ersten Vorspiel, das wir kennen, den Säulenthoren in Tiryns. Seine Wirkungen aber übte dieser Bau weithin. Seine Nachklänge sind die Münchener Propyläen und das Brandenburger Thor, die aber beide nicht entfernt gleich eindrucksvoll sind; allein schon die Höhenunterschiede erklären dies. Die Propyläensäulen waren 8,86 m hoch, der Epistyl hatte eine Höhe von 1,15 m, die nämlichen Maße hatte der Triglyphenfries, hierauf folgte noch das Kranzgesims. Man denke sich nun die Propyläen in diesem gewaltigen Aufbau auf dieser bedeutenden Höhe. Die Münchener Propyläen sind wahrlich klein daneben. Mit welchem Hochgefühl wird das Volk



Athens in den großen Panathenäen hier die Marmorstufen hinangestiegen und eingetreten sein durch die fünf mächtigen Interkolumnien und den daran angeschlossenen herrlichen Doppelhallenbau jonischen und dorischen Stils, hinein in den hl. Burgraum seiner Göttin. Seinem Schicksal aber entrinnt auf Erden nichts. Das Loos der Propyläen war ähnlich traurig, wie das des Parthenon. Die Türken hatten im 17. Jahrhundert hier ein Pulvermagazin untergebracht, in welches im Jahre 1656 ein nächtlicher Blitz einschlug. Es erfolgte eine furchtbare Explosion, welche nicht bloß die Wohnung des Aga Jsouf in die Luft nahm, sondern zugleich einen großen Theil der Propyläen zersprengte, sämmtliche Architrave und zwei jonische Säulen zerschmetterte und von allen übrigen die oberen Theile herabstürzte. So liegt der Thorbau des Mnesikles nun in Trümmern vor uns. Saiten der Wehmuth beginnen bei seinem Anblick im Herzen zu klingen, daß auch das Schöne sterben muß.

Ein freundlicheres Geschick ward dem entzückenden Spielzeug hoch oben zur Rechten beschieden, dem Tempelchen der Nike. Unheil blieb freilich auch ihm nicht erspart. Es war im Unglücksjahr 1687. Die Türken hatten am 23. Juli die Schlacht bei Patras verloren und rüsteten sich auf die Belagerung der Akropolis. Es sollten vor allem die Vertheidigungsmittel des Burgaufgangs verstärkt werden. Um das Material waren sie nicht verlegen. Der Sieg war ihnen ja entflogen. Was brauchten sie also das Heiligthum der Nike Apteros zu schonen? Auch waren sie ja Türken. So wurde das Tempelchen niedergerissen und seine Stücke in eine mächtige Bastion verbaut. Seine herrlichen Bauglieder schlummerten beinahe 150 Jahre unter den Rädern türkischer Kanonen, um wieder ihre Auferstehung zu feiern mit dem Auferstehen der Freiheit Griechenlands. Im Jahre 1835 nämlich begannen Roß, Schaubert und Hansen hier zu graben, und das Ergebniß war mehr als lohnend. Der Tempel konnte aus seinen fast vollständig aufgefundenen

Resten wiederhergestellt werden — nur das Dach fehlt ihm —, und so thront er wiedererweckt von neuem auf seiner Höhe. Ein kostbares Fundstück! Mit welch liebender Sorgfalt das Ganze ausgeführt ist, das würde uns, wenn alles Andere verloren wäre, allein jene berühmte „Sandalenbinderin" klar machen können, dieses unerreichte Bravourstück der Gewandbehandlung. An Zierlichkeit ist diesem jonischen Amphiprostylos mit seinen vier Säulen nichts zu vergleichen. Zartduftig und keusch, in unendlicher Leichtigkeit triumphirend über das Gesetz lastender Schwere, eine vollendete Verkörperung attischer Eleganz — so steht er vor uns und entzückt das Auge. Echt attisch ist es ja selbst, die Nike als apteros, als flügellos zu denken, damit sie ihr Volk nicht verlasse. Wie plump, aber äußerst charakteristisch ist der Ausweg, den das Bauernvolk zu Sparta in ähnlicher Sorge wählte. Die Spartaner fesselten nämlich ihre Nike. Unvergleichlich ist auch die Aussicht vom Nikepyrgos, und wer einmal da oben gestanden, wird der Erinnerung an den Zauberblick nicht so leicht sich wieder entschlagen, wird nicht vergessen diesen saronischen Golf mit seinem herrlichen, tiefblauen Meeresspiegel, seinen Ufersäumen, seinen Inseln, von denen Salamis und Aegina mit seinem H. Elias sich besonders großartig präsentiren. Im weiten Kreise aber umstehen dieses Bild treuen Hütern gleich die ewigen Berge Megaras und der Pelopsinsel. Man versteht das Entzücken eines Byron, das aus seinen vielcitirten Versen uns entgegenklingt:

Langsam versinkt, im Scheiden doppelt schön,
Die Sonne westlich von Moreas Höh'n,
Nicht, wie im Norden, fahlen Angesichts,
Nein, wolkenlos, ein Brand lebend'gen Lichts.
Auf stiller See die gelben Strahlen glüh'n
Wie zitternd Gold auf dunklem Wogengrün.
Auf Hydhras und Aeginas Felsen lacht
Der Gott der Freud' ein letztes „Gute Nacht".

(Fortsetzung folgt).



III.

Der Katholicismus und das zwanzigste Jahrhundert.

Während vor zwei Jahren, ähnlich wie bei früheren Jahrhundertwenden, die Menschen und namentlich die Ordnung und Gründlichkeit liebenden Deutschen sich darüber stritten, ob man noch im neunzehnten oder schon im zwanzigsten Jahrhundert stehe und das Eine wie das Andere mit mathematischen und historischen Operationen haarscharf bewiesen wurde, ist man nunmehr über die Zugehörigkeit zum zwanzigsten Jahrhundert im Reinen. Der Streit über die Jahrhundertwende ist verstummt und wird erst in hundert Jahren über unseren Gräbern wieder entbrennen. Noch lange aber werden die Anschauungen über die Leistungen des verflossenen und die Aufgaben des neuen Jahrhunderts auseinandergehen. Gerade hierin zeigt sich der ganze Zwiespalt unserer Zeit, der große Gegensatz der Weltanschauungen.

Auf der einen Seite wird siegesgewiß der „Triumph der christlichen Philosophie" verkündet, auf der anderen monistische Philosophie in „gemeinverständlichen Studien" zur Lösung der Welträthsel gepredigt, auf einer dritten die philosophia militans gegen „Klerikalismus und Naturalismus" mobil gemacht. Die liberale protestantische Theologie ist zum Entsetzen ihrer orthodoxen Schwester bei einem vollständig dogmenlosen Christenthum angekommen. In der katholischen Theologie erblickt eine Richtung das Heil für die Zukunft



in zähem Festhalten an den Formen der Vergangenheit, eine andere in Fortschritt und Reformen. Man sieht: einig und geschlossen ist jedes Hauptlager in der Bekämpfung des direkt entgegengesetzten, während unter sich sofort die Meinungsverschiedenheit beginnt. Dabei stehen freilich die überzeugungstreuen Katholiken wenigstens auf demselben dogmatischen Boden, während ihre Gegner in den principiellsten Fragen auseinandergehen. Einig sind die meisten laut gewordenen Stimmen namentlich in der abfälligen Beurtheilung des Katholicismus und es hat H. St. Chamberlain in seinen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" mit glänzender Virtuosität und einem bestechenden Aufwand von Gelehrsamkeit ein Verdikt über die römische Kirche ausgesprochen, das an Unverfrorenhiit und Grundlosigkeit dem Urtheil seines Londoner Namensbruders über die Kriegführung der Deutschen gegen Frankreich nicht nachsteht.

Derartigen Urtheilen bezw. Verurtheilungen gegenüber will das neueste, wahrhaft zeitgemäße Buch des Prälaten Prof. A. Ehrhard,[1]) dessen erste Auflage innerhalb vierzehn Tagen vergriffen war, „in einer den weitesten Kreisen verständlichen Form den Nachweis liefern, daß der Katholicismus nicht ein hinsterbendes Gebilde verklungener Zeiten ist, sondern auch im zwanzigsten Jahrhundert sich als ein lebenskräftiger Culturfaktor erweisen wird, wie in den neunzehn Jahrhunderten seiner Vergangenheit, wenn die Katholiken die Aufgaben erfüllen, die er an sie stellt".

Der Weg, den Ehrhard zu diesem Ziele einschlagen will, ist eine „ruhige, unparteiische, jede Einseitigkeit und unberechtigte Apologetik vermeidende, die historische Wahrheit rückhaltlos zur Geltung bringende, von echt wissenschaftlichen Grundsätzen beherrschte Untersuchung der einschlägigen Fragen"

1) „Der Katholicismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit." Stuttgart und Wien. Jos. Roth, 1902. X, 416 S. (M. 4.80.)

(S. VIII). In der That ist dieses Programm im ganzen Buche vollauf durchgeführt. Ausgeschlossen von den Erörterungen sind „die praktisch-kirchlichen Lebensgebiete und die in der Gegenwart auf denselben herrschenden Unvollkommenheiten und Mißstände", weil „derartige Fragen nicht vor das Forum der großen Oeffentlichkeit . . . . ., sondern vor dasjenige der kirchlichen Obrigkeit gehören". „Es ist aber wünschenswerth, daß die berufenen katholischen Kreise unter Umständen die Initiative ergreifen, indem sie durch Immediateingaben die Aufmerksamkeit der kirchlichen Obrigkeit auf bestimmte Angelegenheiten lenken" (S. IX).

Der reiche Inhalt des Ehrhard'schen Buches, die Fülle und Tragweite der darin entwickelten Gedanken berechtigen uns, dieselben in Folgendem zu skizziren.

Die Einleitung kennzeichnet mit kurzen markanten Strichen die Lage der katholischen Kirche in der Gegenwart. Es sind drei Erscheinungen, welche zu denken geben. Die eine liegt in der in weiten Kreisen ganz ernsthaft und mit einem Aufwand von Gründen wie nie zuvor gehegten Anschauung, daß „der Katholicismus der große Gegner der modernen Cultur sei, ihre Fortschritte hemme und schuld daran sei, wenn die moderne Cultur sich nicht rascher und fruchtbarer durchwirke, ihre Segnungen nicht in größerem Maßstabe und weiterem Umfange über die Menschheit ausgießen könne" (S. 3). Eine zweite höchst beachtenswerthe Erscheinung ist die wachsende Entfremdung der gebildeten Kreise von der katholischen Kirche innerhalb der katholischen Länder und Staaten selbst (S. 9). „Wenn alle Jene, die innerlich nicht mehr zur katholischen Kirche gehören, aus der Liste ihrer Glieder gestrichen würden, die stolze Zahl der Millionen von Katholiken würde nicht unbedeutend heruntersinken. . . . . Läßt man diese reale Erscheinung allein auf sich wirken, dann will es einem manchmal scheinen, als ob eine umgekehrte Entwicklung im Anzuge sei, als diejenige es war, welche zwischen dem 4.—7. christlichen Jahrhundert die

Heiden auf das Land, in die abgelegenen Pagi des römischen Reiches trieb, und als ob ein katholischer Paganismus im etymologischen Sinne des Wortes in der Ausbildung begriffen wäre!" (S. 12 f.). Dazu kommt eine dritte Erscheinung: „das ist die Unzufriedenheit mit einer Reihe von bestehenden kirchlichen Verhältnissen, die in verschiedenartiger Weise, in theologischen Broschüren, in kirchenpolitischen Briefen, in Reformschriften und Reformvereinen, in separatistischen oder national-partikularistischen Bewegungen und Bestrebungen allenthalben, in Deutschland, Amerika, Frankreich, jüngst auch in Italien, innerhalb bestimmter Kreise, die grundsätzlich katholisch sein und katholisch bleiben wollen, hier offen aufleuchtet, dort versteckt wie Feuer unter der Asche glimmt, zum Theil durch persönliche Kränkungen und Enttäuschungen geweckt, zum Theil aber auch von den edelsten Motiven und höchsten Idealen genährt und erfüllt mit echt kirchlichem Geiste" (S. 13). Faßt man die Männer, welche innerhalb des letzten Jahrhunderts vorher schon dasselbe Ziel verfolgten, ins Auge, so „befinden sich die jüngsten Anwälte derselben Sache nicht in einer schlechten Gesellschaft". „Deutschland sah den edlen, allzufrüh heimgegangenen Möhler wie ein Meteor vorüberleuchten und vernahm aus seinem Munde kirchliche Reformvorschläge, die seitdem nicht wiederholt wurden" (S. 14).

Das überaus schwierige Problem der Versöhnung der katholischen Kirche und der modernen Welt faßt Ehrhard in die **drei Fragen**: 1. Wie ist die heutige religiös-kirchliche Lage entstanden? 2. Welches ist der wesentliche Charakter und die Tragweite des heutigen Gegensatzes zwischen der katholischen Kirche und der modernen Welt? 3. Welche Aufgaben harren der nächsten Zukunft, des 20. Jahrhunderts, zur Beilegung des Conflictes zwischen Welt und Kirche? (S. 19 f.).

Die erste der gestellten Hauptfragen ruft sofort zwei Vorfragen, nämlich nach der Lage der katholischen



Kirche im Mittelalter und nach der Stellung des Mittelalters in der Gesammtgeschichte des Katholicismus. Der erste Abschnitt erörtert demnach die erste der beiden Vorfragen. Nach einem kurzen Blick auf das christliche Alterthum werden die das christliche Mittelalter charakterisirenden Faktoren und Momente auf die drei Merkmale vereinigt: 1. die Verbindung des Papstthums und Kaiserthums als der beiden höchsten Vertreter der Christenheit und der dadurch bedingte Universalismus des Mittelalters. Jene Verbindung hatte für beide Institutionen Vortheile, aber auch Nachtheile von höchster Tragweite im Gefolge (S. 25 ff.). 2. Die gegenseitige Durchdringung des politischen Staatswesens und des katholischen Kirchenlebens und der daraus hervorgehende Synergismus zwischen Kirche und Staat; 3. die Alleinherrschaft des christlichen und kirchlichen Geistes auf allen Gebieten des höheren Culturlebens und der dadurch verursachte „Klerikalismus" des Mittelalters. Dieses ist das glänzendste und als Ganzes innerhalb seiner Zeit betrachtet das erfreulichste Merkmal (S. 30 ff.). An Unterströmungen antikirchlichen Charakters hat es freilich auch nicht gefehlt (S. 32 f.).

Der zweite Abschnitt befaßt sich mit der Stellung des Mittelalters in der Geschichte der katholischen Kirche. Hier werden zwei extreme Anschauungen abgewiesen. „Die eine erblickt in dem Mittelalter eine dunkle, unrühmliche Zeit, die als Gesammterscheinung tief unter dem klassischen Alterthum sowie der Neuzeit stehe, und ohne wesentlichen Verlust aus der Weltgeschichte ausgeschieden werden könne" (S. 44). „Die entgegengesetzte Anschauung, die bis zur Stunde in weiten katholischen Kreisen herrscht, betrachtet das Mittelalter als die Glanzepoche der katholischen Kirche überhaupt und fühlt sich verpflichtet, alles zu billigen, was in ihm auf kirchlichem Gebiete geschah, alles zu vertheidigen, was zum Gegenstand von Angriffen gemacht wird" (S. 46 f.). Auch diese Anschauung wird aus drei, der



realen Geschichte, der wahren Geschichtsphilosophie und der katholischen Theologie entnommenen Gründen als unrichtig dargethan. Dem Mittelalter eignet nur ein relativer Charakter und dieser „ist durch eine Thatsache erwiesen worden, die schwerer wiegt als alle prinzipiellen Erörterungen, durch die Thatsache nämlich, daß das Mittelalter vor mehr als vier Jahrhunderten in die große Grabgruft der Weltgeschichte hinabgestiegen ist, um einer neuen Zeit Platz zu machen, die wahrlich dafür sorgt, daß es nicht von den Todten auferstehe“ (S. 54 f.).

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit der Entstehung der modernen Zeit und deren Grundfaktoren. Thatsachen von so einschneidender Kraft und Bedeutung, wie diejenigen es sind, welche das Mittelalter von dem klassischen und christlichen Alterthum trennen, der Untergang des römischen Reiches und die Völkerwanderung, vermißt man an der Wende des Mittelalters zur Neuzeit. Der Schauplatz der Weltgeschichte blieb wesentlich derselbe, die germanisch-romanischen Nationen blieben an der Spitze der Culturentwicklung. Um so durchgreifender und mannigfacher aber waren die inneren Wandlungen, die sich da vollzogen. Dieselben lassen sich jedoch alle auf fünf Gruppen zurückführen, von denen drei auf dem religiösen und intellektuellen, zwei auf dem politisch-nationalen und dem psychologischen Gebiete liegen: 1) das Zurücktreten des maßgebenden Einflusses der Kirche auf das Leben der christlichen Völker (S. 58 ff.), 2) das Sinken der kirchlichen und Wiederaufleben der heidnisch-klassischen Ideale (S. 166 ff.), 3) das Aufkommen neuer Geistesrichtungen, die zur Begründung der Geschichts- und Naturwissenschaft führten, deren experimenteller, induktiver Charakter in einen scharfen Contrast zu dem wesentlich deduktiven und metaphysischen der christlichen Wissenschaft der Vorzeit trat (S. 68 ff.); 4) das Hervortreten der nationalen Idee und ihr Sieg über den Univer-



jalismus des Mittelalters (S. 70 ff.), endlich 5) der Subjektivismus und Individualismus (S. 73 ff.).

Nachdem so der dritte Abschnitt die charakteristischen Merkmale der Neuzeit angegeben, behandelt der vierte die Entwicklung der modernen Zeit und ihre kirchlichen Folgen. Mit Recht läßt Ehrhard vom kirchenhistorischen Gesichtspunkte aus die Neuzeit mit der Mitte des 15. Jahrhunderts beginnen und theilt sie in drei Perioden, deren Marksteine die Mitte des 17. Jahrhunderts bezw. der Westfälische Friede und der Beginn des 19. Jahrhunderts bezw. die französische Revolution bilden. Die erste dieser drei Perioden zerfällt wieder ganz ungezwungen in drei Epochen: das Zeitalter der Renaissance und der Vorreformatoren, das Zeitalter Luthers oder die Hochfluth der kirchlichen Revolution, das Zeitalter der kirchlichen Reform und der Religionskriege. Charakterisirt ist die erste Epoche einerseits durch die Begeisterung für die antike klassische Literatur (Humanismus S. 79 ff.) und die Bewunderung der klassischen Kunstdenkmäler, welche zu Kunstschöpfungen führte, die bis jetzt unübertroffen dastehen (Renaissance S. 83 ff.), andererseits durch kirchliche Reformbestrebungen (S. 89 ff.), deren Träger theils am kirchlichen Dogma und dem Wesen der kirchlichen Organisation festhielten, und darum nicht „in den Ahnensaal des Protestantismus gehören" (S. 92), theils eine Reform gegen die Kirche wollten und so wirklich zu Vorläufern der Reformation des 16. Jahrhunderts wurden. Grundmotiv der kirchlichen Revolution in allen ihren Phasen ist der extreme Subjektivismus, der das eigene Denken und Wollen als das Maß der Wahrheit, der Sittlichkeit und des Rechtes betrachtet. (S. 103 f.) Die Kräfte, die hierbei wirksam waren, lassen sich auf vier zurückführen: die religiös-kirchliche, die nationale, die politische und die allgemein culturelle (S. 108 f.). Die erste lag nach der negativen Seite in der ungenügenden Vertretung des katholischen Gedankens durch die konkreten Organe der Kirche

und dem daraus hervorgegangenen Mangel an entsprechender Befriedigung der inneren religiösen Bedürfnisse und an Besserung der äußeren kirchlichen Verhältnisse, nach der positiven Seite aber in der scheinbaren Befriedigung dieses Dranges durch die Reform (S. 109 f.). Die zweite nationale Kraft lag in dem Gegensatz des germanischen Geistes zu dem romanischen und römischen, sowie in dem Streben nach kirchlicher Selbständigkeit (S. 110 ff.) Dazu kam als dritte politische Kraft die seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Deutschland lebendig gewordene partikularistische Bewegnng, als deren Träger die deutschen Fürsten und die freien Städte mehr und mehr hervortraten (S. 113 ff.); dazu kamen endlich culturelle Zustände und Verhältnisse verschiedener Art als Förderungsmittel (S. 115 ff.). War nun die Reformation des 16. Jahrhunderts die richtige Lösung der großen kirchlichen Frage, welche das verhängnißvolle Erbe des ausgehenden Mittelalters darstellte? Diese Frage wird S. 118 ff. negativ beantwortet, und der Beweis hiefür nicht mit theologisch-dogmatischen, sondern mit historischen Argumenten erbracht. Die Reformation steht nämlich unter dem Zeichen 1) der Revolution, der muthwilligen Verachtung und Niederreißnng des Alten, um alles Neue, so extravagant es sein mochte, begierig aufzunehmen, 2) des extremen Subjektivismus, der an die Stelle der einen katholischen Wahrheit sechs verschiedene religiöse Grundauffassungen setzte, 3) des Nationalismus durch die Schaffung eines germanischen Christenthums, 4) des Staatskirchenthums und der darin liegenden Unterordnung des Christenthums unter die staatliche Gewalt, 5) des beginnenden Abfalles von dem Wesen des historischen Christenthums selbst. Daß aber in einer so großen und fruchtbaren kirchlichen Erscheinung, wie die Reformation es in Wirklichkeit ist, nicht blos Negatives erblickt werden darf, wird S. 128 ff. dargethan.

Die Charakteristika des Zeitalters zwischen dem Augsburger und dem Westfälischen Frieden



sind geistige Reaktion und materieller Kampf. Unter den nach innen und nach außen wirkenden Reaktionskräften traten besonders vier hervor: das Concil von Trient (S. 137 ff.), die Gesellschaft Jesu (S. 144 ff.), das Papstthum (S. 153 ff.), die katholischen Fürsten (sogen. Gegenreformation, S. 176 ff.). Die innerkirchlichen Verhältnisse nach dem Concil von Trient stellen sich, als Ganzes betrachtet, als ein bedeutsamer Aufschwung, als eine wahre Erneuerung des katholischen Lebens dar, die sich auf allen Gebieten der innerkirchlichen Arbeit und in der energischen Aufnahme der Missionsthätigkeit nach außen offenbarte (S. 161). Es kommen hier in Betracht die neuen Ordensbildungen, deren charakteristisches Merkmal ihre gemeinsame wesentliche Richtung auf die praktischen Aufgaben der Zeit ist und deren Organisation im Congregationswesen liegt (S. 161 ff.), die Ausbildung der Nachscholastik (S. 165), und neuer, durch die Bedürfnisse der Zeit geforderter Disciplinen, wie der biblischen Kritik und Einleitungswissenschaft, der Aufschwung der Kirchengeschichte, die Begründung der Dogmengeschichte (S. 166 f.). Leider hielt mit dem Aufschwung der theoretischen Theologie die praktische, namentlich die Moraltheologie nicht gleichen Schritt. „Statt sich auf die gründliche Untersuchung und Darstellung der großen ethischen Ideale des Christenthums zu besinnen, verlor sie sich in die Casuistik, deren schädliche Auswüchse gar nicht geleugnet werden können" (S. 167). Die Hauptleistungen fallen in der Theologie, wie bei den Ordensstiftungen, den romanischen Ländern zu. S. 168 ff. werden die theologischen Streitigkeiten dieser Zeit, S. 171 ff. der Hexenwahn und die Hexenprozesse kurz beleuchtet.

Unter den Merkmalen der zweiten Periode der Neuzeit vom westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution, ragen drei hervor, welche zugleich die kirchlichen Verhältnisse wesentlich beherrschten und bestimmten: 1) die antichristliche Aufklärung, welche in der durch den kirchlichen Riß entstandenen geistigen Zerklüftung des Abend-



landes und in den fascinirenden naturwissenschaftlichen Entdeckungen ihren doppelten Ausgangspunkt hatte, das religiöse Leben zu einem Tiefstand wie nie zuvor herabsinken ließ und so das 18. Jahrhundert zum unchristlichsten unter den christlichen Jahrhunderten stempelte (S. 182 ff.); 2) der staatliche Absolutismus (S, 182 ff.) und 3) der damit im Zusammenhange stehende kirchliche Partikularismus, wie er im Gallikanismus in Frankreich (S. 194 ff), dem Febronianismus in Deutschland (S. 199 ff.), und dem Josephinismus in Oesterreich (S. 201 ff.) sich offenbarte. Es werden dann noch der Jansenistenstreit, die moraltheologischen und quietistischen Streitigkeiten (S. 204 ff.), das Ordensleben (S. 210 ff.), die Wirksamkeit der Bischöfe und des Weltklerus (S. 214 ff.), die theologische Wissenschaft (S. 218 ff.) in diesem Zeitraum gewürdigt.

Was das vielgepriesene und vielgeschmähte 19. Jahrhundert betrifft, so liegen „von den Ideenkomplexen, die sich im 19. Jahrhundert verwirklicht haben, die hervorstechendsten auf dem politischen, socialen und geistig culturellen Gebiete und charakterisiren es als das Zeitalter des Constitutionalismus, Parlamentarismus, Republikanismus und der Demokratie auf dem politischen, des Nationalismus, des wirthschaftlichen Liberalismus und des Socialismus auf dem socialen, der Vorherrschaft der Natur- und Geschichtswissenschaften auf dem geistigen, mit all den Consequenzen, welche sich für das immer mehr in die Breite gehende Culturleben ergaben und die sich in einer Unmasse von Einzelerscheinungen immer mehr auswirkten" (S. 229). Das öffentliche Leben hat einen vorwiegend weltlichen Charakter, wie es ihn noch nie in christlicher Zeit gehabt hat, und man kann dieses Zeitalter vom genannten Gesichtspunkte aus geradezu das Zeitalter der geistigen Säcularisation nennen. Die antichristliche Aufklärung geht in die antireligiöse und antitheistische über. Zugleich trägt das Jahrhundert einen specifisch antikatholischen Charakter an sich, ein Beweis,



„daß die katholische Kirche allein das eigentliche Bollwerk des Christenthumes ist" (S. 231), während die protestantischen Kirchen „im 19. Jahrhundert den Beweis dafür erbracht haben, daß sie für alle religiösen Strömungen und Bewegungen offen stehen, mögen sie auch vom Christenthum nicht viel mehr besitzen als den Namen" (S. 232).

Wer die kirchlichen Verhältnisse des 19. mit denen des vorausgegangenen Jahrhunderts vergleicht, wird „zunächst durch das Schauspiel einer Erstarkung des katholischen Lebens erfreut, die nach dem religiösen Tiefstand des ausgehenden 18. Jahrhunderts auf ihn wirkt wie ein warmer, sonniger Frühlingsmorgen nach langer Winterkälte" (S. 233). Dieses religiöse Wiedererwachen, namentlich in den durch die Folgen der Revolution am schmerzlichsten betroffenen Ländern Frankreich und Deutschland, währt ein volles Menschenalter von 1815 bis gegen die Mitte des Jahrhunderts. Mit Rücksicht auf die hervorstechendsten kirchlichen Erscheinungen kann man diesen Zeitabschnitt als das Zeitalter der kirchlichen Restauration (S. 236 f.), der religiösen Romantik (S. 237 f.) und des katholischen Liberalismus (S. 234 ff.) bezeichnen. Auch die theologische Arbeit entfaltete sich im katholischen Deutschland von neuem und zwar in einer doppelten Richtung, einer dogmatisch-spekulativen und einer positiv-historischen (S. 238 ff.). Noch mehr wurde das katholische Bewußtsein in den breiten Volksschichten geweckt und gestärkt durch die Gewaltthätigkeiten der preußischen Regierung in der bekannten Mischehenfrage (S. 241 f.). S. 248 ff. werden die Verhältnisse der katholischen Kirche in den übrigen Ländern Europas kurz gezeichnet.

Der Pontifikat Gregors XVI. leitet zu einem neuen Zeitalter über, das aber erst mit dem Anfang der Fünfziger-Jahre in die charakteristische Erscheinung trat und mit 1870 endete. Seine Signatur ist religiöser Confessionalismus (S. 252 ff.) und kirchlicher Centralismus („Ich würde es kirchlichen Absolutismus nennen, wenn nicht dieser



Ausdruck mißverständlich wäre und wohl sicher mißverstanden würde" S. 254 ff.), die beide ihre Licht- und Schattenseiten haben. „Nun ereignete es sich, daß während dieses ganzen Zeitalters nur eine einzige und zwar psychologisch fest umgrenzte Persönlichkeit den Stuhl Petri innehatte, Pius IX., der dasselbe sogar noch acht Jahre überlebte. Durch diese in den Annalen der Kirchengeschichte beispiellos dastehende Länge einer einzigen Regierung ging eine fruchtbare Entwicklungskraft verloren, die der raschere Wechsel der Inhaber der höchsten kirchlichen Gewalt erfahrungsgemäß mit sich bringt" (S. 256 f.). Dieser Papst beherrschte auch die kirchliche Entwicklung in so hohem Maße, daß die Zeit von 1850 bis 1870 als das Zeitalter Pius' IX. bezeichnet werden könnte. Sie ist durch vier kirchliche Ereignisse charakterisirt, die in ihren Folgen bis auf die Gegenwart mächtig einwirken: 1. die Ausbildung der Neuscholastik (S. 257 ff.), 2. die Aufstellung des Syllabus (S. 265 ff.), 3. die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit (S. 269 ff.) und 4. der Untergang des Kirchenstaates (S. 281 ff.)

Mit dem Jahre 1870 beginnt das jüngste kirchliche Zeitalter, in dem wir selbst noch stehen und das in Würdigung der intensiven, vielseitigen und maßgebenden Thätigkeit des gegenwärtigen Papstes von der katholischen Kirchengeschichtsschreibung vielleicht einmal das Zeitalter Leo's XIII. genannt werden wird. „Eine abschließende Charakteristik Leo's XIII., der den klugen Diplomaten mit dem gefühlvollen Dichter, den gelehrten Theologen mit dem realistisch gestimmten Kirchenpolitiker, den sparsamen Verwalter mit dem opferfreudigen Spender, den unbeugsamen Bischof von Rom mit dem liebenswürdigsten Menschen in einer Person vereinigt, gehört der Zukunft an, gleichwie sein hoffentlich noch ferner Tod" (S. 289).

S. 290 ff. wird unsere Zeit als „Zeitalter der Culturkämpfe", S. 296 ff. die „Gelehrtenhäresie" des Altkatholi-

cismus gewürdigt. Letzteren gegen die theologischen Fakultäten an den deutschen Universitäten auszunützen, widerspricht den elementarsten Regeln der Logik. „Zuletzt geschah das in einer bedauernswerthen Schrift (Kannengieser), die man leider mit Recht als ein Pamphlet schlimmster Art charakterisirt hat“ (S. 298). S. 298 ff. wird auch der Streit um eine katholisch-theologische Fakultät in Straßburg noch kurz berührt.

Der fünfte Abschnitt behandelt die Tragweite des Gegensatzes der modernen Welt zur katholischen Kirche. Daß derselbe trotz der neben- und ineinander fließenden antikirchlichen, antichristlichen und antireligiösen Strömungen kein absoluter ist, läßt sich daraus ersehen, daß die fünf Grundfaktoren, auf welche die Entstehung der modernen Cultur zurückgeführt wurde, bei unbefangener Würdigung nicht in einem absoluten Gegensatz zur katholischen Kirche stehen, die herrschenden Gegensätze vielmehr rein historischer Natur sind. Dies wird S. 304 ff. scharfsinnig dargethan. Der Katholicismus sucht die conservative und fortschrittliche Geistesrichtung harmonisch mit einander zu versöhnen (S. 326 ff.), kirchliche Auktorität und individuelle Freiheit sind beide an dieselben Grenzen gebunden, nämlich an Wahrheit, Sittlichkeit und Gerechtigkeit, und können darum keinen inneren Gegensatz annehmen (S. 331 ff.). Der Protestantismus ist wohl eine große antikatholische Erscheinung der Neuzeit, bildet aber keinen integrirenden Bestandtheil derselben, da die moderne Cultur älter als der Protestantismus ist und keiner ihrer Grundfaktoren in einer nothwendigen Verbindung mit ihm steht (S. 334 ff.). Die kirchliche Entwicklung der Neuzeit mit dem Auftreten Luther's beginnen zu lassen, ist „vollständig unhaltbar und grenzt sogar an eine unbewußte Geschichtsfälschung“ (S. 336).

Zwischen Katholicismus und der modernen Welt besteht aber nicht nur kein absoluter Gegensatz, es herrscht sogar



zwischen beiden ein positives Verhältniß (S. 337 ff.). Die moderne Cultur hat, trotz ihrem Gegensatz zur mittelalterlichen, der katholischen Kirche nichts von dem genommen, was ihr wesentlich ist. Es läßt sich zwischen der Lage der katholischen Kirche in der Gegenwart und dem christlichen Alterthum eine auffallende Verwandtschaft wahrnehmen (S. 340), und das kann nur als Vortheil betrachtet werden (S. 342). Ja die moderne Cultur hat die katholische Kirche positiv gefördert und fördert sie noch immer (S. 342 ff.). Also kann und darf auch das Ziel ihrer Wirksamkeit nicht ein ewiger Kampf gegen die moderne Welt sein, sondern die Versöhnung des modernen Geistes mit dem Katholicismus und durch diese Versöhnung die Rettung der modernen Gesellschaft (S. 348).

Die grundsätzliche Bestimmung des Weges, der zu diesem Ziele führen kann, bildet den Inhalt des sechsten und letzten Abschnittes: die Aufgaben der Katholiken im zwanzigsten Jahrhundert. Da das Haupthinderniß nicht auf katholischer Seite, sondern auf Seiten der Träger der modernen Cultur liegt, müssen diese energisch zur Selbstprüfung aufgefordert werden und zur Ausscheidung alles dessen, was ihren Gegensatz zum Katholicismus grundsätzlich bedingt (S. 351 ff.). Diese müssen dabei ja „keine der echten Perlen, die auf dem Kleide der modernen Cultur prangen, preisgeben“, sondern nur die „unechten Perlen, die allerdings dicht neben den echten sitzen und mit diesen leider nur zu leicht verwechselt werden“ (S. 353). Die Aufforderung zur Selbstprüfung gilt natürlich auch den Anhängern der protestantischen Kirchen. „Ich will es aber vermeiden, die konfessionelle Polemik in dieser Betrachtung mitklingen zu lassen. Darin wird leider noch immer hüben und drüben viel und arg gesündigt; ich glaube jedoch eine unbestrittene Thatsache auszusprechen, wenn ich behaupte, daß wir Katholiken den Protestanten gegenüber viel unbefangener sind, als sie uns gegenüber, daß wir

ihre Leistungen viel gerechter beurtheilen, als sie die unserigen, daß mit einem Wort der katholische Geist viel versöhnlicher ist, als der protestantische. Auch hier zeigt sich, daß der Katholicismus nicht wesentlich Antiprotestantismus ist“ (S. 356 f.). Daß umgekehrt der Protestantismus wesentlich Antikatholicismus ist, hat Ehrhard schon S. 151 bemerkt.

Größere Hoffnung setzt der Verfasser auf die parallele Aufforderung an die **Katholiken der Gegenwart**, an der Versöhnung der modernen Welt mit der katholischen Kirche treu mitzuarbeiten. Eine solche Aufforderung ist nicht als die That eines Einzelnen aufzufassen; sie liegt in den Verhältnissen selbst, wie sie geworden sind. Das Recht des Einzelnen aber, eine derartige Aufforderung zu formuliren, wird, um Mißverständnißen im eigenen, Mißbrauch im gegnerischen Lager vorzubeugen, S. 358 ff. dargethan. Es „muß mit aller Offenheit und Entschiedenheit herausgesagt werden, daß wer sich als treuer Sohn der katholischen Kirche bekennt, sich damit nicht zu den menschlichen Schwächen ihrer Vertreter und Glieder, sondern zu den göttlichen Kräften bekennt, die sich in ihr offenbaren, nicht zu den zeitgeschichtlichen Wandlungen dieser irdischen Laufbahn, sondern zu den ewigen Sternen, die dieser göttlichen Mission voranleuchten, nicht zu den überlebten Resultaten bestimmter kirchlicher Arbeitszeiten, sondern zu den lebendigen Quellen ihres Schaffens, die niemals versiegen können, weil sie aus dem ewigen Leben hervorbrechen und in das ewige Leben wieder hineinfließen“ (S. 359 f.).

Die wichtigste Arbeit, die es zu leisten gilt, wird von Ehrhard in drei große Aufgaben zusammengefaßt: 1) es darf keine der **spezifisch mittelalterlichen** Erscheinungen und Leistungen, mit Ausnahme der consequenten Entwicklung der dogmatischen Lehren, die übrigens nichts absolut Neues gezeitigt hat, als bindend für die Gegenwart betrachtet werden (S. 361 f.); 2) man muß liebevoll ein=



gehen auf alle neuen religiösen und kirchlichen Bedürfnisse, die aus dem modernen Culturleben sich ergeben, auch wenn sie von den mittelalterlichen Aeußerungen des religiösen Lebens sehr verschieden sind oder sogar in einem gewissen Gegensatz zu diesem stehen (S. 362 ff.) Das moderne religiöse Bedürfniß unterscheidet sich von dem mittelalterlichen durch zwei besonders charakteristische Momente: Individualismus und Innerlichkeit. Auch dem Nationalismus, der nichts anderes ist als das Bestreben, die Individualität seiner eigenen Nation zur Geltung zu bringen, kann und muß Rechnung getragen werden (S. 364). Aus dem christlichen Alterthum, mit dem die Gegenwart große Verwandtschaft zeigt, ist ersichtlich, daß man die intensivere Heranziehung der Laien zu den kirchlichen Aufgaben und die Ertheilung größerer kirchlichen Rechte an dieselben, die sich heute als Bedürfniß geltend machen, nicht als eine unkirchliche Forderung bezeichnen darf. Das Leben der katholischen Kirche gleicht nicht einem Mechanismus, der ewig dieselben Formen hervorbringt, sondern einem Organismus, der sich immer an neue Daseins- und Wirksamkeitsbedingungen anpassen muß (S. 366). Die Herstellung und Erhaltung dieser Harmonie zwischen der Religion und den in sich berechtigten culturellen, politischen, wirthschaftlichen und socialen Interessen, Strömungen und Bestrebungen der modernen Völker ist von der allergrößten Wichtigkeit (S. 362.). 3) Die dritte und allgemeinste Aufgabe umfaßt endlich die Gesammtsumme geistiger, sittlicher und socialer Arbeit, wodurch die Katholiken die Culturmacht des Katholicismus thatsächlich zu erweisen und den Gegnern der katholischen Kirche gegenüber sicherzustellen verpflichtet sind (S. 168 ff.). S. 376 ff. spricht sich Ehrhard kurz über die Errichtung katholischer Universitäten unter vorsichtiger Erwägung des pro und contra aus. Er bekennt sich zur Parole: Behauptung der Position des katholischen Gedankens an den bestehenden Universitäten, Stärkung dieser Position durch energische und

fruchtbare Arbeit inmitten der Centralstätten, an denen die gesammte akademische Jugend ihre höchste Bildung sucht und empfängt, Wiedergewinnung der dem Katholicismus entfremdeten Universitätskreise durch den thatkräftigen Erweis seiner Culturfreundlichkeit und seiner Culturmacht (S. 379).

Die wissenschaftliche Arbeit der Katholiken muß sich besonders auf drei Gebiete erstrecken, ohne deren Beherrschung kein Einfluß auf den Inhalt und die Richtung des höchsten Geisteslebens der Gegenwart gewonnen werden kann: Theologie, deren Studium innerhalb gewisser Grenzen auch vom gebildeten katholischen Laien gefordert werden muß (S. 380 ff.), Philosophie (S. 386 ff.) und Geschichte (S. 388), welche man die zwei Augen der allgemeinen Bildung genannt hat.

Auch über Literatur und Kunst (S. 391 ff.), sowie über das Volksbildungswesen (S. 396 ff.) werden beherzigenswerthe Worte gesprochen. „Nicht ein bequemes, mäßiges Herrschen ist die Aufgabe der katholischen Kirche, sondern Arbeit und Kampf im Dienste der höchsten Ideale der Menschheit, beide befruchtet und verklärt durch die wahre Liebe zu Gott und zu den Menschen: das ist das untrügliche Zeugniß ihrer Geschichte und ihres Lebens während fast neunzehn Jahrhunderten" (S. 404).

Dies der reiche Inhalt der herrlichen Schrift, den wir ohne kritische Zwischenbemerkung skizzirt haben. Ehe wir zu einer allgemeinen Charakteristik derselben übergehen, sei es uns gestattet, einige Desiderien vorzutragen. S. 22 f. werden zwar die allgemeinsten Momente, wodurch das christliche Alterthum in seiner Eigenart bestimmt wurde, angegeben; man würde hier aber doch ein klein wenig mehr erwarten, zumal da später wiederholt die Verwandtschaft der Lage der katholischen Kirche in der modernen Zeit mit der im Alterthum hervorgehoben wird. So war meines Erachtens im christlichen Alterthum der individuellen Freiheit viel mehr Rechnung getragen als später; das con-

struirende Mittelalter hatte vielfach die Neigung das, was früher Sache freiwilliger Uebung gewesen, zum Gesetze zu erheben und eine Strafe als Racheengel dahinter zu stellen. Es soll dies hier nur angedeutet sein; mit Beispielen ließe es sich leicht belegen. S. 158 f. hätte bei der Besprechung des Galileiprozesses der Parität halber vielleicht auf die Behandlung Keplers seitens der protestantischen Theologen hingewiesen werden können. In dem mir vorliegenden „voraussetzungslosen" Lexikon für Theologie und Kirchenwesen von H. Holzmann und R. Zöpffel, 2. Auflage, ist der Galileische Prozeß verhältnißmäßig ziemlich ausführlich behandelt, während man nach der vox Kepler vergebens sucht. Daß übrigens der anfängliche Widerstand der katholischen Theologen gegen naturwissenschaftliche Erkenntniß bälder überwunden wurde als der der protestantischen Theologen, wird S. 310 f. erwähnt.

Bei der Würdigung der Hexenprozesse S. 171 ff. wird die aus Quellen hergestellte Geschichtsfälschung des Grafen von Hoensbroech εἰς ἴδιον τόπον verwiesen; man möchte aber vom kundigen Verfasser auch ein Urtheil in der viel verhandelten Frage hören, ob durch dieselben das Conto der Theologen oder der Juristen mehr belastet wird. Der Satz, „daß Fr. von Spee seine Cautio criminalis (1631) anonym erscheinen lassen mußte" (S. 173), ist insoferne nicht zutreffend, als nach Duhrs Nachweisen im Histor. Jahrbuch 1900 die Schrift ohne sein und seiner Oberen Wissen erschien. Die Darstellung des Jansenistenstreites ist der Periodeneintheilung zuliebe auseinandergerissen (S. 169 u. 204 ff.). Bei der Schilderung des Aufschwunges der theologischen Arbeit im katholischen Deutschland S. 240 ff. wäre ein Hinweis auf die theologischen Zeitschriften, namentlich auf die älteste und die Entwicklung der Theologie in Deutschland während des 19. Jahrhunderts am getreuesten widerspiegelnde, die Tübinger „Theologische Quartalschrift", wohl am Platze gewesen. Ferner finde ich, daß das Vereinswesen, welches sich im



19. Jahrhundert wie auf wissenschaftlichem und socialem, so auch auf dem Gebiete des religiös-sittlichen Lebens mächtig entwickelt hat, zu wenig oder fast gar nicht berücksichtigt ist. Auch von dieser Erscheinung könnten Licht- und Schattenseiten gezeichnet werden. Unter den die Aera Pius' IX. charakterisirenden kirchlichen Ereignissen (S. 257 ff.) hätte die Dogmatisirung der Immaculata Conceptio unbedingt genannt werden müssen. Wenn Ehrhard S. 336 schreibt: „Dieser (sc. der Protestant) ist von der zufälligen Auffassung vom Wesen des Christenthums, die sein Prediger sich gebildet hat, vollständig abhängig und somit allen Einflüssen der Einzelpersönlichkeit ausgeliefert", so entspricht dies meinen Erfahrungen nicht. Ich habe Protestanten aller Bildungsstufen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, dabei aber gefunden, daß auch der Mann aus dem Volke nicht bloß „andächtiger Zuhörer" ist, sondern dem Prediger gegenüber auch inhaltlich Kritik übt und seine eigene Anschauung wahrt. Dies zu thun, setzt die Protestanten ihre die Katholiken der Gegenwart beschämende Schriftkenntniß in Stand. S. 102 wird es mit Recht für pedantisch erklärt, die nun einmal geprägte Wortmünze „Reformation" zu bekämpfen, da ja jedermann weiß, welchen Sinn er damit verbindet; S. 176 aber wird vom Ausdruck „Gegenreformation" gesagt, daß er nur vom Standpunkte der Berechtigung der Reformation einen eigentlichen Sinn habe und daher prinzipiell abzuweisen sei. Ich weiß nicht, ob ich den Verfasser hier nicht recht verstehe; aber mir scheint, daß, wer die eine Wortmünze kursiren läßt, auch die andere nicht beanstanden darf, da beide von demselben Standpunkte aus in Umlauf gesetzt wurden. Das Buch Theobald Zieglers über die geistigen und socialen Strömungen des 19. Jahrhunderts ist weder genannt, noch, wie es scheint, besonders berücksichtigt.

Die Ausstellungen, die wir uns zu machen erlaubten, wiegen nicht schwer. Ehrhard's Buch ist unseres Erachtens eine ganz hervorragende Leistung, welche die Beachtung der



Gebildeten aller Confessionen verdient, zumal die Beherzigung aller katholischen Kreise. Von hohem, echt wissenschaftlichem Standpunkt aus überblickt der Gelehrte den Erdengang der Kirche Gottes, er weiß die charakteristischen Merkmale, die wirkenden Faktoren, die wechselnden Hauptströmungen einer Zeit treffend herauszuheben und vor Augen zu führen. Vielleicht ergeht es manchem Leser wie dem Referenten: was einem oft in mehr oder minder unbestimmter Gestalt vor der Seele geschwebt — über die Geschichte und die Geschicke der Kirche, ihr Wohl und Wehe nachzudenken wird wohl auch vor Erreichung des Schwabenalters gestattet sein —, was man oft mehr oder weniger deutlich gefühlt hat, das bringt Ehrhard auf den Begriff und legt es überzeugend dar. Er verschweigt es nicht, wo die Kirche in ihrer zeitgeschichtlichen Ausgestaltung hinter ihren hohen Idealen zurückgeblieben ist, aber es ist kein j'accuse, sondern ein Begreifen und Erklären, zugleich aber ein warmer Appell, die im Katholicismus liegenden Kräfte voll zu entfalten. Ueberall verräth sich der echte Historiker, der Personen, Institutionen, Verhältnisse und Ereignisse aus ihrer Zeit, aus den treibenden Ursachen heraus verständlich macht. Ich verweise beispielshalber auf seine Darlegungen, warum die Päpste der Renaissance nicht zur Reform kamen (S. 89 ff.), über die Trienter Reformdekrete (S. 142 ff.), über die Ausbildung des kirchlichen Centralismus (S. 254 f). Die Gabe des Distinguo zeigt seine Bemerkung über „Ultramontanismus" (S. 255 f.). Ein wahres Cabinetsstück ist die Erörterung des Jesuitenordens (S. 144 f). Dazu die herrliche Sprache, in welche der Verfasser seine Gedanken kleidet! In dem Elsässer Ehrhard vereinigt sich die wissenschaftliche Tiefe und Ehrlichkeit des Deutschen mit der Eleganz, der Urbanität und dem Formensinn des Franzosen.

Das Buch Ehrhard's ist dem hochwürdigsten Apostolischen Feldvikar Dr. Coloman Belopotoczky gewidmet und



hat vom hochwürdigsten Bischofe von Rottenburg, Dr. Paul Wilhelm v. Keppler, die Druckgenehmigung erhalten mit dem Vermerk: „Wiewohl in manchen Punkten anderer Anschauung als der Verfasser, nehme ich doch keinen Anstand, dem Buche des Herrn Prälaten Professor A. Ehrhard: Der Katholicismus die kirchliche Druckgenehmigung zu ertheilen, da es mit dem Stempel hohen sittlichen Ernstes und warmer Liebe zur heiligen Kirche gezeichnet ist.“ In Kreisen, in welchen gerne bei den Katholiken eine völlige, nicht bloß durch die Gesetze der Logik bedingte Gebundenheit des Denkens vermuthet wird, könnte diese Form der Approbation leicht dahin mißverstanden und mißdeutet werden, als ob sonst die Approbation eines Buches nur dann zu erfolgen pflegte, wenn die Anschauungen des Autors und des approbirenden Bischofes sich decken. Dem gegenüber darf wohl darauf hingewiesen werden, daß die Approbation überhaupt nie die Uebereinstimmung der Anschauungen, sondern lediglich soviel ausdrückt, daß nach dem Urtheil des approbirenden Bischofes bezw. dessen Vertreters in einem Buche nichts Heterodoxes und Unkirchliches sich findet, der Inhalt also gegen Glaubens- und Sittenlehre der Kirche nicht verstößt. Die Entscheidung über die Richtigkeit der Anschauungen und die Stichhaltigkeit der Beweise gehört vor das Forum der Wissenschaft.

Ehrhard selber schreibt im Vorworte: „Ueber die Schwierigkeit, die kirchliche Lage der Gegenwart und alle jene Fragen, welche damit zusammenhängen, innerhalb eines Gesammtbildes der Entwicklung der katholischen Kirche in der Neuzeit öffentlich zu besprechen, habe ich mich keinen Augenblick hinweggetäuscht. Bei der Mannigfaltigkeit dieser Fragen muß sich der Autor einer solchen Schrift selbst bei der grundsätzlichen Zustimmung seiner Glaubensgenossen auf Widerspruch im Einzelnen gefaßt machen, und alle Unannehmlichkeiten, die mit dem Hervortreten in einer bestimmten theologischen und kirchlichen Richtung verbunden

zu sein pflegen, zu ertragen bereit sein. Derartige Erwägungen konnten mich aber nicht veranlassen, in einem Augenblicke zu schweigen, in dem ich das Reden als Gewissenspflicht empfand." Im Hinblick auf einen früheren Vorfall richtet der Verfasser dann an seine Kritiker die Bitte, nicht einzelne Sätze der Schrift aus dem Zusammenhang zu reißen, sondern den Geist der ganzen Schrift vorurtheilslos zu würdigen. Es wäre gewiß leicht, mit aus dem Zusammenhang gerissenen Sätzen dem Verfasser Mangel an kirchlichem Sinne vorzuwerfen; leicht, aber auch leichtfertig. Durch dasselbe Manöver könnten Protestanten katholischen Fanatismus darin finden. Bekanntlich kann man Jeden mit ein paar Zeilen von seiner Hand und der nöthigen Gewissenlosigkeit an den Galgen bringen.

Ehrhard's Buch will unbefangen gelesen und studirt sein, dann wird man den Geist desselben erkennen; es ist in der That „der Geist aufrichtiger Wahrheitsliebe, verbunden mit einer treuen und herzlichen Anhänglichkeit an die katholische Kirche als die Trägerin des wahren und ganzen Christenthums" (S. X).

Reutlingen. Hugo Koch.



IV.

Vom württembergischen Katholikentag an der bayerischen Grenze.

Der großartige Verlauf des Ulmer=Katholikentages wird auch im Nachbarlande Bayern die weiteste Beachtung und Anerkennung finden, zumal es auch an Theilnahme vom Lande der blauweißen Grenzpfähle nicht fehlte. Die gewaltige Kundgebung der Katholiken Württembergs drang wie ein Weckruf von der Grenzstadt über die Donau nach Bayern herein. Für die bayerischen Besucher war der Ulmer Katholikentag in mancher Beziehung interessant und lehrreich und forderte zu einer Vergleichung beider Staaten in religiöser, politischer und socialer Hinsicht geradezu auf. Drüben in Württemberg herrscht intensives religiöses Leben, gute politische Schulung des Volkes, und umfassende Organisation. Es war ein überraschender Anblick für die Umwohner, wie die Straßen Ulms derart mit Männern sich füllten, daß es ganz schwarz wurde vor ihren Augen und Gröber die Donaustadt mit gutem Humor „Ulm am schwarzen Meer“ heißen konnte. Fast mit Neid sahen die Bayern, deren Vaterland zu $^2/_3$ katholisch ist, wie in dem zu $^2/_3$ protestantischen Württemberg eine so große Menge katholischer Männer aus allen Gauen zusammenströmte, wie man es nicht einmal bei den allgemeinen deutschen Katholikenversammlungen trifft. Ueber 30,000 Karten



wurden zum Ulmer-Katholikentag gelöst, in 6 Lokalen mußten zu gleicher Zeit Versammlungen abgehalten werden und selbst da war noch alles überfüllt. Mit Aufmerksamkeit, Spannung und Ausdauer wurden die Reden angehört bis in den Nachmittag hinein. Kopf an Kopf hielten die Massen in der schwülen Luft aus. Opfer an Zeit, Entbehrung und zähem Aushalten wurden gebracht, wie man es in heutiger Zeit selten findet. Wie erklärt sich diese auffallende Thatsache? Die Katholiken Württembergs haben eine gute politische Schulung und Führung; das Interesse an den großen Fragen, welche die Gegenwart bewegen und beunruhigen und in der nächsten Zukunft eine Lösung fordern, ist auch im einfachen Bauersmann rege. Er will mit Verständniß und geistiger Theilnahme sich am öffentlichen Leben betheiligen und seinen Einfluß zur rechten Zeit durch mannhafte Stellungnahme geltend machen. Daher bringt er Opfer an Geld, Zeit und Entsagung und läßt es sich nicht gereuen, von einem Ende des Landes zum andern zu fahren, um sich weiter und tiefer in die wichtigen Fragen der Zeit einzuführen, mitzurathen und mitzubeschließen. Der Ulmer-Tag war eine Volksversammlung im besten Sinne und im größten Stile, bei der nicht etwa die Geistlichen das Hauptcontingent stellten, wie man es auf Seite der Gegner gern behauptet. Die Katholiken Württembergs sind politisch so wohl geschult und nehmen mit so lebhaftem Interesse am öffentlichen Leben Theil, daß sie für das Nachbarland mustergiltig werden könnten. Daher war es in den katholischen Gegenden Württembergs weder der Socialdemokratie noch dem Bauernbund möglich, Boden zu gewinnen und sich auszudehnen; nur in protestantischen Gegenden hat die socialdemokratische Agitation Anklang gefunden und einen starken Stimmenzuwachs bewirkt. In Württemberg ist der Volksverein weit verbreitet; an ihm betheiligt sich ein starker Procentsatz der katholischen Männer. Dort erhielten sie im Verlauf der letzten Jahre in zahlreichen Vorträgen besonders



durch den Klerus eine gute politische Schulung, wie man sie in andern Gegenden umsonst sucht. Das sind Vorzüge der württembergischen Katholiken, welche in politischer Beziehung nicht hoch genug angeschlagen werden können. Sie bilden ein starkes Bollwerk gegen die Socialdemokratie und andere radikale Zeitströmungen.

Die Katholiken Württembergs haben eine ausgezeichnete Führung und Vertretung in ihrer Centrumsfraktion, an deren Spitze Männer stehen, wie Gröber, Dr. v. Kiene, Rembold u. a., deren Namen im Heimatland und darüber hinaus einen guten Klang haben. Energie, Unerschrockenheit, glänzendes Rednertalent und unermüdliche Arbeit befähigen sie in hohem Grade zur Führerrolle. Selbstlosigkeit, Charakterfestigkeit, tiefe Religiosität und warme Fürsorge für das Volk sichern ihnen das Vertrauen und die Anhänglichkeit desselben in reichem Maße. Das katholische Volk weiß, daß diese Männer auf seiner Seite stehen und sein Wohl suchen, und daß sie um des katholischen Bekenntnisses willen statt der Gunst Ungunst erfuhren. Das Volk weiß, daß seine Centrumsfraktion eine Macht und einen Einfluß besitzt, welche ihre numerische Stärke weit übersteigt.

Man möchte unwillkürlich fragen, was würde das kleine schwäbische Centrum erst ausrichten, wenn es die Majorität hätte? In Bayern wurde in letzter Zeit sogar in der Centrumspresse über mangelnden Einfluß der Majorität geklagt, so daß der Außenstehende zu der Meinung gelangen könnte, daß Bayern das nicht habe, was das württembergische Centrum trotz seiner kleinen Zahl so stark macht: energische und ihrer Zahl wohlbewußte Führung, welche ihre Stärke voll auszunutzen versteht.[1]) In Württemberg hat das Centrum

1) Freilich diejenigen, welche die Verhältnisse kennen, werden nicht leugnen können, daß die Schwierigkeiten der Lage in Bayern ganz abnorme sind, Schwierigkeiten, gegen welche selbst die hervorragendsten Führer zur Zeit ohnmächtig ankämpfen.

erreicht, was nur möglich war; man denke an die Aufbesserung der Geistlichkeit, welche Württemberg vor Bayern fertig gebracht hat.

Die Katholiken Württembergs sind bedeutend in der Minderheit und müssen sich rühren, wenn sie nicht als quantité négligeable an die Wand gedrückt werden wollen. Das Volk weiß es und ist deshalb auch im öffentlichen Leben so rührig und thätig, um an seinem Theil auf die Gestaltung der religiösen, politischen und socialen Verhältnisse einzuwirken. Diese Arbeit wird aber immer schwieriger, weil die radikalen Tendenzen der Volkspartei, welche ihre Wurzeln in den protestantischen Gegenden hat, immer gefährlicher an's Tageslicht treten. In der letzten Zeit ist besonders die Schulfrage brennend geworden und hat eine allgemeine Aufregung im Lande hervorgerufen. Auf dem Lehrertage in Ravensburg hat nämlich die katholische Lehrerschaft gegen alle Erwartung in überwiegender Mehrheit scharf Front gemacht gegen die bisherige geistliche Schulaufsicht, und Fachaufsicht gefordert. Die Beschlüsse der Lehrer in Ravensburg und ihre Resolution an die Ständekammer fordern: 1. die Abschaffung der örtlichen geistlichen Schulaufsicht über die schultechnischen Fächer und damit Trennung von Kirche und Schule; der Religionsunterricht bleibt nur mehr ein loses Anhängsel im Schulbetrieb. 2. Uebertragung der Bezirksaufsicht von den Geistlichen, welche sie bisher im Nebenamte ausübten, an gut qualificirte Volksschullehrer im Hauptamte. 3. Uebernahme der Schulen vom Staate und Verleihung des Beamtencharakters für die Lehrer mit entsprechendem Gehalt. — Diese Forderungen der Lehrerschaft haben umsomehr Aufsehen gemacht in Württemberg, als erst vor zwei Jahren im Landtag die Aufbesserung der Lehrergehälter erfolgt war und man glaubte, sie würden nunmehr für längere Zeit befriedigt sein, war ja doch der viel geschmähte und verwünschte Meßnerdienst bei dieser Gelegenheit



den Lehrern abgenommen worden. Aber die ganze Rechnung endete mit einem andern unerwarteten Resultat. Bis jetzt galten die württembergischen Schulen trotz ihrer geistlichen Schulaufsicht als die besten in Deutschland. Auf bayerischen Universitäten wurde in den Vorlesungen über Pädagogik constatirt, daß das württembergische Schulwesen mustergiltig sei. In Württemberg hatte man eifrig daran gearbeitet, tüchtige Schulinspektoren heranzubilden; ein eigener Uebungskurs wurde vor einigen Jahren in Gmünd abgehalten, um die Geistlichkeit zur Führung der Schulaufsicht technisch auszubilden. Aber wie ein abwärts rollender Stein rascher rollt, so tönte der Ruf der Lehrer nach Fachaufsicht lauter und weiter, bis der Lehrertag in Ravensburg am 6. August sein Siegel darauf drückte.

Was gab die Veranlassung zu dieser Schulrevolution? War die bisherige Aufsicht mangelhaft, oder drückend, oder den jetzigen Verhältnissen nicht mehr entsprechend? Nichts von alldem kann als Grund ihrer Abschaffung nachgewiesen werden. Was gibt also den Anlaß zu einer so tief einschneidenden Umwälzung im Schulwesen? Die Auflehnung gegen die Kirche und ihre Diener, denen die Lehrer in keiner Weise mehr untergeordnet sein wollen. Daher die Parole: Trennung von Kirche und Schule. Und es bleibt doch wahr, wenn man es auch bestreiten will im Lager der Lehrer, daß man auf eine vollständige Trennung von Kirche und Schule hinarbeitet — wohin? zur Simultanschule und durch sie zur confessionslosen Schule. In Bayern ist ein Theil der Lehrerschaft an derselben radikalen Arbeit, wie die württembergischen Collegen, und strebt ebenso die vollständige Trennung von Kirche und Schule an. Die Artikel des Würzburger Lehrers Beyhl in der „Hilfe", betitelt: „Ein Stand ohne Seelsorge", im „Protestant", betitelt: „Die Unvereinbarkeit der Schulaufsicht mit dem geistlichen Amt", im „Jahrbuch der Hilfe" mit dem Titel: „Die Be-

freiung der Volksschullehrer aus der geistlichen Herrschaft" können auch einem Optimisten die Augen öffnen, daß er sieht, wohin man steuert im Lager der Lehrer. Die eben genannte Art der Bekämpfung der geistlichen Schulaufsicht erscheint geradezu raffinirt.

Kein Stand wagt es, in solch gehässiger Weise gegen seine Vorgesetzten anzukämpfen, wie der Lehrerstand. Er wirft einem höher gebildeten, akademisch geschulten Stand Unkenntniß, Mangel an Bildung und Unfähigkeit vor, ein Amt zu führen, welches der Klerus schon so lange zum öffentlichen Wohle geführt hat. Was würden die Offiziere sagen, wenn die Unteroffiziere und Feldwebel, welche die Rekruten in den Dienst einführen und einexerziren, ihren Vorgesetzten entgegentreten und ihre Entfernung verlangen würden, weil sie zu wenig Kenntnisse in der Rekrutenausbildung besitzen und also nicht befähigt seien, das Commando zu führen, Manöver und Revuen zu halten? Beim Militär gilt der höher Gebildete auch als Commandirender, wenn er auch das Einexerziren und die gewöhnlichen militärischen Uebungen nicht selbst vornimmt. Man wagt es nicht, ihm diese Kenntnisse abzusprechen. Anders bei der geistlichen Schulaufsicht, zu deren Beseitigung die radikalen Gegner in der Lehrerschaft alle Waffen schmieden. In Württemberg wurde die Minirarbeit mit großem Eifer betrieben und bereits schien die Gelegenheit so günstig, daß man zum Sturm blasen konnte. Auf dem Katholikentag in Ulm hat aber das Volk Stellung genommen gegen die geplante Umwälzung im Schulwesen, wie die Lehrer kaum es sich gedacht haben. Es war ein Riesenprotest gegen die Antastung der altbewährten Schuleinrichtung, welche das Volk hochschätzt und beibehalten will. Eine falsche Auffassung der Standesehre und der Standesinteressen hat die Lehrer auf eine abschüssige Bahn getrieben, auf welcher ihre Ehre und ihr Stand in den Augen des Volkes nur verlieren, nicht gewinnen kann. Vom politischen, socialen



und religiösen Standpunkt aus sind die radikalen Tendenzen der Lehrerschaft gefährlich und verwerflich. Hier gilt das Wort, welches Bischof von Keppler an die Lehrer richtete: „Ich bin fest überzeugt, daß diese Tendenzen und Neuerungen keinen Nutzen, sondern schweren Schaden bringen.“ In der jetzigen Zeit, da eine gute christliche Erziehung so nothwendig ist und von allen einsichtigen und patriotischen Männern verlangt wird, wollen die Lehrer in Mehrheit die geistliche Schulaufsicht abschaffen, welche als letzte Garantie für den christlichen Charakter der Schule bis jetzt verblieb. Die destruktiven Tendenzen der Lehrer bilden eine Beunruhigung des Volkes und einen Eingriff in seine Rechte und Pflichten in der Erziehung der Kinder. Wenn das Volk in einer so gewaltigen Kundgebung wie auf dem Ulmer-Tag die christliche Erziehung seiner Kinder wünscht und als nothwendiges Mittel hiezu die geistliche Schulaufsicht erklärt, wie wollen die Lehrer dem Volke die Schulaufsicht durch seine Seelsorger wegnehmen?

Die Katholiken Württembergs haben in ihrem Vaterlande keine Männerorden und sehnen sich daher nach einigen klösterlichen Niederlassungen, wie es auf dem Ulmer-Katholikentag erörtert wurde. Bis jetzt hat die Regierung alle Bitten um Bewilligung zu Ordensniederlassungen abgelehnt, ohne ihren negativen Bescheid gesetzlich rechtfertigen zu können. In dieser Hinsicht ist die kirchliche Freiheit in Württemberg geschmälert und es wird noch manche Kämpfe kosten, bis Ordensleute in das Land der schwarzrothen Grenzpfähle einziehen dürfen. Die Katholiken Württembergs empfinden die Verweigerung der Orden und Klöster als eine Ungerechtigkeit, welche sich nur aus Vorurtheilen und Intoleranz gegen die katholische Kirche und ihre Einrichtungen ableiten läßt. Andere deutsche Staaten wie Bayern und Preußen haben Orden, während ihnen in der Periode der Freizügigkeit im „gemüthlichen“ Schwabenlande die Grenzen versperrt sind. Daher wird der Ruf der Katholiken Würt-

tembergs nach einigen Klöstern für Mönche immer lauter, damit die Söhne des eigenen Vaterlandes, welche den Ordensruf wählen, innerhalb der schwarzrothen Grenzpfähle bleiben und eine Klosterpforte finden können, um dort einzutreten und ihre Herzensbedürfnisse zu befriedigen. Gerade das letzte Jahrzehnt weist eine stets wachsende Zahl von Ordensleuten aus Württemberg auf und das Bedürfniß des Volkes nach Klöstern wird fühlbarer. Aber auch die jetzigen religiösen, politischen und socialen Verhältnisse legen dem Mann von weitem Blick und tiefer Einsicht die Zweckmäßigkeit der Orden für die Gesellschaft nahe. Die Orden der katholischen Kirche sollen die erhabenen christlichen Ideale der freiwilligen Armuth gegenüber dem nimmersatten Mammonsdienst, die Enthaltsamkeit gegenüber der um sich greifenden Emancipation des Fleisches, den vollkommenen Gehorsam gegenüber der Auflehnung und Unbotmäßigkeit der Massen verkörpern und zur Geltung bringen. Sie sollen durch harte Entsagung, strenge Selbstzucht und Selbstüberwindung „christliche Uebermenschen“ hervorbringen gegenüber den genußsatten, lebensmüden und leidensüberdrüssigen Culturmenschen unserer Periode.

So möge der Ulmer-Katholikentag, der einen so großartigen Verlauf nahm, dem Schwabenlande reichen Segen und Erfüllung der an ihn geknüpften Hoffnungen bringen, und auch über die blau-weißen Grenzpfähle herüberwirken als kräftiger Weckruf an das katholische Volk.

Schw. J.



V.

Immermann und Grabbe.

Studie von E. M. Hamann (Gößweinstein).

Die hundertste Geburtstagfeier des Gotland-Dichters (11. Dezember 1901) hat die bestehende Grabbe-Literatur aufgewirbelt und einen nicht unbeträchtlichen Stoß von Beiträgen hinzugefügt. Der Sachlage entsprechend, konnten letztere dem einmal festliegenden Stoffe nicht allzu überraschende Gesichtspunkte abgewinnen; doch wundert es mich, daß man das interessante Verhältniß zwischen dem Detmolder Dramenrevolutionär und dem Düsseldorfer Bühnenbeherrscher nicht eben jetzt häufiger und gründlicher beleuchtet hat.

Von Anfang an macht sich eine Scheidung in der Beurtheilung dieses Verhältnisses bemerkbar. Die meisten Theilnehmer an der Erörterung stellen sich, nach Dullers, Zieglers, Blumenthals und Gottschalls Vorgang, mehr oder weniger gegen Immermann. Falls sie sich einer besonderen Gerechtigkeit betreffs des letzteren befleißen wollen, betonen sie die weitauseinandergehende Charakterverschiedenheit der beiden Männer, wobei ein gewisses verklärendes Licht auf den unglücklichen Grabbe zu fallen pflegt. Immermann, behaupten sie, sei seiner Naturanlage gemäß garnicht imstande gewesen, jenen auch nur einigermaßen unparteiisch zu fassen. Trotzdem will es mich bedünken, daß bisher kein objektiveres Bild von Grabbe entworfen worden ist als von dem „subjektiven" Immermann im 2. Theile seiner Memorabilien. Was aber die Gegensätzlichkeit der beiden Persönlichkeiten betrifft, so drängt sie sich freilich dem ersten Blicke lebhaft auf. Schaut man jedoch genauer zu, so gewahrt man auch Aehnlichkeiten, die, just wie die angedeuteten Verschiedenheiten, als fördernde Momente für beide Theile und die deutsche Literatur überhaupt hätten verwerthet werden —



können. Warum dies nicht geschah, warum vielmehr der thatsächlich angebahnte Vermittlungs- und Vereinigungsprozeß im Sande verrann, dürfte die folgende Untersuchung einigermaßen klar legen.

Als Grabbe Anfang 1834 wie ein Flüchtling Detmold verließ, war seine amtliche Stellung, seine Gesundheit, sein Familienleben bereits durch seine Schuld verwirkt.[1]) Als Dichter hatte er dagegen im „Barbarossa“, „Heinrich VI.“, „Napoleon“ und dem begonnenen „Hannibal“ Beweise gegeben, daß seine gestaltende Kraft nicht absolut im Niedergange begriffen sei. In Frankfurt, wohin er sich zunächst begab, konnte er selbst in der Freundschaft mit dem schwärmerisch an ihm hängenden Duller kein Gegengewicht für die ihm drohende Gefahr der Verzweiflung finden. Wie ein Lichtstrahl fiel der Gedanke an Menzel, mit dem er schon früher brieflich verkehrt hatte, und an den ihm persönlich flüchtig bekannten Immermann in die Nacht seiner Seele. Er schrieb zuerst an jenen, dann, ohne dort Antwort abzuwarten, an diesen und zwar hier mit rückhaltloser Offenheit bezüglich seiner traurigen Lage. Immermann schreckte zurück, sehr begreiflich: als Bühnenleiter war er überladen mit Verantwortlichkeit; zudem fühlte er sich scheu gegenüber diesem überspannten Charakter, dem er, rein sachlich gesprochen, keinerlei Verpflichtungen schuldete. Doch faßte er sich bald. „Alle Zweifel und Bedenklichkeiten“, gesteht er, „mußten vor der Betrachtung der Noth weichen, in welcher sich ein Talent, und eines von den wahrhaften, befand. Ich antwortete daher, bot ihm, was ich ihm bieten konnte, und verschaffte ihm einen Verleger unter den Düsseldorfer Buchhändlern, so daß seine Existenz wenigstens für die nächste Zeit gesichert war.“ Am 28. November meldete Grabbe ihm sein Kommen, ein paar Tage nachher, am späten Abend, schickte er ihm einen Zettel mit der Nachricht, er sei da. Am nächsten Morgen suchte Immermann ihn im Gasthause auf, fand ihn in ziemlich unbeschreiblichem Zustande und hatte Mühe, ihn in einigermaßen geordnetem Anzuge nach dem fürsorglich gemietheten

1) Diese Behauptung bleibt bestehen auch angesichts des unleugbaren Xantippenthums seiner Frau.

Quartier zu bringen Wirthe und Kellner nebst einer Schaar neugieriger Gäste schauten erstaunt dem Paare nach: dem vornehmen Oberlandesgerichtsrathe, gleich angesehen in gesellschaftlichen Kreisen wie in dem ihm schon damals unterstellten Theater; dem wunderlichen Fremden, der mit „hohen und wankenden Schritten" neben jenem herging, auf den ersten Blick verrathend, „daß er mit den Bräuchen des Lebens unbekannt war wie ein Kind." An Grabbe alles im Widerspruch: feine und zarte Gliedmaßen mit eckigen, ungeschlachten Bewegungen, das Antlitz nach oben hin schön, edel, gewaltig, nach unten zu häßlich, verworren, schlaff; dagegen bei Immermann fester, energischer Bau, in Gesicht und Körper „eine Mischung von Stärke und Weichheit."

Auch die Ungleichheiten innerer Bildung traten bald zu Tage. Grabbe, das Kind „kleiner Leute", von den Eltern verzärtelt, vergöttert, seit früher Jugend die Begriffe Genialität und Liederlichkeit praktisch verbindend, die wilde Phantasie der Wahrhaftigkeit überstellend; der um 5 Jahre ältere Immermann, Sohn eines höheren preußischen Beamten, streng auf das Ziel absoluter Pflichtnothwendigkeit hin erzogen, als Jüngling mitten im blutigen Kampfe gegen den Gewalthaber stehend, in den Universitätjahren die rohen Auswüchse des Studententhums mit Widerwillen empfindend, endlich energisch gegen sie aufringend, um als Lohn für diesen Mannesmuth gänzliche Vereinsamung zu ernten, zugleich die Entschlossenheit, fortan sein Alleinstehen k ö n n e n zu bewähren. Also hier Concentration, Zielbewußtsein, Fußen auf sich selbst; dort Verschwommenheit, Haltlosigkeit, tolles Aufgehen in schwächlicher Genußsucht. Dann wieder bei Grabbe wirkliches Genie, eine wunderbare Befähigung zum Sichversenken in tiefstes und zartestes Gemüthsleben, vulkanischer Schaffensdrang, eine Gestaltungskraft von titanenhaftem Feuer — und unerhörter Zerfahrenheit. Dagegen Immermann, bei zweifellos starker Begabung, ein mehr reflektirender Verstandesmensch, oft schwankend in der Conception, „schwerflüssig im Ausdruck seiner Gedanken", eine Zweifelnatur, die dennoch, besonders auf epischem Boden, künstlerische Festigkeit und Weihe zu gewinnen und darzustellen vermochte. Der Eine (Grabbe) von Anfang an ein erklärter



Feind der Romantik, der Andere lange ihr anerkannter Epigone; jener im tiefsten Grunde romantisch veranlagt, dieser bereits fähig, die romantischen Auswüchse zu erkennen und zu geißeln: so trafen sie in diesem, wie in manchem anderen Punkte, zusammen. Beide besaßen eine ursprünglich „christliche Seele", nur daß ihnen der positive Wille zur Auslösung dieses innersten Momentes ihrer Wesenheit abging. Daraus entstand eine Zwiespältigkeit bezw. Zerrissenheit in Charakter und Leben, die bei dem einen sich mehr nach außen, bei dem anderen mehr nach innen entwickelte, dort eine cynische, hier eine herbe Nichtachtung der Sittengesetze wie des wirklichen Lebens überhaupt bedingend, zugleich eine periodisch verzagte Weichheit: ein zitterndes Verlangen, ein unklar tastendes Sehnen nach dem Endziel alles persönlichen Seins.

Beide erfüllt von übermäßigem künstlerischen Selbstbewußtsein, dann wieder entmuthigt durch zersetzende Selbstkritik, waren beide auch beseelt von leidenschaftlicher Liebe zum Theater, das ihre Erwartungen niemals verwirklichte und das sie doch als das Hauptelement ihrer Talentbethätigung betrachteten: freilich der Eine (Grabbe) mit weitaus größerer Berechtigung als der Andere Beide litten, um mit Immermann zu sprechen, unter der Zweideutigkeit ihrer Zeit und ihrer Bildung; beide hatten inniges Verständniß für die Volksseele, beide eine starke Neigung zum heroisch Vaterländischen, dessen krönende Verkörperung sie gemeinsam in den glänzenden Gestalten der Hohenstaufen erblickten. Und beide waren unglücklich in ihrem Herzensleben: Grabbe in seiner Ehe mit einer dennoch geliebten Frau, Immermann in ungesetzlichem Verhältniß mit der Gattin seines früheren Vorgesetzten und Freundes.

Kein Wunder, daß beide sich auch mehr oder weniger bewußt zusammenfanden, wenn gleich dem moralisch überlegenen Immermann die Kluft, die sie andererseits trennte, am frühesten und schärfsten zur Ueberzeugung kam. Gehalten nach außen, ob auch nach innen nicht selten zerflossen, hatte es ihn, wie wir gesehen, eine entschiedene Ueberwindung gekostet, dem Drange seines gutmüthigeren Ich dem ziemlich unheimlichen Fremdling gegenüber nachzugeben. Nun aber nahm er männlich die selbst-



erwählte Verbindlichkeit als Gewissenspflicht auf sich. Er sorgte nicht nur für Grabbes häusliche Einrichtung: er unterstützte ihn auch, trotz rabulistischer Abwehr, mit Geldmitteln, führte ihn in seinen eigenen vornehmen Bekanntenkreis ein, verschaffte ihm ein ständiges Theaterfreibillet und hielt ihm Thür, Ohr und Herz mit Zuvorkommenheit offen. Er berieth ihn aufs beste in seinen dramatischen Arbeiten: das mitgebrachte Fragment „Hannibal" erhielt Druckreife und Veröffentlichung, nachdem der alle dichterische Freiheit überschlagende Rhythmus einer durchsichtigen, packenden Prosa geopfert und die Eintheilung dem Charakter des Werkes: „einer Reihe bedeutender Bilder aus jenem großen Kampfe", entsprechender geordnet worden war. Leider ließ Grabbe Immermann's Hinweis, die Idee des Stückes nicht vorwiegend auf äußerlichen Conflikten, sondern innerer Motivirung aufzubauen, unbeachtet; seine Achillesferse als Dramatiker hatte der kluge Beschützer ihm bloßgelegt: er aber wollte oder konnte sie nicht gewahren. Gleichzeitig vollendete er auf Immermann's Anregung das dramatisirte Märchen „Aschenbrödel" und schrieb die unter dem Titel „Das Theater zu Düsseldorf, mit Rückblicken auf die übrigen deutschen Schaubühnen" zusammengefaßten Abhandlungen, in denen er nicht nur der Regie, sondern auch den dramatischen Erzeugnissen des Bühnenleiters glänzende Anerkennung zollte. Zweifellos kam ihm das Lob aus dem Herzen, hatte er doch Sinn für Dankbarkeit, wenn auch mit Vorbehalt. „Er (Immermann) benimmt sich brav", schrieb er am 11. December 1834, „auch lasse ich ihn gern in meiner Privatwirthschaft den Vormund spielen, denn ich sehe, es ist nutz, er meint es gut, und die Poesie ist weit genug für meine Laune. Beherrschen lasse ich mich nicht, aber so lange ich guten Weg sehe, folge ich dem Führer." Und in der That schien es Immermann gelingen zu sollen, diesen excentrischen Menschen auf einigermaßen geregelte Bahnen zu bringen. Er gewöhnte ihn an eine gesündere Lebensweise er entzog ihn mehr und mehr dem Banne der Rumflasche; er erörterte verständnißvoll alle neuauftauchenden Pläne Grabbe's (besonders den zur „Hermannsschlacht"); er las mit unendlicher Geduld die schier unzähligen Briefe und Zettel, in denen jener vor ihm seine wildbewegte Seele ausstürmte; er suchte vor



allem die bald „unmäßige Arbeitwuth“ seines Schützlings in richtige Kanäle einzudämmen.

Damit kommen wir zu dem häufig gegen ihn erhobenen Vorwurf: er habe Grabbe's Schöpferkraft zu Rollenabschreibungen erniedrigt. Immermann selbst bezeichnete diese Anklage als „Schmutz des Journalgeklätsches“. In der That ist kein Grund zum Bezweifeln seiner Aussage vorhanden, daß Grabbe ihn einmal um diese ganz mechanische Arbei gebeten habe, weil sie ihn bei der ihn momentan beherrschenden Unlust zu freier Thätigkeit am leichtesten herzustellen vermöge. Auf sein wiederholtes Drängen habe er ihm Töpfer's „Hermann und Dorothea“ zu dem betreffenden Zwecke überlassen, und die binnen Kurzem abgelieferte Copie sei die einzige, die Jener für die Düsseldorfer Bühne geschrieben. Wer die Qual sporadisch auftretender Schaffensunfähigkeit kennt, wird sowohl Grabbe's als Immermann's Verfahren bei diesem ungerecht ausgebeuteten Vorgange begreifen; zudem wissen wir, daß Grabbe schon früher an Menzel das gleiche Ansinnen gestellt hatte.

Schwerer ist ein anderer Vorwurf von Immermann abzulenken: warum hat er nie ein Grabbe'sches Werk aufführen lassen, wo er doch z. B. mit seinen eigenen und den Tieck'schen nicht zurückhielt? Auch hier bedarf es eines besonnen abwägenden Urtheils. Zwischen der Inscenirung der letztgenannten Stücke und der Grabbe'schen Monstre-Dramen besteht doch ein in die Augen springender Unterschied, der selbst Grabbe eingeleuchtet haben muß, als er erklärte, für ihn sei erst eine Bühne zu schaffen. Und sollte der damaligen Bühnentechnik verhältnißmäßig leicht gelingen, was die heutige bislang nicht genügend zu bewältigen vermochte? Immermann war im Allgemeinen zu umsichtig, wohl auch zu rücksichtsvoll für sich selbst, um so bald nach Uebernahme der Intendantur die Wahrscheinlichkeit einer demonstrativen Ablehnung heraufzubeschwören. Denn auch er übte Freundschaft mit Vorbehalt: Grabbe hätte ihm kaum ein so auffallend reges Interesse abgewonnen, wenn nicht sein eigenes persönliches mit in's Spiel gekommen wäre. Mit Recht verweist der sonst sehr parteiische Duller auf Immermann's eiserne Consequenz sowie auf sein

entschiedenes Glück in der vorbildlichen Ausgestaltung des Düsseldorfer Theaters, um dann die schwer widerlegliche Schlußfolgerung zu ziehen: „Nichts blieb dem Schöpfer der Musterbühne zu wünschen übrig als ein zwischen ihm und dem Düsseldorfer nicht bloß, sondern auch dem größeren deutschen Publikum vermittelndes Organ, und ein solches glaubte er in Grabbe gefunden zu haben.“ Immermann selbst geht noch weiter in der Schilderung der Gegenleistung Grabbe's: „Er gehörte zu den Ersten, welche die Eigenthümlichkeit der werdenden Bühne erkannten und begriffen, worauf es mir ankam, welche Mittel ich wählte, meine Ueberzeugungen durchzuführen Er mäkelte nicht an dem Gelungenen, und sah er auch zuweilen mehr als ich wirklich erreicht hatte, so war doch dieser Glaube ein solches Vertrauen, welches in der Knospe schon die aufgeschlossene Blüthe erblickt: gerade das, was ich bedurfte und was Jeder bedarf, der an einem schwierigen Werke nicht erlahmen soll.“

Hatten Beide derartig einander gewissermaßen verwöhnt, so mußte sie eine Entfremdung oder gar Feindseligkeit, ob scheinbar oder wirklich, doppelt verletzen. Als sie thatsächlich eintrat, fiel ihr tiefster Schatten auf den nun rettungslos verlorenen Grabbe. Immermann hat das gegenseitige Auseinandertreiben glaubhaft genug begründet. Im Spätsommer und Herbst 1835 war er durch den endlichen Abschluß seiner „Epigonen“ nicht nur von allem individuellen Verkehr, sondern auch von Düsseldorf selbst ferngehalten worden. Als er nach seiner Rückkehr, Ende November, wieder mit seinem Schützling anzuknüpfen suchte, fand er diesen „seinem Einfluß und seinen Darbietungen“ völlig unzugänglich, körperlich und geistig verfallen, dem alten Wirthshausleben rückhaltlos ergeben. Der geniale Musiker Norbert Burgmüller war ihm nun täglicher, ja stündlicher Begleiter und Zechgenosse; gegen den einstigen Förderer und Beschützer aber stand eine zunehmende satirische Bitterkeit in ihm auf, die sich bald in den noch immer scharfsinnigen Theaterkritiken, mehr noch in öffentlichen Spöttereien und Schmähschriften äußerte. Immermann, dadurch gereizt, vermochte schließlich nicht länger den doch nur halb gerechtfertigten Ingrimm zu bewältigen. Am 26. Februar



1836 schrieb er jenen berüchtigt gewordenen Brief, in welchem er den einstigen Gefährten ziemlich schonungslos an die Pflichten der „Dankbarkeit, des Anstandes, der Mäßigung und Bescheidenheit" erinnert. Damit war der Bruch für immer besiegelt. Als Grabbe wenige Monate später, nach Burgmüller's plötzlichem Tode, Düsseldorf verließ, hatte er von Niemandem Abschied genommen. Die bereits im Herbst eintreffende Nachricht von seinem Hingange scheint Immermann tief erschüttert zu haben; vielleicht auch, daß der große Prediger Tod ihm das Thema vom „Siebenzigmalsiebenmal" doppelt eindringlich verkündete. Jedenfalls zeigte er in der später entworfenen Charakteristik Grabbe's und dessen Werke eine bewunderswerth großherzige Klarheit, so daß der einschlägige Theil seiner Memorabilien immer ein authentischer Leitfaden in dem Labyrinth der Grabbe-Beurtheilungen bleiben wird. Alles darin zeigt, daß er diesen verworrenen Feuergeist möglichst gut, weil möglichst nachsichtig, erkannte. Um ihn ganz zu begreifen, hätte er völlig sein müssen wie Jener — eine Annahme, die er ohne Ueberhebung von sich weisen durfte. Wie fern ihm überhaupt eine solche in Bezug auf seinen einstigen Schützling lag, beweist, außer vielen anderen, seine Schlußbemerkung, die Grabbe ehrt, soweit dies Letzterem gegenüber möglich ist, weit mehr noch aber ihn selbst: „Ueber die Kluft, die uns trennte, reichte bei mir das Gefühl hinaus, welches uns bei dem Anblick einer gewaltigen Menschennatur erschüttert, die laokoontisch mit ihren Schmerzen ringt. Es ist das Gefühl, welches mich auch trieb, ihm über seinem Grabe dieses Charakterbild aufzurichten — kein in das Allgemeine verschönertes, denn damit wäre ihm wenig gedient, sondern ein ikonisches, wie die Griechen es den Kämpfern setzten, die sie besonders ehren wollten." Damit hat er den Vorwurf selbstischer Kleinheit betreffs seines (in etwa auf Gegenleistung beruhenden) Verhältnisses zu Grabbe entkräftet.

VI.

Zwei Publikationen altdeutscher Kunstwerke.

Stephan Beissel S. J. hat sich auf dem Gebiete der Erforschung mittelalterlicher Kunstwerke bereits große, anerkennenswerthe Verdienste erworben. Erinnern wir uns seiner schätzenswerthen Beiträge zur Kenntniß alter Miniaturen: „Bilder der Handschrift des Kaisers Otto im Münster zu Aachen", „Evangelienbuch des hl. Bernward von Hildesheim", „Vatikanische Miniaturen", das „Evangelienbuch Heinrichs III. aus dem Dome zu Goslar in der Bibliothek zu Upsala in seiner Bedeutung für Kunst und Liturgie". Beissel besorgt auch seit 1895 die Herausgabe des großen, von Münzenberger begonnenen Werkes über die „Altarwerke Deutschlands", das uns wahre Schätze mittelalterlicher Kunst erschließt.

Diesmal möchten wir unsere Leser kurz auf zwei Publikationen aufmerksam machen, die beide aus der vortrefflichen Kühlen'schen Kunstanstalt in M.-Gladbach stammen und recht geeignet sind, Liebe und Verständniß für die Kunst unserer Vergangenheit in weiteren Kreisen zu wecken.

Die erste davon enthält in 21 Lichtdrucktafeln „Das Leben Jesu Christi auf den Flügeln des Hochaltares zu Kalkar." Dieses Altarwerk nimmt in der alten niederrheinischen Kunst mit Recht eine bedeutende Stelle ein. Interessant ist sein Inhalt und besonders auch seine Entstehungsgeschichte. Beissel gibt im einleitenden Texte eine Zusammenstellung der historischen Daten über Bestellung und Ausführung des Werkes, soweit dieselben noch erreichbar waren. Diese Notizen unterrichten uns darüber, wie ein Flügelaltar zu Stande kam, wie man sich die Meister für die einzelnen Theile desselben, für die plastischen Figuren, für das ornamentale Schnitzwerk

sowie für die Malerei auf den Schreinflügeln von verschiedenen Seiten zusammenholte. Eine gemeinsame Oberleitung oder eine sichere Tradition mußte es dann bewirken, daß trotz der verschiedenen Hände eine leidlich einheitliche Schöpfung erwuchs.

Die Besteller des Kalkarer Hochaltars waren die Mitglieder einer religiösen Bruderschaft, der „Bruderschaft unserer lieben Frau“, die seit 1348 in Kalkar bestand. Schon 1485 leitete diese Genossenschaft Verhandlungen mit einem Meister Arnt von Zwolle ein. Dieser starb vorzeitig. Man übertrug die Ausführung der „Passionstafel“, d. i. in diesem Falle der geschnitzten Kreuzigung Christi, einem Bildhauer Loedewich (1498), der im Verein mit Peter Rysermann die Arbeit 1500 vollendete. Die Figurengruppen für die Predella, auf welcher der Schrein mit der Kreuzigung ruht, hatte ein Schüler des oben genannten Arnt von Zwolle, Johann von Haldern, zu arbeiten. Den mit geschnitzten Scenen geschmückten Rahmen, welcher die Kreuzigung umschließt, fertigte wiederum ein anderer Künstler, Derik Jeger, und ein „Kistemaker“ endlich besorgte die gewöhnliche Schreinerarbeit des Holzkastens, der die Kreuzigungsdarstellung aufnahm. Bevor man den vollen Betrag für die Herstellung des Ganzen ausbezahlte, ward noch ein Meister aus Cleve als Sachverständiger beigezogen, der sein Gutachten über das Geleistete abgab, der, wie es heißt, „die Taefel und Parken (Einfassung) besien und probiren“ mußte. So war der mittlere Theil, der eigentliche Altarschrein hergestellt. Dazu gehörten erst noch die Flügel, um die Figuren zu verschließen und zu schützen „gegen Staub und Fledermäuse“. Nach 1500 wurden diese Thürflügel angeschafft. Und nach weiteren 5 Jahren war die Bruderschaft soweit bei günstiger Kasse, daß man an die Bemalung der Flügel denken konnte. Ein Meister Mathäus von Kalkar lieferte Entwürfe dazu, die jedoch nicht gefielen. Man holte einen Künstler aus der Ferne herbei, der ein höheres Vertrauen genoß, den Meister Jan Joest von Harlem, der von 1505 bis 1508 jenen Cyklus von Darstellungen aus dem Leben Jesu ausführte, welchen Beissels Werk in schönem Lichtdruck dem kunstliebenden deutschen Publikum zugänglich macht. Nicht immer gewährt uns die Kunstgeschichte einen so klaren Einblick in die Werkstätte alt-



deutscher Meister wie eben hier.[1]) Der Herausgeber sucht durch eine Beschreibung des ganzen Altares und durch eine ausreichende Erklärung der einzelnen Flügelgemälde Geist und Bedeutung derselben dem heutigen Beschauer näher zu bringen.

Beachtenswerth scheint mir vor allem der Hinweis auf die Beziehungen der gemalten Scenen zu den Festtagen und Perikopen des Kirchenjahres. Dieser intime Zusammenhang der alten Kunst mit dem Geiste und Wesen des kirchlichen Lebens verdient die besondere Beachtung des Kunst- und Culturhistorikers. Der Ergebnisse der Studien K. Meyer's („Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst"), die sich mehrfach mit diesem Altarwerke beschäftigen und allerdings mancher Berichtigung bedürfen, hätte gelegentlich gedacht werden können. Auch die eigentliche kunstgeschichtliche Charakteristik gerieth etwas zu kurz. Allein den werthvollsten Theil der Publikation bilden ohnehin die zwanzig schönen Lichtdrucktafeln, die in vorzüglicher Ausführung alles bieten, was eine nichtfarbige Reproduktion bieten kann. Jeder Kunsthistoriker wird es dem Herausgeber wie dem Kunstinstitute Dank wissen, daß dieses interessante Werk allen Forschern so bequem erreichbar gemacht wurde. Für eine Neuausgabe hielte ich es für wünschenswerth, daß auch der plastische Theil des Mittelschreines wenigstens auf einem Doppelblatte größer und deutlicher reproducirt würde. —

Dem eben besprochenen Werke läßt sich eine soeben erschienene Mappe mit 40 Lichtdruckbildern „Aus der Sammlung Boisserée" an die Seite stellen. Diese Blätter versetzen uns nicht nur in die Zeiten altdeutscher und altniederländischer Kunstblüthe, sie sind auch ein schönes Erinnerungszeichen an unsere deutsche Romantik. Als vor hundert Jahren mit dem romantischen Geiste zugleich die historische Richtung in Deutschland großwuchs, als man Kunst und Cultur des Mittelalters geistig wiedereroberte, da standen in der Reihe unserer Romantiker die beiden tüchtigen, begeisterten und echt deutschgesinnten Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée. Sie unterhielten freundschaftliche Beziehungen zu Goethe und suchten ihn für ihre Bestrebungen zu Gunsten des Kölner Dombaues und für ihre

1) Vgl. über Jan Joest „Stimmen aus Maria-Laach", LXI. 2.

übrigen altdeutschen Interessen zu gewinnen. Als bei den damaligen Klosteraufhebungen der aufgeklärte Unverstand die herrlichsten Werke unserer altdeutschen Kunst dem Untergange oder der Vergessenheit preisgab, retteten diese Verehrer alter heimischer Art und Kunst jene prächtigen Gemälde der Deutschen und Niederländer aus dem 15. und 16. Jahrhundert, die wir heute in der Münchener alten Pinakothek und im Nürnberger germanischen Museum immer aufs neue gerne aufsuchen. Von 1821 an publicirte Melchior Boisserée mit dem tüchtigen und talentvollen Lithographen Strixner eine große Anzahl dieser Gemälde und begeisterte damit die deutschen Kunstfreunde im höchsten Grade. Da jedoch dieses umfangreiche, seltene und kostspielige Werk heute nur mehr schwer zu erreichen ist, so faßte die Kühlen'sche Kunstanstalt den glücklichen Gedanken, eine Auswahl von 40 der interessantesten Blätter neu herauszugeben. Diese Auslese ist recht geeignet, ein beliebtes Geschenkswerk für Freunde altdeutscher Kunst in den weitesten Kreisen zu werden. Und vornehmlich für weitere Kreise muß es gedacht sein, da der wissenschaftlich arbeitende Kunsthistoriker sich zunächst an die mechanischen Reproduktionen halten wird. Doch auch dem Kunstforscher sind die Blätter insofern interessant, als sich daran das Vorgehen eines zeichnenden Copisten dem Original gegenüber beobachten läßt. Beissel gibt auch hier in einer klar geschriebenen Einleitung hinreichenden Aufschluß über die einzelnen Bilder. Wie beim Kalkarer Altar die Verbindung mit dem Kirchenjahr mit Recht betont wird, so wird hier fleißig auf die mittelalterlichen legendaren und symbolischen Züge hingewiesen, was zur richtigen inhaltlichen Deutung der Bilder gleichfalls wesentlich beiträgt.

Der Herausgeber äußert auch den berechtigten Wunsch, daß der moderne religiöse Maler an die religiösen Motive mit einer ähnlichen Ehrfurcht, mit ähnlicher innerer Hingabe der ganzen Seele herantrete, wie wir sie an unseren alten Meistern bewundern. Denn bloße Akt-, Kostüm- oder Naturstudien, mit biblischen oder anderen religiösen Unterschriften ausgestattet, sind noch lange keine religiösen Kunstwerke. „Das christliche Gemüth will in einem Bilde etwas mehr dargestellt finden, als den armen Schreiner von Nazareth, seine einfache Hausfrau und deren von einem prophetischen Geiste ergriffenen Sohn. Unsere (altdeutschen) Tafeln zeigen, wie durch die Liebe gläubiger Zeiten die Gestalten des Heilandes, seiner Eltern und Jünger auch äußerlich in einer Würde und Größe erscheinen, die ihrer inneren Gnade und Erhabenheit entsprechen."

Graz. Dr. Johann Ranftl.



VII.

„Der Fall Lenz."

Auf Einladung des Hamburger Goethebundes hielt Professor Dr. Max Lenz von der Berliner Universität in der Hansestadt einen Vortrag über das Thema: Römischer Glaube und freie Forschung Was den Berliner Reformationshistoriker zur Wahl dieses Gegenstandes veranlaßt haben mag, ist nicht ganz ersichtlich. Ein jedes Elementarschulkind weiß mehr darüber, wie der Berliner Professor, der sich nicht scheut, über Dinge öffentlich zu reden, zu denen ihn seine Studien in keiner Weise befähigen. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß, wenn Professor Lenz eine auch nur ganz leichte Prüfung im „römischen Glauben" bestehen sollte, er ganz unweigerlich durchfallen würde. Das hindert ihn aber nicht, vielmehr befähigt ihn, gänzlich unbeeinflußt durch Detailkenntnisse öffentlich darüber zu reden. Da hier die elementarsten Voraussetzungen mangeln, Professor Lenz also in diesem Sinne das Ideal eines „Voraussetzungslosen" ist, so mögen sich die Herren Professoren Mommsen und Brentano diese Idealgestalt ihres Sehnens recht warm halten. Sollte Herr Professor Lenz wider alles Erwarten in dieser Feststellung seiner vollständigen Unkenntniß des „römischen Glaubens" eine unwahre Beschuldigung erblicken, so sind wir bereit, ihm Red und Antwort zu stehen, sobald er sich — von der Berliner Universität bis St. Hedwig sind



nur ein paar Schritte — durch eine wohlbestandene Prüfung im „römischen Glauben" vor dem Herrn Curatus Barthels von St. Hedwig wird legitimirt haben.

„Wann wird die Zeit kommen", klagt Prof. Mausbach in einer eben erschienenen Schrift,[1]) „wo die protestantischen Theologen und Culturhistoriker, wenn sie nicht die Geduld haben, sich in größere Darstellungen des katholischen Systems wirklich zu vertiefen, sich wenigstens mit der Weisheit des katholischen Katechismus bekannt machen? Solange sie das für überflüssig halten, dürfen sie sich nicht wundern, wenn alle ihre scheinbar so einleuchtenden Widerlegungen der katholischen Lehre auf Katholiken, die in wirklicher Fühlung mit dem kirchlichen Leben stehen, nicht den geringsten Eindruck machen." Wie muß es also um Professor Lenz stehen, der noch weniger wie die protestantischen Theologen vom „römischen Glauben" weiß?

In seinem Hamburger Vortrage[2]) wandelte der Berliner Historiker selbstverständlich auch den Fall Spahn ab. Nach einem unwidersprochen gebliebenen Berichte mehrerer Blätter führte er aus, daß Spahn sein Schüler gewesen sei und den Wunsch hegte, sich in Berlin als Privatdocent zu habilitiren. „Als ich ihm," heißt es in den genannten Blättern, „gelegentlich seines Antrages auf Zulassung zur Habilitation die Gewissensfrage stellte und ihn hinwies auf jenen Zwiespalt (zwischen römischem Glauben und freier Forschung), sagte er offen, er sei zwar katholisch erzogen, aber er wisse noch nicht, wie sich sein Leben gestalten werde; an gutem Willen fehle es ihm gewiß nicht." An diese schöne Stelle

---

1) Die katholische Moral, ihre Methoden, Grundsätze und Aufgaben; Köln, Bachem 1901, Seite 114. Vgl. auch Katholischer Realismus in der Lit. Beilage Nr. 48 der Köln. Volksztg vom 28. Nov. 1901.

2) Vergl. Hannover'scher Courier Nr. 23523 vom 16. Dec. 1901 und Kölnische Zeitung Nr. 982 vom gleichen Datum.

reiht sich dann eine ebenso schöne an: „Auch die Denkenden unter den Katholiken möchten wieder mitarbeiten. Man fürchtet, daß sonst der Strom über einen hinweggeht Das Gefühl der Inferiorität erwacht. So dachte auch Martin Spahn. Er hatte sich wohl unter die väterliche Zucht gebeugt, aber später ehrlich gestrebt und bisher nicht widerrufen."

Unmittelbar nach Bekanntwerden dieser durchaus eigenartigen Bemerkungen, über deren Wirkung auf die Oeffentlichkeit wir hier eine Uebersicht geben, griff die Kölnische Volkszeitung[1]) die Sache auf und nagelte den Hamburger Redner auf seine Worte fest. Es heißt in dem sachlichen und maßvollen Aufsatze zunächst wie folgt:

„Wie uns scheint, hat Hr. Lenz die dringendste Veranlassung, sich über die Richtigkeit der Wiedergabe zu äußern. Sind seine Ausführungen richtig wiedergegeben, so hat er sich zwei Dinge zu schulden kommen lassen, die ihn im Allgemeinen und als Hochschullehrer im Besonderen auf's schwerste bloßstellen. Er hat sich nicht geschämt, einem blutjungen Mann, seinem eigenen Schüler, der zu ihm also in einem besonderen Vertrauensverhältniß stand, eine ‚Gewissensfrage' zu stellen, und zwar einzig und allein auf die Thatsache hin, daß Hr. Spahn katholisch erzogen war. Er hat zudem diese Gewissensfrage gestellt angesichts der Habilitation, d. h. er hat auf den jungen Mann einen moralischen Druck ausgeübt: er hat ihn, so weit es an ihm lag, vor die Erwägung gestellt, ob er seine katholische Gesinnung mehr oder weniger offen verleugnen, oder aber seine Aussichten, als Privatdocent zugelassen zu werden, verschlechtern, bezw. vernichten wolle. Rund heraus gesagt: eine solche ‚Gewissensfrage' stellt kein vornehmer Mann."

An diesen Ausführungen haben wir nur das Eine auszusetzen, daß sie nicht noch etwas energischer gefaßt wurden. Man braucht nicht einmal in genanntem Sinne vornehm zu sein und zu denken, um sich zu sagen, das thut man nicht,

---

1) Nr. 1124 vom 17. December 1901.



sondern auch das einfachste Taktgefühl hätte von diesem sehr bedenklichen Schritte abrathen müssen. Es ist die alte, aber stets wiederkehrende Gewohnheit, treues katholisches Bekenntniß als von vornherein das Individuum im höchsten Grade verdächtigend hinzustellen, wie der Artikel der Hamburger Nachrichten, betitelt „Katholische Nebenregenten?" [1]) klipp und klar beweist. Denn trotz aller dort angeführten, historisch zum Theil völlig verzerrten Aussprüche des Fürsten Bismarck verhält sich die Sache so. Dadurch sucht man nur das unausgesprochene, aber stets im Auge behaltene Ziel zu erreichen, alle Katholiken aus jeder einigermaßen einflußgestattenden Stellung so viel es geht, ohne zu offenkundig sich einer schreienden Ungerechtigkeit schuldig zu machen, fernzuhalten. Die hochmüthigen Worte der Post, [2]) daß der Katholicismus sich mit seinen Forderungen in Selbstwidersprüche verwickele, ändern daran nicht das geringste. Bei der Cliquenwirthschaft, wie sie an sehr vielen Universitäten herrscht, wozu die Augsburger Postzeitung [3]) vor Kurzem so prächtige Illustrationen geliefert hat, ist das noch leichter möglich, wie in manchen Abtheilungen des Staatsdienstes, und darum ist diese systematische Ausschließungsmethode dort auch von den allergrößten Erfolgen begleitet. Das Benehmen des Professors Lenz ist ein Glied in der Kette dieser Anstrengungen und man muß nur die Naivität des Hamburger Redners bewundern, daß er solche, von ihm unternommene

---

1) Nr. 298 vom 19. December 1901.

2) Nr. 606 vom 28. Dec. 1901.

3) Es war köstlich zu beobachten, wie im Sprechzimmer der Professoren auf der Universität München auf einmal so viele Herren anwesend waren und wie einer nach dem anderen stumm das Blatt las und es stumm dem nächsten Wartenden weiterreichte. Auf der Staatsbibliothek in München ging es ähnlich. Die sonst lautesten Rufer im Streite lasen stumm und geknickt das Blatt und verschwanden wieder in ihre Arbeitszimmer, ohne nur den Versuch einer Anzweiflung der Thatsachen zu machen.

Machenschaften noch selbst an die Oeffentlichkeit bringt. Seine ihm in gleicher Gesinnung verbundenen Collegen sind über diese theilweise Aufdeckung der Karten, wie wir auf das Allerbestimmteste versichern können, durchaus nicht erbaut: „Wie hat Lenz nur diese Dummheit machen können?!“ konnte man letzter Tage in allerlei Variationen aus gelehrtem Professorenmunde hören.

Professor von Schulze-Gävernitz schreibt in Nr. 13 der Zeit vom 24. Dezember 1901 folgendes: „ . . . Hieraus ergibt sich für uns die Forderung einer gewissen, nicht ganz leicht abzugrenzenden Parität im Innern. Die Verwirklichung dieser Parität auf dem Boden eines nationalen Großstaates ist als Culturaufgabe den Deutschen und allein den Deutschen gesetzt . . . Auch unsere Universitäten können sich dieser Sachlage nicht gänzlich entziehen. Als Vertreter des gesammten deutschen Geisteslebens haben sie die Pflicht, auch das Geistesleben des katholischen Deutschlands, soweit es sich in besonderen Formen äußert, mit zu berücksichtigen. Innerhalb welcher Grenzen und in welcher Weise diese Berücksichtigung confessioneller Wünsche zu gehen hat, ist im einzelnen Fall eine Frage des Taktes und der Personalien.“ Für Lenz und Genossen sind solche Ansichten natürlich die reinsten Häresien.

Eine weitere Auslassung des genannten rheinischen Hauptorgans besagt Folgendes:

„Neben dieser grundsätzlichen hat aber der Fall noch eine höchst peinliche persönliche Bedeutung. Nach der einen Seite haben wir das schon angedeutet; die andere Seite ist: Wie kann Hr. Lenz eine Unterhaltung vertraulichster Art, die er vor Jahren als Fakultätsmitglied mit einem ehemaligen Schüler geführt hat, in der ihm zugeschriebenen Weise öffentlich ausplaudern? Auch der akademische Lehrer hat fremdes Vertrauen zu ehren; thut er es nicht, so verfällt er denselben moralischen Folgen, wie der Schriftsteller, der das Redaktionsgeheimniß bricht, oder wie der Arzt und der Rechtsanwalt, die das Amts-



geheimniß brechen. Es wird sich kaum noch feststellen lassen, was bei dieser hochnothpeinlichen ‚Gewissensfrage‘ der junge Spahn dem älteren Inquisitor Lenz geantwortet hat; es kommt auch wenig darauf an: hier haben wir es nicht mehr mit einem ‚Fall Spahn‘, sondern mit einem Fall Lenz zu thun, und wenn Herr Lenz nicht durch öffentliche Erklärung den Bericht des liberalen Blattes ausräumt, so werden noch ganz andere Leute als ‚katholisch Erzogene‘ mit ihm fertig sein.“

Man muß diesen Worten nach jeder Richtung hin zustimmen. Es ist nicht abzusehen, wo unser Verkehr untereinander hingelangen müßte, wenn ein Jeder so laxe Ansichten hätte und vertrauliche Dinge der breitesten Oeffentlichkeit preisgäbe.

Den sachlichen Bemerkungen der Kölnischen Volkszeitung erstand nun sofort ein Gegner und zwar, wie natürlich, in der Münchener Allgemeinen Zeitung.[1]) Diese Antwort ist nicht nur in großem Aerger, sondern auch in großer Eile niedergeschrieben, denn sonst wären doch gewiß einige verhängnißvolle Entgleisungen nicht an den Setzkasten gewandert. Hören wir die Entgegnung:

„Die Entrüstung des klerikalen Blattes entbehrt jeder Begründung. Wenn die in der liberalen Presse verbreiteten Berichte richtig sind, so hat Prof. Dr. Lenz nichts Anderes gethan, als seine Pflicht erfüllt; denn seine Pflicht war es, bevor er Dr. Spahn zur Habilitation vorschlug, Gewißheit darüber zu erlangen, ob Herr Spahn in der Lage und gewillt war, die Aufgaben zu erfüllen, die der akademische Lehrberuf stellt, d. h. ob er ohne Rücksicht auf seine katholische Erziehung nach der Erkenntniß der geschichtlichen Wahrheit streben wollte. Wie darin ein moralischer Druck liegen soll, ist nicht zu erkennen. Und was die angebliche Indiskretion betrifft, so kann von einer solchen doch nur gesprochen werden, wenn vertrauliche Mittheilungen in die Oeffentlichkeit getragen werden, die geeignet sind, den Anderen zu schädigen, seine Ehre zu verletzen oder

1) Zweites Morgenblatt Nr. 350 vom 18. December 1901.

ihm sonst Unannehmlichkeiten zu bereiten. Im vorliegenden Falle handelt es sich aber um die Verbreitung einer Aeußerung, die alles nur nicht vertraulich sein konnte und die dann dem Professor Spahn nur zur Ehre gereichen kann. Gewissenhaft nach der Erforschung der Wahrheit zu streben, ist doch kein Tadel, am wenigsten für einen Vertreter der Wissenschaft, der Prof. Spahn sein will. Die Angriffe der ‚Köln. Volkszeitung' gegen Prof. Lenz erweisen sich also als haltlos und sind nur zu erklären aus dem Mißbehagen, das die Ausführungen des Berliner Historikers dem klerikalen Blatte seit jeher verursacht haben. Wir erinnern nur an die Lenz'sche Abfertigung der Jansen'schen (sic) Geschichtsschreibung."

Zunächst ist es vor allem wichtig, festzustellen, daß die Allg. Zeitg. eine Indiskretion, ganz im Allgemeinen aufgefaßt, nur — man beachte im eben angeführten Texte das Wörtlein nur — dann als gegeben betrachtet, wenn vertrauliche Mittheilungen in der Oeffentlichkeit zum Schaden des Anderen benutzt wurden. In allen anderen Fällen sieht die Allgemeine Zeitung in der öffentlichen Benutzung vertraulicher Mittheilungen keine Indiskretion. Man muß die Worte des Blattes thatsächlich zweimal lesen, bevor man über diese tiefstehende Moral in's Klare kommt, weil man es gar nicht für möglich hält, daß Jemand, der auf Bildung und Erziehung Anspruch erhebt, in so roher Weise die Pflicht zur Diskretion auffassen kann. Aber gegenüber dem offiziellen Zeugen des gedruckten Zeitungsblattes werden alle späteren Beschwichtigungsversuche nichts nutzen, zumal es unmittelbar darauf heißt: „Im vorliegenden Falle handelt es sich aber um die Verbreitung einer Aeußerung, die .... dem Professor Spahn nur zur Ehre gereichen kann." Damit ist der Theorie der Allgemeinen Zeitung über die Diskretion der Stempel aufgedrückt: Diskretion nur dann verpflichtend, wenn es schädigende, vertrauliche Mittheilungen betrifft, in allen anderen Fällen unverbindlich. Ja, wozu gibt es denn noch vertrauliche Mittheilungen, die Niemanden schädigen, und die die Interessenten doch nicht der Oeffentlichkeit preis-



gegeben zu sehen wünschen? Es ist schlimm, wenn eine solche Theorie von einem Privatmanne ausgesprochen wird; *doppelt schlimm* und wenig Vertrauen erweckend ist es jedoch, wenn eine Zeitungsredaktion öffentlich derartige Erklärungen abgibt. Die Mitarbeiter, vor allem aber einige der gelegentlichen, mögen sich mit der Redaktion des Blattes hierüber auseinandersetzen, wenn — woran wir vorläufig noch zweifeln — das in Zukunft die Richtschnur der Redaktion für die Behandlung vertraulicher Mittheilungen sein sollte. Derartige, für eine Redaktion im höchsten Grade peinlichen Vorkommnisse sind aber die Strafe dafür, daß die Allgemeine Zeitung in blödem Eifer eine Position vertheidigen wollte, die einfach nicht haltbar war. Hätte sie Lenz seinem Schicksale überlassen, so hätte sie sich selbst nicht in ein so schiefes Licht gestellt. Aber weil es gegen die Katholiken ging, sprang das Blatt blind zu und offenbarte so in einem unbewachten Augenblicke sein innerstes Wesen.

Andere Blätter, die sachlich vielleicht durchaus mit der von Lenz und der Allgemeinen Zeitung befürworteten Ausschließung der Katholiken vom Universitätslehramte übereinstimmen, sind klüger und schweigen die ganze Angelegenheit todt. Für den Mommsenrummel — ein Ausdruck, über den die *Post*[1]) sich so lebhaft entrüstet hat — hatten sie ganze Spalten zur Verfügung, aber für eine so wichtige, das Vertrauensgebiet amtlicher und rein menschlicher Art berührende Frage fehlt ihnen das Wort, weil einer aus der Schule geplaudert hat und sie das nicht ausdrücklich zugestehen wollen. Die *Frankfurter Zeitung*, die doch sonst nicht blöde ist im Kampfe gegen den „römischen Glauben" und die „ultramontane Gefahr", ist jedoch nach Mittheilung des Sachverhaltes ehrlich genug, zu bemerken: „Vielleicht hätten wir es selbst nicht gethan", nämlich die Gewissensfrage gestellt. Die *Vossische Zeitung* rückt weit von Lenz ab, indem

1) Nr. 606 vom 28. December 1901.

sie, ohne eine Bemerkung aus eignem hinzuzufügen, einen erheblichen Theil der Kritik des Lenz'schen Verfahrens aus der Kölnischen Volkszeitung abdruckt.

Besonderes Interesse muß natürlich die Stellung der National-Zeitung erregen, wenn es sich um Professor Lenz handelt. Der Eingeweihte weiß warum. Nun, dieses Blatt macht einige Fechterkunststückchen, ut aliquid fecisse videatur, ohne sich in irgend einer besonderen Weise für die Rettung der unhaltbaren Lenz'schen Position zu ereifern. Die Ratten verlassen das sinkende Schiff, und das ist gut so.

Wenn Lenz mit seiner Plauderhaftigkeit der Schrecken der Katholikenfeinde geworden ist — solche Dinge thut man wohl, sagt sie aber nicht, heißt es bekanntlich bei diesen — so ist der Hamburger Correspondent das enfant terrible dieser Angelegenheit auf journalistischem Gebiete. Die Köln. Volksztg [1]) spricht von der „erfrischenden Ungenirtheit" dieses Blattes und führt dann folgendes werthvolle Geständniß desselben an:

„Professor Lenz soll etwas Ungeheuerliches gethan haben, als er dem jungen Dr. Spahn auf seine Bitte um Förderung seiner Habilitation die Gewissensfrage stellte: ‚Wie hältst du's mit der Religion?' Unseres Erachtens wird diese Frage jeder gewissenhafte Historiker stellen müssen, bei dem sich ein katholischer junger Gelehrter aus ultramontanem Hause um Förderung seiner Habilitation bemüht. Damit erfüllt er einfach seine Pflicht gegen die Wissenschaft, die er vertritt." Daß die Redaktionen solcher Blätter sich nicht vorher überlegen, was sie mit solchen Bekenntnissen alles anstellen, ist für uns Katholiken sehr erfreulich, weil uns dadurch die Waffen in die Hand gegeben werden, die für gewöhnlich unter strengstem

1) Nr. 1134 vom 20. December 1901.

Verschluß gehalten werden. Eigentlich verdienten Professor Lenz, die Allgemeine Zeitung und das letztgenannte Blatt den besonderen Dank der Katholiken für ihre Schwatzhaftigkeit.

Es gehört im Uebrigen die ganze Verbohrtheit einer katholikenhassenden Seele dazu, um nicht einzusehen, daß in einem solchen Falle ein Gewissensdruck krassester Art vorliegt, und es erfordert die ganze Unwahrhaftigkeit gewisser moderner Anschauungen, um das Bestehen des Gewissensdruckes zu verschweigen. Dem gegenüber findet die Kreuzzeitung das richtige Wort, wenn sie schreibt: „Man sieht aus diesem Bekenntnisse, daß auch Universitätsprofessoren, die dem Grundsatze der freien Forschung huldigen, gegenüber denjenigen, die als Privatdocenten zugelassen zu werden wünschen, Gewissensfragen, die einem ‚Glaubensexamen' nicht unähnlich sehen, für durchaus erlaubt halten. Wir haben bisher in der liberalen Presse kein Wort des Tadels für die Gewissensfrage des Professor Lenz gefunden. Und doch wird durch dieselbe bekundet, daß in Universitätskreisen die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche von vorneherein als Verdachtsgrund betrachtet wird, den ein junger Gelehrter durch Gegengründe hinwegräumen muß, wenn er sich die Zulassung zur akademischen Laufbahn sichern will."

Der Fall Lenz ist an sich nichts weiter, wie die Fortsetzung des Mommsen-Brentano-Schwindels. Nun es kann wohl verrathen werden, daß es beiden Veranstaltern schon seit einiger Zeit recht schwül dabei zu werden beginnt, einmal, weil sie sich gründlich damit blamirt haben und zweitens, weil sie eine ganz berechtigte Furcht vor der „Abwandlung" dieses Casus sowohl in dem bayerischen, wie im preußischen Abgeordnetenhause haben. Bis dahin wird die Blamage so vollständig sein, daß sich wohl kaum nennenswerthe Vertheidiger dieser beiden Obervoraussetzungslosen in beiden Kammern finden werden. Schon jetzt rückt man hörbar von ihnen ab, zumal nach der überaus zutreffenden

Charakteristik Mommsens, die Chamberlain in der *Fackel* in Wien veröffentlicht hat. Wer Mommsen persönlich genauer kennt — und das ist bei dem Schreiber dieses der Fall — wird ganz unbedingt zugeben müssen, daß das Bild bis auf jeden Zug stimmt. Von Mommsens „berühmter" parlamentarischer Thätigkeit angefangen, bis zu seiner ebenso „berühmten" Festrede auf dem Capitoldiner in Rom, von seiner merkwürdigen Schwerhörigkeit, als der Papst die vatikanische Bibliothek besuchte und Mommsen ostentativ sitzen blieb, bis zur „Eulenspiegelei" der Voraussetzungslosigkeit, alles ist in Chamberlains Charakteristik enthalten und wahrheitsgetreu für den Eingeweihten geschildert. Professor Lenz fühlte das Bedürfniß sich mit seinen Beziehungen zu Spahn wichtig zu machen, damit man über dem Schüler den Lehrer, damit man vor lauter Berichten über den Fall Spahn und vor lauter Mommsenschwindel den berühmten Professor Lenz in Berlin nicht vergesse; und seine Eitelkeit ist schwer gestraft worden, indem er gegen sich selbst eine moralisch vernichtende Anklage aussprach. Dazu kann man nur sagen: Es ist ihm geschehen, wie er es verdient hatte. Mit besonderem Nutzen könnte Lenz den Aufsatz lesen, den Professor Dr. Seidenberger (Friedberg) im *Tag*[1]) veröffentlicht hat unter dem Titel: Voraussetzungslose Wissenschaft und Katholicismus. Gegen diese Beweisführung wird auch die *große* Wissenschaft eines Lenz verstummen müssen, trotz Mommsen und Brentano.

Am 20. Dezember schrieb die *Kölnische Volkszeitung*: „Wenn ein katholischer Universitätsprofessor einen Habilitanden fragte: ‚Wie hälst du's mit der Religion?' würde man ihn dem Cultusminister zur Disciplinirung empfehlen, und ein Entrüstungssturm würde durch Deutschland brausen, gegen welchen die Mommsen-Eulenspiegelei ein sanftes Lüftchen wäre. Aber jetzt hat's der Professor Lenz

1) Nr. 577, Ausgabe B vom 24. December 1901.

gethan, und zwar nur bei einem Katholiken; da ist's ‚Pflicht', und dieses glorreiche Beispiel wird ‚jedem gewissenhaften Historiker' warm zur Nachahmung empfohlen. Das ist liberale ‚Voraussetzungslosigkeit', das ist unentwegte Parität, ‚die nicht auf das Bekenntniß, sondern nur auf persönliche Tüchtigkeit' sieht."

Das genannte Blatt bringt weiter in Erinnerung, daß Dr. Cardauns, Hauptredakteur desselben, vor Jahren öffentlich erklärt habe, als er sich 1872 in Bonn zur Habilitation als Docent der Geschichte meldete, sei laut ihm gewordener Mittheilung in der Fakultät das Bedenken erhoben worden, der Habilitand sei ultramontan. Geheimrath von Sybel aber — und das werde derselbe seinem verstorbenen früheren Lehrer niemals vergessen — habe das Bedenken mit der Bemerkung zurückgewiesen: Wir können doch einen Candidaten, der an unserer Fakultät das Doctor- wie das Staatsexamen mit dem ersten Prädikat gemacht hat, nicht von der Habilitation ausschließen. „Der verstorbene Sybel", bemerkt dazu die Kreuzzeitung[1]), „hat hier einen Grad von confessioneller Unbefangenheit bekundet, den wir bei Herrn Lenz leider vermissen. Zu loben ist bei diesem allerdings die Aufrichtigkeit, mit der er über sein eigenes Verhalten Mittheilung macht, obgleich er wissen mußte, daß er sich durch diese Mittheilungen einigermaßen bloßstellen werde." Man thut Professor Lenz wohl Gewalt an, wenn man sein Verfahren in diesem milden Sinne auslegen will. Er dachte gar nicht daran, daß er sich bloßstellen würde, er wollte nur, wie oben bemerkt, von sich reden machen. Ueberdies glaubte er eine rettende That zu thun, da er nicht übersah, daß er der Katze die Schelle angehängt hatte und den Katholiken Waffen in die Hände spielte.

Im Uebrigen muß man dem Ausspruche zustimmen, daß solche unhaltbare Aeußerungen sich lediglich aus der Auffassung

1) Vom 19. December 1901.

ergeben, die der Einzelne über Erziehung und Herzensbildung hat. Denn man mag die Sache drehen und wenden, wie man will, es bleibt bestehen, was die Kölnische Volkszeitung gleich zu Beginn der ganzen Angelegenheit sagte: Ein vornehmer Mann thut so etwas nicht. Der Wochenrundschauer des genannten Blattes[1]) spricht etwas deutlicher, indem er von dreistester Offenherzigkeit des Mannes spricht. Alle diese Kritiken richten sich selbstverständlich auch ebenso gegen die Blätter, die Lenz vertheidigen, wie gegen die braven Hamburger Goethebündler, die dem indiscreten Berliner Professor „stürmischen, langanhaltenden Beifall" zollten und sich zu einer Resolution aufschwangen, die so thöricht war, daß Mommsen sie nicht besser hätte abfassen können.

Die Kieler Zeitung[2]) druckt den Bericht der Vossischen Zeitung über den Hamburger Vortrag ab, dessen Schlußsatz lautet: „So gerathe jeder ernste katholische Gelehrte in eine schwere Krisis, nicht des Intellekts, sondern der sittlichen Ueberzeugung." Das Kieler Blatt schließt daran die folgende Bemerkung, die jeder Katholik gerne unterschreibt, obschon im zweiten Theile derselben offene Thüren eingerannt werden:

„Dieser Behauptung können wir nicht in vollem Umfange zustimmen. Es gibt ausgezeichnete Gelehrte, die katholischer Confession sind. Die Centrumspresse hat zuweilen auf das katholische Bekenntniß eines Professors hingewiesen, um triumphirend hervorzuheben, wie leistungsfähig der Katholicismus auf wissenschaftlichem Gebiet sei. Es ist durchaus gerechtfertigt, wenn ein Katholik, der auf wissenschaftlichem Gebiet Hervorragendes geleistet hat, den Lohn seiner Wirksamkeit durch eine Berufung zur Professur findet. Aber es ist entschieden zu tadeln, wenn Jemand, der auf wissenschaftliche Leistungen nicht

1) Nr. 1137 vom 21. December 1901.

2) Vom 18. December 1901.

zurückblicken, von dem man höchstens hoffen kann, daß er in Zukunft etwas leisten werde, mit einer Stellung bedacht wird, lediglich weil er ein Katholik ist und man einem evangelischen Professor einen katholischen gegenüberstellen will."

Im weiteren Verlaufe des Aufsatzes stellt die Kieler Zeitung dann Sätze auf, die dem Sinne des oben angeführten Citates mehrfach widersprechen, ohne daß es sich aber verlohnen würde, näher darauf einzugehen.

* * *

Man durfte mit Recht gespannt darauf sein, ob und wie Professor Spahn sich zu den Lenz'schen Ausführungen stellen würde. In der illustrirten Zeitung Der Tag[1]) ergriff Spahn das Wort, um sich ausführlich über das Buch von Ehrhard zu äußern. Am Schlusse der Besprechung, die uns in diesem Zusammenhange nicht interessirt, macht er einige principielle Bemerkungen, die aus verschiedenen Gründen verdienen, ganz hiehergesetzt zu werden:

„Die andere Gruppe bilden die Herren, die, grundsätzlich freiheitlich gesinnt, noch mit ihrem ganzen Herzen am alten confessionellen Protestantismus hängen und z. B. Preußen katholikenrein halten möchten — ich sage ausdrücklich ‚möchten' — denn sie werden es nie über sich bringen, einen Katholiken thatsächlich zu vergewaltigen, sie werden im Gegentheil vornehm und aufrichtig mit ihm zusammenarbeiten, wenn er da ist — aber es thut ihnen weh, wenn einer kommt. Ich denke da vor allem zurück an einen sonnigen Maientag des Jahres 1897 — mein Lehrer Lenz und ich, sein junger Schüler, gingen im Vorgarten der Berliner Universität auf und nieder, Bücher unterm Arme, und das Helmholtz-Denkmal war noch nicht errichtet. Wir plauderten von Schell, der eben erschienen war, und von Johannes Cochläus, der noch geschrieben werden sollte, von Politik und Wissenschaft, vom Centrum, von Getreidepreisen und von Rom — und darüber auch von meiner Habilitation

1) Nr. 569 Ausgabe A vom 21. December.

in Berlin, wenn's abermals Frühjahr würde. Wir sprachen sehr offen miteinander, so wie es Lenz gewohnt ist und wie er es auch Anderen nicht übel nimmt. Einen Zwang auf seinen Schüler auszuüben, lag ihm mehr als ferne, und er wäre auch nicht weit damit gekommen. Und dann sagte er mir unter vielem sonst ungefähr die folgenden Worte: ‚Lieber Freund, gehen Sie doch an irgend eine andere Universität als Privatdocent, nach Bonn oder nach Straßburg zum Beispiel. Warum gerade hier? Sie sind qualificirt, Sie werden überall gern aufgenommen werden, und wir können Ihnen als Menschen und Gelehrten nur Empfehlungen mitgeben. Aber nur nicht in Berlin. Sehen Sie, wir sind gewohnt, Berlin als Hochburg des freien Protestantismus zu betrachten. Es ist uns schmerzlich, das geändert zu sehen.‘"

„Als ich aber in der Sache fest blieb und nach einem Jahre ihn doch um seine Zustimmung für Berlin zu bitten ging, kam er mir in seiner Wohnung auf der Augsburgerstraße entgegen — er hatte gerade meinen mittlerweile entstandenen Cochläus erhalten und gelesen — schüttelte mir beide Hände und sagte (ich werde das nie vergessen): ‚Das ist eine andere Weltanschauung, aber dieselbe Wissenschaft, die wir haben.‘ Ueber Confessionalismus wurde nichts weiter mehr gesprochen. Und er hielt Wort. Man kann sich keinen Ordinarius denken, der im Verkehr freundschaftlicher, in den amtlichen Beziehungen rücksichtsvoller ist als er — aber seinem Herzen blieb ein Leid geschehen!"

„Und so hat wohl in dem letzten Streite vielfach das Herz gesprochen, man hat geurtheilt nach alten, jedoch lieb und selbstverständlich gewordenen protestantischen Anschauungen. Vielleicht trägt das Buch Ehrhards mehr noch als andere Erklärungen dazu bei, manche dieser Männer zu überzeugen, daß die Katholiken, die neben ihnen an den Universitäten lehren, von solchen Geschossen nicht mehr berührt werden; diese Geschosse wurden gegen kirchliche Meinungen gezielt, die zum Einsturz eines solches Anpralls hoffentlich überhaupt nicht mehr bedurften."



Selten findet man eine vernichtende Antwort, die in angenehmere Formen eingewickelt ist, wie diese. Spahn erdrückt seinen Lehrer mit Lobsprüchen, erzählt dann einige seiner Aeußerungen, um ihn damit auf das Allerempfindlichste zu compromittiren. Die wohlberechnete Wirkung dieser Enthüllung ist vielfach mißverstanden worden, unter anderen auch von der Kölnischen Volkszeitung. Taktisch ist diese Antwort ein Meisterstück von seltener Wirkung. „Preußen katholikenrein halten“ ist eine Prägung von außerordentlichem Werthe, weil damit thatsächlich alles gesagt ist, was auf den verschiedensten Gebieten im Osten wie im Westen angestrebt wird. In kürzerer Fassung sind diese Bestrebungen noch nie gekennzeichnet worden. Dann weiterhin: „Sehen Sie, wir sind gewohnt, Berlin als Hochburg des freien Protestantismus zu betrachten. Es ist uns schmerzlich, das geändert zu sehen.“ Erst der Hamburger Harikari, dann die ausdrückliche Bestätigung der in Hamburg zum Ausdruck gekommenen Katholikenverfolgung durch Einen, der es wissen kann und muß, im „Tag“, mehr können die Collegen von Lenz nicht verlangen: Er hat geleistet, was nur irgendwie zu leisten war, um das bisher im Geheimen geübte Princip der Oeffentlichkeit preiszugeben. Welchen Dank dafür Lenz bisher schon mündlich wie schriftlich erhalten hat, wagen wir nicht einmal anzudeuten. Die ganze große Fraktion der Voraussetzungslosen ist wüthend auf ihn, so wüthend, wie sie es nur sein kann.

Die Kölnische Volkszeitung[1]) zieht aus diesen Vorkommnissen die folgenden Consequenzen:

„Lossens Arbeit über den Antheil der Katholiken am akademischen Lehramte in Preußen enthält höchst lehrreiche Ausführungen über die Thatsache, daß bis vor einem Menschenalter nicht weniger als vier von den sechs preußischen Volluniversitäten für die Katholiken so gut wie gesperrt waren.

1) Nr. 1145 vom 23. December 1901.

Seit 1870 trat hierin theilweise eine Aenderung ein, namentlich fiel für Berlin die protestantische Exclusive thatsächlich fort, ob auch statutarisch, ist aus Lossens Darstellung nicht klar zu ersehen. Aber Hrn. Lenz ist das egal; für ihn bleibt Berlin nach wie vor ‚die Hochburg des freien Protestantismus‘, und wenn ein ‚qualificirter‘, aber katholischer junger Mann sich für Berlin meldet, dann thut es Hrn. Lenz zwar schrecklich leid, aber er kann nicht anders und schickt den Mann nach Straßburg, d. h. aus dem Regen in die Traufe, denn Straßburg ist zwar auf dem Papier paritätisch bis auf die Knochen, aber katholische Docenten sind dort weiße Raben, und als ‚Hochburg des freien Protestantismus‘ mit israelitischer Bekrönung ist es Berlin wahrscheinlich noch über. Später freilich hat Hr. Lenz sich gedreht, wohl nur weil er glaubte, Herr Spahn würde sich noch machen; einen Beweis, daß er nicht auch heute noch sein geliebtes Berlin ‚katholikenrein halten möchte‘, können darin nur höchst gutmüthige Leute finden. Möglicherweise war auch mittlerweile ein Stärkerer über ihn gekommen, nämlich Hr. Althoff. Die Germania[1]) brachte wenigstens vor einigen Tagen die pikante Notiz: ‚Als die maßgebende Stelle in der preußischen Unterrichtsverwaltung erfuhr, es würden Hrn. Dr. Spahn voraussichtlich wegen seiner religiösen Ueberzeugung bei der Habilitation als Privatdocent Schwierigkeiten erwachsen, da erklärte die in den letzten Wochen viel genannte Persönlichkeit, daß die Unterrichtsverwaltung so etwas auf keinen Fall dulden werde.‘

„Ist das richtig, dann hat Herr Althoff im Falle Lenz-Spahn gethan, was seines Amtes war, aber der Fall kann sich alle Tage wiederholen.“

Passend reiht sich hier eine Bemerkung an, die Dr. Salvisberg in den Hochschulnachrichten[2]) an den Schluß eines längeren Aufsatzes „Zu Theodor Mommsens Kundgebung“, setzt: „Man kann somit, ohne Andersdenkenden

1) Nr. 294 Erstes Blatt vom 21. December 1901

2) Heft 134, XII. Jahrg. Nr. 2, Nov. 1901.

irgendwie nahezutreten, ja sogar ohne reaktionärer Gesinnung zu huldigen, einstweilen wohl behaupten, daß auch im Falle Spahn dem von verschiedenen Seiten in Aktion getretenen publicistischen Riesengeschütz ein entsprechender direkter Zielpunkt gefehlt hat." Daß Mommsen, Brentano, Lenz und Genossen sich das von den Hochschulnachrichten sagen lassen müssen, ist bitter, aber wohlverdient. Es muß wirklich weit gekommen sein, wenn sogar ein so professorentreues Blatt, wie das genannte, es wagt, einen derartigen Aufsatz mit diesem Schlußsatze zu beendigen.

Daß die Rufer im Streite verlangen, der Wissenschaftsbetrieb solle sich frei entwickeln dürfen, damit das Beste den Sieg davontrage, und zugleich der Wissenschaftsbetrieb von Seiten katholischer Gelehrter in jeder Richtung verfehmt wird, ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt werden, die so qualificirten Vertreter der Wissenschaft grundsätzlich vom Katheder ausgeschlossen werden, zeigt die ganze Schamlosigkeit der erhobenen Forderung freien Wissenschaftsbetriebes. Wenn katholische Gelehrte so minderwerthig sind, wie sie dargestellt werden, dann werden sie recht bald abgewirthschaftet haben, und wenn dann eine größere Reihe solcher Fälle vorliegen werden, dann haben die „Voraussetzungslosen" das Recht, zu sagen: Keine Katheder mehr für Gelehrte mit katholischer Lebensanschauung. Aber so lange nicht die Freiheit der Doction für Katholiken gewährt worden ist und so lange nicht die sich folgenden Schiffbrüche wissenschaftlicher Art unter den katholischen Gelehrten vorhanden sein werden, stellen Mommsen und seine Vertreter dem freien Wissenschaftsbetriebe das allergrößte Hinderniß in den Weg. Und ein solches Vorgehen kann sich nur als planmäßige Verfolgung auf Grund des Hasses gegen alles Katholische qualificiren. Warum denn solche Angst vor ein paar Gelehrten mit katholischer Lebensanschauung haben? Was Professor Troeltsch aus Heidelberg zur Beruhigung seines Gewissens in dem Wochenblatte Die christliche

Welt[1]) in dieser Beziehung sagt, ist so fadenscheinig, daß man annehmen kann, daß er selbst einsehen wird, daß das nur Scheingründe sind. Und die im 5. Abschnitt seiner Abhandlung[2]) vorgenommene Beruhigung seines Gewissens steht mit einer festen und verstandesmäßigen Auffassung „von der Größe und Herrlichkeit des christlichen Gottesglaubens“ in schneidendstem Gegensatze. Wenn Troeltsch am Schlusse sagt, daß er (als Theologe) „die von den Heidelberger Gelehrten an Mommsen gerichtete Zustimmungsadresse mitunterzeichnet“ habe, jedoch „nicht ohne Bedenken und Vorbehalte“, so wird man ihm das deßwegen gerne glauben, weil jeder vor einer selbst vorgenommenen capitis diminutio „Bedenken und Vorbehalte“ haben wird. „Diese Bedenken und Vorbehalte“, sagt er dann, „wollte ich hiermit einem größeren Kreise mittheilen, weil wohl Mancher sich ähnliche ernste Gedanken dabei gemacht haben wird.“ Troeltsch hätte mehr Ehre eingelegt, wenn er gehandelt hätte, wie „die conservativen protestantischen Theologen“, deren Namen auf den Adressen fast ganz fehlen. Wenn Troeltsch nicht unter diejenigen gegangen wäre, „die sich gelegentlich als Freiheitstribunen auf dem bedrohten Gebiete der Gelehrten-Republik aufspielen“, so hätte er sich schwere Gewissensbedenken gespart, seiner Wissenschaft einen erheblichen Dienst erwiesen und zugleich patriotischer gewirkt. Einzelne Bemerkungen in dem Aufsatze „Martin Spahn und die katholische Geschichtschreibung“ in der Neuen Freien Presse[3]) und der Kreuzzeitung[4]) können ihm da zur Beachtung empfohlen werden. Es ist ganz klar, daß Professor Troeltsch, zu seinem Urtheil über die staatsfeindliche Tendenz des Katholicismus nur gekommen sein kann erstens aus Miß-

1) Nr. 50 vom 13. Dezember 1901, Spalte 1178 und 1179.

2) Spalte 1181 und 1182.

3) Feuilleton vom 15. Dezember 1901.

4) Nr. 601 vom 24. Dezember 1901.

verständniß der katholischen Lehre und zweitens aus der Verwechslung von Schulmeinungen mit Kirchenlehren. Das Letztere passirt den erleuchteten Journalisten der Berliner, Frankfurter u. s. w. Blätter alle Tage, so daß man ihnen eigentlich tagtäglich dieselben Dinge wieder von neuem beweisen müßte. Wie tief diese Unwissenheit in katholischen Dingen aber auch bei den Mitgliedern der evangelisch-theologischen Fakultäten sitzt, dafür haben wir ja die anerkannten Beispiele von Beyschlag, Frick, Mirbt und Genossen. Es nimmt darum nicht Wunder, daß auch Troeltsch in ähnlichen Netzen gefangen ist. Das Kapitel: Kirchlicher Gehorsam und religiöse Selbständigkeit, in der oben genannten Schrift Mausbachs[1]) könnte ihn über viele Punkte aufklären, wenn es ihm wirklich um die Wahrheit auf diesem Gebiete zu thun ist.

Wenn das bei den Theologen vorkommt, darf man sich nicht wundern, daß ein Laie wie Lenz noch viel tiefer in den unbeschreiblichsten Vorurtheilen gegen alles Katholische drinsteckt, wie das Eingangs schon betont worden. Wer aber über den Wissenschaftsbetrieb von Seiten katholischer Gelehrten so maßlos hochmüthig und abfällig urtheilt, wie Lenz es thut, müßte selbst jedoch quasi unerreichbare Leistungen aufzuweisen haben. Wie es aber damit bestellt ist, mag außer der scharfen Abfertigung in der Köln. Volksztg. eine pikante Notiz der Neuen Bayerischen Zeitung[2]) beleuchten. In einer Polemik mit der Allgemeinen Zeitung, der der Gebrauch von zweierlei Maß klipp und klar nachgewiesen wird, heißt es: „Im Anschlusse an diesen monumentalen Satz wollen wir der ‚Allgemeinen Zeitung' verrathen, daß etwa binnen Jahresfrist die wissenschaftlichen Arbeiten ihres Schützlings [Lenz] in eine solche Beleuchtung

1) Seite 147 ff.
2) Nr. 301 vom 24. Dezember 1901.



werden gerückt sein, daß es Lenz dann auf jeden Fall lieber gewesen sein würde, niemals eine Zeile über sein Lieblingsthema veröffentlicht zu haben." Ein protestantischer Gelehrter schrieb, wie uns mitgetheilt wird, vor einiger Zeit: „Lenz ist in der That ein kapitaler Bursche, aber noch größer als seine Albernheit ist seine Anmaßung. Schade, daß der so unbedeutende Professor nicht auch auf seine wissenschaftliche Unfähigkeit bloßgelegt worden ist." Wenn man weiß, wie die Berufung des Professors Lenz nach Berlin zu Stande kam, wie Treitschke die Sache „gemacht" hat, dann kann man sich über die eben angeführten Dinge in keiner Weise wundern. Für heute sehen wir davon ab die Einzelheiten dieser „Berufung" hier ausführlich darzulegen. Sollten wir darauf zu sprechen kommen müssen, so können wir mit Thatsachen dienen. Dieselben würden wirklich eine ergötzliche Illustration zu den so außerordentlich selbstgefälligen Urtheilen des Berliner Akademikers über „römischen Glauben und freie Forschung" bilden.

Ein langer Leitartikel der Nationalzeitung [1]) trägt die Ueberschrift: Aus dem deutschen Katholicismus. Mit vergnügtem Schmunzeln glaubt das Blatt annehmen zu können, daß wir in der Zeit einer neuen Parteibildung im deutschen Katholicismus stehen, bei der dasselbe vielleicht zur Pathenschaft geladen werden könnte. Vor lauter Freude über den erhofften liberalen, wenn nicht gar nationalliberalen „römischen Glauben" werden sogar bemerkenswerthe Concessionen gemacht: „Aber Selbstgefühl ist zum Beginn jedes Kampfes nothwendig, und auch ein anscheinend starker Ueberschuß dieser Eigenschaft braucht die Sympathie und das Interesse nicht zu vermindern, womit man allerdings fragen muß: ‚Was will das werden'? Beginnt hier eine, wenn auch in engeren Grenzen, als Herr Spahn meint, wichtige Entwickelung — oder wieder einmal nur ein Gang,

1) Nr. 696 vom 21. December 1901.



der auf dem Index und mit einer löblichen Unterwerfung endet?" Ueber solche Phantastereien braucht man kein Wort zu verlieren, sie decken sich mit denen des Pester Lloyd vom 31. Dec. 1901 (Nr. 313); aber eine Frage muß man an das Blatt stellen. Die Bemerkungen Spahn's über „Berlin als Hochburg des freien Protestantismus" werden abgedruckt, jedoch kein begleitendes Wort dazu gesagt. Soll das etwa andeuten, daß die Nationalzeitung mit dieser Auffassung von Lenz einverstanden ist? Es wäre im höchsten Grade wünschenswerth, wenn gerade die Nationalzeitung den Muth finden würde, darüber sich rückhaltlos zu äußern.

Bezüglich der Beurtheilung der Spahn'schen Antwort auf die Gewissensfrage stimmen wir durchaus mit der Germania[1]) überein, wenn sie schreibt:

„Noch eine andere Frage legt die Lenz'sche Enthüllung nahe: Hat Dr. Spahn recht geantwortet, als er seinem Lehrer gegenüber erklärte, ‚er sei zwar katholisch erzogen, aber er wisse noch nicht, wie sich sein Leben gestalten werde, an gutem Willen fehle es ihm nicht'? In katholischen Kreisen hat man diese Antwort bemängelt und eine männliche, schärfere Fassung gewünscht Als in der Gluthhitze des Culturkampfes ein junger Assessor bei seiner Anmeldung zum Eintritt in die preußische Verwaltung von dem betreffenden Decernenten gefragt wurde, wie er sich denn zum Princip der unbedingten Satisfaktion stelle, beantwortete der junge Mann die Frage damit, daß er sofort sein Gesuch zurückzog. Und der so sprach, befindet sich trotzdem heute in einer hohen Stellung bei einer Centralbehörde. In ähnlicher Weise hätte man von Dr. Spahn eine schärfere Zurückweisung des gänzlich ungerechtfertigten Inquisitionsverfahrens des Herrn Professors Lenz gewünscht. Sogar der milde Bayrische Kurier nennt die Spahnsche Antwort ‚schwach'. Um gerecht zu sein, muß man sich die peinliche Situation vergegenwärtigen, in welcher sich der angehende Privatdocent gegenüber dem fanatischen Katholikenfeinde Lenz befand. Seine Ant-

1) Nr. 294 Erstes Blatt vom 21. December 1901.

wort war eine Ausflucht, die man verschieden deuten kann, die aber nicht gegen Spahn ausgelegt zu werden braucht."

Auf die Ausführungen Paulsens über: Katholisch-theologische Fakultäten und die Bildung der katholischen Geistlichen in der Täglichen Rundschau[1]) gehen wir hier nicht näher ein, obschon dieselben manche hierher gehörige Bemerkungen enthalten. Die blöde Auffassung der Rechtlosigkeit der Katholiken im Wissenschaftsbetriebe wird eben nicht von jedermann getheilt.

Am Schlusse möchten wir einigen Gedanken von Oscar Blumenthal[2]) Raum gewähren, die mutatis mutandis sehr gut hieherpassen: „Den Vorkämpfern des freien Sinnes aber wünsche ich, daß sie in einigen Jahrhunderten soviel Freiheitssinn entwickelt haben möchten, um sogar — eine andere Meinung ertragen zu können." (Seite 12)

„Ich wünsche, daß einst auf Staatskosten ein Invalidenhaus für altersschwache Phrasen und ein Nationalfriedhof für längst verstorbene Gemeinplätze errichtet wird, und daß Jedem die litterarischen Ehrenrechte aberkannt werden, wenn er diese Wort- und Gedankenmumien wieder an's Tageslicht zieht." (Seite 12.)

„Ich wünsche, daß ein Edison der Zukunft dem Telephon, das uns gestattet, ferner und immer ferner zu sprechen, eine Gegenerfindung gesellt, die manchen Mitbürger zwingt, ferner nicht zu sprechen." (Seite 14.)

„Manch tönender Satz, der das Ohr gewinnt
Als weithin wirkendes Schlagwort,
Erweist sich schon, wenn ein Jahr verrinnt,
Als rasch verklungenes Tagwort." (Seite 178.)

* * *

1) Unterhaltungs-Beilage Nr. 294 vom 16. Dec., Nr. 589 vom 17. Dec. und 593 vom 19. Dec. 1901.

2) Unerbetene Briefe. Stuttgart und Leipzig 1902, Deutsche Verlagsanstalt.



„So manches Wort klingt stark und kühn
Am phrasenumbrodelten Kneiptisch —
Und wirkt so unreif und so grün,
Erwägst Du's still am Schreibtisch." (Seite 181.)

* * *

„‚Parteilosigkeit ist unser Hort!
Bei uns kommt jede Richtung zum Wort!' . . .
Wozu die Phrasen breit und groß?
Sagt einfach: wir sind gesinnungslos." (Seite 183.)

* * *

„‚Warum wird nur der Eine so verehrt,
Daß sie wie Götzendiener ihn umdrängen?' . . . .
Die Nullen glauben stets, es wächst ihr Werth,
Wenn sie an eine große Eins sich hängen."

Dr. Moritz Mai.

VIII.

Athen und Griechenland von heute.

I. (Fortsetzung.)

Wir treten durch die Propyläen auf das Plateau des Burgfelsens. Was diese Hochfläche einst gewesen ist, davon kann man sich eine Ahnung bilden, wenn man in Curtius' Stadtgeschichte Athens die topographische Karte der Akropolis, auf der die Ergebnisse der Ausgrabungen eingetragen sind, betrachtet. Wenn aber einer meinte, damit die Wirklichkeit zu erreichen, der würde sich nicht wenig irren. Er müßte zu seiner Belehrung den Abschnitt im Pausanias über die Akropolis, das exakteste, was er geschrieben hat, herannehmen, und da würde er finden, wie hier auf verhältnißmäßig engem



Raum neben all den bekannten Bauwerken noch eine lange Reihe anderer, verschollener sich erhob, und vor allem, wie über die ganze freibleibende Fläche ein wahrer Wald von Statuen sich vertheilte. Die Hochfläche der Akropolis war zugleich die Glyptothek Athens. Der würde die Griechen übel verstehen, der glaubte, sie hätten die erhabenen Meisterwerke ihrer gottbegnadeten Künstler in dumpfen, langweiligen Museen vergraben. Nein, sie mußten unter ihnen und um sie sein, sie standen bei ihnen auf dem Markt und um ihre Tempel, sie zierten ihre Gärten und Friedhöfe, sie athmeten dieselbe Luft des freien Himmels, wie sie es selbst nicht anders haben mochten. So hatte aber auch die Kunst eine ganz andere Bedeutung für das Volk, als in unseren Zeiten. Das Milieu, in dem es sich bewegte, war die künstlerische Schönheit; das Volk ging dabei nicht leer aus, sein Kunsthandwerk ist der sprechendste Beleg dafür. Doch lassen wir von Idealen, die für unseren nebeligen, regnerischen Norden nun einmal undenkbar sind.

Auf dem Plateau der Burg haben die so viel verachteten Neugriechen eine der größten Thaten wissenschaftlichen Unternehmungssinnes geleistet. Ich rede von den Ausgrabungen der griechischen „archäologischen Gesellschaft" unter Leitung des Herrn Kavvadios in den Jahren 1885 bis 1889. Die ganze Oberfläche der Akropolis wurde wieder freigelegt und die Funde waren mehr als lohnend. Diese Ausgrabungen verdienen viel mehr als andere, z. B. die französischen auf Delos und theilweise auch die in Delphi, den vorbildlichen Grabungen der Deutschen in Olympia an die Seite gestellt zu werden. Was von den Funden diesem Zwecke entsprach, fand Bergung in dem einfach erbauten, aber praktischen Akropolismuseum, das jedoch jetzt schon auf dem Punkte angekommen ist, daß es die ihm zuströmenden Reichthümer nicht mehr aufnehmen kann. Nirgends auf der Welt ist wohl ein ähnliches Material beisammen, um die Kunst, speziell natürlich die attische, vor Phidias, kennen



zu lernen und die fremden Einflüsse und deren Verarbeitung durch die attischen Meister zu beobachten. Die für ein Museum unbrauchbaren Stücke bleiben nicht an Ort und Stelle liegen, und so bietet die heutige Burgoberfläche dem Eintretenden ein eigenartiges Schauspiel, das stark an Olympia, speziell an die Partien um Zeustempel und Heraion mahnt. Man blickt auf ein ungeheures, für den ersten Blick ordnungsloses Trümmerfeld Kapitäle von ungeheuren Dimensionen, gewaltige Säulentrommeln, wirr durcheinander gewürfelte Quaderblöcke, Marmorstücke buntester Art, Fundamentlinien kreuz und quer sich schneidend — ein wahres Chaos. Die Aufschlüsse, die bei diesen Grabungen über die vorpersischen Bauten, über den kimonischen Tempel u. s. w. sich ergaben, haben für Archäologen gewiß Interesse, ob auch für weitere Kreise, ist zweifelhaft. Damit widerstehe ich der Versuchung, davon zu reden.

An den Fundamenten der Athena Promachos vorbei schreiten wir vorwärts. Ihre Lanzenspitze kann nebenbei gesagt unmöglich bis Sunion geleuchtet haben, wenn schon Pausanias so zu berichten scheint; denn erst vom Kap Kavouras aus, halbwegs zwischen Sunion und Piräus, wird die Akropolis sichtbar. Nun stehen wir zwischen Parthenon und Erechtheion. Beide suchten ja schon länger unsere Aufmerksamkeit für sich allein zu haben, indessen wollten wir sie nicht sehen. Denn unvermittelt drin zu stehen zwischen diesen beiden herrlichen Denkmälern antiken Könnens mit ihrem überraschenden, beabsichtigten Gegensatz, das hat eine ganz eigenartige Wirkung. „Zwei vollendete Gegensätze, die sich doch nicht ausschließen, sondern sich ergänzen, eine Disharmonie, die sich dennoch wunderbar löst. Dort einfache Größe, hier die lieblichste Zierlichkeit; dort ein klarer durchsichtiger Plan, hier eine reizende Verwirrung, in der man sich doch nicht verliert; dort die ganze dominirende Erhabenheit des dorischen Bauchatakters, hier jonische Eleganz und Leichtigkeit. Man kann sich nicht sättigen an diesem Anblick.



Heute [1. April] ist ein trüber regnerischer Tag; aber auch er konnte die Freude und das Entzücken mir nicht verderben.“ An diesen Worten meines Tagebuches habe ich nichts abzuziehen gefunden. Im Gegentheil, sie sind vielleicht zu schwach, der Ueberraschung den richtigen Ausdruck zu geben.

Nun über den Parthenon im Besonderen noch ein Wort. Soweit der Stand unseres jetzigen Wissens reicht, darf man kühnlich behaupten: der Parthenon ist das vollendetste Erzeugniß der griechischen Baukunst. An ihm hat sich ebenso die grandiose Leistungsfähigkeit der damaligen Meister bethätigt, wie eine geradezu bewunderungswürdige Feinheit bis ins Subtile hinein an ihm in die Erscheinung tritt. Für beides seien nur zwei Kennzeichen gegeben. Auf der abschüssigen Südseite der Burg waren gewaltige Substruktionen nöthig. In vollen 21 Quaderreihen liegen dieselben jetzt wieder zu Tage; Niemand wird dieser Leistung die Achtung verweigern. Ueber die Frage, ob der Boden des Heiligthums absichtlich in Curvenform gekrümmt wurde, hat man viel gestritten; ja man hat diese Curve überhaupt nicht als ursprünglich gelten lassen wollen. Wer aber vor diesem umstrittenen Objekt prüfend gestanden hat, dem wird die Antwort leicht werden. Die Curve ist — ein deutlicher Beweis für die Absicht! — ganz unauffällig und doch so bedeutend, daß, wenn man vor den Längsstufen steht, ein bedeutender auf der anderen Seite liegender Stein nicht mehr sichtbar ist. Aehnlich liegt die Sache mit der Neigung der Säulen gegen die Cella. Jedem, der hinkommt, wird die Nachprüfung keine sonderlichen Schwierigkeiten machen. Der Schirm oder Stock genügt vollständig, um den Unterschied zwischen der inneren und äußeren Höhe der Säulentrommeln festzustellen. So war an diesem Bau Kraft und Kunst nicht gespart worden. Auch in seinem gesammten Gedankeninhalt war er ein Ganzes aus einem Guß. Ein wahrer Hain von Säulen umzog ihn von außen (58 bezw. 60)



und belebte ihn innen (21 in der Cella). Die beiden Giebel führten in vollkommener Meisterschaft die zwei wichtigsten Momente aus der attischen Mythologie vor Augen; die 92 Metopen stellten die Kämpfe des hellenischen Wesens gegen feindliche Unbildung dar; auf dem 160 Meter langen Fries aber zog das festfrohe Volk von Athen selber im Panathenäenschmuck von beiden Seiten den Himmlischen entgegen, die „leichthinlebend“ über dem Eingang zum Pronaos thronten, im Glanze ihres Volkes sich zu sonnen — kein Wunder, daß ein solches Werk zum Wahrzeichen Athens geworden ist, dem in bewegten Zeiten die Impulse des Volkes zuflogen, auf das die Redner wie auf ein Palladion altattischer Herrlichkeit hinwiesen (Demosth. Olynth. III. 25). Begreiflich, wenn Thukydides (I, 10, 2 ff.) bemerkt, daß, sollte Athen je einmal veröden, man aus seinen Gebäuden auf eine doppelt so große Macht schließen würde, als sie thatsächlich war. An den Trümmern noch kann Jeder, der ein Herz für solche Dinge hat, nachfühlen, was Plutarch (Perikles 13) von den Werken des Perikles im Allgemeinen rühmt, jene Schönheit, die im Entstehen schon diesen Bau ehrwürdig machte, jene blühende Fülle, die nach Jahrhunderten noch ihn frisch und jung erhielt, jene „Neuheit“, die seinen Anblick unberührt von der Zeit wahrte, als wären diese Werke von ewigem Lebensodem und nie alternder Seele durchwaltet.

Diese Lebenskraft hat der Parthenon während einer tausendjährigen Geschichte bewährt. Wenige, wie er, können sich rühmen, einen so bunten Wechsel menschlicher Geschicke und Wandlungen durchlebt zu haben. Feindliche Griechen und Römer, die Barbaren der Völkerwanderung, die Türken, unter deren Fuß das Gras nicht mehr wächst, sie alle zogen hier ein und vorbei und wagten nicht an Athene's Sitz zu rühren. Nichts aber von all dem ist denkwürdiger, als der Einzug des Christenthums an dieser so lange und so zäh vertheidigten Stätte. Wann dies geschah, läßt sich allerdings



nicht einmal auf's Jahr hin berechnen. Zwar faßte das Christenthum schon frühe Wurzel und auf der Synode von Nicäa war ein christlicher Bischof Athens anwesend. Der Parthenon jedoch blieb mitten in dem neu sich regenden Leben noch Jahrhunderte lang, was er immer gewesen, Athenens Heiligthum. Das einzige monumentale Zeugniß für die chronologische Fixirung dieses Umschwungs ist jene viel angefochtene Inschrift, die Pittakis an der Südmauer des Tempels gelesen haben will und die gelautet haben soll: „Im Jahre 630 nach dem Jahre der Erlösung wurde dieser Tempel der hl. Weisheit erneuert"; sie hat indessen wieder neue Vertheidiger gefunden und greift schlimmstenfalls sicherlich nicht viel daneben. Bald aber verwandelte dieser Sophientempel sich in eine Kirche der Theotokos, wie die ferneren Berichte sie nennen. So zog also die jungfräuliche Mutter ein in die Cella der jungfräulichen Göttin. Gregorovius (Athen im Mittelalter I, 50) schildert uns diesen Besitzwechsel mit gewohnter Sprachgewalt in folgenden Worten: „Die schönste Gestalt der christlichen Kunst, die göttliche Mutter mit dem Kind auf ihren Armen, war das Sinnbild der Vereinigung der Gottheit mit der wahrhaften und zugleich ewigen Tragik des Erdenlebens, in welchem der Mensch vom Weibe geboren Schmerz und Tod erdulden muß, aber von der Liebe zu göttlicher Glorie verklärt wird. Vor der liebevollen Mutter mit dem Kinde legte die streng und schweigend auf die Menschheit blickende Pallas Athene, die Göttin mit dem Medusenhaupt auf der Brust, die Lehrerin der kalten Weisheit, die nicht das Herz erwärmt, ihren Schild und Speer als überwunden nieder." So ward der Parthenon zur Kathedrale zunächst des katholischen, dann des orthodoxen Christenthums, bis auf seine Zinnen, jedenfalls bald nach 1459, der Halbmond gepflanzt wurde, um zwei Jahrhunderte auf der selbst von den Türken geehrten und gescheuten Schöpfung des Iktinus und Kallikrates zu glänzen. Leider waren es christliche Abendländer



und leider Deutsche, durch die dem Kunstwerk sein Verhängniß nahte. Es war am 26. September 1687; schon vier Tage schleuderten die venezianischen Kanonen ihre Geschosse gegen die Akropolis. Die Türken hatten ihre Pulvervorräthe in den Parthenon gebracht; selbst ihnen mochte es unfaßbar sein, daß gegen dieses Heiligthum die Kanonenschlünde sich richten könnten. Das Unerwartete geschah. Abends um 7 Uhr schlug eine von einem lüneburgischen Leutnant, dessen Name todtgeschwiegen worden ist, gelenkte Bombe ein; schauerlich war die Katastrophe, welche folgte. Der herrliche Marmorbau wurde mitten in zwei Theile gespalten, 300 Türken waren unter seinen Trümmern begraben, einzelne Marmorstücke flogen hoch durch die Luft bis zu den Belagerern. (S. Hertzberg, Geschichte Griechenlands III, 143.)

So ist zwar der Parthenon seit diesem Tag gebrochen und geborsten. Die Stätte seiner Ruinen aber ist geweiht, wie wenige in der Menschheit, nicht bloß durch die Weihe der Kunst und Schönheit, sondern ebensosehr durch seine culturgeschichtliche Ehrwürdigkeit. (Vgl. Gregorovius, Athen im Mittelalter II, 397 f.) Eines hat er vor allen Sakralbauten der Welt voraus, auch vor St. Peter und der Aja Sophia in Konstantinopel. Diese beiden sind christliche Bauten. Im Parthenon aber lösten sich der Reihe nach die wichtigsten Cultformen der Menschheit ab. Hier brachte das ästhetisch verklärte hellenische Heidenthum seine Opfer, hier erklang das Predigtwort des katholischen und orthodoxen Christenthums und ward das unblutige Opfer der Welterlösung gefeiert, hier knieten, der heiligen Stadt des Propheten sich zukehrend, die Gläubigen des Islam im Gebet. Dem Volke Neugriechenlands aber sind die Reste des Parthenon immer noch Gegenstand der Verehrung. Das gemeine Volk betrachtet seine Trümmer mit Bewunderung und Staunen; so tief ist der Eindruck auf das einfache Gemüth, daß die Volksmeinung jene „Hellenen“, die solche Werke errichteten,

allerdings in schlechter Kenntniß der eigenen Geschichte, als ein untergegangenes Hünengeschlecht der Vorzeit auffaßt. Neugriechenlands Dichter endlich feiern gerade den Parthenon mit verständlicher Vorliebe. Panagiotis Sutsos besingt ihn also: „Der Parthenon liegt wie ein verwundeter Riese. Die Alles zerstörende Zeit schlägt mit unermüdeter Hand tödtliche Wunden in seine steinernen Rippen; er aber biegt nicht das Knie. Tempel, Städte, Reiche und Throne stürzen zusammen; er überlebt alle und hebt über die Jahrhunderte sein marmornes Haupt.“ Karasutsos' „Hymne an den Parthenon“ aber bringt das Loos des Tempels in schönen Zusammenhang mit dem Schicksale des Griechenvolkes selbst. Die mir vorliegende Uebersetzung krankt zwar an der herkömmlichen Steife, läßt aber immerhin den Schwung und das Feuer des Originals ahnen. Die drei ersten Strophen lauten:

„Wenn, o jungfräulicher Tempel jungfräulicher Göttin, du,
Gleich den schönen Meteoren
In des Aethers Blau verloren,
Mit der Sonne gold'nen Strahlen spielst in abendlicher Ruh';

Wenn die glänzenden Skulpturen, gleich als wären sie beseelt,
Blicke werfen, sich erheben,
Athmen, lächeln, sich beleben,
An die Sage so erinnernd, die von Pyrrha uns erzählt;

Dann betracht' ich dich und ahne, daß du einstens hast gehört
Mit zu jenen stolzen Bauten,
Die versunk'ne Welten schauten,
Und es zittert meine Seele, du auch würdest noch zerstört.“

Heiliger, als der Parthenon, war für die alten Athener das **Erechtheion**. Der Grundriß des Erechtheions ist nicht gar so schwer zu verstehen, als es scheint. Es bildet ein Rechteck mit vorgelegter dreifacher Säulenreihe. Es wäre anziehend, etliches über die Geschichte dieses Platzes zu bemerken. Denn hier stand der Ursitz der athenischen Centralgewalt, hier waren in langer Reihe die attischen National-



Heiligthümer vereinigt; kein Platz zeigt uns so klar den innigen Zusammenhang zwischen dem hierarchischen Königthum und dem religiösen Leben eines alten Volkes, keiner auch eine ähnliche Zähigkeit des Volkes in Festhaltung uralter, religiöser Ueberlieferungen und Culte, wie diese Burg des Königs Erechtheus (Od. VII, 81). Hier bekommt man einen wirklich lebendigen Begriff von dem Ursprung des griechischen Tempelgrundrisses aus dem megaron der mykenischen Fürstenpaläste. Letztere waren zugleich Palast und Heiligthum. Nach dem Sturz jener Herrschergeschlechter blieb dem Gott das megaron auch ferner heilig und so erbte der spätere naos die uralte Grundform des megaron. In diesen Fürstensälen dachte man sich ja die Götter aus- und eingehend; man denke an den Besuch der Athene eben im Palast des Erechtheus. Diese Zähigkeit des Griechenvolkes in religiösen Dingen ließe sich an dutzend anderen Beispielen illustriren bis herunter zu scheinbar bigotten Kleinigkeiten. Auch darin ist das Erechtheion vor seinem Nachbarn bevorzugt, daß es viel weniger unter der Ungunst der Zeiten gelitten hat, als jener, wenngleich auch ihn harte Schläge trafen. Namentlich die Karyatidenhalle steht noch ganz, oder vielmehr sie würde noch unversehrt stehen, wenn nicht der Schotte Elgin eine Karyatide herausgesägt und weggeschleppt hätte. Diese ist jetzt ersetzt durch eine Copie, welche leicht kenntlich ist an der dunklen Färbung. Elgin heimste dafür von Byron ein auf eine Säule des Parthenon geschriebenes Verschen ein, das unter Anspielung auf Athens Einnahme durch Alarich besagt: „Quod non fecerunt Gothi, fecerunt Scothi." Unter den Athenern jener Tage aber lief nach diesem barbarischen Raube die anmuthende Sage um, die zurückgebliebenen Schwestern stimmen um die entführte nächtlicher Weile ein rührendes Klaglied an. Als ästhetisches Ganzes hat die Halle eine sehr verschiedene Würdigung gefunden. An begeisterten Lobrednern hat es ihr nie gefehlt; die Einzelausführung verdient denn auch alles Lob. Auch mit der



Idee wird man sich befreunden können unter Voraussetzung des Zwecks der ganzen Anlage, nämlich das Grab des Kekrops zu hüten. Aber wenn man die Karyatidenhalle an und für sich betrachtet, wird man namentlich bei wiederholtem Beschauen einem störenden Eindruck sich nicht entziehen können und geneigt werden, den Bedenken beizupflichten, die nach dem Architekten R. Redtenbacher A. Bötticher in seiner „Akropolis" S. 229 ausspricht. Wunderbar schön sind die Statuen gewiß. Aber es ist zweifellos ein Mißgriff, lebend gedachte Figuren in dieser Weise zu Architekturstücken zu verwenden, zumal da das Mißverhältniß zwischen diesen Gebälkstützen, so kräftig und voll sie auch ausgeführt sind, und der auf ihnen lastenden Gebälkmasse unleugbar ist.

Doch sei es damit genug der Archäologie; es ist ohnehin wohl schon des Guten zu viel geschehen. Von den übrigen Resten der Akropolis, weiter von dem Theater des Dionysos und der neuen Phase der Theaterfrage, vom Olympieion in seinen Riesenmassen und der Stadt des Hadrian, von den epochemachenden Grabungen Dörpfelds nach den Resten des Dionysischen Bezirks und der Enneakrunos, bei denen so hoch interessante Aufschlüsse über die Pisistratidenzeit sich ergeben haben, über das Dipylon und seine Grabmäler — über dieses und über vieles andere will ich weggehen. auf einen Punkt möchte ich meine Begleiter noch führen, auf den **Areopag**, an dem uns der Weg ja jedesmal vorbeiführt, so oft wir zur Akropolis auf- und niedersteigen. Wer kennt sie nicht, diese Felsklippe, mit ihren mythischen Geheimnissen, diese Thürhüterin an den Aufgängen zur Burg? Hier war in altersgrauer Zeit die Malstätte des Blutbanns. Hier auf diesem Hügel, unter seinem nordöstlichen Steilabfall, der einzigen schroffen Seite des Felsens, war der Cultplatz der Eumeniden, die noch Nero, der Muttermörder, so scheute, daß er aus Furcht vor ihnen nicht wagte, Athen zu betreten. Dem Christen aber ist diese Höhe besonders heilig. Denn

hier war es, wo nach dem Bericht der Apostelgeschichte St. Paulus jene prächtige Predigt an Athens Weise richtete. Ich weiß wohl, daß ein gut Theil der heutigen wissenschaftlichen Welt den Schauplatz dieses Vorgangs anderswo sucht, in der Königshalle, dem Geschäftslokal der Areopagiten am Markt. Es soll da oben nicht Platz genug gewesen sein. Wer selbst oben gestanden und dabei versucht hat, auf Grund historischer Reminiscenzen den damaligen Zustand des Areopags sich zu vergegenwärtigen, der wird in jenes Bedenken sich nicht leicht finden. Dörpfeld, welcher hier selbst Ausgrabungen vornahm und ein offenes Auge für derartige Dinge hat, sieht, wie er mir auf meine Frage sagte, keinen Grund ein, weshalb man an der Angabe der Apostelgeschichte nicht festhalten sollte. Dörpfeld gehört allerdings nicht zu jenen, für die alte Texte nur den Zweck haben, nicht geglaubt zu werden. Hier also, im unmittelbaren Anblick der Heiligthümer der Stadtgöttin, trat der große Apostel auf. Es war eine That von wahrhaft welthistorischem Charakter, und in der Geschichte des christlichen Apostolats läßt sich nur ein Moment von ähnlicher Größe finden, jener, als der Galiläer Petrus durch die Thore der Weltherrscherin am Tiber trat. Diese beiden, Petrus und Paulus, waren die beiden Herolde, welche im Namen eines neuen Heils die ganze altheidnische Cultur mit ihrem Glanz und ihrer Macht in ihren ureigensten Hochburgen zur Aufnahme des Joches des Nazareners oder zum gewaltigen Entscheidungskampf um die Weltherrschaft forderten. Sie waren die Träger einer neuen Zukunft für diese gesammte Welt, in welcher griechische Geistesbildung und das römische Schwert unbestritten geherrscht hatten. Wenn damals die klugen Skeptiker Athens den sonderbaren Ankömmling aus Tarsus mit seinem Heiland überlegen verlachten und wenn sie ihn ohne größeren Erfolg von dannen ziehen ließen, so ahnten sie nicht, daß ihre eigenen Epigonen einst dieser Lehre die Erhaltung ihres nationalen Wesens verdanken, daß sie oben

am Burgbrunnen eine Kapelle der heiligen Apostel bauen und die vom Dipylon zum Areopag führende Straße nennen würden: Odós Apostolu Paulu.

So sind wir denn wieder auf dem Boden Neugriechenlands angekommen und dieses sammt seiner Hauptstadt, sammt seiner gegenwärtigen Lage und zu erhoffenden Zukunft soll uns nun im Folgenden beschäftigen. Meine Leser interessirt das vielleicht mehr, als die Trümmerwelt einer versunkenen Zeit; denn „der Lebende hat Recht."

Gut ist wohnen in Neugriechenlands Hauptstadt. Je länger man dort ist, desto wohliger fühlt man sich, und wenn die Stunde des Abschieds gekommen ist, so geht man, das Heimweh schon im Herzen. Es wirkt denn auch alles zusammen, um den Fremden von vornherein zu gewinnen. Noch lacht über Athen jener herrliche Himmel, der schon die Alten entzückte, und jene Vorzüge eines einzigen Klimas schmücken es immer noch. Fraas (Klima und Pflanzenwelt in der Zeit 1847), in Fallmerayers Spuren wandelnd und getreu den Intentionen einer rücksichtslosen Reaktion gegen den einstens ebenso überspannten Philhellenismus, hat zu aller Schmach des modernen Griechenlands noch den letzten Schimpf gefügt mit der Behauptung, jener Fluch, der unleugbar auf dem armen Volke ruhte, habe auch das Klima desselben nicht geschont; der Himmel von Neuathen sei nicht mehr derjenige, unter dem ein Perikles und Plato wandelte. Diese Uebertreibungen sind heute glücklich abgethan, sie sind auch weder historisch noch statistisch zu erweisen. Jene Lobrede, die einst der Rhetor Aristides in seinem Panathenaikus niedergeschrieben hat, und die von dutzenden ähnlich klingenden Zeugnissen unterstützt wird, läßt sich Wort für Wort von der jetzigen Hauptstadt Griechenlands wiederholen. Die physikalisch-geographische Statistik jedoch, die uns zwar leider für das übrige Griechenland immer noch mangelt, fehlt uns für Athen nicht und ihre Ergebnisse widerlegen die Thesen



von Fraas aufs glänzendste, sie sind geradezu überraschend. Alle jene besonderen Eigenthümlichkeiten, die von jeher am attischen Himmel gerühmt wurden, finden wir immer noch: jenen „ewig lachenden, heiteren Himmel Griechenlands", der zum Sprichwort wurde, jene Senghitze der Sonne, die in Aglauros, der Doppelgängerin Athenes, ihre Personificirung gefunden hat, jene den seltenen Regen ersetzenden nächtlichen Thauspenden, welche die Athener ihrer Pandrosos dankten, jene scharfen Temperaturkontraste, vermöge derer den Attikern Schnee und strenge Winterkälte gar nichts Unbekanntes blieben, wie denn auch heute noch der Unterschied des wärmsten und kältesten Monats in Athen kaum geringer ist als in Leipzig oder Berlin — all dieses findet sich unter dem Firmament des heutigen Griechenlands wieder. Freilich muß die durstende Landschaft in den heißen Sommermonaten (Juni bis Oktober) auf die Gottesgabe des Regens beinahe ganz verzichten; auch Menschen und Thiere leiden darunter genug, was jeder erfahren wird, der einmal bei langer Trockenheit vom Piräus zur Stadt gefahren ist und bei Hagia Triada die Rößlein tränken mußte und selbst im Kostüm eines Müllerknechts in Athen angekommen ist. Aber war das im Alterthum anders? Warum dann jenes ausgedehnte künstliche Irrigationssystem in der attischen Ebene, warum jene gewaltige Wasserleitung der Pisistratiden, die sicher ungeheure Summen verschlungen hat? Eine Trockenheit von dieser Dauer, begleitet von ununterbrochener Hitze, würde überall ihre schädlichen Wirkungen auf die Gesundheit äußern. Athen ist auch heute noch so glücklich, darüber wenig klagen zu müssen; denn der Schöpfer hat diese Stadt hierin gut bedacht, und zwar alte und neue ganz gleichmäßig. Ein doppeltes gab er ihr zum Schutze, den täglich wiederkehrenden Wechsel zwischen Seebrise und Landwind, und die Passatwinde vom schwarzen Meere her, die, so gefährlich sie dem Schiffahrenden werden können, ebenso segensreich für den Landbewohner sind.

Zwei Dinge aber insbesondere sind es, die Attika heute noch auszeichnen, die Seltenheit der Bewölkung und die entzückende Durchsichtigkeit der Luft. In ersterer Beziehung übertrifft Athen selbst „das europäische Dattelland", Spaniens Südostküste, steht Kairo ziemlich gleich und wird nur von Suez und Kosseir übertroffen. Was das andere aber anlangt, so bin ich selbst mit gelinden Zweifeln gegen jenes Himmelsblau des Südens in die Ferne gefahren und habe oft gedacht, schöner, in reinerer Bläue könne das himmlische Zelt dort unten im Süden auch nicht prangen, als an einem schönen Maimittag über uns. Aber da war mir zweierlei entgangen, und diese zwei Dinge habe ich eben angedeutet. Bei uns sind der Monate wenige, wo wir solches Glücks uns freuen, und wir sehen diese blaue Wölbung nur über uns Ganz anders in Hellas, wo ein Guttheil des Jahres das Firmament in ungetrübtem, azurnem Blau strahlt. Unvergeßlich ist mir jener Ostermontagmorgen, 3. April 1899. Schon früh morgens, da ich der Kirche des hl. Dionysius zupilgerte, stand die Sonne in unglaublichem Glanz am Himmel. Alles rundum war strahlendes Licht, so leuchtend, daß es die Augen schmerzte. Das Azur des Himmelsbogens, die wunderbaren, wie vor die Hände gerückten Conturen der Berge, zumal des Lykabettus und Hymettus, die Lichtreflexe auf den weißen, staubigen Straßen und den modernen, angebauten Marmorpalästen — alles habe ich so herrlich gefunden, daß ich sagen muß: nichts in den Reisebüchern allen, die ich hierüber gelesen habe, ist übertrieben. Das ist der Himmel Attikas. Wenn ich heute daran denke und unsere lieblichen Donaunebel damit vergleiche und an unsere endlosen April- und Landregen mich erinnere, von denen es einer dem andern erzählt, daß wir im nebligen Norden sind, so wird mir eigen im Gemüthe und auch der eingefleischteste Kirchthumspatriot wird mir das nicht verübeln. Ja, auch wir sehen die blaue Wölbung, aber meist nur über uns. Schau nur, mein Freund, weiter hinaus in die Fernen des



Horizonts, und je weiter du schaust, desto mehr umflort sich alles, bis endlich weit draußen an dem Ringe, der deine enge Welt umfängt und den du Horizont nennst, jenes weißliche Grau dein Auge beleidigt. Drunten aber im Süden kein Wölkchen allum, kein Dunstschleier, der den suchenden Blick hemmte, und so schön die Sonne morgens aufgeht und so schön sie im Zenithe funkelt, so schön und makellos geht sie abends zur Rüste, wahrhaftig, „nicht wie im Norden fahlen Angesichts, nein wolkenlos, ein Brand lebendigen Lichts." Wie wunderbar ist es dann, wenn die ganze Landschaft in einem ungeahnten Reichthum von Farben und Schattirungen prangt, so daß jeder Berges-hang und jede Felsenkuppe ihre eigene Abtönung zeigt; wie entzückend, wenn Helios und jene herrliche Himmels-bläue sich wiederspiegeln im ruhigen Spiegel des tiefblauen Meeres, das beim Himmel dieses Landes hierin gelernt hat; wie märchenhaft, wenn der Blick durch herrliche Tempel-ruinen, durch die Säulen des Parthenon oder Olympieion, des Athenetempels auf Aegina oder des Apolloheiligthums in Bassä auf Hocharkadien immer das nämliche stahlblaue Gewölbe wiederfindet. Gewiß, solche Tage im griechischen Lande sind schön, und nur wer das oft mit angesehen hat, versteht die hl. Naturfreude, die in jenem Fragment des Stesichorus (Hiller-Crusius anthol. lyr. p. 209) über die Fahrt des Sonnengottes ihren herrlichen Ton gefunden hat. „Helios, der Hyperionide, trat in die goldene Schale (die Scheibe der Sonne), damit er über den Okeanos hinüber-gelange zu den Tiefen der hl. finsteren Nacht, zu seiner Mutter und Gemahlin und den lieben Kindern; er aber schritt in den lorbeerschattigen Hain, der Sohn des Zeus." So sind die Schönheiten einer griechischen Landschaft aller-dings andere, als wir sie im Norden gewohnt sind. Auf etwas, was uns beinahe unentbehrlich dünkt, muß man meist ganz verzichten, auf das Grün des nordischen Landschafts-bildes, auf den Zauber der Vegetation; von diesem Gesichts-



punkt aus kann man die beinahe rührende Klage verstehen, welche Mathilde Weber über diesen Mangel anstimmt. Daneben klingen Th. Birts anzügliche Bemerkungen über das Gras der deutschen Heimat fast wie Lästerungen (s. seine „römischen Unterhaltungen“). (Ueber die physikalischen Verhältnisse Athens handelt in klassischer Weise Neumann-Partsch, Physikal. Geogr. v. Griechenland S. 25 ff.).

(Fortsetzung folgt).

IX.

Die Franzosen in China während des 19. Jahrhunderts. [1]

Der große Abstand zwischen dem politischen, socialen und literarischen Einfluß Frankreichs unter Ludwig XIV. und der Gegenwart ist oft genug hervorgehoben worden. Seit dem Sturze Napoleons hat Frankreich auf politischem Gebiete eine untergeordnete Rolle gespielt; der Charakter Napoleons III. hatte wohl große Erwartungen erregt, aber sie gründlich getäuscht; die Republik hat aus seinem Sturze nichts gelernt und ein Parteiregiment aufgerichtet, ein Verfolgungssystem organisirt, das das durch Parteien zerrissene Land nicht zur Ruhe kommen ließ. An die Stelle des napoleonischen Absolutismus ist ein maß- und schrankenloser Despotismus getreten, der die freie Entwicklung der Einzelnen, das Vereinsleben auf Schritt und Tritt hemmt und

---

1) Piolet J. B., La France au Dehors. Les Missions Catholiques Françaises au XIXe siècle. Illustrations après des documents originaux T. III. Chine et Japon. fol. 505. Paris, Colin 1901. — Weulersse G., Chine ancienne et nouvelle. Impressions et Réflexions. XV. 366 p., Paris, Colin 1902.

im Namen der Freiheit die Sklaverei proklamirt. Die Thatsache, daß die Franzosen hinter den Amerikanern, Deutschen und Engländern zurückstehen, wird von fast allen Franzosen zugegeben, nur über die tieferen Gründe von Frankreichs Rückgang bestehen Meinungsverschiedenheiten. Es ist ein gutes Zeichen, daß man selbst in Regierungskreisen die Ueberlegenheit der übrigen Culturvölker anerkennt und sich die von denselben angewandten Methoden anzueignen sucht, daß man vor allem bestrebt ist, aus den zahlreichen französischen Colonien, die bisher nur das Mutterland belastet haben, Nutzen zu ziehen und den Handel in Afrika und im fernen Osten, namentlich in China, zu fördern.

Was die Regierungen des 19. Jahrhunderts versäumten, im Einzelnen darzulegen, würde uns zu weit führen; zudem ist es eine höchst undankbare Aufgabe, alle Fehler und Sünden der Herrscher und der Völker aufzuzählen; wir wollen vielmehr auf die Leistungen und Errungenschaften des einen Standes hinweisen, der gerade in der letzten Zeit der Gegenstand des Hasses und der Verfolgung geworden ist. Der französische Klerus — vor allem die Elite desselben, die religiösen Congregationen — haben durch ihren Eifer, ihre Uneigennützigkeit, ihren Opfermuth den barbarischen und heidnischen Völkern mit der christlichen Lehre die Segnungen der modernen Civilisation vermittelt und es ist hauptsächlich ihren Bemühungen zu danken, daß das Prestige und der Name Frankreichs sich weit über die eigenen Colonien erstreckt. Die Nachfolger des ebenso uneigennützigen als unternehmenden Verlegers Armand Colin, an dem die Wissenschaft einen großen Förderer und Patron verloren hat, haben sich durch die Herausgabe des Prachtwerkes, das in 6 Bänden die Wirksamkeit der katholischen Missionäre Frankreichs im 19. Jahrhundert schildern soll, ein großes Verdienst nicht bloß um die Kirche, sondern auch um die französische Nation erworben. Es sind bereits drei Bände erschienen, unter dem Titel: „Missionen des Orients";

„Abyssinien, Indien, Indo-China"; „China und Japan". Wir müssen uns auf eine kurze Inhaltsangabe beschränken, nur über die Wirksamkeit in China wollen wir Einzelnheiten bringen.

Auf die Einleitung „Das Apostolat" von Lamy und die Darlegung des Gegensatzes zwischen Islam und Christenthum folgen eingehende Berichte über die Missionen in Konstantinopel, Bulgarien, Kleinasien, Saloniki, Macedonien, Smyrna und den Archipel von P. Pisani und dem Generalobern der Augustiner, P. Alfred. Die Referate über Kleinarmenien, Persien, Bagdad, Mossul und Mardin rühren von dem Jesuiten André, dem Lazaristen Bray, dem Erzbischof von Babylon, Altmayer, her. Die wichtigen Missionen von Syrien, Palästina, Aegypten sind von Pisani behandelt. Augustiner, Dominikaner, Jesuiten, Lazaristen, Kapuziner sind in diesen Gebieten thätig und haben, dank ihrem Eifer, große Erfolge aufzuweisen. Die französischen Missionen in Abyssinien unterstehen den Lazaristen und Kapuzinern; die Generalobern derselben, Coulbeau und Evangéliste, schildern uns die Wirksamkeit der Missionäre. In Indien bestehen außer den französischen Missionen noch deutsche (Bombay und Punah), belgische (Calcutta), italienische (Mangalore) 2c., dagegen sind die Missionen in Maduré, den französischen Besitzungen wie Pondichéry, den Franzosen geblieben. Weil in Südindien der Brahmanismus nicht so tiefe Wurzeln geschlagen wie im Norden und weil Maduré seit Jahren eine Reihe von ausgezeichneten Missionären besessen, hat es zahlreichere Bekehrungen als irgend eine andere Provinz aufzuweisen. Suan und Maillat behandeln die alte und neue Missionsgeschichte, A. Launay berichtet über die Halbinsel Malakka und die französischen Colonien in Indo-China und Birma. Von demselben Verfasser stammen die Artikel des dritten Bandes, die Thibet, der Mandschurei, Korea, Japan gewidmet sind. Als Mitglied der auswärtigen Missionen konnte er aus den, Andern unzugänglichen

Archiven schöpfen. Der bekannte katholische Bischof von Peking, Favier, eine anerkannte Autorität, schildert Land und Leute von China, gibt eine kurze Geschichte des Christenthums und zeigt, welche Stellung die Lazaristen eingenommen haben. Die Jesuiten Colombel, Mangin, Villaret und der Franziskaner Norbert haben gleichfalls wichtige Beiträge geliefert.

Man hat protestantischerseits den französischen Missionären vielfach den Vorwurf gemacht, daß sie nicht sowohl Prediger der frohen Botschaft, des Evangeliums, als Verbreiter französischer Ideen wären und den Samen der Zwietracht aussäeten; die antichristlichen Republikaner Frankreichs erheben die Klage, daß sie ihre Zeit und Arbeit an die Bekehrung der Chinesen verschwendeten, eine Religion predigten, an welche die Mehrheit Frankreichs nicht mehr glaube, statt den Heiden die moderne Civilisation zu vermitteln. Wir dürfen demnach annehmen, daß die französischen Missionäre den goldenen Mittelweg eingeschlagen, weil sie keine der extremen Parteien befriedigt haben. Was die Missionäre vor allem suchen, ist: Seelen zu gewinnen. Sie haben ihre Heimat, Eltern, Freunde, liebgewonnene Verhältnisse nicht deßwegen verlassen, um den französischen Geist, die französische Literatur zu verbreiten, dem Handel neue Wege, neue Märkte zu eröffnen, sie überlassen das den protestantischen Missionären, von denen manche ihre Kenntniß von Land und Leuten, ihre Vertrautheit mit den Sprachen des Landes benützen, um Handel zu treiben, Agenturen zu übernehmen und, wenn sich eine Gelegenheit bietet, in den Laienstand zurückzutreten. Gerade dadurch, daß die Missionäre bei jeder Gelegenheit ihre Liebe und Sympathie mit den Chinesen an den Tag legen, das Beispiel der Geduld und Selbstverleugnung geben, den Undank und Haß der Heiden mit Wohlthaten lohnen, und trotz aller Unbilden und Mißhandlungen seitens der Chinesen den Staub nicht von ihren Füßen schütteln und das un-



dankbare Volk sich selbst überlassen, wecken sie in den Gemüthern der Besseren ein Verlangen nach höheren Gütern und säen den guten Samen aus, der später aufgehen wird.

Nichts wäre verkehrter, als die Thätigkeit der Missionäre nach den sichtbaren Erfolgen, z. B. nach der Zahl ihrer Bekehrten, zu beurtheilen. Obgleich die Zahl der Convertiten durchaus nicht gering ist, so wird man den Missionären nur dann gerecht, wenn man die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen haben, in Erwägung zieht. Die Nebenbuhlerschaft der protestantischen Missionäre, ihre Versuche, ihre Bekehrten zu anglisiren oder zu amerikanisiren, ihre unbefugte Einmischung in die Politik sind unschädlich, verglichen mit dem schlimmen Einfluß der großen Culturstaaten des Westens, die aus ihrer Absicht, China sich dienstbar zu machen, dasselbe zu ihrem Vortheil auszubeuten, kein Hehl machen. Die so stolzen Bewohner des Reiches der Mitte werden durch die Maßnahmen der europäischen Regierungen in ihrem Haß gegen alles Fremde bestärkt und machen keinen Unterschied zwischen Missionären und europäischen Beamten oder Agenten. Der Chinese, der Christ wird, weiß, daß er den Haß und die Verachtung seiner früheren Freunde auf sich lädt, daß er Gefahr läuft, seine Güter, ja sein Leben zu verlieren. Die Zahl derer, welche um zeitlicher Vortheile willen Christen werden, z. B. um durch Vermittlung des französischen Consuls oder des Missionärs einen Prozeß zu gewinnen oder einer wohlverdienten Strafe zu entgehen, ist sicher gering. Man hat allen Grund, den protestantischen Missionären, auf die sich die Angaben mancher Reisenden zurückführen lassen, zu mißtrauen. Die statistischen Angaben, die wir bei Piolet finden, verdienen vollen Glauben und beweisen weit besser als lange Berichte die Fortschritte des Katholicismus. In dem den Lazaristen unterstehenden, 860,000 Quadrat-Kilometer enthaltenden Gebiete mit einer Bevölkerung von 78 Millionen Seelen befinden sich 14,300 Protestanten und



Schismatiker, 115,091 k. Christen, 28,714 Katechumenen. Unter den 122 Lazaristen finden sich 41 chinesische Priester, außerdem 48 Weltpriester und 56 Trappisten und 10 Maristenbrüder. Unter den weiblichen Orden sind die barmherzigen Schwestern mit 133, die Josephsschwestern mit 115 am zahlreichsten. Es bestehen viele Vereine, Bruderschaften, höhere und kleinere Seminarien, Lehrer- und Lehrerinen-Seminare, Waisenhäuser, Spitäler und Armen-Apotheken; in letzteren wurden 1898 nicht weniger als 552,873 Arzneien verabreicht, in ersteren wurden 16,273 Kranke aufgenommen. Während desselben Jahres wurden 5134 Erwachsene getauft, darunter 1306 auf dem Todbett. Es wurden außerdem getauft 5125 Christen- und 54,531 Heidenkinder. 4540 Personen wurden gefirmt. Die Osterbeichten beliefen sich auf 72,819, die gewöhnlichen Beichten auf 138,387. Ehen wurden eingesegnet 898, Missionen gab man an 1789 Orten, 730 Männer und 1645 Frauen machten die geistlichen Uebungen. Von den 133 aus Europa gekommenen Schwestern starben in den Jahren 1848—85 64.

Die von Jesuiten geleitete Mission von Südwest Tché-li war von 29,000 Christen im Jahre 1880 auf 49,000 im Jahre 1899 gewachsen, sie zählte 56 Priester, darunter 10 Weltpriester, 11 Laienbrüder, 438 Katechisten und 271 Jungfrauen, die sich verschiedenen christlichen Werken widmen, und 5000 Schulkinder (p. 144). Gerade in dieser Provinz hatten die Boxer furchtbar gehaust, die Priester ermordet, die Gläubigen unter allen erdenklichen Qualen zu Tausenden gemartert. Pater Villaret schreibt: „Tausende von Christen sind umgekommen und eine große Zahl ist auf der Flucht nach den benachbarten Provinzen; die, welche geblieben sind, sehen sich infolge des Fehlens der Ernte in die größte Armuth versetzt, und wenn Europa den Chinesen Glauben schenkt und seine Truppen wegzieht, wird das alte Spiel von vorne anfangen. Scheinbar ist alles verloren. Aber wir sind überzeugt, alles ist gerettet, denn der Tag, an dem



der auf dem Calvarienberg ans Kreuz genagelte Sohn Gottes starb, war auch der Geburtstag der Kirche, der die Verheißung gegeben, daß sie bis an's Ende der Welt bestehen werde."

Am 1. Juli 1900 befanden sich in der Mission von Shanghai 155 Priester, darunter waren 137 Jesuiten, und zwar waren 37 Eingeborene, 22 waren eingeborene Weltpriester, von den 30 Laienbrüdern waren 13 Chinesen. In dem großen Seminar studirten 18, in dem kleinen 24, außerdem lernten 28 Latein. Unter den Nonnen sind die Eingeborenen zahlreich vertreten, beide ergänzen sich einander und leisten den Priestern die größten Dienste. Die 447 Knabenschulen mit 11,585 Schülern, von denen 5207 Heiden sind, und die 493 Mädchenschulen mit 7005 Schülerinen, von denen 1208 Heidinen sind, werden von 542 Lehrern und 608 Lehrerinen geleitet. Die Osterbeichten beliefen sich auf 81,027, die Osterkommunionen auf 73,530, die nicht österlichen Beichten und Communionen auf 416,024 und 502,534. Daraus ersieht man, daß die Christen des Vikariats Kiangnan die Sakramente häufig empfangen. In dem Jahre 1899—1900 wurden 1204 Ehen eingesegnet, 12,355 Predigten und 23,294 Katechesen von den Missionären gehalten. Die Unterrichte der Katecheten sind nicht eingerechnet (S. 224—5).

Der Bischof von Kiangnan stellt seinen Untergebenen, den Priestern und Laien in einem Privatbrief folgendes Zeugniß aus: „Ich weiß nicht, schrieb er am 23. Nov. 1900, wie viel Trost ich während der sieben Jahre meiner Vorstandschaft von meinen Untergebenen empfangen habe. Ich habe gefunden, daß ihr Gehorsam, ihre Selbstverleugnung, ihr Eifer wahrhaft bewundernswerth sind, daß sie den Weg der Vollkommenheit wandeln, die kleineren Zwistigkeiten und allenfallsige Reibungen führen sich weit mehr auf Mangel an Urtheil als auf einen bösen Willen zurück, denn sie unterwerfen sich immer den Anordnungen der Obern." In einem Brief vom 8. August berichtet derselbe über die ein=

geborenen Christen. In Sowat haben sie sich ganz wunderbar gezeigt, Tausende sind gestorben, obgleich sie ihr Leben durch Abfall vom Glauben hätten retten können. Das zeigt, daß unsere Priester dauernde Erfolge erzielt haben und daß die moderne Kirche in China einen Vergleich mit der alten nicht zu scheuen hat (S. 226).

Da Protestanten nie müde werden, das Thema von der Minderwerthigkeit der katholischen Wissenschaft in allen Tonarten zu variiren und wenn es gut geht, den deutschen Katholiken ein Compliment auf Kosten der übrigen machen, so wollen wir kurz auf die Leistungen der Jesuiten in Kiangnan aufmerksam machen. Sie besitzen eine ausgezeichnete Druckerei in Tonsewei. Papier, Druck, Illustrationen sind ausgezeichnet. Neben Zeitungen, Zeitschriften, populären Schriften, erscheinen wissenschaftliche, der chinesischen Literatur und Philologie, der Naturgeschichte, Meteorologie, Astronomie und Kartographie gewidmete Werke. Wir nennen hier nur Zottoli's „Cursus literaturae sinicae" in fünf Bänden, dem ein großes akademisches Wörterbuch folgen soll, die Mémoires und Bulletins des Observatoriums, die „Variétés sinologues". Wir heben aus letzterem Werke hervor: „Le Canal impérial" von Gandar, 1894. „Le philosophe Tschou-hi" von S. Le Galle, „La Stèle chrétienne de Si-nganfou" von Havret, „L'histoire du Royaume de Hon" von Tschepe 1896, „Notions techniques sur la propriété en Chine" von Hoang und „Le mariage chinois et le Commerce public du sel en Chine" von Hoang 1898.

Das von Pierre Heude gegründete Museum datirt vom Jahre 1879 und enthält das vollständigste Herbarium in China. Auf seinen langwierigen weiten Reisen sammelte der Pater alles, was ihm irgendwie erreichbar war und lieferte in seinen Mémoires musterhafte Beschreibungen seiner Funde auf dem Gebiete der Flora und Fauna. Wir erinnern hier nur an seine Conchyliologie fluviale, die in Paris illustrirt wurde. Der Text der Mémoires wurde in Tonsewei gedruckt,



die Zeichnungen sind von seinen chinesischen Schülern entworfen, die Stiche rühren von dem Curator des botanischen Gartens her. Noch berühmter als das Museum ist das Observatorium, das einen Weltruf erlangt hat. Die Anfänge waren in Folge der Beschränktheit der Mittel sehr bescheiden, die Instrumente waren unvollkommen, gleichwohl erregten die in den Bulletins veröffentlichten Beobachtungen die Aufmerksamkeit der Gelehrten und der höheren Beamten. Die Wetterbeobachtungen von Zikawei werden täglich nach allen Häfen telegraphirt, ebenso laufen von allen Observatorien Chinas Nachrichten ein, welche die Meteorologen von Zikawei in den Stand setzen, das Erscheinen der Stürme voraus zusagen. Pater Stanislaus Chevalier trat 1897 von seiner Stelle als Leiter des Observatoriums zurück und erhielt in Pater Louis Froc einen Nachfolger, um hydrographische Forschungen über den blauen Fluß anzustellen. Der von ihm hergestellte Atlas erhielt die goldene Medaille der Geographischen Gesellschaft in Paris. Chevalier gedenkt die geographischen Arbeiten der alten Jesuiten herauszugeben.[1]) Pater Froc hat der Einladung des Generalgouverneurs von Indo-China Folge geleistet und in Indo-China ein dem in Zikawei ähnliches meteorologisches Institut eingerichtet.

Um die Geduld unserer Leser nicht zu ermüden, müssen wir uns über die übrigen von französischen Missionären geleiteten Provinzen kurz fassen. Die auswärtigen Missionen von Paris (Weltpriester) wirken in Setchouan, Kwei-Tscheou, Yünnan und Kwangtung. Die Heiden belaufen sich auf 125,000,000 Seelen, Protestanten gibt es 3985, Katholiken 162,852, die über 272 Distrikte vertheilt sind und 606 Kirchen

1) Gerade jetzt bringen die Tagesblätter die Nachricht, daß die Akademie der Wissenschaften in Paris bei der Preisvertheilung zum Jahresschluß 1901 dem P. Stanislaus Chevalier den von Tichhatschaff gestifteten Preis von 3000 Frs. für seine meteorologischen und astronomischen Arbeiten durch einstimmigen Beschluß der Commission zugesprochen habe. A. d. R.



und Kapellen besitzen. 908 Priester und Katecheten ertheilen den religiösen Unterricht und leiten die höheren Lehranstalten. Katecheten, Marienbrüder, Frauenkongregationen lehren an den Schulen oder sind in Spitälern und Waisenhäusern mit verschiedenen Liebeswerken beschäftigt. Die in den kleineren Missionen im Innern des Landes erzielten Resultate sind minder augenfällig und bestechend als die in den großen Städten. Die katholischen Missionen, sagt Abbé Bonvalot (S. 324), stiften überall, was selbst die Gegner anerkennen, viel Gutes. Dieses ist besonders im Innern des Landes der Fall, wo die letzten Kriege keine bitteren Erinnerungen zurückgelassen haben. Alle Reisenden, welche in das Innere von China vorgedrungen sind, stellen den Missionären dieses Zeugniß aus . . . Wir finden bei ihnen gleichsam die Morgenröthe der europäischen Civilisation, welche die alte Welt des Orients erhellt und dieselbe mit der neuen Welt verbindet. Dieser wohlthätige Einfluß bleibt nicht unfruchtbar, sagt ein anderer Reisender; . . . durch die beharrliche Arbeit wird die moralische und sociale Urbarmachung des harten Bodens bewerkstelligt, werden der europäischen Civilisation die Wege geebnet (S. 325).

Wir haben kaum nöthig, bei dem Gegenstande länger zu verweilen, da der Ministerpräsident Waldeck-Rousseau, der die Orden und Congregationen durch seine Gesetzgebung auf den Aussterbeetat setzen will, der unermüdlichen Thätigkeit der Missionäre und ihrem überaus wohlthuenden Einfluß das höchste Lob ertheilt hat. Das Feuer, die Energie, die unverwüstliche Lebenskraft des alten Frankreichs lebt in dem geistlichen Stand, besonders in den Congregationen fort, bei ihren Gegnern aber, den Radikalen und Socialisten findet man von allen diesen Eigenschaften gerade das Gegentheil. Sie sind groß im Niederreißen und denken kaum an das Aufbauen, wie wir im Folgenden zeigen werden.

Um nicht in den Verdacht der Einseitigkeit und Parteilichkeit zu kommen, lassen wir so viel wie möglich Weulersse

das Wort, der nichts weniger als ein Klerikaler ist und als Ungläubiger und Freidenker sehr bedauert, daß die französischen Missionäre den Chinesen das Evangelium predigen, gute Christen aus denselben machen und auf die Bekehrung des Volkes höheren Werth legen, als auf die Verbreitung französischer, d. h. republikanischer Ideen. W. ist weder Pessimist, noch Schwarzseher, noch ein unversöhnlicher Gegner der bestehenden Regierung; man merkt ihm an, wie schwer es ihm fällt, so harte Urtheile fällen zu müssen, aber er ist überzeugt, die Wunden können nur geheilt werden durch Schneiden und Brennen. „Nicht bloß die Chinesen", sagt er, „haben um ihr Reich eine hohe Mauer errichtet, damit sie von allem, was jenseits derselben vorgeht, nichts erfahren, auch die Republikaner, welche an der Spitze des Fortschrittes zu marschiren glauben, haben das Menschenmögliche gethan, um das Land und dessen Bewohner um die Früchte ihrer Arbeiten und Opfer zu bringen". Die Art, wie die Engländer ihre Colonien zum eigenen Vortheil ausbeuten, ist durchaus nicht zu billigen, aber daß die französischen Colonien, die zum Theil sehr fruchtbar und für den Handel wie geschaffen sind, die Kosten der Verwaltung nicht decken und jedes Jahr große Zuschüsse vom Mutterland beanspruchen, ist der klarste Beweis der schlechten Verwaltung. Frankreich hat im Laufe des letzten Jahrhunderts die durch Napoleons Kriege unterbrochenen Verbindungen im Orient, Türkei und Kleinasien, Algier, Tunis wieder aufgenommen, hat Verträge mit Japan und China abgeschlossen, hat sich der von China abhängigen Gebiete von Indo-China bemächtigt, aber ruhig zugesehen, wie der Handel mit seinen Colonien in fremde Hände gerieth.

(Schluß folgt.)

X.

Zur Frage der Theilung der Diöcesen in Böhmen.

Aus Oesterreich im Januar.

Die Frage der Theilung der vier Riesendiöcesen Böhmens ist in diesen Blättern schon einmal berührt worden (1. Oktoberheft 1901, S. 609 ff.). Zugleich wurde damals dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß die Errichtung reindeutscher Diöcesen der Seelsorge in den deutschen Gebieten Böhmens entschieden von Vortheil wäre, namentlich könnten der unseligen „Los von Rom"-Bewegung gegenüber die Interessen der Kirche leichter und wirksamer geschützt werden. Jedoch wurde auch nicht unerwähnt gelassen, daß die Czechen von einer Theilung der Diöcesen nach der Nationalität absolut nichts wissen wollten, daß nicht bloß die politischen czechischen Parteien, von den radikalsten bis zu den conservativsten, diese Theilung perhorrescirten und bekämpften, sondern daß auch der Klerus sich dagegen ablehnend verhielte.

In dieser Stellungnahme des czechischen Klerus ist eine Aenderung bis jetzt nicht zu verzeichnen. Im Gegentheil hat sich die oppositionelle Haltung desselben in letzter Zeit noch merklich verschärft. Während der deutsche Klerus Böhmens fast ausnahmslos dem Projekte der Diöcesantheilung nach der Nationalität die wärmsten Sympathien entgegenbringt und davon das Beste für die Sache der Kirche bei der deutschen Bevölkerung hofft, wird bei dem czechischen Klerus in seiner großen Majorität der Widerspruch

immer heftiger. Eine bedauerliche Erscheinung; um so mehr zu beklagen, als die katholische Kirche in Oesterreich ohnehin nicht auf Rosen gebettet ist und angesichts des unaufhaltsamen Vordringens der radikalen Parteien es wahrlich nöthig hätte, ihre idealen Kräfte mehr zu wecken, zu sammeln und für den Tag der Entscheidung bereit zu halten. Videant consules!

Als im September die Meldung durch die Blätter ging, daß zwischen Wien und Rom ernstliche Verhandlungen gepflogen würden wegen Errichtung eines deutschen Bisthums Eger, da wollte man in den czechischen Kleruskreisen anfangs daran gar nicht recht glauben. Ein reindeutsches Bisthum in Böhmen erschien von vornherein als ein Absurdum; man hielt es für unmöglich, und die ganze Nachricht hielt man für ein deutschnationales Manöver. Aber die Blättermeldungen wollten nicht verstummen, und die Folge war, daß in den Reihen des czechischen Klerus eine gereizte Stimmung immer mehr Platz greift.

Am 25. September fand in Prag eine Pastoralconferenz des Klerus des Prager Generalvikariats statt unter dem Vorsitze des Generalvikars Brusák. Nach Erledigung der Tagesordnung richtete ein Prager Pfarrer an den Vorsitzenden die Anfrage, was Wahres an der Nachricht sei, daß Verhandlungen stattfhätten bezüglich der Errichtung eines reindeutschen Bisthums? Die Antwort des Generalvikars lautete: „Mir ist über die Angelegenheit nicht mehr bekannt, wie Ihnen. Ich kenne sie nur aus den Zeitungen. Ich glaube, es ist verfrüht, darüber zu sprechen. Es ist eine heikle Angelegenheit; ich weiß nicht mehr, als Sie.“ [1]) Diese Antwort wirkte nichts weniger als beruhigend auf den Fragesteller und dessen Mitgenossen. Sie traten darum zu weiteren vertraulichen Berathungen zusammen und gelangten zu dem Entschlusse, in einem Memorandum den

1) „Bohemia“ (Abendausg.) v. 26. September.



Heiligen Stuhl über die kirchlichen Verhältnisse in Böhmen „aufzuklären." Ein Bericht über diese vertraulichen Berathungen in der Prager „Politik" wußte u. A. Folgendes zu melden:

„Es wurde nachdrucksvoll zur Sprache gebracht, daß es endlich an der Zeit wäre, ein Memorandum nach Rom zu schicken, damit der heil. Vater einmal auch erfahre, wie unverantwortlich schlecht für die religiösen Bedürfnisse der böhmischen Minoritäten im gemischten Sprachgebiete gesorgt ist. Nachdem es Opitz und seinen Anhängern so ziemlich gelungen ist, fast alle böhmischen Priester aus den Diöcesen zu vertreiben, stehen dort viele Tausende von böhmischen Seelen fast ganz vernachlässigt da in ihren religiösen Bedürfnissen, für welche doch jeder Seelsorger, auch wenn er stockdeutsch ist, mitverantwortlich ist. . . . Leider wird es den böhmischen Minoritäten im gemischten Sprachgebiete bald ergehen, wie den Indianern in irgend einem amerikanischen Urwalde, vielleicht noch schlechter. Zu den Indianern werden doch einmal im Jahre Missionäre geschickt, damit sie unter ihnen die Kinder taufen, die Erwachsenen unterrichten und beichten, die Kranken versehen u. s. w. In mancher Hinsicht werden es die böhmischen Minoritäten in ihrem eigenen Lande schlimmer haben. . . . Es wäre überhaupt an der Zeit, daß sich der päpstliche Nuntius aus Wien einmal auch nach Böhmen in das gemischte Sprachgebiet bemüht, um sich da mit eigenen Augen zu überzeugen, daß es an manchen Orten in religiöser Hinsicht den böhmischen Arbeitern schlechter ergeht, wie den Schwarzen irgendwo in Mittelafrika."

So der Bericht der „Politik". Daß er nicht aus der Luft gegriffen und etwa das Erzeugniß eines phantastisch veranlagten czechischen Zeitungsreporters war, beweist das Memorandum, welches von einem Priestercomitee abgefaßt und in Circulation gesetzt wurde, und das in den ersten Tagen des November den Weg in die Oeffentlichkeit fand. Unten soll uns dasselbe noch weiter beschäftigen. Hier aber muß, dem Bericht der „Politik" gegenüber, zur Steuer der

Wahrheit Folgendes erklärt werden. Der Passus: „Damit der hl. Vater einmal erfahre, wie unverantwortlich schlecht für die böhmischen Minoritäten im gemischten Sprachgebiete gesorgt ist", enthält, wir können nach unserem Wissen nicht anders sagen, fast soviele Unrichtigkeiten — um nichts Stärkeres zu sagen — als Worte, ganz abgesehen von der schweren Anklage, welche hier gegen die jetzigen Diöcesanverwaltungen erhoben wird.

Nach den neuesten Diöcesanschematismen steht fest, daß es in Böhmen nicht weniger als 710 Seelsorgestationen gibt, welche wegen der Umgangssprache der Pfarreingesessenen als reindeutsche bezeichnet werden müssen. Die paar hier ansässigen czechischen Familien können diese Stationen um so weniger zu „gemischten" machen, als sie ja der herrschenden deutschen Umgangssprache mehr oder weniger mächtig sind, somit ohne viel Beschwerniß der Wohlthaten der sogenannten „deutschen" Pastoration sich theilhaftig machen können, wenn sie wollen. Aber — und das ist das Bezeichnende für die totale Falschheit des obigen Passus — auf diesen 710 reindeutschen Seelsorgestationen sind derzeit neben 590 deutscher nicht weniger als 481 Priester czechischer Nation thätig.

Weiter ist zu constatiren, daß in den vier böhmischen Diöcesen insgesammt 135 Seelsorgestationen gezählt werden, an denen die beiden Nationalitäten so stark vertreten sind, daß man weder von deutschen noch von czechischen Posten reden kann; sie tragen den Charakter von sprachlich gemischten Seelsorgestationen. Auf diesen 135 gemischten Seelsorgestationen sind aber im Ganzen nur 33 deutsche Priester angestellt neben 266 Priestern czechischer Nationalität.

Wie man angesichts dieser Thatsachen obigen Passus rechtfertigen und vor dem Gewissen verantworten kann, ist schwer begreiflich. Man bleibe doch mit Phantasien und Uebertreibungen aus der Oeffentlichkeit weg. „Wer zuviel beweist, beweist nichts" — das hätte man wohl bedenken



sollen Und wer der Sache der Kirche dienen will, der mache sich zuerst von allen Vorurtheilen und Voreingenommenheiten frei und dann betrete er ruhig und entschlossen den Weg der Wahrheit.

Wenn es im Berichte der „Politik“ heißt: „Den böhmischen Minoritäten im gemischten Sprachgebiete wird es bald ergehen, wie den Indianern in irgend einem amerikanischen Urwalde, vielleicht noch schlechter“, und „An manchen Orten ergeht es in religiöser Hinsicht den böhmischen Arbeitern schlechter, wie den Schwarzen irgendwo in Mittelafrika“, so sind dieses wohl stimmungsvolle Deklamationen, aber mehr als Phantasien sind sie nicht und passen vortrefflich zu den anderen Unrichtigkeiten und zu der ganz „unverantwortlichen“ Anklage gegen die bischöflichen Behörden.

Nicht anders auch steht es mit dem Satze: „Nachdem es Opitz und seinen Anhängern so ziemlich gelungen ist, fast alle böhmischen Priester aus den Diöcesen zu vertreiben.“ Wie ein vernünftiger Mann aus Böhmen von einer „Vertreibung aller böhmischen Priester aus den Diöcesen“ reden kann, ist wirklich ein Räthsel. Und zudem soll diese nicht existirende „Vertreibung“ dem „Opitz und seinen Anhängern“ gelungen sein! Wir haben allen Respekt vor dem Muthe und der Thatkraft des Herrn Opitz. Steht er jetzt doch schon 30 Jahre lang im Kampfe gegen den kirchenfeindlichen Liberalismus in Oesterreich und speciell in Nordböhmen; hier fast allein. Auf dem Gebiete der Presse wie des katholischen Vereinswesens hat er rastlos und unter großen persönlichen Opfern für die Interessen der Kirche gearbeitet und gewirkt und gelitten. Aber daß ihm je in den Sinn gekommen, die „böhmischen Priester aus den Diöcesen zu vertreiben“, und daß dieses ihm sogar gelungen sei: diese Erfindung kann doch nur einem Gehirn entsprungen sein, das nicht mehr recht beisammen ist.

Ueberhaupt müssen wir es vom Standpunkte des kirchlichen Interesses aus auf das entschiedenste verurtheilen,



daß man von gewisser Seite nicht müde wird, den hochverdienten Herausgeber der Warnsdorfer „Oesterreichischen Volkszeitung" und der Wiener „Reichspost" zu verunglimpfen, und zwar noch unter dem Schein des Eifers für die Interessen Oesterreichs und der Kirche. Der politische Standpunkt Opitz' ist freilich nicht der des czechischen Klerus. Opitz verwirft das sogenannte Böhmische Staatsrecht, den czechischen Nationalstaat, und bekämpft ihn. Das aber ist in den Augen czechischer Chauvinisten unverzeihlich; um so unverzeihlicher, als Opitz als Priester, so sagt man, die Pflicht hätte, dem Verlangen des czechischen Volkes nach einem selbständigen Staatswesen wenigstens nicht entgegenzutreten. Das Verlangen sei gerecht, ihm entgegenzuarbeiten sei ungerecht und darum auch unchristlich. Freilich hat ein Priester die Pflicht, für die Gerechtigkeit einzutreten. Aber was ist in politischen Dingen Recht? Wo ist die Gerechtigkeit? In den katholisch gesinnten Kreisen der Deutschböhmen befestigt sich nun einmal immermehr die Ueberzeugung, daß die Aufrichtung eines Böhmischen Staates für den Gesammtstaat Oesterreich ein Verhängniß wäre und daß der brutale kirchenfeindliche Liberalismus in Deutschböhmen unmöglich niedergerungen werden könne, solange das Gespenst des böhmischen Staatsrechtes sein Wesen treibe. Diese Ueberzeugung ist keine künstliche Züchtung, sondern das nothwendige Ergebniß von Beobachtungen, welche die neuesten Geschehnisse in Oesterreich dem unbefangenen Beobachter aufdrängen. Wenn nun auch Priester sich in den Dienst dieser Ueberzeugung stellen und ihre öffentliche Thätigkeit darnach gestalten, so ist das doch kein Verstoß gegen die sittliche Tugend der Gerechtigkeit. Im Gegentheil, wer überzeugt ist, daß die staatlichen Sondertendenzen der Czechen für die österreichische Monarchie verhängnißvoll und für die Interessen der katholischen Kirche abträglich sind, der hat die sittliche Pflicht, diese Tendenzen in jeder Weise zu bekämpfen.



Leider sollte selbst in dem für den Apostolischen Stuhl bestimmten Memorandum des czechischen Klerus die Gehässigkeit gegen Opitz ihren Ausdruck finden. Denn gleich im Anfang heißt es: „Wir haben vernommen, daß die Wiener Regierung auf Betrieb der Deutschen, insbesondere jener, welche sich zum Liberalismus bekennen und die katholische Religion für nichts achten, unter der Anführung des Opitz sich bemüht, im Westen von Böhmen eine neue reindeutsche Diöcese in Eger zu errichten.“ Daß eine solche Sprache nicht dem Frieden dient, ist für jeden unbefangen und loyal denkenden Menschen klar; und wie man sich einbilden kann, eine „gerechte“ Sache mit persönlichen Verunglimpfungen eines politischen Gegners vertheidigen zu können, das zu beantworten ist vielleicht den Vorstehern von Nervenheilanstalten möglich.

Um nun auf das bewußte Memorandum selbst zurückzukommen, so haben wir schon erwähnt, daß in ihm die vertraulichen Berathungen wiederklingen, welche nach dem obigen Berichte der „Politik“ in Kleruskreisen zu Prag seiner Zeit gepflogen wurden. Drei Gesichtspunkte werden da dem hl. Vater nahegelegt, die ihn bestimmen sollen, dem Projekte der Errichtung einer reindeutschen Diöcese in Böhmen seine Zustimmung zu versagen.

Erstens gäbe es, so wird behauptet, in ganz Böhmen keine Stadt, kein Städtchen, kein Dorf, das nur von Deutschen bewohnt wäre; überall fänden sich auch Katholiken czechischer Nationalität, die jetzt schon mangelhaft pastorirt würden und die bei Gründung einer reindeutschen Diöcese unzweifelhaft dem Socialismus, Atheismus, Anarchismus, der Apostasie verfallen oder zum Protestantismus, Altkatholicismus und russischem Schisma übertreten würden. Zweitens würde die geplante Bisthumsgründung die unter den Deutschböhmen grassirende „Los von Rom“=Bewegung keineswegs, wie man vorgebe, zum Stillstande bringen; dagegen aber würde sie, sofern der Apostolische Stuhl sie genehmigte, unter der czechischen Bevölkerung eine gefährliche Bewegung hervorrufen, welche nicht nur viele

Tausende, sondern die ganze czechische Nation dem Altkatholicismus, oder dem Protestantismus, oder dem russischen Schisma in die Arme treibe, zumal sie beständig zur slavischen Liturgie hinneigte. Drittens könnte die kirchliche Zweitheilung Böhmens nur als eine wirksame Vorarbeit für die politische Zweitheilung des untheilbaren Königreiches angesehen werden; das ganze Odium aber, das die politische Zweitheilung Böhmens im Gefolge hätte, würde auf den Apostolischen Stuhl fallen, zum Schaden der katholischen Religion. Wenn die Errichtung neuer Bisthümer eine Nothwendigkeit sei, so möge sie geschehen, aber so, daß die neuen Sprengel weder reindeutsch noch reinczechisch, sondern gemischte seien; dieses allein sei im Interesse Oesterreichs, da Czechen und Deutsche in Böhmen, wenn sie auch verschiedene Sprachen redeten, doch ein katholisches Volk seien. Schließlich versichern die Unterzeichner des Memorandums nochmals ihre Treue gegen den Heiligen Stuhl und sprechen die Hoffnung aus, derselbe „werde nichts zulassen, was dem czechischen Volke, diesem treuen, frommen und katholischen Volke, Gelegenheit geben würde zur Beschwerde und zum Abfalle".

Ein glänzendes Zeugniß für das „fromme, treue und katholische Volk" ist das Memorandum gerade nicht. Die hier constatirte Hinneigung des czechischen Volkes zur slavischen Liturgie, die nahe Möglichkeit des Abfalles der ganzen Nation von der katholischen Kirche aus rein politischen Gründen: diese zwei Dinge stimmen, will uns scheinen, doch herzlich schlecht zu der Treue und Frömmigkeit des czechischen Volkes, welche so rühmend hervorgehoben werden. Die Verfasser des Memorandums sind sich offenbar dieses Widerspruches gar nicht bewußt geworden in ihrem Eifer, nach Oben hin zu — schrecken!

Schrecken! Daß dieses bei den Memorandisten mit im Vordergrunde stand, unterliegt ja keinem Zweifel. Wir begreifen darum sehr, warum das fürsterzbischöfliche Consistorium von Prag sich veranlaßt sah, das Memorandum in etwa zu desavouiren, mit der Erklärung: „das fe. Con=



sistorium ersucht den ehrw. Klerus der Erzdiöcese, die eventuelle Vertretung dieser und ähnlicher wichtiger Angelegenheiten getrost und vertrauensvoll seinem Oberhirten und dem Episkopate der böhmischen Kirchenprovinz zu überlassen, welcher, allein von dem Heile der unsterblichen Seelen geleitet und ferne von aller Parteilichktit, seiner Pflichten gegen alle Anvertrauten ohne welchen Unterschied sich bewußt ist und bewußt bleiben wird."

Das Memorandum wurde, wie die Prager „Politik" am 29. Dezember v. J. „aus Priesterkreisen" zu berichten wußte, „vom böhmischen Klerus in allen Vikariaten reichlich unterschrieben, namentlich in der Königgrätzer Diöcese, wo der Bischof Dr. Edward Brynych selbst mit der Aktion völlig einverstanden war und dann noch im privaten Wege als Oberhirt bei der Wiener Regierung und beim päpstlichen Stuhl in Rom intervenirte. In Folge dieser nicht zu unterschätzenden Bewegung setzte die Regierung diese Angelegenheit von der Tagesordnung ab, wie es auch thatsächlich an die einzelnen bischöflichen Ordinariate mitgetheilt wurde." Hiernach scheint also das Projekt der Errichtung einer reindeutschen Diöcese in Böhmen an maßgebender Stelle fallen gelassen zu sein. Wir glauben aber, nur für den Augenblick. Die Verhältnisse sind denn doch oft stärker als die Menschen. Solange die Czechen auf Etablirung eines eigenen Staatswesens nach ungarischem Muster drängen, und den Anspruch, daß das ganze böhmische Land von Rechtswegen ihnen gehöre, erheben, so lange werden auch die Deutschen nicht ruhen und auf nationale Scheidung in Bezug auf die politische Verwaltung mit aller Macht hinarbeiten zur Sicherung ihres nationalen Besitzstandes. Ist aber einmal der Zug nach Trennung in einem Volke wach, dann kann nicht verhindert werden, daß er auch auf das kirchliche Gebiet überschlägt. Gegen diese natürliche Consequenz der Thatsachen läßt sich nun einmal nichts machen. Auch die Kirche rechnet damit und muß damit rechnen,

wenn die Interessen der Religion und das Seelenheil der Gläubigen dieses erheischen.

Uebrigens muß festgestellt werden, wie auch schon die oben erwähnte Mittheilung der „Politik“ durchblicken läßt, daß doch ein nicht unbedeutender Bruchtheil des czechischen Klerus dem Standpunkte der Memorandisten ablehnend gegenübersteht. Bei all ihren Sympathien für die Entwicklung ihrer Nation haben sich doch viele czechische Priester von der richtigen Beurtheilung der österreichischen Zeitgeschichte nicht abdrängen lassen; über den Interessen der czechischen Nation haben sie die Interessen des Gesammtstaates der Habsburger Dynastie und der Kirche nicht vergessen und sind unbefangen genug, daraus die nöthigen Consequenzen zu ziehen.

Mittlerweile ist zur Klarstellung des deutschen Standpunktes bezüglich der Frage der Diöcesentheilung in Böhmen eine über 100 Seiten starke Broschüre[1]) erschienen, welche berechtigtes Aufsehen erregte und durch ihren ruhigen sachlichen Ton vortheilhaft absticht von den rednerischen und publicistischen Leistungen der Anhänger des Memorandums.

---

1) „Zur Frage deutscher Bisthümer in Böhmen“. Ein Wort zur Aufklärung und Beruhigung aus der Mitte des deutschen Klerus Böhmens. Prag 1902.

XI.

Zur Geschichte der letzten römischen Zeiten.

(G. v. Hertling. Allard. Seeck. Schlecht.)

Außer der Renaissance- und Reformationszeit erregt keine Periode der Weltgeschichte mehr Interesse, als die der untergehenden heidnischen und beginnenden christlichen Cultur, woran Forscher und Betrachter gleichmäßig betheiligt sind. Selbst wer sich mit der Geschichte des Mittelalters befaßt, wird unwillkürlich auf diese Zeit zurückgedrängt, genau wie man keine Geschichte der Neuzeit schreiben kann, ohne die Renaissance und Reformation zu berühren. So ging es auch dem Schreiber dessen. Bei der Abfassung der Culturgeschichte des Mittelalters sah er sich genöthigt, weit mehr von der römischen urchristlichen Cultur aufzunehmen, als an sich in den Rahmen des Werkes gehörte. Noch stärker wuchs der Stoff bei der Neubearbeitung; aus einer bloßen Einleitung wurde ein eigenes Werk, das sich bereits unter der Presse befindet. Wenn ich auf dieses Werk: „Culturgeschichte der römischen Kaiserzeit" hier hinweise, so geschicht es nicht nur, um sein Erscheinen zu erklären und vorzubereiten, sondern damit ich mich im folgenden kürzer fassen kann. Es würde zu weit führen, mit einer Reihe von Werken, die jene Zeit berühren und die hier besprochen werden sollen, sich in ausführlich kritische Auseinandersetzungen einzulassen, und möge es daher gestattet sein, mich auf jenes Werk zu berufen.



Das glänzendste, farbenreichste und anziehendste Gemälde der entstehenden christlichen Cultur entwirft Frhr. v. Hertling in seinem „Augustin",[1]) dem mit Recht allseitiger Beifall zu Theil wurde. v. Hertling bewährt sich hier wieder als ebenso großen Meister des Stils wie des Gedankens, als feinsinnigen Beobachter und geistreichen Darsteller. Das Hauptgewicht und Hauptverdienst seiner Arbeit liegt in der psychologischen Zergliederung und Entwicklung des Geisteslebens Augustins, wogegen die äußeren Momente, auch das eigentliche culturhistorische Detail zurücktreten. Eine treffende Skizze der römischen Cultur in Afrika bildet den Hintergrund, auf dem das Jugendleben Augustins sich bewegt. Dann werden die Seelenkämpfe Augustins auf Grund seiner Bekenntnisse eingehend vorgeführt, wobei der Verfasser eine ausgezeichnete Uebersetzung bietet. Durch eine scheinbar einfache Lösung des Welträthsels hatte der Manichäismus die Seele Augustins gefangen genommen. Das Dasein des Bösen, die Sinnlichkeit, von der Augustinus als heißblütiger Afrikaner ein gut Theil besaß, macht hier keine Schwierigkeiten, weder theoretische noch praktische; denn sie ist nach dem Manichäismus etwas Nothwendiges. Es kostete viel Kampf und viel Denken, wobei ihm Cicero behilflich war, bis Augustinus zu einem geistigen Gottesbegriff sich durchrang und die Eigenart des Geistigen erfaßte, wo Freiheit, nicht Nothwendigkeit herrscht. Augustin erkannte, daß das Böse nichts für sich Bestehendes, keine Gott ebenbürtige Macht sei. Mit freiem Willen schuf Gott die Welt und Geschöpfe und er schuf die Menschen frei, gewährte ihnen auch die Freiheit, sich gegen ihn zu kehren.

Diese ganze Entwicklung schildert der Verf. in klarer, geistreicher Sprache, in herrlich gefügten wohllautenden Perioden. Dagegen hätten wir gewünscht, daß auch die

1) Augustin. Der Untergang der alten Cultur. Mainz, Kirchheim 1901.



Mängel der Spekulation hervorgehoben wären. Die Räthsel des Bösen und der Gnadenwahl hat auch Augustinus nicht gelöst; er gelangte, was sich beim Pelagianismus (S. 87) zeigte, zu einer so schroffen Prädestinationslehre, daß man wohl schon behauptete, er habe den Manichäismus nie ganz überwunden. Darnach rettet die unfehlbar wirkende Gnade aus der massa damnata perditionis nur Wenige aus und führt sie zur Seligkeit, mögen diese certi auch zeitweilig in Sünden gerathen und die ceteri noch so brave Leute sein.[1]) Von dem noch nicht bekehrten Augustinus heißt es S. 28: „er umfasse noch nicht den Mittler zwischen Gott und den Menschen". Allein aus der folgenden Darstellung kann man nicht genügend entnehmen, wie sich Augustinus zu diesem Kernpunkt stellte. Freilich hätte sich der Verf. in theologische Einzelheiten einlassen müssen, was der Lesbarkeit des Buches ohne Zweifel geschadet hätte. Aus leicht begreiflichen und wohl anzuerkennenden Gründen vermeidet es v. Hertling, sich allzuweit in das theologische Gebiet vorzuwagen.

Am nächsten noch trat er theologischen Fragen in dem hinreißenden Vortrage „Christenthum und griechische Philosophie" auf dem Münchner Gelehrtenkongresse (Akten 61). In seinen Erörterungen über „das Princip des Katholicismus und die Wissenschaft" hatte v. Hertling gesagt: „So könnte ich mir denken, daß eine heute noch keineswegs nahe Zukunft die Verbindung der Theologie mit der Aristotelischen Philosophie lockerte und die nicht mehr verständlichen und noch weniger befriedigenden Begriffe durch andere ersetzte" (44).

Bekanntlich fand dieser Satz von manchen Seiten Anfechtungen. Wie es scheint, zur weiteren Begründung und Rechtfertigung sollte der erwähnte Vortrag dienen, auf den

1) S. „Augustinismus" von O. Rottmanner (in diesen Blättern 112, 894).

hier um so mehr verwiesen werden soll, als er nicht die gebührende Beachtung fand. Der hervorragende Denker unterschätzt nicht die heilsame, fruchtbare Verbindung griechischer Begriffe und christlicher Ideen, aber er weiß auch das Bedingte, Vergängliche und Zufällige an dieser Verbindung zu werthen und weist, wenn auch nur flüchtig und andeutungsweise, darauf hin, daß sich die Begriffswelt inzwischen geändert hat. Mit Bezug auf die Begriffe „Wesen, Person, Natur“, die in der Christologie eine so große Rolle spielen, bemerkt er mit Recht: „Ich meine weder, daß durch dieselbe die Tiefen des Geheimnisses aufgehellt seien, noch daß sie dem frommen Gemüthe mehr zu bieten vermögen, als die eigenen Aussprüche Christi.“ [1]) Diese Sätze beleuchten blitzartig einen ganzen Hintergrund von Gedanken und Bestrebungen; Bestrebungen, die man wohl erstorben und ertödtet glauben mochte, die aber immer wieder aufleben, weil sie einem unabweislichen Bedürfnisse der Zeit und des Geistes entspringen. Für solche Aussprüche kann man dem hochverdienten, edlen Manne nur dankbar sein, wenn man auch wünschen mag, daß er diese Andeutungen weiter ausführe und im Einzelnen bewähre.

Daß diese Worte, die wahrhaft programmatische Bedeutung haben, hier erwähnt werden, liegt nicht außerhalb des Rahmens unserer Besprechung, sie dienen zur Aufhellung der etwas kurzen Bemerkungen S. 43 über die Erkenntnißlehre und die Gottesbeweise Augustin's. Hier lesen wir: „Das Problem kehrt in der Geschichte der Philosophie immer wieder. Kant's epochemachende Frage, wie sind synthetische Urtheile a priori möglich, ist nur eine neue Fassung desselben.“ Wie aus der näheren Ausführung zu schließen ist, sollte hier die Auffassung Augustin's und

1) Vgl. meine Bemerkungen in diesen Blättern 120, 365. Daß man die Kinder mit ihnen unverständlichen Begriffen quält, wird von der heutigen Pädagogik mit Recht verurtheilt (dazu Jahrb. f. Philosophie, Paderborn 1892, 276).

Kant's einander genähert werden, ohne daß freilich der Versuch ausgeführt worden wäre. Denn anders kann jener Satz nicht verstanden werden, der etwas torsoartig dasteht.[1])

Mehr mit der äußeren Geschichte befaßt sich der zweite Theil der Schrift, wo auch vom Untergang der antiken Cultur die Rede ist, den der Sondertitel ankündigt, freilich etwas zu kurz. Vorzüglich ist hier die Besprechung des Gottesstaates Augustin's, der gegenüber modernen Mißdeutungen richtig erklärt wird. Augustin war weit entfernt, dem Staat als Weltreich, gleichsam als Teufelsreich, die Kirche als Gottesreich gegenüberzustellen und mit Allmacht zu umkleiden. Die Bedeutung des Staates hat er wohl erkannt.

Was nun so geboten wird, ist ein Gemälde in großen Zügen, ein Ausschnitt gleichsam aus einer breit angelegten Geschichtsphilosophie.

Ganz andern Charakter trägt ein anderes Werk, wenn auch der Geist der gleiche ist. Ich meine das Buch *Paul Allard's* über *Julian den Abtrünnigen*, dessen erster Band vorliegt. Genau die Hälfte des Bandes, 250 Seiten, widmet der Verfasser der Behandlung der Gesellschaft, der Cultur des vierten Jahrhunderts. In allen seinen Werken bringt Allard eine große Fülle Materials und breitet einen wahren Schatz culturhistorischer Perlen aus. Dies gilt namentlich auch von seiner sechsbändigen Geschichte der Verfolgungen, es gilt von seinem Basilius und von seinen „*christlichen Sklaven*“, einem Buche, das schon in dritter Auflage vorliegt. Mit großem Feinsinn und aufmerksamem Blicke entdeckt Allard in Texten, die wohl schon oft durchgesehen wurden, neue Bezüge, und

1) Zu S. 12 wäre noch zu bemerken, daß der große Jahrgehalt Quintilians irreführt; die Lehrergehalte standen sehr nieder, wie ich das noch im Einzelnen zeigen werde.

gelegentliche Bemerkungen werden zu wahren Lichtquellen. Mit einem gewandten Griffe wendet und dreht er die Edelsteine und läßt sie in verschiedenen Farben glänzen. Die gewohnte Eleganz französischer Darstellung tritt hinzu, um seine Bücher sehr schätzbar zu machen; für Culturhistoriker sind sie wahre Fundgruben.

Ueber welchen Reichthum Allard verfügt, beweist am besten sein Buch über die christlichen Sklaven. Allerdings ist sein Titel nicht ganz zutreffend, da sich fast die Hälfte des Buches mit der heidnischen Sklaverei befaßt, aber um so bewunderungswerther ist, was er über die christlichen Sklaven ausführt. Den gleichen Gegenstand behandelte Wallon in drei Bänden, aber Allard bietet viel neue Gesichtspunkte und stützt bekannte Wahrheiten mit neuen Beweisen. Dem Wirthschaftshistoriker und Socialpolitiker kann das Buch nicht genug empfohlen werden. Vermöge ihrer centralen Lage erstrecken sich die Beziehungen der Sklaverei durch das ganze Wirthschaftsleben, und wer die Sklaverei aufhellt, beleuchtet auch die ganze sociale Lage des Römerthums. Mit besonderer Liebe verfolgt Allard die Erhebung der Arbeit und die Ausdehnung der freien Arbeit, die stille sociale Revolution, die sich vollzog. Eine stille sociale Revolution sage ich, und füge bei: eine langsame! Denn vielfach herrschen falsche Vorstellungen; in populären apologetischen Werken und Aufsätzen kann man oft von Freilassungen lesen, die die Kirche anregte, wofür ein paar bekannte Fälle mit großen Ziffern herhalten müssen. Wer von solchen Anschauungen erfüllt auf die Thatsache stößt, daß Bischöfe, große Kirchenmänner, kirchliche Anstalten Sklaven und zwar oft viele Sklaven besaßen, findet sich leicht enttäuscht. Bei Allard kann man nachlesen, wie die Sache langsam ging. In meinem Werke bin ich der Frage ziemlich genau nachgegangen und habe dabei von Allard Vieles gelernt, wenn er auch die Frage nicht ganz erschöpft. Einzelheiten sind bei ihm kaum zu beanstanden, und so

möge es mit dem Dank und der Anerkennung genügen, die seine Arbeiten verdienen. —

Viel mehr zum Widerspruch fordert heraus Seeck in seiner Geschichte des Untergangs der antiken Welt, deren zweiter Band eben erschienen ist. Als gewiegter Philologe steht Seeck hinter Allard an Genauigkeit und Detailreichthum nicht zurück, übertrifft ihn noch durch seine geistreichen Combinationen und weiten Ausblicke, die aber eben durch ihre Eigenart Widerspruch erregen müssen. Sein erster Band, der 1897 in zweiter Auflage erschien, zeichnet sich besonders aus durch ebenso glänzende Darstellung wie ganz überraschend neue Gesichtspunkte und einen kühnen beinahe dichterischen Flug der Ideen. Leider können wir seinen Ausgangspunkt nicht theilen, der im Wesen darwinistisch bestimmt ist. Von Zuchtwahl, Auslese und Entartung, von Racereinheit und Racemischung ist viel zu viel darin die Rede. Aehnlich wie Gobineau und neuerdings Chamberlain, betrachtet Seeck die Racereinheit als Bedingung der Größe eines Volkes und die Mischung mit fremden Völkern, namentlich mit Orientalen, als den Anfang vom Ende. Auch Mommsen stand unter dem Banne dieser Anschauung, während Curtius, der mehr die Griechen vor Augen hatte, viel richtiger urtheilt.

Unseres Erachtens ist die Blutmischung viel eher ein Vortheil als ein Nachtheil und wirkt eben so anregend wie die Ideenkreuzung. Daß in unserer demokratischen Zeit mit ihrer starken Völkermischung noch solche aristokratische Vorurtheile, die an das „blaue Blut" erinnern, auftauchen können, müßte einem unbegreiflich sein, wenn sie nicht durch die Nationalitätsbestrebungen einigermaßen erklärt würden. Es ist überhaupt fraglich, ob es in geschichtlicher Zeit noch reine Völker gab, jedenfalls ist heute nicht daran zu denken. Je länger die Geschichte dauert, desto mehr mischen sich die Völker und dieses läuft jedenfalls nicht gegen Gottes Ab-



sichten. Mag Graf Gobineau auch ein guter Katholik gewesen sein, seine Anschauungen widersprechen dem Geiste des Christenthums. Verbunden mit darwinistischen Ideen, wie bei Seeck, werden sie nicht annehmbarer, doch ist Seeck insoferne im Vortheil, als hier ein besonders günstiger Fall vorliegt. Am Niedergang des römischen Volkes hatte in der That Blutmischung einen Antheil, aber nicht Blutmischung als solche, sondern die Mischung mit schlechtem Blut, mit verdorbenem Sklaven- und noch verdorbenerem Freigelassenenblut, wie dann Mischung mit gutem Blut, die Mischung mit Germanen seit der Völkerwanderung ohne Zweifel erfrischend wirkte.

Einen besonderen Reiz verschafft den Arbeiten Seecks das Eingehen auf die Volkswirthschaft, die ausgiebige Berücksichtigung der Wirthschaftsgeschichte. In dieser Richtung enthält die römische Geschichte reiches, immer noch nicht ganz gehobenes Material. Die Verhältnisse sind nicht so manigfaltig, dafür nicht so verworren wie im Mittelalter, in manchen Punkten aber noch viel unklarer.

Aus dem Alterthum sind keine Rentenverzeichnisse, keine Salbücher und keine Zinsregister erhalten wie aus dem Mittelalter, die bis zur karolingischen Zeit zurückreichen. Daher ist der Ertrag der Güter und die Preisbewegung nur sehr oberflächlich zu bestimmen. So ist es denn kein Wunder, daß Seeck einige sehr anfechtbare Resultate bietet; so sagt er in der ersten Auflage[1]) S. 353, das Getreide habe unter Augustus einen 10—15fachen Ertrag gehabt, unter Nero nur einen vierfachen, mit Bezug auf Varro 1,44, Col. 3, 3, 4, allein ein niederer Ertrag kam schon früher vor (Cic. Verr. 3, 47) und dann wäre der Zeitraum für ein so rasches Sinken zu kurz; Columella kannte für eine längere Vergangenheit nur vierfachen Ertrag. Ebenso ist anfechtbar,

1) Die zweite Auflage war vom Verleger nicht zu Besprechung zu erhalten.

was wir über die Preise erfahren; nach ihm kostete der Hektoliter Weizen 7 Mark, im vierten Jahrhundert 11 Mark, im Maximaltarif des Diokletian aber 15 Mark, d. h. fast mehr als der heutige Marktpreis.

Schon diese Preise sind anfechtbar, noch mehr aber, was er aus der Vergleichung der Getreide- und Fleischpreise für den Rückgang der intensiven Cultur schließt. Ich habe in meinem Buche diesen Dingen eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, wie überhaupt den Preisen. Da freilich die Angaben sehr weit auseinandergehen und Schwankungen zeigen, wie man sie später nicht mehr beobachtet, so ist es schwer, bestimmte Ziffern zu geben und noch schwerer, daraus bestimmte Schlüsse zu ziehen. Nichts desto weniger möchte ich diese Seite meines Buches den Kritikern zur Beachtung empfehlen.

Viel weniger interessant als der erste ist der zweite Band Seecks, gibt aber eben darum viel weniger Anlaß zur Kritik, ausgenommen den Schlußtheil. Die Fragen, die hier behandelt sind, das Militärwesen, die Provinz- und Städteverwaltung haben zum Theil sehr ausführliche Behandlung in eigenen Büchern gefunden, so von Mommsen und Liebenam. Seeck überrascht aber dennoch angenehm durch die Klarheit und Originalität seiner Auffassung. Ganz besonders gilt das für den Abschnitt über das Steuerwesen, ein Specialgebiet Seeck's, worüber er Vorarbeiten in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hat. Den Rest des Buches, 117 Seiten, verwendet der Verf. zu einer weitausholenden Einleitung auf das religiöse Problem der Zeit. Die Sache wird hier so gründlich genommen, daß wir die ganze Urgeschichte der Religion durchlaufen müssen. Den Ausgangspunkt bildet der Animismus, wie bei Anderen der Seelencult, dann gelangen wir zum Sonnencult und zum Dualismus, während uns Andere etwa den Henotheismus vorführen würden. Endlich kommt die Religion Homer's an die Reihe. Wenn Seeck in dieser gründlichen Weise weiter fortfährt, wird er



die Entwicklung der römischen Religion, geschweige denn die Anfänge des Christenthums kaum in einem Bande vollenden können. Möge es ihm dabei nicht gehen wie Ihering, der seine Arbeit immer weiter ausspann und zu keinem Abschlusse gelangte! —

Einen sehr dankenswerthen Beitrag zur Urgeschichte der Kirche bot uns J. Schlecht in seiner gründlichen Arbeit: „Die Apostellehre in der Liturgie der katholischen Kirche.“ Nach den vorausgegangenen Arbeiten Schlecht's war man eigentlich überrascht, ihn auf diesem Gebiete anzutreffen, und in der That war es auch ein Zufall, der ihn darauf führte. Bei der Erforschung der Literatur- und Geistesgeschichte Freisings in ältester Zeit stieß er auf eine Freisinger Handschrift, die unter anderen für die Geschichte Freisings wichtigen Bestandtheilen eine lateinische Uebersetzung der Apostellehre, näherhin des Haupttheiles derselben: der zwei Wege, enthielt. Eine ähnliche Uebersetzung hatte Funk aus seiner Melker Handschrift veröffentlicht. Dieser Fund veranlaßte Schlecht dazu, den Einfluß zu erforschen, den die zwei Wege auf Unterricht und Predigt ausübten. Ihren ursprünglichen Platz hatten sie in dem Katechumenat, wo sie den Heiden den Unterschied zwischen dem Geiste Christi und dem Geiste der Welt klar zu machen geeignet waren. Nachdem aber die Erklärung des Symbolums den Hauptraum beanspruchte, traten sie mehr in den Hintergrund und verschwanden nach der Einführung der Kindertaufe bis auf einen Rest aus der Taufvorbereitung, lebten aber in der Predigt fort. Der Nachweis dieses Thatbestandes ist der Hauptzweck und das Hauptverdienst dieser Schrift. Mit der ihm eigenen Sorgfalt und Umsicht ist der Verf. allen Spuren nachgegangen, und wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß sich noch manche Spuren entdecken lassen, genügen schon die Hinweise Schlecht's zur Erkenntniß, wie tief die herrliche altchristliche Schrift, die



wir erst seit 1883 besitzen, auf die Nachwelt eingewirkt hat. Hat doch schon vor einer Reihe von Jahren der scharfsinnige Krawutzky aus vorhandenen Spuren erschlossen, daß eine solche Schrift bestanden haben muß. Die nachfolgende Entdeckung gab ihm Recht; eine Thatsache, die S. 2 wohl der Erwähnung verdient hätte. Schlecht bespricht nämlich die urchristliche Schrift selbst in einer sehr guten übersichtlichen Einleitung und bietet außer lateinischen Uebersetzungen den griechischen Urtext, was Manchem willkommen sein wird. Als Tafeln sind photographische Abbildungen der von ihm entdeckten lateinischen Uebersetzung angehängt.

Grupp.

XII.

Geschichte der Weihnachtskrippe.

Durch die Municifenz des sammeleifrigen und kunstliebenden Münchener Bürgers Max Schmederer ist vor etlichen Jahren dem bayerischen Nationalmuseum eine Schankung von Krippen-Darstellungen geworden, die unter culturhistorischem und künstlerischem Gesichtspunkte als eine Gabe von außerordentlichem Werthe sich darstellt und die in solch gediegener Reichhaltigkeit kein zweites Museum der Welt aufzuweisen vermag. Die großartige Widmung gab Anlaß, daß ein Beamter des k. Nationalmuseums, der ob seiner kunstgeschichtlichen Forschungen und Abhandlungen hochverdiente Dr. Georg Hager, eine Geschichte der Weihnachtskrippe schrieb, die in einem hübsch ausgestatteten, mit 53 Illustrationen versehenen Groß-Quartbande (148 Seiten) vorliegt, und die wir doppelt willkommen heißen, da sie völlig



geeignet ist, eine in der bisherigen kunstgeschichtlichen Literatur klaffende Lücke verständnißvoll auszufüllen.[1])

Dr. Hager hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht. Weit zerstreut liegende Notizen mußten aufgesucht, die mannigfachsten Literaturgebiete durchstöbert werden, um die Entwicklungsgeschichte der Krippen-Vorführungen in solch vorzüglicher Weise darlegen zu können. Hiebei ist die wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes von sinniger Gemüthswärme getragen, daß nicht allein Belehrung, sondern wahrhaft hoher Genuß geboten wird, indem alte, längstvertraute Herzenstöne und selige Jugenderinnerungen wieder neu geweckt, goldige Reflexe des beglückenden Weihnachtszaubers jedem nur einigermaßen empfänglichen Leser in die Seele gestreut werden. Schon in früheren Abhandlungen Hagers hat uns dessen stimmungsvolle Erfassungsweise der gegebenen Stoffe stets wohlthuend berührt; bei einem Thema, wie die Weihnachtskrippe es bietet, kommen seine Schilderungsvorzüge zur ganz besonderen Geltung. Man kann ihn mit vollem Rechte als einen unserer kundigsten, feinfühligsten Interpreten sinniger cultur- und kunstgeschichtlicher Erscheinungen und Gestaltungen bezeichnen.

Von den Fluren Bethlehems gleitet der geistige Blick zunächst nach der römischen Basilika Liberiana, wo bekanntlich die erste feierliche Weihnachtsmesse stattfand und die Reste der Krippe, in der das göttliche Kind gelegen haben soll, zur Verwahrung gebracht wurden. Wahrscheinlich fand alsbald zur Weihnacht durch Aufstellung von Krippen auch in anderen Kirchen das große Geheimniß der Menschwerdung seine symbolische Andeutung. Ob der hl. Franziskus in seiner Christnachtmesse, die er im Walde von Greccio abhielt, schon ein Bild des himmlischen Knaben in die Krippe gelegt hat, ist in den erhaltenen Berichten nicht ausdrücklich gesagt. Dr. Hager

1) „Die Weihnachtskrippe. Ein Beitrag zur Volkskunde und Kunstgeschichte aus dem bayerischen Nationalmuseum von Dr. Georg Hager, k. Conservator am bayer. Nationalmuseum. München 1902. Kommissionsverlag der Gesellschaft für christliche Kunst."

glaubt dieses daher entschieden verneinen zu müssen. Solche Folgerung möchten wir nicht ziehen. Wenn in den sehr gedrängten Aufzeichnungen von Thomas von Celano und Bonaventura einfach erzählt wird, daß St. Franziskus eine Krippe mit Heu, Ochs und Esel herbeigebracht habe, von einem in die Krippe gelegten Bilde des Kindes aber keine Erwähnung geschieht, so haben wir das Gefühl, daß eben die Berichterstatter solches als selbstverständlich hinnahmen und daher eine besondere Betonung unterließen.[1]) Auch in der von Hager für seine Annahme verwertheten Erzählung: Joh. Velita habe während der Feier in einer Vision ein schlafendes Kindlein in der Krippe liegen sehen, das Franziskus zärtlich umarmte, vermögen wir keinen bestimmten Beleg dafür zu ersehen, daß in der Krippe zu Greccio das wirkliche Bild eines Christkindes gefehlt habe. Thatsache ist jedenfalls, daß durch die Art, in der Franziskus die hehre Feier beging, eine neue, mächtige Anregung sich einstellte, den Vorgängen der hl. Nacht auch bildlich immer mehr Ausdruck zu schaffen. Wie durch den großen Heiligen von Assisi die Poesie zunächst angeregt wurde, die Krippe Jesu zu verherrlichen, ist ja hinlänglich bekannt Durch den Franziskanischen Geist, der damals siegreich durch die Lande ging, mußte den geistlichen Schauspielen des Mittelalters, denen wir in England und Deutschland schon im 10. Jahrhundert begegnen, erhöhte Belebung werden, und eben der Einfluß dieser Schauspiele war es, der auch die bildende Kunst befruchtete und sich ganz besonders in Bezug auf die figürliche Ausgestaltung der Krippenvorstellungen geltend machte. „Die Krippe ist ja nichts anderes als das Herausgreifen und Festhalten bestimmter Momente aus einem Schauspiel, die Uebersetzung lebender Bilder in das Kleine." Durch den später beliebten Wechsel der Vorstellungen sind die Krippen thatsächlich

1) Die von Hager (Seite 12, Fußnote 2) wiedergegebenen hieher bezüglichen Originalsätze lauten: In „Vita prima" des Thomas von Celano: et quidem praeparatur praesepium, apportatur foenum, bos et asinus adducuntur. In „Vita altera" von Bonaventura: tecit praeparari praesepium, apportari foenum, bovem et asinum ad locum adduci



als in feste, plastische Form gebrachte Weihnachtsspiele zu erachten, die dem Volke schon darum besonders lieb und theuer werden mußten, weil Aug und Herz nicht auf eine flüchtige Aufführungsstunde angewiesen, sondern jeder Zeit Gelegenheit zur freudigen Erbauung geboten war. Auch die längst schon an Kirchenwänden und auf Altären angebrachten Darstellungen der Menschwerdung konnten zur Festzeit dem lebhaften Sinne der Gläubigen nicht genügen: in separirter, selbständiger, möglichst naturgetreuer Art wollte man wie in einem Mikrokosmus all die hohen Wunder schauen, mit denen die Christnacht die Menschheit beschenkte.

Die Ausgestaltung der Krippe, wie wir sie heute zu schauen gewohnt sind, haben allerdings erst spätere Jahrhunderte gebracht. Wenn in Italien mehrfache Nachrichten über größere Krippen sich erhalten und auch einzelne Reste solcher aus dem 15. Säculum vorhanden geblieben sind, so kommen uns aus Flandern und Deutschland erst mit dem 16. Jahrhundert nähere Mittheilungen zu; damals spielte in diesen Gebieten das schon in früheren Zeiten übliche „Kindleinwiegen“ nebenbei immer noch eine große Rolle. Die mächtigste Förderung reicherer Krippenentfaltung bot die Renaissance. Das „Wirklichkeitsbedürfniß“, dem in der Kunst der Renaissance vor allem Rechnung getragen ward, die Liebe zur möglichsten Prachtentfaltung bei Schauspielen, bei geistlichen wie weltlichen Aufzügen, das Hervortreten eines frohen Volksgeistes in mannigfachen sichtlichen Aeußerungen, mußte in den Krippendarstellungen reflektiren. Daher das Hereinziehen aller volksthümlichen Erscheinungen und Lebeformen, das Auftauchen der sogenannten Anachronismen, die Allen Freude, Niemandem Anstoß boten.

Große Aufmerksamkeit wurde späterhin von den Jesuiten und Theatinern den Krippen entgegengebracht, wobei das Interesse für dieselben nicht nur im Volke, sondern auch in den höchsten Ständen möglichste Verstärkung erhielt. Stellte doch König Karl III. von Neapel alljährlich seine Krippe eigenhändig auf, deren Figuren von der Hand der Königin bekleidet worden waren. Vermögliche Familien wetteiferten förmlich in werthvoller, künstlerischer Krippenausgestaltung; es soll in



Italien Präsepien gegeben haben, deren Gesammtkosten auf 60—80,000 Lire sich beliefen. Daß die phantasierege Barock- und Rococozeit nicht zurückblieb, die Krippen auszuschmücken, ist erklärlich, da ja gerade die Kunstformen dieser Epoche in Darstellungen des Zierlichen und Kleinen sich besonders hervorthaten; Dr. Hager bezeichnet denn auch das 18. Jahrhundert als die Glanzperiode der Krippenvorstellungen.

Wenn man auch zugeben muß, daß hin und wieder Ungereimtes in diese Darstellungen sich einschlich, so dürfte die Wahrnehmung der Liebe und volksthümlichen Begeisterung, die man allerorts den Krippen entgegenbrachte, über solche Schwächen leicht hinwegsehen lassen. Dem bureaukratischen Geiste, der in der sogenannten Aufklärungsepoche sich geltend machte, war solches freilich nicht möglich. Wenn einzelne bischöfliche Ordinariate gegen Ende des 18. Jahrhunderts aus Sorge, die Krippen möchten zum Gespötte der Freidenker werden, völlige Säuberung von allen Nebendingen forderten, so hielt dieses weltliche Regierungen dennoch nicht zurück, principiell gegen die Krippen sich auszusprechen. Ein von Dr. Hager (S. 37) citirter, vom 4. Nov. 1803 stammender Erlaß der kurfürstl. bayerischen Regierung für die Frankenlande, der den Pfarrern und Beamten einprägt, Krippenaufstellungen in Kirchen nicht mehr zu gestatten, macht u. a. geltend, daß es im Hinblick auf die fortgeschrittene religiöse Aufklärung in Zukunft „solcher Vehikel zur religiösen Aufklärung und Belehrung nicht mehr bedarf". — Als ob nicht die Jugend, das menschliche Gemüth überhaupt, allzeit und allenorts sich gleich bliebe! Wohl wurden in Folge solch engherziger und kurzsichtiger Ukase die Krippen zeitweilig zurückgedrängt, aber gesunder, poetischer Volkssinn ließ sich seine berechtigte Freude an der Weihnachtskrippe nicht gänzlich rauben; wenn auch nicht mehr so zahlreich wie in früheren Zeiten, stellten sich die Krippen in Kirchen und Kapellen wieder ein, und es wäre nur zu wünschen, daß zunächst in den christlichen Familien der Hauskrippe wieder ein gleich liebendes Auge, wie unsere biederen Vorfahren es besaßen, zugewendet werden möchte.

Geist- und gemüthvolle Männer, welche in der christlichen Volksseele anders zu lesen verstanden als die gestrengen Zög-

linge der Rationalisten, haben für die Krippe stets ein warmes Wort einzulegen gewußt; im selben Bamberg, wo man den oben erwähnten Erlaß ausgefertigt, ließ bereits 1826 der Domvikar Cavallo ein Unterrichtsbüchlein über den Gebrauch der Krippe erscheinen. Vor allem war es der edle Jugendfreund Christoph v. Schmid, der die Bedeutung und die Zauber der Krippe voll zu würdigen wußte, und glücklich hat Dr. Hager aus den Schriften dieses in seiner Art einzigen Mannes mehrere Stellen zum Preise der Krippe ausgehoben. Passend hätte hier noch eines anderen Wortführers der Krippe, des geistvollen christlichen Künstlers Jos. Führich, gedacht werden können, der in seinen römischen Briefen u. a. in herzerhebender Weise erzählt, wie er und seine „nazarenischen" Kunstgenossen vor dem selbstgebauten Kripplein glückliche Weihnachten gefeiert.

Der allgemeinen Darlegung über Bedeutung und Entwicklung der Krippe fügt Dr. Hager auf Basis der reichhaltigen Schmederer'schen Sammlung eine gesonderte Erörterung der Krippen an, wie dieselben in Deutschland, zunächst in Bayern und Oesterreich, ferner in Mittel- und Unteritalien gestaltet sich zeigen. Eine Fülle anregender Details kunst- und volksgeschichtlichen Charakters, manch umsichtiger Reisebericht kommt hiebei zur fesselnden Verwerthung. Biedere süddeutsche Figurenschnitzer, die sich bei Lebzeiten kaum träumen ließen, daß ein besserer Kunsthistoriker ihrer rühmend gedenken werde, werden uns zu lieben Bekannten, wie z. B. die Münchener Meister Niklas und Ludwig, von denen der erstere zunächst in der Wiedergabe von Thieren, letzterer in Herstellung von „Krippen-Manndl" seine Kunstfertigkeit bezeigte. Die den bayerischen Schnitzern am besten gelingenden Figuren sind freilich immer die dem Volke entnommenen Gestalten: Hirten und Gefolgschaft der hl. drei Könige; viel weniger genügen höheren Ansprüchen die Marien- und Josephsdarstellungen, denn, „wo die Vorbilder versagen, reicht die Kraft des deutschen Krippenkünstlers gewöhnlich nicht aus". In dieser Hinsicht erweisen sich die italienischen Bildner bei all ihrem sonstigen Realismus weit überlegen. Staunenswerthe Leistungen, wahre Meisterwerke der Kleinkunst finden sich unter den Krippen Roms, Neapels



und Siciliens. Zudem ist der Charakterunterschied römischer und süditalienischer Krippen ein sehr auffälliger. Eine geistreiche Dame (Friederike Brun), die anfangs des 19. Jahrhunderts über italienische „Präsepien“ berichtet, sieht in den römischen Darstellungen ernste grandiose Idealität, in den neapolitanischen aber wimmelndes Leben und überströmende Freude. Hier wie dort ward in Palast und Hütte der Krippe ein Platz bereitet, und der hohe künstlerische Werth gar mancher Vorstellungen findet darin seine Erklärung, daß Meister wie Giuseppe Sammartino († 1793 zu Neapel), Antonio Vaccaro, F. Celebrano u. A. es sich angelegen sein ließen, mit ihren Krippengestalten Hoch und Nieder, Alt und Jung zu erfreuen.

In einem vorzüglichen Schlußkapitel: „Die Krippe und das Volksgemüth“ betont Dr. Hager mit Recht den erzieherischen Werth, den die Krippe vor allem für die Jugend habe. Möchten diesen Hinweis doch Diejenigen recht beherzigen, die in unseren Tagen auf „Kunsterziehungstagen“ und bei jeder anderen Gelegenheit ihre Vorschläge laut werden lassen, wie man mittelst der Kunst günstig auf die Kinderwelt einwirken könne. In der Krippe ist das nächstliegende und volksthümlichste Mittel gegeben, Geist und Gemüth werthvoll anzuregen und zu erfreuen. Selbst diejenigen, die alle Erziehungspunkte unter nationalem Gesichtswinkel zu fassen gewohnt sind, dürfen sich mit der Krippe befreunden, denn in ihr „spüren wir noch einen Hauch von dem Geiste, der in der Kunst Dürers lebt.“

Wir zweifeln nicht, daß Hagers Buch sehr viele dankbare Leser finden wird. Der sogenannte Verstand der Verständigen kann hier mancherlei kennen lernen, woran er bisher vielleicht völlig unkundig und theilnahmslos vorübergegangen ist. Abgesehen davon, daß die Krippe ein wirkliches Kunstwerk zu sein vermag — „was bis in die jüngste Zeit nur wenigen zum Bewußtsein gekommen“ — ist sie zugleich ein Spiegel des Volkslebens in den einzelnen christlichen Ländern und hiedurch auch eine Quelle der Volkskunde. Am höchsten aber stellt sich ihr Werth, wenn wir mit reinem christlichen Empfinden an sie herantreten, um ihre Zauber voll und ganz auf uns einwirken zu lassen. Wer guten Willens ist, wird dieselben reichlich er=

fahren und außerdem zu dem Geständnisse sich gedrängt fühlen, welches ein namhafter Gelehrter, H. Usener, in seinen „Religionsgeschichtlichen Untersuchungen" schon abgelegt, und das auch Dr. Hager zu dem seinen macht: „Die Krippe des Evangeliums ist die Wiege aller Poesie geworden, womit Glaube, Kunst und Dichtung im Wettstreit die heilige Nacht verklärt haben." —

München. Max Fürst.

XIII.

Ein steirischer Lyriker.[1])

Die altdeutsche Literaturgeschichte weiß von einem Salzburger Mönch zu berichten, der zu Erzbischof Pilgrims Zeiten lebte und allerlei geistliche und weltliche Lieder sang. O. Kernstock läßt in einem hübschen Gedichte diesen Dichter von religiösen Gesängen, von Minneliedern und „Dörpertanzliedern" lebendig vor unserem Geiste auferstehen und der Salzburger Erzbischof rühmt von ihm:

„. . . Es glänzt wie funkelnd Erz
Sein Schild so blank und sauber.
Sein treues deutsches Sängerherz —
Das ist sein ganzer Zauber!

Was jemals ward im Volke wach
An Lust und Feierklängen —
Das deutsche Spielmannsherz schlägt's nach
Und schmiedet's zu Gesängen.

Auf ewig sei in Ehr'n genannt
Das Angedenken dessen,
Der auch unter dem Mönchsgewand
Nicht deutscher Art vergessen."

Könnte Erzbischof Pilgrim den Weisen Kernstocks lauschen, die so schlicht und quellfrisch dem Gemüthe des Dichters entströmen, wahrlich, der hohe Kirchenfürst würde auch hier freundlich und zufrieden Beifall nicken. Und Tausende von

1) O. Kernstock. „Aus dem Zwingergärtlein." München, Braun & Schneider. 1902.

Lesern freuen sich bereits dieser freien Waldlieder einer frischen und gesunden Romantik. Ich nenne sie nicht „letzte freie Waldlieder der Romantik“ und auch nicht „neue“. Denn an diesen schlichten Poesien kann es jeder wiederum lernen, — wer es überhaupt erst lernen muß — daß nicht irgend eine alte oder neue „Richtung“, nicht ein Schlagwort von „Naturalismus“, „Idealismus“ oder von einem anderen „—ismus“ das Wesentliche in der Dichtung ausmacht, sondern jene lebendige, eingeborene, in keine Kategorie faßbare und doch in jeder Strophe fühlbare dichterische Kraft, die den poetischen Schöpfungen Leben, Duft und Glanz verleiht. Mag sich Kernstock heute in einen alten Landsknecht oder Scolaren, morgen in einen Boten oder Burgwächter verkleiden und dabei eine fremde, alterthümliche Sprache reden: es erfreut uns in seinen Rhythmen doch immer dasselbe liebliche, kräftige Leben, das wie Frühlingshauch das Gemüth des Lesers anrührt.

Einige ganz in Mittelhochdeutsch gekleidete Lieder und Erzählungen möchte ich allerdings bei Seite schieben. Sie sind trotz mancher Vorzüge nur Curiositäten, die möglicherweise von den Lesern angestaunt werden, wie man auch lateinische Hexameter anstaunt, die ein Dichter des 20. Jahrhunderts macht und nicht ein Zeitgenosse Vergils. Aufrichtiges Lob gebührt dagegen fast allen übrigen Nummern, ob sie in der biderben Sprache des 16. Jahrhunderts archaisiren oder ob sie sich in anmuthigen neuhochdeutschen Strophen entfalten. Mögen sie auch alte Motive, Jagdlust und Studentenfreude, lustige Mönchsscherze oder den bekannten Kampf von Frühling und Winter behandeln, dieses klare Dichterauge entdeckt zu unserer frohen Ueberraschung auch am Alten, Längstbekannten immer wieder neue Schönheiten. Kernstock gelingt das leichtfüßige Vagantenlied mit dem kecken lateinischen Refrain, aber nicht minder das ernste, volltönende Trauergedicht. Es geht eben bei dem wahren Dichter zu wie in der lieben Natur draußen. Der Rosenstrauch entzückt uns immer wundersam, obschon er eigentlich immer und alle Jahre die „alten Motive“ behandelt.

Wer sich in Kernstocks „Zwingergärtlein“ genauer umsieht, wird sich freilich auch bald an Scheffel und Baumbach erinnert



fühlen. Allein kaum zu Ungunsten des Steirers. Die Anlehnung ist höchstens eine freie und selbständige Nachfolge, niemals sklavische Manierirtheit. Und dies darf wohl auch als ein Zeugniß von Selbständigkeit gelten. Oefter, als bei den beliebten Modepoeten üblich ist, blicken uns aus den launigen heiteren Strophen recht ernste Wahrheiten an.

Ein Beispiel:

Virgatum!

Ein Schülerlied.

Wenn drauß im Spätherbstsonnenschein
Die falben Blätter flüstern,
Zieh'n froh zum Wald wir Schülerlein,
Geführt von den Magistern.
„Virgatumgehen" heißt der Brauch,
Da schneiden wir von Baum und Strauch
Die Ruthen unter Scherz und Spiel,
Die uns dann Leides schaffen viel.
　Virgatum! Virgatum!
　Post gratum — desperatum!

Doch lacht d'rob nicht den Kleinen aus,
Ihr Großen und Gelahrten,
Der sich sein Rüthlein schleppt nach Haus:
Ihr thut die gleichen Fahrten.
Beani, Baccalaurei,
Perdocti, Illustrissimi —
Mit leichtem Sinn ein Jeder trägt
Die Ruthe heim, die ihn dann schlägt.
　Virgatum! Virgatum!
　Post gratum — desperatum!

Den Brautlauf hält ein junger Fant
Mit Schallgesang und Geigen,
Sein Herzgespiel stolz an der Hand
Führt jauchzend er den Reigen.
Drei Tage nach der Hochzeitnacht
Fragt ihn, was er nach Haus gebracht
Mit Geigen und mit Schallgesang:
Ein Rüthlein, ach! auf lebelang!
　Virgatum! Virgatum!
　Post gratum — desperatum!

Aus ritt Herr Jobst von Humpelstein
Alltags zum Rheinweinkosten.
Mit Angstern, Spechtern, Maserlein
Thät kräftiglich er tjosten.
Was trug er heim in sein Losier
Als Ritterdank vom Zechturnier?
Ein Rüthlein scharpf: das Podagra
Benennt es die ars medica.
　Virgatum! Virgatum!
　Post gratum — desperatum!



Der thut allein und der im Troß
Nach seiner Ruthe jagen,
Der flink zu Fuß, der hoch zu Roß,
Der stolz im gold'nen Wagen.
D'rum lacht nicht, bricht ein Schülerknab'
Sich selber seine Ruthen ab —
Ist doch das Leben, recht beseh'n,
Nichts als ein stet' „Virgatumgeh'n".
Virgatum! Virgatum!
Post gratum — desperatum!

Die schönen herzlichen Gelegenheitsgedichte erbringen gleichfalls den Beweis von der Vollwerthigkeit und Echtheit dieses dichterischen Talentes. Das alltägliche kleine Ereigniß erscheint hier goldig verklärt im Glanze gemüthvoller Poesie, sei es nun ein Geburtstag, ein Begräbniß, ein Abschied der Sommergäste, ein Trinkspruch. Und fast wie in einem ständigen Refrain ruft Kernstock das Edle, Gesunde und Große im deutschen Gemüthe und Charakter zu lebendiger Bethätigung auf.

Besonders lieb und schätzenswerth erscheinen mir die tief empfundenen Monats-Stimmungsbilder voll sinniger Naturbetrachtung und wehmuthsvoller Erinnerung, voll ernster, friedlicher Schönheit, nur gelegentlich von einem kleinen Scherze unterbrochen. Die tiefempfundenen December-Verse mögen meine Behauptung bestätigen.

„Horch! Pochte es an mein Fenster nicht?
Schaut nicht durch die Scheibe, die trübe,
Beleuchtet vom flackernden Mondenlicht
Ein wohlbekanntes, süßes Gesicht
Mit Augen voll zärtlicher Liebe?

Wird draußen nicht eine Stimme laut,
Schon lange nimmer vernommen?
„Kommt Kinder!" flüstert sie, „kommt und schaut!
Die Weihnachtstanne ist aufgebaut,
Das Christkindlein ist gekommen." —

Ein Baumzweig schlug an dein Fensterlein,
Der Nachtwind regt sein Gefieder.
Geh' schlafen, du Thor! Laß das Lauschen sein!
Kein Christkind kehrt mehr bei dir ein,
Und die Todten kommen nicht wieder."

Graz. Dr. Johann Ranftl.



XIV.

„Der Fall Lehmann".

Auf Grund seines militärischen Diensteides ist jeder Vorgesetzte in der Armee, vom Gefreiten bis zum Feldmarschall, verpflichtet, alle gegen die Disciplin und viele sonstige Dinge verstoßenden Dinge unweigerlich zur Anzeige zu bringen. Eine solche Verpflichtung zur Anzeige liegt in der Natur der Sache begründet, weil ein jeder seinen Theil dazu beitragen muß, daß die gewaltige Organisation unseres Heeres keine Einbuße erleide. Dementsprechend werden die Mannschaften auf alles aufmerksam gemacht, was sie zu meiden haben und es werden gegen bestimmte Dinge die schärfsten Verbote erlassen. Den Trieb der „freien Forschung" unterbindet die Militärbehörde, indem sie in den Kasernen keinerlei Schriften duldet, in denen die Autorität angegriffen wird, indem sie den Besuch solcher Lokale verbietet, in denen socialistische Blätter aufliegen und Socialisten Versammlungen abhalten. Dem Bildungsbedürfniß der Mannschaften kommt das Ministerium und die Commandostellen durch Zugänglichmachung approbirter patriotischer und allgemeiner Lektüre entgegen. Wir haben also im militärischen Leben strengste Anzeigepflicht und Censur des Lesestoffes.

So wie es im Leben des Heeres ist, ist es bei jeder Gemeinschaft, die fest organisirt ist und den Wunsch hat, es zu bleiben. Jegliche Untergrabung der Autorität wird bei Bekanntwerden an der vorgeordneten Stelle zur Anzeige



gebracht, um das etwa entstehende Unheil von möglichst vielen Mitgliedern der Gemeinschaft abzuwehren. Auch werden Gegenmaßregeln getroffen und Verordnungen für die Zukunft erlassen.

Unterstellen wir für einen Augenblick Professor Max Lehmann in Göttingen erhielte Kenntniß von einer Sache, die weiten Kreisen Schaden zufügen würde, wenn sie zur Ausführung gelangte. Selbstverständlich würde er sofort an die geeignete Stelle eine Denunziation einreichen, um diesen Schaden abzuwenden. Schon aus Gründen der Nächstenliebe würde Professor Lehmann, den man als praktisch-kirchlichen Protestanten schätzen muß, so handeln. Sollten staatliche Einrichtungen irgendwelcher Art in erheblicher Weise geschädigt werden, so wäre der Göttinger Professor schon durch seinen Amtseid zur Denunziation verpflichtet, weil das Bestehen des Staates, dem er angehört und dient, in Frage steht. Bei allen Organisationen, die auf ihr festes Gefüge aus irgend einem Grunde einen erheblichen Werth legen, ergibt sich diese Pflicht der Mitglieder, soweit sie treu zu dieser Organisation halten und dieselbe lieben, ganz von selbst. Das ist so bei den Studenten wie bei den Beamten, bei den Reichen wie den Armen.

Aus dem Reiche der theoretischen Fälle, die aber eine eminent praktische Bedeutung haben, wollen wir nun in das Reich der Thatsachen steigen. Professor Max Lehmann hat die Meinung, daß der Wissenschaftsbetrieb in Deutschland gefährdet sei, wenn Gelehrte katholischer Confession sich in umfangreicherer Weise in amtlicher Stellung daran betheiligen würden. Was thut nun Lehmann? Schnell setzt er sich nieder und schreibt eine längere Denunziation derselben, die er in den Preußischen Jahrbüchern[1]) unter dem Titel: „Die römisch-katholische Censur zu Anfang des 20. Jahr-

1) Heft 1, 1902, Seite 1—9.



hunderts“ veröffentlicht. In diesem Aufsatze sagt der Verf., daß jeder Denunziant, ohne einen Unterschied zu machen, „ein schändliches Gewerbe“ betreibt. Im Besonderen wendet er diese beleidigende und schimpfliche Aeußerung auf alle Priester der katholischen Kirche an Lehmann ist nun, wie vorstehend gezeigt, auch unter die „Denunzianten“ gegangen und daraus könnte man dann allerlei pikante Schlüsse ziehen, wenn man pflichtgemäße Anzeige und hämische Bosheit nach Lehmann'schem Muster nicht unterscheiden wollte. Wenn das Generalisiren von einem Falle auf die Allgemeinheit stets unwissenschaftlich ist, so kann es zuweilen auch höchst unangenehm werden, wie in diesem Falle.

Daß ein so erleuchteter Mann, wie Lehmann, den doppelten Sinn des lateinischen Wortes denuntiare nicht kennen sollte, je nachdem man im Deutschen den Ausdruck anzeigen oder denunziren gebraucht, ist nicht anzunehmen. Das Wort anzeigen hat einen harmloseren Sinn gegenüber dem anderen Worte, soweit der gewöhnliche Sprachgebrauch in Frage kommt. Wenn man in wissenschaftlicher Sprache bei der Erörterung lateinischer Documente den Ausdruck denuntiare mit denunziren wiedergibt, so hat das nichts zu sagen; braucht man jedoch dasselbe Wort, wenn man zu einem weiten Leserkreise spricht, so werden die Meisten einen überaus gehässigen Sinn damit verbinden. Daß Lehmann diesen Eindruck beabsichtigt hat, beweist der Umstand, daß er, wie schon bemerkt, die Thätigkeit der Anzeigeerstattung ohne jede Einschränkung ein „schändliches Gewerbe“ nennt. Ob ihm dafür weite Gruppen von Menschen, die durch ihre amtliche oder berufliche Stellung zur häufigen Erstattung von Anzeigen verpflichtet sind, dankbar sein werden, ist nicht meine Sache zu untersuchen.

Um seinem geradezu giftigen Hasse gegen die katholische Kirche, die Bischöfe, Priester und Laien aus Anlaß der künstlich hervorgerufenen Bewegung in Gelehrtenkreisen Aus-

11*

druck zu verleihen, erörtert Prof. Lehmann unter manchen sonstigen Dingen die Anzeigepflicht der Katholiken bezüglich der schlechten Bücher. Zunächst übersieht der gelehrte Professor, daß die Verpflichtung zur Denunziation in Ausdrücken von ehrwürdigem, archäologischem Alter abgefaßt ist, also eine Wiederholung eines uralten Aktenstückes ist. Der gesunde Menschenverstand hätte das dem Akademiker Lehmann schon sagen können, aus dem einfachen Grunde, weil unter den Autoritäten, an die Anzeige erstattet werden kann oder soll, auch die Rektoren der Universitäten genannt werden. Für Leute, die in der Geschichte einigermaßen bewandert sind, wird dieser einfache Hinweis genügen; für Prof. Lehmann möchte ich dagegen noch am liebsten eine Note hinzufügen, in der ich die einschlägigen Stellen bei Denifle, Kaufmann, Erler und Fournier nachwiese, damit auch er in der Lage sei, die Sache zu begreifen, da ihn das Conversationslexikon dabei im Stiche lassen wird.

Des weiteren ist zu bemerken, daß heute die Verpflichtung zur Anzeige fast gegenstandslos geworden ist. Als es noch keine Eisenbahnen und Telegraphen gab, als der Zeitungen nur wenige bestanden, als es keine Fachzeitschriften gab, waren die Bischöfe, und erst recht die Curie, auf Mittheilungen Anderer über antikatholische Bücher angewiesen. Die Nuntien hatten dieser Frage ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und ein größerer Apparat war für die Indexcongregation nothwendig. Glaubt denn Lehmann, daß alles das, unberührt vom Wechsel der Zeiten, heute noch in gleicher Weise fortbesteht? Davon kann ganz und gar keine Rede mehr sein. Rar wie Silberkrähen sind die Fälle, daß Jemand sich die Mühe macht, ein Buch beim bischöflichen Ordinariat oder in Rom zur Anzeige zu bringen. Aus der Buch- und Zeitschriftenliteratur sind sowohl die bischöflichen, wie die curialen Behörden über alles Wichtige informirt, so daß es keiner Anzeige bedarf. Die Trompete Lehmann's hat also ganz vergeblich zum Sammeln geblasen.



Eine zweite interessante Beobachtung ist die, daß unter den Hunderttausenden von Büchern, die heutzutage auf der ganzen Welt veröffentlicht werden, noch nicht eins von Zehntausend auf den Index kommt. Begreift Lehmann, was das besagen will? Sieht Lehmann ein, wie unendlich lächerlich er sich mit seiner völligen Unkenntniß der Verhältnisse gemacht hat? Wer die Sitzungsberichte der Congregation des Index im Osservatore Romano genau verfolgt, findet alle paar Monate einige Bücher oder Büchlein verzeichnet, von denen sehr viele dem Gelehrten nicht einmal dem Namen nach bekannt sind, weil sie entweder eine durchaus lokale Bedeutung haben, oder aus einem sonstigen Grunde theologischer Natur proskribirt werden. Die Darstellung Lehmann's kennzeichnet sich also als einen für einen Historiker sehr fatalen Anachronismus.[1])

Wenn die Offiziere in der preußischen Armee ihrer Pflicht zur Anzeige aller das Heer betreffenden Bedrohungen nachkommen, wenn die Unteroffiziere und Mannschaften dasselbe thun, so findet Lehmann hoffentlich die Sache völlig in Ordnung. Und wie ist es denn mit den Kriegervereinen, der Aufspürung der socialistischen Mitglieder und der Denunziation derselben beim Vorstande? Was will Lehmann hier mit dem verfassungsmäßig garantirten Rechte der Censurfreiheit eines jeden Bürgers machen, wovon er so großmächtig redet? Allen Anderen ist es erlaubt, sich gegen Angriffe zu wehren und die Seinen zu schützen, nur der

---

1) Im Kampfe gegen die katholische Kirche sind derartige Dinge an der Tagesordnung. Ein Gesinnungsgenosse Lehmanns schreibt im Reichsboten (1. Beilage zu Nr. 11 vom 14. Januar 1902), daß einem censurirten katholischen Gelehrten nur die Wahl bleibe, „die römische Verbesserung blindlings zu acceptiren, oder sein Buch dem Index librorum prohibitorum, seine Person aber der Inquisition verfallen zu sehen". Der Mann steht noch über Pater de Luca S. J. von der gregorianischen Universität in Rom.

katholischen Kirche nicht. Sie soll sogar noch die Hand Desjenigen küssen, der ihre Kinder mit geistigem Tode treffen will, wie weiter unten gezeigt werden wird. Im deutschen Heere darf Disciplin sein, im Heere der katholischen Kirche verbietet es Lehmann. Wenn die Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der viel größeren und viel festeren Organisation der katholischen Kirche einzelne die Kirche betreffenden Bedrohungen durch schlechte Bücher zur Anzeige bringen, so nennt Lehmann das „ein schändliches Gewerbe". Daraus ersieht man, wie groß der Haß gegen alles Katholische sein muß, daß er zu so verrückten und beleidigenden Aussprüchen kommt.[1])

Lehmann richtet einen scharfen Angriff auf alle Akademien Europas, mit alleiniger Ausnahme Leipzigs, so viel ich weiß, weil in allen diesen gelehrten Körperschaften sich katholische Geistliche befinden. Berlin, Göttingen, München, Wien, Paris, Turin, Madrid u. s. w. Keine ist so „voraussetzungslos", daß sie nicht doch einen oder mehrere „Denunzianten" gelegentlich aufgenommen hätte. Aber man stelle sich nur die grenzenlose Gefahr für die Wissenschaft vor, wenn es einmal vorkommen sollte, daß Denifle, Mercati, Ehrle oder Duchesne nach Göttingen kämen und bei einer Akademiesitzung neben Lehmann Platz nehmen würden!? Ich gehe nicht zu weit — man muß eben den Neurastheniker Lehmann kennen, um das zu verstehen —, wenn ich sage, daß ich dann für die Gesundheit des wackeren Gelehrten ernstlich besorgt sein würde. Und wie Göttingen dereinst einen Ersatz für Lehmann finden will, diese Schwierigkeit kann selbst Althoff wohl kaum lösen. Solche Fanatiker wie Lehmann sind eben unersetzlich, weil stets nur in einem

---

1) Lehmann steht ganz auf der Höhe der berüchtigten Schrift von G. Egelhaaf: Gustav Adolf in Deutschland (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 68). Darnach sollen wir Katholiken noch dankbar sein für die Auseinanderreißung unseres Volkes in zwei religiöse Lager durch die Reformation!



Exemplar auf Lager. Da es Herrn Professor Max Lehmann in Göttingen lebhaft interessiren muß, wie der Vorwärts[1]) über sein Elaborat denkt, so setze ich die socialistische Nutzanwendung, die genau so viel Sinn hat, wie der obige Unsinn Lehmann's, hierher:

„So Max Lehmann, dessen Ausführungen in diesem Fall deshalb nicht an Werth verlieren, weil sie nationalliberal-culturkämpferischer Herkunft sind. Freilich mit Journalartikeln ist es nicht gethan, zumal wenn die Rufer im Streit über die Halbheit des Kampfes gegen den katholischen Klerikalismus nicht hinauskommen. Es gibt auch einen politischen, nationalen, monarchischen und kapitalistischen Klerikalismus, der ebenfalls die Andersdenkenden verfolgt, verbietet, censirt und denunzirt. Klerikale Sklaverei ist schließlich die ganze kapitalistische Gesellschaft."

„Will man den Kampf um die Geistesfreiheit ernsthaft führen, so muß man seine Kraft der Befreiung des Proletariats widmen. Die Tyrannei des heutigen Universitätsbetriebs[2]) würde sofort gemildert, wenn nicht beseitigt werden, wenn das demokratische Wahlrecht in den Einzelstaaten eingeführt und damit der Socialdemokratie eine Möglichkeit gegeben würde, ihren Einfluß auf Schule und Forschungsfreiheit zu üben."

„Deklamationen über den Klerikalismus sind unnütz, denn er ist thatsächlich eine Machtfrage: Man erweitere die politischen Rechte des Proletariats, befreie ihre Agitation in Schrift und Wort von den gesetzlichen Fesseln und polizeilich-kriminellen Chikanen, und der Huttengeist, der in der Socialdemokratie lebt, wird die Dunkelmänner bändigen."

1) Nr. 3 vom 4. Januar 1902.

2) Zu dieser Tyrannei finden sich in der Zukunft (Nr. 15 vom 11. Januar 1902, Seite 53) folgende Bemerkungen: „Mancher wird finden, in dem Netzwerk solcher Voraussetzungen könne man nicht viel freier athmen, als im Glaubenskreis der katholischen Kirche und ihres Syllabus. Mancher auch, die Lebensleistung der Janssen, Franz Xaver Kraus, Pastor und Hertling sei beträchtlicher als die ganzer Dutzende lutherischer Gelehrten".



Lehmann hat in dem oben genannten Aufsatz Ulrich von Hutten für sich reclamirt, und hier beanspruchen die Socialisten ihn für sich; wem schließlich der an der Lustseuche gestorbene gelehrte Wegelagerer zugehören soll, mögen die Herren unter sich abmachen. In solch unsaubere Dinge mischt man sich nicht gerne. Die Apostrophe Lehmann's lautet: „O Hutten, wenn Du heute aus jenen reinen Regionen, wo es weder Inquisition noch Scheiterhaufen, weder päpstliche Censurgesetze noch bischöfliche Censurgerichte gibt, auf uns herniedersiehst, wie wird Dir zu Muth bei diesem neuen Ternio? Würde es nicht herrlich sich fügen in Deinen unsterblichen Vadiscus? Weiltest Du heute unter uns, wie zornig würdest Du fragen: Wer gibt den Curtisanen das Recht, einzubrechen in das den Deutschen verfassungsmäßig verbürgte Recht der Censurfreiheit? Wo finden sie den Muth, die größten Deutschen zu beschimpfen, als wären sie Kumpane Alexander VI gewesen? Wo sind die deutschen Bischöfe, die sonst von Loyalität überfließen, geblieben, als es galt, Verwahrung einzulegen gegen die Proskribirung des großen Friedrich?"

Wenn diese Worte nicht als Bierzeitung gelten sollen, so sind sie jedenfalls in einer Stunde heftigsten Wüthens gegen die Kirche und ihre Diener zu Papier gebracht worden. Denn wer bei der moralischen Bewerthung der Menschen Hutten sozusagen als Heiligen anruft, ihn, der noch sterbend die Göttin Fortuna anrief, hat in dem Augenblicke sicher nicht den unbehinderten Gebrauch seiner Verstandeskräfte gehabt. Zuerst war ich versucht, über solche Dinge heiter zu lächeln; als ich aber bedachte, daß Lehmann Historiker sei, da beschlich mich tiefes Mitleid mit diesem Manne.

Da die katholischen Bischöfe keine Staatsbeamten sind, sondern lediglich Diener der katholischen Kirche, so brauchen sie sich gewiß nicht in vertheidigendem Sinne zu äußern, wenn ein Preußenkönig, und wäre es auch Friedrich II.,



wegen seiner Schriften, die einzelne grundlegende Anschauungen der katholischen Kirche dem Fluche der Lächerlichkeit preisgeben, auf den Index gesetzt wird. Denn uns Katholiken gilt das Erdenleben lediglich als eine Vorbereitung auf das ewige jenseitige Leben; und alle Lehren, die in den Herzen der Gläubigen die Anordnungen des Heilandes zu untergraben geeignet erscheinen, müssen consequenter Weise von der obersten kirchlichen Aufsichtsbehörde als solche bezeichnet werden. Das ist ganz elementare Logik, die der Staat auch anwendet den Bischöfen gegenüber. Oder sollte Herrn Lehmann der Inhalt des bischöflichen Eides, den die Staatsregierung fordert, etwa unbekannt sein? Darin werden die Bischöfe zum „schändlichen Gewerbe der Denunziation" eidlich verpflichtet bezüglich aller das Staatswohl in Mitleidenschaft ziehendeu Anschläge u. s. w., von denen sie etwa Kenntniß erhalten könnten. Ist das vielleicht in irgend einem Punkte verschieden von dem, was die Kirche bezüglich ihres eigenen Bestandes von ihren Dienern und den Gläubigen verlangt? Professor Lehmann, Sie waren schlecht berathen, als Sie im Zorne Ihre Philippica verfaßten! Im Uebrigen sind diese Bischöfe, die Lehmann hier so feierlich anruft, schon seit beiläufig 100 Jahren gestorben. Bischöfe, die von Loyalität überfließen, gibt es, Gott sei Dank, in ganz Preußen keine. Denn den Makel des Byzantinismus laden diese Herren nicht auf sich. Sie thun einfach ihre Pflicht als Staatsbürger und Kirchenfürsten und überlassen den Byzantinismus denen, die dafür bezahlt werden.

Geradezu komisch muß es aber wirken, daß Lehmann, der Gegner von Naudé, hier vom großen Friedrich spricht. Glaubt er denn, daß die Welt ein so kurzes Gedächtniß hat, um sich nicht mehr an seine vernichtende Niederlage durch Naudé und das, was damit zusammenhängt, zu erinnern? Seine Interpretationskünste der Aktenstücke sind doch noch in aller Gedächtniß, als daß man bei dem Ausdrucke vom „großen Friedrich" in Lehmanns Munde nicht laut auflachen sollte.

Lehmann ächtet jeden katholischen Geistlichen und will ihn von allen wissenschaftlichen Aemtern und Ehren ausgeschlossen sehen. Daß sogar der Augsburger Abendzeitung[1]) eine solche Stellungnahme hirnverbrannt vorkommt, spricht sie mit den Worten aus: „Das Wort Religion und der religiöse Standpunkt wird viel zu sehr betont im öffentlichen Leben. Einzig ausschlaggebend kann nur sein die virtus, die volle, ernste, ganze Männlichkeit. Ein charakterfester, edler Mann muß geachtet und protegirt werden, ohne jede Rücksicht auf seinen katholischen oder protestantischen Taufschein.“ Wohlverstanden, diese Worte stehen in der Augsburger Abendzeitung! Will Lehmann etwa die Männer Duchesne, Ehrle, Denifle und Mercati, die zur Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen gehören, nicht in diese Kategorie einreihen?

Lehmann wirft in rührender Unkenntniß der Geschichte des Index die Dinge durcheinander und verwerthet die Thatsachen nicht, wie der methodische Historiker sollte und müßte, sondern wie es ihm bei seinen vorgefaßten Meinungen paßt. Arbeiten wir einmal nach Lehmann'schen Recepten: Wer kennt nicht die famose Cabinetsordre Friedrich Wilhelm II. an Kant? Die kirchliche Proskribirung Kants, die vor vielen Jahrzehnten stattfand, wird von Lehmann so dargestellt, als ob sie im Jahre 1900 geschehen sei. Machen wir dasselbe Kunststück mit der Cabinetsordre des genannten preußischen Königs, so müssen wir nothgedrungen zu der nach Lehmann'scher Vorschrift hergestellten Schlußfolgerung kommen, daß der preußische Staat und sein jetziger König culturfeindlich seien. Wie mit diesem Beispiele, so steht es mit allen sonstigen Anführungen Lehmann's.

Ich lege kein Gewicht auf den Umstand, daß Treitschke einst unseren Helden einen „Tugendkosacken“ genannt hat. Wichtiger ist dagegen, an die Worte zu erinnern, die E. Marcks

1) Nr. 6 vom 6. Januar 1902.



in der Beilage zur Allg. Zeitung gelegentlich des Naudé-streites über Lehmann ausgesprochen hat. Und trotz alledem spielt sich Lehmann zum Sittenrichter über uns Katholiken auf und wirft in einem Anfalle von Neurasthenie mit so groben Verdächtigungen gegen uns um sich, daß er sogar völlig das Glashaus vergißt, in dem er nun schon seit etlichen Jahren für das historische Publikum ausgestellt sitzt. O si tacuisses!

Ein in den weitesten Kreisen unbekannter Dr. E. Below, der Professor Spahn unter die Theologen und Ignatius von Loyola ins Mittelalter versetzt, vergießt in Ernstes Wollen[1]) eine Menge Tinte, die eigentlich Lehmann gehört, so confus ist es, was er sagt. Fälschung des Charakters der Nation, lautet sein Thema und da er über den Mommsenschwindel redet, geräth er Lehmann in's Gehege, indem er sagt:

„Wenn der Deutsche für seine Geistesfreiheit protestirt, wenn er sich auf seine Mission des Protestantismus, gegen die ewige Lüge besinnt, dann ist noch Hoffnung vorhanden, daß auch im Reichstage das in der Luft schwebende, aber unausgesprochene Wort endlich ertönt: ‚Soll es so weitergehen?‘“

„Soll dieser Treubruch am deutschen Charakter auf abschüssiger Bahn uns dem Dämon überliefern, der uns bereits in seinen Krallen zu haben glaubt? Dann ist es Zeit, daß man sich der Worte aus Dantes Hölle erinnert:

„Wenn die Seele wider die Treue fehlt, wird ihr genommen der Leib von einem Dämon, der ihn dann beherrscht, bis seine Stunde ganz gekommen!“

Schade, daß diese Dinge vor denjenigen Lehmanns die Druckerschwärze gesehen haben und doch von diesem nicht verwendet worden sind. Der echte, wahre Lutherzorn ist beiden in hohem Grade eigen.

1) Nr. 54 vom 15. December 1901.

Genau nach Lehmann'schen Recepten arbeitet auch Prof. Stauffer in seinem Aufsatze: Eine natürliche Gliederung der Weltgeschichte und der Horizont der Culturmenschheit.[1]) Darin steht der folgende prachtvolle Satz: „Dasselbe Italien, das eine erste Hochblüthe der Wissenschaft zu erringen im Begriffe stand, beugte sich der geistigen Knechtung des Index, der Inquisition und des Jesuitenordens, weil es nicht den Muth und die Tapferkeit hatte, das intellektuell Geschaute und Geahnte gegen die düstere Gewalt der Gegenreformation zu vertheidigen, geschweige denn durchzusetzen.“ Qui potest capere, capiat.

Daß die Vossische Zeitung, die National-Zeitung, die Kölnische Zeitung und andere Lehmann zujubeln, wird ihm nicht besonders empfindlich sein. Daß aber ein Mann, den gerade die am vornehmsten denkenden Kreise des katholischen wie protestantischen Deutschlands in der schärfsten Weise abgeschüttelt haben, als Eideshelfer Lehmanns auf den Plan tritt, muß für den Göttinger Akademiker denn doch schmerzlich sein. Der Graf von Hoensbroech schließt Max Lehmann in seine Apostatenarme und ein langer Freundeskuß brennt auf der Wange Lehmanns. Mit diesem Male gezeichnet, kann Lehmann ruhig weiterkämpfen. Seine feierlichen Eide der höheren Weihen und ewigen Gelübde hat Hoensbroech nicht gehalten, er gehört zu „den Vögeln, die das Nest beschmutzen, worin sie genährt und aufgezogen sind“[2]) und nun schließt er innige Freundschaft mit Lehmann. In der Täglichen Rundschau[3]) wird die Verbrüderung besiegelt

1) Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 14 vom 18. Januar 1902. Daß es möglich ist, einen von krausen Confusionen und Plattheiten wimmelnden Aufsatz dieser Art noch zu veröffentlichen, nachdem Ehrhards Buch über den Katholicismus schon in dritter Auflage vorliegt, ist ein trauriges Zeichen der Zeit.

2) Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 3. Januar 1902.

3) Nr. 14 vom 9. Januar 1902.



in dem Aufsatze: Katholisch-theologische Fakultäten und die Bildung der katholischen Geistlichen. Die Stelle lautet:

„Mit einem Tadel gegen die berufenen Vertreter der Wissenschaft habe ich begonnen; mit einem Lobe kann ich schließen. In dem soeben ausgegebenen Hefte der ‚Preußischen Jahrbücher' behandelt Max Lehmann ‚Die römisch-katholische Censur zu Anfang des 20. Jahrhunderts'. Lehmann zeigt, wie unter den von Leo XIII. eingeführten Censurbestimmungen ‚eine von Ultramontanen betriebene wissenschaftliche Theologie unmöglich ist', wie das Gleiche gilt von Philosophie und Geschichte und besonders von Kirchengeschichte. Der Göttinger Professor schließt seine kurzen, aber gehaltvollen Ausführungen mit einer sehr eindringlichen Warnung vor der ultramontanen Gefahr auf dem wissenschaftlichen Gebiete, mit einer ernsten Aufforderung an seine Berufsgenossen, im Kampfe wider die Gefahr, ‚das allgemeine Wohl höher zu stellen, als den vermeintlichen eigenen Vortheil, das im Wechsel Bleibende höher, als das Vergängliche, das Ewige höher, als den Moment'. Diese Worte treffen so recht den Kernpunkt der Sache. Weil der schalste Opportunismus, die seichteste Augenblickspolitik in Presse, Parlament und Regierung herrschen, deshalb unsere bejammernswerthe Lage gegenüber dem Ultramontanismus. Unsere Politiker, angefangen von den Spitzen der Regierung bis zu den Parlaments-‚Größen' haben den Blick für die Zukunft verloren. ‚Fortwursteln', das ist, trotz aller tönenden Redensarten, die verhängnißvolle Devise."

Hoensbroech ist als Fälscher und Plagiator schon gerichtet[1]) und Lehmann wird als Tendenzhistoriker ersten Ranges gerichtet werden. Wir haben so schwere innere und äußere Krisen in unserem Vaterlande zu überstehen, daß sich alle

1) Vgl. die Vernichtung Hoensbroechs durch Hermann Cardauns in dieser Zeitschrift und der Köln. Volkszeitung, sowie neuerdings auch Ehrhard, Der Katholicismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit. Dritte Auflage. Seite 6, 29—30, 164 (Pseudo-Historiker), 275 und 296.



besonnenen Elemente sagen müssen, daß es höchste Zeit ist auf allen Gebieten das Einigende zu betonen, statt die Kluft zu vertiefen, die leider unser Volk in zwei Theile theilt. Der gemeinschaftlichen Interessen haben wir zu viele, als daß nicht mit gutem Willen auf beiden Seiten ein gedeihliches und förderndes Wirken des gesammten Volkes an unseren vaterländischen Interessen erreicht werden könnte. Es sind keine Geister erster Ordnung, die an der Vertiefung der Gegensätze arbeiten. Nicht einmal in zweiter Linie stehen sie in der Arbeit für das geistige Wohl unseres Volkes. Beschränkt, fanatisch, ehrgeizig, haßerfüllt sind diejenigen, die den Katholiken um seines katholischen, den Protestanten um seines evangelischen Bekenntnisses willen aus der Mitarbeit ausschalten möchten. Der Streit der Geister bleibt unberührt von diesem Arbeitsprogramm, weil er zur Existenzbedingung des menschlichen Fortschrittes gehört, aber das Persönlich-Gehässige schalte man aus und kämpfe um die Wahrheit mit Waffen des Geistes.

* * *

Die Grenzboten[1]) bringen einen längeren Aufsatz: „Voraussetzungslos. Ein ehrliches Wort zum ‚Falle Spahn'." Auf die Frage: Gibt es eine voraussetzungslose Wissenschaft? lautet die Antwort kurz und rund: Nein, denn es gibt keine voraussetzungslosen Menschen. Lehmann ist natürlich anderer Ansicht, wie oben mitgetheilt wurde, was aber ganz und gar belanglos ist. Die verneinende Antwort der Grenzboten wird, worauf es dem Historiker Lehmann gegenüber besonders ankommt, auf Seite 516 dahin verdichtet, daß es heißt: „Also: eine Voraussetzungslosigkeit gibt es im strengen Sinne des Wortes nirgends, am wenigsten in den Wissenschaften historischen Charakters. In jeder ausgedehnteren Darstellung, die den

1) Nr. 50 vom 12. Dec. 1901. S. 513—521.

großen Zusammenhängen der Dinge gerecht werden will, wird sich die Grundanschauung des Bearbeiters geltend machen. Aber ist Auffassung und Darstellung nicht voraussetzungslos, die Forschung, die Sammlung des Materials soll es allerdings in dem Sinne sein, daß sie nicht von vorneherein ein bestimmtes Ergebniß erwartet, daß sie vielmehr nur das, was sie wirklich findet, sieht und mittheilt, daß sie am wenigsten etwas erweisen will, was irgend welchen Parteirücksichten dient, und daß sie alles ehrlich ausspricht, auch was geltenden Meinungen und Parteizwecken widerspricht." Hieran schließt sich eine Ausführung, die betont, daß der Protestant zu irgendwelcher Ueberzeugung religiöser Art kommen könne, ohne aufzuhören, Protestant zu sein, während der Katholik bei Studienresultaten, die der Kirchenlehre widersprechen, sich der überlegenen höheren Einsicht der Kirche unterwerfen müsse, ohne daß dieselbe sich die Mühe gibt, den Einzelnen besonders zu widerlegen. „Diese Principien scheinen unversöhnlich, und sie sind es auch — als Principien, aber manches, was sich grundsätzlich ausschließt, muß sich im Leben vertragen und verträgt sich auch. Zunächst gibt es doch zahlreiche und ausgedehnte Forschungsgebiete, die von der Kirchenlehre gar nicht berührt werden. Der Jesuitenpater Secchi in Rom ist der größte Erforscher der Sonne geworden und die italienische Archäologie ist der deutschen durchaus ebenbürtig. Es gibt vor allem innerhalb und außerhalb Deutschlands genug bedeutende katholische Historiker, auch auf Wissensgebieten, auf denen sich Conflikte mit der Kirche ergeben könnten, wie das von dem verstorbenen Hefele mit seiner großen Conciliengeschichte eines war oder F. W. Kampschulte mit seinen trefflichen, in der That ganz unbefangenen Werken über die Universität Erfurt im Verhältniß zum Humanismus und zur Reformation und Calvins Kirche und Staat . . ." Man kann dem Verfasser nur zustimmen, wenn er auffordert, Frieden zu halten und das Gute anzuerkennen, von welcher Seite es auch kommen möge.

„Denn wir Deutschen, das einzige große confessionell gespaltene Culturvolk, von dem schon im Reiche ein volles Drittel nun einmal katholisch ist, haben das allerdringendste Interesse daran, daß die *vernünftigen und patriotischen* Männer hüben und drüben die Fanatiker und Hetzer auf beiden Seiten zurückdrängen.“ Zu diesen Hetzern gehören Sie, Herr Professor Dr. Max Lehmann; Sie würden also gut daran thun, Ihre Anschauungen zu revidiren, so daß man Sie übers Jahr auch zu den vernünftigen und patriotischen Männern wird rechnen dürfen.[1])

Der Aufsatz in den Grenzboten enthält neben einigen Schiefheiten noch eine ganze Menge hervorragend vernünftiger Gedanken über das Zusammenleben der beiden Confessionen in Deutschland, auf die ich in diesem Zusammenhang leider nicht ausführlich eingehen kann.

* * *

„*Bei Luther kann von Gewissens- und Religionsfreiheit nicht geredet werden.*“ Sollte sich nach Lesung dieser Worte bei Lehmann der obengenannte echte Lutherzorn regen und er einen solchen Satz bei den „Denunzianten“ und „Ignoranten“ suchen wollen, so wird diese Freude von kurzer Dauer sein. Dr. W. Köhler, Privatdozent in Gießen, hat ihn geschrieben in einem Büchlein,[2]) das den Nachweis erbringt, *daß namentlich unter Luthers Einfluß in protestantischen Gegenden der Ketzerprozeß sich eingebürgert hat.* Herr Prof. Lehmann, so leid es mir thut, muß ich Ihnen jetzt *die älteste protestantische Censurbehörde und die*

1) Vgl. hierzu Ehrhard, Der Katholicismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit. Dritte Auflage. Seite 366—378.

2) Reformation und Ketzerproceß. Tübingen und Leipzig, Mohr, 1901.

Verpflichtung zur Ausübung des „schändlichen Gewerbes der Denunziation" vorstellen. Seien Sie stark und lesen Sie, denn es handelt sich um Luther selbst:

„Es gibt zweierlei Ketzer, lehrte Luther in seiner 1530 erschienenen Auslegung des 82. Psalms; zuerst jene, die aufrührerisch sind; diese sind ohne allen Zweifel zu strafen. Dann gibt es auch Ketzer: die lehren wider einen öffentlichen Artikel des Glaubens, der klärlich in der Schrift gegründet und in aller Welt geglaubet ist von der ganzen Christenheit, gleichwie die, so man die Kinder lehret im Credo, als wo jemand lehren wollte, daß Christus nicht Gott sei, sondern ein schlechter (einfacher) Mensch und gleich wie ein anderer Prophet, wie die Türken und Wiedertäufer halten. Die soll man auch nicht leiden, sondern als die öffentlichen Lästerer strafen . . . Moses in seinem Gesetz gebeut, solche Lästerer, ja alle falschen Lehrer zu steinigen. Also soll man hier auch nicht viel Disputirens machen, sondern auch unverhöret und unverantwortet verdammen solche öffentliche Lästerung. . . Denn solche gemeine Artikel der ganzen Christenheit sind bereits genugsam verhöret, bewiesen und beschlossen durch die Schrift und Bekenntniß der ganzen gemeinen Christenheit."

„Predigten, welche die Einheit des Glaubens zerstören würden, fährt Luther fort, sind nicht zu dulden, noch viel weniger Winkelpredigten und heimliche Ceremonien. Die Bürger sind schuldig, solche Winkelschleicher der Obrigkeit und den Pfarrherren anzuzeigen. ‚Will jemand predigen oder lehren, so beweise er den Beruf und Befehl, der ihn dazu treibet oder zwinget, oder schweige still. Will er nicht, so befehle die Obrigkeit solchen Buben dem rechten Meister, der Meister Hans heißet (Henker).' Hiermit ist deutlich genug gesagt, daß gegen Ketzer die Todesstrafe anzuwenden sei. In den folgenden Jahren hat sich übrigens Luther wiederholt, im Verein mit den anderen Wittenberger Theologen, für die Todesstrafe gegen halsstarrige Ketzer ausgesprochen. Dazu bemerkt Köhler (S. 26):

„‚Die Todesstrafe auf Ketzerei als Ketzerei war damit auf lutherischer Seite von autoritativster Stelle aus legitimirt. Die alten Ketzergesetze aus dem römischen Recht erhalten nunmehr — das war nur folgerichtig — von der Reformation her ihre ausdrückliche Approbation‘. Köhler bemerkt auch (S. 38), daß ‚man die Frage, ob Luther Servets Verbrennung gebilligt haben würde, sicher bejahen muß‘. So war denn die Entwicklung des Ketzerprozesses ‚wesentlich durch Luther abgeschlossen. Die Gedanken der übrigen Reformatoren über Ketzerverfolgung und Ketzerprozeß gelten dem Ausbau des von Luther errichteten Gebäudes, neue Grundpfeiler haben sie nicht errichtet‘“ 1) (S. 29).

Es ist hart für einen Mann wie Lehmann so etwas schlucken zu müssen. Allein wer mit so dröhnenden Worten gegen die Katholiken losgezogen ist und unter Aechtung der Katholiken alles Heil ausschließlich im Protestantismus sucht, muß es sich gefallen lassen, daß man ihm seinen vorlauten Mund gründlich stopft, zumal wenn er statt mit Beweisen nur mit Gehässigkeiten hantirt. Im übrigen darf ein Mann, der es befremdlich findet, daß „lascive und obscöne“ Bücher angezeigt werden müssen und verboten werden, daß „Bücher, in denen Wahrsagerei, Zauberei, Spiritismus und ähnliche abergläubische Dinge gelehrt und empfohlen werden“, der Proskribirung anheimfallen, sich nicht wundern, wenn man sein Verständniß für anderer Leute Auffassung und Gedankenkreis als absolut minderwerthig bezeichnet. Es gibt wenig Gestalten in der deutschen Gelehrtenwelt, die auf ein geringeres Maß von Sympathie Anspruch erheben können, wie Max Lehmann in Göttingen. Es ist außerordentlich bezeichnend, daß ein Mann, der sich auf sein positives Christenthum so viel einbildet, wie Max Lehmann, sich zum Vertheidiger von Büchern atheistischer, pantheistischer,

1) Vergl. Kölnische Volkszeitung Nr. 9 vom 4. Januar 1902.



rationalistischer Natur macht. Die von Lehmann so heraus-destillirte Auffassung vom Christenthum macht dasselbe auch Leuten annehmbar, die eingestandenermaßen keine Religion besitzen und besitzen wollen. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung[2]) sogar ist für solche Dinge nicht zu haben, denn sie sagt: „Ein Christenthum, das auch dem Nichtchristen ganz mundgerecht ist, erscheint doch als eine bedenkliche oder wenigstens schwer verständliche Sache. Jedenfalls wird weder das Religions- noch das Weltproblem dadurch einer Lösung entgegengeführt, daß man aus dem Christenthume alles beseitigt, was nicht als bürgerliche Gefühlsmoral in gebildeten Kreisen heute Kurs hat.“ Auch diese Abfuhr von dieser Seite muß Lehmann recht wenig behagen, denn er gehört unter diejenigen, denen das genannte Blatt den Stuhl vor die Thüre stellt. Aber er muß noch einige weitere Wahrheiten hören, deren Widerlegung ihm wohl Kopfschmerzen machen wird. Die Ausführungen entnehme ich ebenfalls der eben angeführten Nummer der Kölnischen Volkszeitung:

„In die nähere Ausgestaltung des Ketzerprozesses soll Luther, nach Köhler, ein dem Mittelalter fremdes Moment hineingetragen haben:

„Das Neue liegt in der Bestimmung des obrigkeitlichen Rechtsgrundes für die Ketzerbestrafung. Die Obrigkeit straft den Ketzer um des öffentlichen Landfriedens willen, nicht aber um der Kirche willen; d. h. die Ueberordnung der Kirchengewalt über die Staatsgewalt wird beseitigt. Für das mittelalterliche Durchschnittsbewußtsein ist die Ketzerei Vergehen gegen die Kirche in erster Linie, und wenn die Obrigkeit ihren Arm zur Bestrafung leiht, leihen muß nach kirchlicher Theorie, so geschieht es um des Schutzes der Kirche willen. (S. 36.)

„Allein letzteres Moment finden wir auch im protestantischen Ketzerprozeß. Die protestantische Obrigkeit straft die Ketzer nicht etwa bloß um des öffentlichen Friedens willen, sondern vor

2) Nr. 2 vom 3. Januar 1902.

allem um des Schutzes der Kirche willen, um die Ehre Gottes zu wahren und das Heil der Seelen zu fördern. In einem Gutachten, worin die Wittenberger Theologen, Luther, Melanchthon und andere, zur Belehrung des Kurfürsten von Sachsen die Frage erörtern, ‚ob man die Wiedertäufer mit dem Schwerte zu strafen vermöge', heißt es unter anderm: Obschon etliche Wiedertäufer keine aufrührerischen Artikel lehren, so ist doch das eine Gotteslästerung und ein Aufruhr, daß sie das öffentliche Predigtamt verdammen und die Leute davon abziehen. ... Dieses ist eine unleidliche Gotteslästerung, daß sie das öffentliche Ministerium verwerfen und lehren, man solle sonst heilig werden ohne Predigt und Kirchenamt. Darüber ist es eine Zerstörung der Kirche und ein Aufruhr gegen die kirchliche Ordnung, welche Zerstörung auch verhütet und gestraft werden soll wie andere Aufruhre; denn der Potestat ist schuldig, das öffentliche Ministerium zu schützen und zu erhalten.

„Es seien deshalb die Anführer mit dem Tode zu bestrafen; desgleichen die Anhänger und Verführten, ‚welche darauf beharren, daß unsere Taufe und Predigt nicht christlich sind und also diese Kirche nicht Christi sei'. (Corpus Reformatorum IV, 737 ff.)

„Aehnliche Stellen, in welchen die lutherischen und zwinglischen Wortführer die weltliche Obrigkeit zum Schutze der Kirche auffordern, ließen sich viele anführen. Darin liegt also nicht das Neue, daß die protestantische Obrigkeit die Ketzer strafte, ‚um des öffentlichen Landfriedens willen, nicht aber um der Kirche willen'; das Neue liegt vielmehr darin, daß in Bezug auf den Ketzerproceß die Ueberordnung der Kirchengewalt über die Staatsgewalt beseitigt wurde. Im Mittelalter hing die weltliche Obrigkeit bei der Bestrafung der Ketzer von der Kirche ab; es mußte zuvor durch kirchliches Urtheil festgestellt werden, daß dieser oder jener ein hartnäckiger Ketzer sei. Die protestantischen Behörden dagegen gingen in der Bestrafung der Ketzer eigenmächtig vor. Köhler sieht in dieser Loslösung der weltlichen Obrigkeit von der kirchlichen Autorität einen ‚reicher Entwickelung fähigen Grundsatz' (S. 37). In

welcher Richtung aber dieser Grundsatz sich zunächst entwickelt hat, kann man bei Döllinger (Kirche und Kirchen, München 1861, S. 50 ff.) nachlesen. Die ‚Loslösung der weltlichen Obrigkeit von kirchlicher Bevormundung' führte zunächst zu dem berüchtigten Grundsatze: ‚Wem das Land gehört, dem gehört die Religion.' Welche Gewissenstyrannei aber dieser Grundsatz zur Folge hatte, ist allbekannt. Weiter heißt es:

„In dem mittelalterlichen Staate bestand allerdings auch Religionszwang, aber wie ganz anders war die frühere Anschauung und Praxis im Vergleich mit der neuen! Dort waren Volk und Fürst Glieder der katholischen Kirche, neben welcher keine andere existirte. Alle waren einig, daß der Staat in seiner engen Verbindung mit der Kirche keinen Abfall von derselben dulden, keine neue Religion einführen lassen dürfe..... Nie ist in den tausend Jahren vor Luther auch nur der Versuch von einem Monarchen gemacht worden, eine andere Religion, eine neue Lehre in seinem Staate einzuführen.... Alles dieses änderte sich mit der Reformation. Die Reformatoren übertrugen schon frühe den weltlichen Fürsten, der ‚Obrigkeit', wie sie sagten, die Gewalt über die Religion ihres Landes und ihrer Unterthanen.... Es wurde herrschende protestantische Doktrin, daß die Fürsten das höchste Richteramt über Religion, Lehre und Kirche hätten, und daß es ihr Recht und ihr Beruf sei, jede von der ihrigen abweichende Glaubensmeinung zu unterdrücken. .... So entstand ein Despotismus, dessen Gleichen bis dahin noch nicht gesehen worden war.[1]) Das neue System, wie es von Theologen und Juristen jetzt ausgebildet wurde, war schlimmer als die byzantinische Praxis, denn dort hatte man doch nie den Versuch gemacht, die Religion des Volkes zu ändern u. s. w.

„An diese bitteren Früchte des ‚reicher Entwickelung fähigen Grundsatzes' scheint Köhler bei seinen Ausführungen nicht gedacht zu haben."

1) Wie es zur Zeit noch in Mecklenburg, Braunschweig und Sachsen aussieht, ist weltbekannt. Lehmann wird wohl über diese Dinge auch informirt sein.



Gegenüber solchen Argumenten nimmt es sich höchst seltsam aus, wenn die Gelehrten der **Berliner Zeitung**[1]) in einem Aufsatze „Die Kirche gegen die Wissenschaft" Lehmann's Unsinn zu einem Theile abdrucken und einleitend bemerken: „Mit demselben Rechte, mit welchem ein feinsinniger Franzose behauptet hat, daß es keine härtere und absolutere Herrschaft gebe, als die der Götter, kann man diese Klage über die Herrschaft der Kirche erheben." Am Schlusse des Aufsatzes heißt es dann mit Rücksicht auf die Denunziation Lehmanns: „Daß heute solche Warn- und Weckrufe nöthig erscheinen, das ist gewiß ein trübes Zeichen der Zeit." Trüber jedoch ist das Zeichen der Zeit, daß Fanatiker wie Lehmann sich mit solchen Veröffentlichungen thatsächlich einen Eintagsruhm erwerben können.

Lehmann wird mir jetzt triumphirend entgegenhalten: „Wenn wir Protestanten auch früher und zwar allgemein bis zum Jahre 1803 Censur und Denunziationspflicht hatten, so sind wir jetzt davon frei. Und daß wir es sind, verschafft uns den Vortheil gegenüber katholischen ‚Gelehrten' und stellt uns höher in der moralischen Bewerthung." Gewiß das ist richtig, daß die Censur als offizielle, aber nicht als inoffizielle[2]) Einrichtung in den protestantischen Kirchen abgeschafft ist. Aber ebenso richtig ist der Vers: Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin. Einen Index der verbotenen Bücher haben Sie, Herr Professor Lehmann, und Genossen nicht mehr; dafür haben Sie sich aber den maßlos gehässigen index personarum prohibitarum angeschafft. Wer höher auf der sittlichen Stufenleiter steht, ist leicht zu entscheiden, derjenige der Bücher proskribirt, oder derjenige der ein ganzes Drittel seiner Mitbürger in der gehässigsten Weise proskribirt, herabsetzt und beschimpft? Die personae prohibitae

1) Nr. 5 (Morgenausgabe) vom 4. Januar 1902.

2) Vgl. Hannoverscher Courir Nr. 23568 vom 15. Januar 1902.



sind die Gelehrten mit katholischer Weltanschauung, vor allem aber die Priester und Kleriker, die „das schändliche Gewerbe der Denunziation“ betreiben. Lehmann sollte sich bis in den Grund seiner Seele schämen, daß er es fertig gebracht hat, seine Mitbürger, von denen ihm keiner auch nur das Geringste zu leid gethan hat, in dieser rohen Weise zu beschimpfen. Die Zeitschrift aber, in der eine solche Enunciation sogar an hervorragender Stelle, gewissermaßen als Neujahrswunsch, hat Aufnahme finden können, kann sich nicht beklagen, wenn man sie in Zukunft für den Haß, der aus dieser Veröffentlichung Lehmann's leider folgen muß, mitverantwortlich machen wird. Denn es gibt genug beschränkte Geister, die Lehmann's fadenscheinige historischen und canonistischen Gaukeleien nicht zu durchschauen vermögen und nun einen soliden Haß auf alles Katholische sich zuzulegen für höchst zeitgemäß halten.

Im Laufe dieser Bemerkungen habe ich schon durch mancherlei Züge Lehmann's Bedeutung als Historiker gekennzeichnet. Ich füge dem noch hinzu, daß eine glänzende Abfuhr unseres Helden auch in diesen Blättern nachgelesen werden kann, die ihm von Julius Bachem aus Anlaß seiner Veröffentlichungen über Preußen und die katholische Kirche zu Theil geworden ist. Dazu paßt dann die höchst merkwürdige Antwort Lehmann's in der historischen Zeitschrift.

In den protestantischen Kirchen ist die Censur als offizielle Einrichtung abgeschafft und zahlreiche Protestanten bedauern das. Denn es liegt in der Natur einer jeden großen Gemeinschaft, daß sie sich vor Schaden nach Möglichkeit zu schützen sucht. Lehmann hebt nun mit großem Stolze hervor, daß für die Deutschen die Censur verfassungsrechtlich abgeschafft ist, und mit Entsetzen weist er auf die Thatsache hin, daß die katholische Kirche durch ihre Censur die Verfassung untergrabe. Schrecklich! Aber, Herr Professor Lehmann, gibt es in Preußen außer der nachträglichen Censur der Zeitungen weiter keine? Ist die



Wissenschaft nirgends gehemmt? Kann sie sich so frei entwickeln und forschen, wie sie möchte? Ich darf in dieser Beziehung wohl Ihrem Gedächtnisse wieder einmal zu Hilfe kommen. Haben Sie je den Versuch gemacht, das Testament Friedrichs des Großen in extenso abzuschreiben und zu veröffentlichen? Nun, wie ist es Ihnen dabei ergangen? Sie werden wohl in Ihrem censurfreien Gemüthe die ärgsten Qualen ausgestanden haben, als Ihre Abschrift erst vom Geheimen Staatsarchivar Koser und dann vom Vertreter des großen Generalstabs mit der Scheere immer mehr gelichtet wurde, bis Ihnen nur noch zusammenhanglose Fetzen in der Hand blieben. Das ist censurfreie Wissenschaft. Da Sie viel in den Staatsarchiven gearbeitet haben, so werden Sie die vorherige oberpräsidentiale Begutachtung Ihrer Person wohl als besonderen Genuß empfunden haben. Da Sie auch Staatsbibliotheken besucht haben, so ist Ihnen auch bekannt, daß den Schlüssel zu den secretirten Büchern in der Regel der Oberbibliothekar selbst in der Westentasche trägt. Ein so lutherfester Herr wie Sie kennt natürlich auch das Luthermuseum in der Pfalz. Auch dort gibt es censurirte Dinge, die der freien Forschung nicht zugänglich sind — und in diesem Falle thut man sehr recht daran — Dinge, die nur in einem Exemplare in Halle und einem zweiten Exemplar im Luthermuseum existiren. Vielleicht verstehen Sie, welche sauberen Sachen ich meine.

In allen preußischen Staatsarchiven gibt es eine sehr umfangreiche Klasse von Archivalien, die vor 1815 fallen, und doch censurirt sind. Und man muß sich an die beweglichen Klagen von Heigels auf einem der Historikercongresse erinnern, als er seine preußischen Archiverfahrungen zum Besten gab, um zu verstehen, bis zu welchem Grade die Censur in Berlin getrieben wird. Geheimrath Koser ist ein Herr, mit dem sich in solchen Dingen nicht spaßen läßt. Im Gegensatze dazu hat derselbe Professor von Heigel in begeisterten Worten die Liberalität des Wiener Archivs vor



kurzem in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung[1]) geschildert. Aber verblassen muß dieser Ruhm doch gegenüber der Liberalität des Vatikanischen Archivs, das sämmtliche Centralarchive der ganzen Welt durch die fast schrankenlose Freiheit seiner Benutzung für Forscher jeden Glaubens und jeder Nationalität haushoch überragt. Ihnen, Herr Professor Lehmann, diene zur Aufklärung, daß das Vatikanische Archiv ausschließlich von solchen verwaltet wird, die „das schändliche Gewerbe der Denunziation“ betreiben. Simancas, Paris, London sind ziemlich zuvorkommend bei der wissenschaftlichen Benutzung, München macht wenig Schwierigkeiten, Wien ist schon genannt worden, und Berlin ist das am sorgfältigsten censurirte Centralarchiv. Daß man solche Thatsachen aufdecken muß, verdanken Sie, Herr Professor Lehmann, nur Ihrem überaus geistreichen Kampfesruf. Bevor Sie darum uns Katholiken Vorwürfe machen über etwas, was überall mutatis mutandis gang und gebe ist, sorgen Sie doch dafür, daß es in denjenigen Kreisen besser wird, die Ihnen näher stehen, wie die Katholiken. Und erst, wenn Sie dort alles gründlich censurfrei gemacht haben, können Sie wieder einmal bei uns vorsprechen.

Ebenso wie eine vernünftig gehandhabte Censur in wissenschaftlichen Anstalten jeder Art demjenigen die secretirten Dinge ausliefert,[2]) der sein sachgemäßes Interesse für dieselben nachweisen kann, — ein Grundsatz, nach dem man im Berliner Centralarchiv bekanntlich nicht handelt — hat auch die Kirche zu allen Zeiten entweder sämmtliche oder den einschlägigen Theil der censurirten Bücher für alle diejenigen freigegeben, die dieses Interesse glaubhaft nachgewiesen haben. Für die Männer der Wissenschaft ist die kirchliche Censur **niemals** eine Behinderung der freiesten Forschung in der

1) Das Wiener Archiv. Beilage Nr. 3 vom 4. Januar 1902.

2) Man vergleiche nur die höchst liberale Praxis der Vatikanischen Bibliothek.

gesammten Literatur gewesen. Lehmann wird keinen einzigen Fall nachweisen können, in dem die Erlaubniß zum Lesen aller Bücher im genannten Falle verweigert oder auch nur verzögert worden wäre. Mit der größten Bereitwilligkeit wird diese Erlaubniß stets ertheilt und zwar auf Lebenszeit. Demnach ist diese ganze Frage für die Gelehrten zu einer einfachen Formalität, die zu erfüllen auf der Gehorsamspflicht gegen die Kirche basirt, zusammengeschrumpft. Und darüber erhebt Lehmann ein so nichtssagendes Geschrei.

Damit Lehmann aber aus seiner grenzenlosen Unwissenheit bezüglich dieser Dinge herausgerissen wird, will ich ihn auch noch mit dem Wortlaute der Supplik und der Antwort der Indexcongregation bekannt machen.

Supplik: „N. N. humiliter implorat facultatem legendi et apud se retinendi libros ephemeridesque prohibitos ad suae conscientiae tranquillitatem et ut melius suum (sacerdotale, professoris, magistri etc.) munus adimplere queat. Et Deus etc."

Reskript: „Sacra Indicis Congregatio.
Feria (sexta) die .... 1899.

Auctoritate SSmi Dni N. Leonis Papae XIII Nobis commissa, si vera sunt exposita, attentis litteris testimonialibus liceat Oratori quoad vixerit legere ac retinere, sub custodia tamen, ne ad aliorum manus perveniant, et remoto scandalo, libros quoscumque prohibitos et ephemerides, non exceptis libris ex professo haeresim vel schisma propugnantibus aut ipsa religionis fundamenta utcumque evertentibus ad effectum eos impugnandi et in sui ministerii honestorumque studiorum subsidium. Exceptis operibus de obscoenis ex professo tractantibus.

In quorum fidem

L. S. A. Card. Steinhuber Praef.

F. Marcolinus Cicognani O. Praed.
a secretis."



Die Worte aut ipsa religionis fundamenta utcumque evertentibus habe ich für Lehmann eigens unterstrichen.

Demgemäß gelten die Censurverbote der Kirche in der großen Hauptsache für diejenigen, die nicht in der Lage sind, die Tragweite der ungläubigen Literatur zu verstehen und dadurch an ihrem Glauben Schiffbruch leiden würden. Ich weiß nicht, ob Professor Lehmann Kinder hat; wenn ja, so wird er bei jeder Gelegenheit dafür sorgen, daß dieselben keine Lektüre in die Hand bekommen, wodurch sie verdorben werden oder auf Abwege gerathen könnten. Das ist seine heilige Pflicht, wenn anders ihm die unschuldigen Seelen seiner Kinder lieb sind. Die Kirche thut nichts anders. Sie behütet ihre Kinder vor den dem Glauben feindlichen Dingen, wozu sie im Gewissen verpflichtet ist. Das Gleiche thut die Armee für ihre Soldaten, soweit sie das vermag, thut der Staat für seine Interessen und jede Gemeinschaft, die idealen Zielen huldigt, für die ihren. Und die „voraussetzungslose“ Wissenschaft censurirt die Katholiken und denunzirt sie bei allen Regierungen und in der Oeffentlichkeit, confer Mommsen, Brentano, Lenz, Lehmann und unzählige Andere.

Ich muß meine Leser um Entschuldigung bitten, wenn ich aus Anlaß des „Falles Lehmann“ daran erinnere, daß die gewaltigsten Historiker aller Zeiten zur Klasse derjenigen gehört haben, die „das schändliche Gewerbe der Denunziation“ betrieben, die trotz der „menschenunwürdigen“ Fessel des Index so anerkannte Geistesriesen geworden sind. Ich will gewiß Lehmann nicht beleidigen, wenn ich seinen Namen in demselben Satze nenne, wie diejenigen eines Bosio, Ughelli, Muratori, der Bollandisten, eines d'Achery, Martène, Durand, le Nourry, Mabillon, Ruinart, Montfaucon, Toustain, Tassin, Touttée, Coustant, de la Rue, eines Mansi, Cocquelines, Ugolino, Gallandi, Leone Allatio, der Gebrüder Assemani, eines Aguirre, Florez, Pez, Hansiz, Hartzheim, eines Hefele, eines Marini usw. Dieses Denunziantenpack wird ja Lehmann gewiß mit demselben Hasse verfolgen, mit dem er Millionen



seiner katholischen Mitbürger verfolgt. Aber die Thatsache bleibt deswegen doch bestehen, daß der Historiker Lehmann nicht würdig ist, *diesen* Historikern die Schuhriemen zu lösen, so erhaben stehen diese Männer aus der Denunziantenkategorie über ihm.

Wenn Lehmann etwas universellere historische Kenntnisse hätte, wenn ihm die Series episcoporum von Gams und Eubel geläufiger wären, wenn er sich mehr in der Kultur- und Wissenschaftsgeschichte umgesehen hätte, wenn die Geschichte der Päpste anders als nach Wattenbach'schen Rezepten zu ihm gedrungen wäre, selbst wenn er das Buch von Reusch über den Index librorum prohibitorum mit mehr Verständniß und Concentration gelesen hätte, wenn ihm die Würdigung der neuen Ausgabe des Index in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung bekannt geworden wäre, dann hätte er sich gewiß gehütet, seinem furor anticatholicus in dieser wilden Weise freien Lauf zu gewähren, wie er es gethan hat. Die Zahl der hochgelehrten Bischöfe auf dem historischen Gebiete ist Legion, die Reihe der Priester, die als Historiker einen berühmten Namen haben, ist endlos. *Sie werden noch Jahrhunderte lang genannt werden, wenn der Name Max Lehmann in der gelehrten Welt nicht einmal mehr als Scheidemünze Kurs haben wird. Und dieser Mann wagt es, zu Gericht zu sitzen über diese Gelehrten und sie als schändliche Denunzianten hinzustellen?*

Ihm sei noch folgender Ausspruch Ehrhards[1]) ins Stammbuch geschrieben: „Nicht der letzte Grund, der viele Vertreter der modernen Cultur dazu verleitet, die Herstellung eines solchen harmonischen Verhältnisses (zum Katholicismus) von vornherein abzulehnen, liegt in der Verkennung dessen,

1) Der Katholicismus und das zwanzigste Jahrhundert 2c. Dritte Auflage. S. 343 und 344.



was ich soeben hervorgehoben habe, nämlich einerseits in der Ueberschätzung ihrer eigenen Ideale, andererseits in der nicht selten geradezu krassen Unkenntniß des Wesens des Katholicismus, das sie nach vereinzelten Vorkommnissen der katholischen Vergangenheit oder nach gewissen Erscheinungen des katholischen Lebens bemessen, die allerdings von weithin sichtbarer Wirkung, aber von durchaus untergeordneter innerer Bedeutung sind. Es darf daher mit vollem Recht an die Aufforderung der Gegner des Katholicismus zur Prüfung ihrer eigenen Position noch die weitere angeschlossen werden, sie mögen sich über sein Wesen und seine bleibenden Grundsätze theoretischer wie praktisch-religiöser Natur durch ein ernstes Studium genau unterrichten, um zu einer gerechten Würdigung desselben gelangen zu können."

Es ist mir bekannt, daß die Lehmann'schen Ausführungen auf den ersten Blick selbst in solchen akatholischen Kreisen eine gewisse Beunruhigung hervorgerufen haben, in denen man eine Ideengemeinschaft mit Max Lehmann entrüstet abweisen würde. Ich bedaure das aufrichtig, weil es ein Zeichen dafür ist, daß ein Blender gelegentlich zu kurzem Ruhme kommen kann. Bei ruhiger Ueberlegung dagegen werden diese Kreise sich sagen, daß wer Haß predigt, niemals das Recht auf seiner Seite haben kann. Die vorstehenden Ausführungen werden im Uebrigen dazu beitragen, diesen Eindruck zu vertiefen und diejenigen wieder zu gemeinsamer wissenschaftlicher und vaterländischer Arbeit aneinander zu ketten, die guten Willens sind. Pax hominibus bonae voluntatis!

Dr. Moritz Mai.



XV.

Die Franzosen in China während des 19. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Die große Ausstellung des Jahres 1900 in Paris hat wohl nicht die erwartete goldene Ernte gebracht. Wenn Wirthe und Eisenbahnen große Gewinne erzielten, haben manche Aussteller große Verluste erlitten, aber sie hat auch den Blödesten die Augen geöffnet und die Ungläubigsten davon überführt, daß die Deutschen im Maschinenbau, in Bereitung chemischer Stoffe ꝛc. den Franzosen weit überlegen sind; daß es selbst in der Confektion Frankreich den Rang abzulaufen droht. Die stets sich wiederholenden Streiks, die Arbeitsstockungen, das Sinken der Preise sind sehr bedenkliche Symptome. Frankreich findet keine genügende Beschäftigung für seine Arbeiter, der Bauernstand kann den Preis der französischen Fabrikate nicht erschwingen, die französischen Kaufleute sind von manchen Märkten verdrängt worden, und müssen ihren Rivalen, den Deutschen und Amerikanern, die von denselben eroberten Märkte wieder entreißen, und namentlich in China ein Absatzgebiet zu gewinnen suchen. Von selbst werden die Kunden nicht zurückkommen. Frankreich muß nicht nur bessere, sondern ebenso wohlfeile Artikel liefern als Deutschland und Amerika. In Folge der häufig wechselnden Moden wird gegenwärtig auf die Dauerhaftigkeit eines Stoffes weniger Werth gelegt als früher. Der Fabrikant muß sich seinen Kunden anbequemen, muß ihren Geschmack, ihr Bedürfniß studiren, muß Land und Leute kennen, er darf nicht von der Voraus-



setzung ausgehen, daß fremde Nationen eine Ehre darein setzen werden, sich die Farbe, die Form der Stoffe und Kleidungsstücke von den Franzosen vorschreiben zu lassen. Die Engländer fielen bekanntlich in denselben Fehler, und haben sich trotz der Warnungen der englischen Consuln noch nicht gebessert, weil sie so voreingenommen waren für die Vortrefflichkeit ihrer Waaren, daß sie nichts ändern wollten. Die Franzosen müssen von ihren Missionären lernen, wie man Liebe zum Vaterland, Hochschätzung des Eigenen mit einem gewissen Kosmopolitismus, einem Eingehen auf fremde Ansichten vereinigen kann. Der Deutsche besitzt die Gabe in einem hohen Grade und versteht es, während er sein eigenes Interesse nie aus dem Auge verliert, den Wohlstand des Staates, dem er angehört, zu fördern. Die meisten Franzosen (den Klerus und die guten Katholiken nehmen wir aus) sind zu individualistisch veranlagt und haben sich besonders unter der dritten Republik gewöhnt, den Dingen ihren Lauf zu lassen, ein gewisses Stillleben zu führen und Jeden, der ihre Zirkel nicht stört, gewähren zu lassen. Auf Projekte und Unternehmungen, die sich erst in der Zukunft verwirklichen lassen, auf Geschäfte, die mit Risiko verbunden sind, lassen sie sich nicht ein und sind in ihren Wünschen und Anforderungen sehr bescheiden. Die Nothwendigkeit einer Erweiterung des Geschäftes, der Anknüpfung neuer Verhältnisse kommt ihnen umsoweniger zum Bewußtsein, da sie nur ein oder zwei Kinder haben und sich sagen, daß das Geschäft, wie es jetzt besteht, ihrem Sohn ein gutes Auskommen gewähren wird. Ganz anders handeln viele Engländer und die meisten Amerikaner, einmal weil das ruhige Leben eines Rentners ihnen unerträglich ist, dann weil sie mehrere Kinder zu versorgen haben. Man sieht, wie das Zweikindersystem die Energie von Fabrikanten und Kaufleuten lähmt.

Der Franzose ist für den Kleinhandel wie geschaffen, seine angeborene Höflichkeit, sein feiner Anstand, seine Geduld



mit den Kunden, welche bedient sein wollen, kommen ihm trefflich zu statten, aber der Großhandel mit seinen Correspondenzen, mit den hohen Forderungen von Pünktlichkeit macht auf seinen beweglichen Geist, der stets neuer Anregungen bedarf, weniger Eindruck, es ist daher nöthig, den Kaufmann von der Nothwendigkeit des überseeischen Handels zu überzeugen, zu zeigen, daß auch hier der Grundsatz Anwendung findet: Wer das Höchste nicht anstrebt, der bleibt zurück. Die hohen Schutzzölle haben in Frankreich den Kaufmann verwöhnt, seine Thatkraft gelähmt, seinen Hang zum Stillleben genährt und großgezogen. Weulersse bemerkt hierüber: „Auch wenn unsere Industriellen die Artikel kenneten, die guten Absatz finden, sind sie nicht bereit, dieselben auszuführen. Dank den Schutzzöllen erzielen sie auf den heimischen Märkten einen erklecklichen Gewinn, warum sollten sie nach einem ungewissen Profit jagen, warum sich dem Risiko aussetzen? Unsere Kaufleute sind bescheiden, der kleine Winkel Frankreich genügt ihnen, sie hegen keinen andern Wunsch, als die Erhöhung des Tarifs." Statt auf Mittel und Wege zu sinnen, gleich den Deutschen Waaren auszuführen, welche den englischen und deutschen überlegen sind, zu den Kunden, die man hat, neue hinzuzufügen, verweigert man denselben, die versprochenen Artikel zu liefern, weil man im eigenen Land infolge der Ausstellung genügende Beschäftigung gefunden hat. Der Deutsche oder Amerikaner würde in einem solchen Falle sein Geschäft erweitert, jedenfalls einen ständigen Kunden einem, der nur für einen Ausnahmsfall etwas verlangt, vorgezogen haben; nicht so der Franzose, der nichts wagen und den Verhältnissen sich nicht anpassen will. Soll ein Agent in einem fremden Lande etwas Tüchtiges leisten, so muß ihm eine gewisse Freiheit gelassen werden; man muß ihm erlauben, Waaren um einen geringen Preis loszuschlagen, um durch einen solchen Verkauf neue Verbindungen anzuknüpfen. Von allem dem geschieht das gerade



Gegentheil. Der Agent kann ein Geschäft nicht abschließen, bis nach 20—30 Tagen ein seitenlanger Brief mit allerlei Klauseln ankömmt. Der Käufer muß den Beweis liefern, daß er zu zahlen im Stande ist. Wenn man alle die Schwierigkeiten betrachtet, mit denen der französische Handel zu kämpfen hat, da muß man sich wundern, daß er nicht ganz aufgehört hat.

Frankreich ist für den Handel mit Afrika und Asien weit günstiger gelegen als England und Deutschland, es könnte im Mittelmeer die führende Rolle übernehmen und den englischen Einfluß zurückdrängen; die Colonien in Algier, Tunis, die Besitzungen in Afrika und die Insel Madagaskar könnten als bequeme Entrepôts dienen. Frankreich ist für den Handel in China günstiger gestellt als andere Staaten, die Amerikaner vielleicht ausgenommen. Untersuchen wir, welchen Vortheil die von der Regierung unterstützten Handelsflotten aus ihrer Lage gezogen, wie weit sie die Fabrikanten und großen Kaufleute gefördert haben. Die Summen, welche England an die Handelsgesellschaften zahlt, welche die Briefe nach Asien, Afrika, Amerika und Australien befördern, sind so gering, daß man in der Regel kein besonderes Verlangen trägt, dieses Privileg zu erhalten, da die Schnelligkeit der Fahrt verzögert wird, weil man an verschiedenen Orten anhalten und die Briefe abliefern muß. Ganz anders ist es in Frankreich; die Zuschüsse sind so bedeutend, daß die Direktoren und andere Beamte auf das Publikum keine Rücksicht nehmen, dagegen Beamten und Offizieren die größten Aufmerksamkeiten bezeigen und, um für der Letzteren Bequemlichkeiten besser Sorge tragen zu können, bereits angenommene und einregistrirte Waaren im letzten Augenblick zurückweisen, obgleich sie den Verkäufern und Käufern hierdurch die größten Unannehmlichkeiten verursachen, weil sie dieselben von den getroffenen Aenderungen nicht benachrichtigen. Bei anderen Gelegenheiten werden Uhren oder Gegenstände, welche Vorsicht erfordern, einfach

abgewiesen, der Spediteur kann zusehen, wo er sie unterbringt. Die Direktoren denken nicht an die Interessen der Aktionäre oder des Landes, sondern lassen sich von ihren Launen leiten. Bei dem stetigen Wechsel der Ministerien infolge der Unfähigkeit der Minister, denn bei der Besetzung geben nicht Kenntniß und Fähigkeit, sondern Gesinnungstüchtigkeit den Ausschlag, haben die Handelsgesellschaften eine Rüge oder eine Entziehung ihrer Privilegien nicht zu fürchten.

In einem sehr lehrreichen Artikel „Der Verfall der Handelsflotte und die Verantwortlichkeit des Staates", Correspondant Nov. 1901, sucht ein Ungenannter nachzuweisen, daß infolge des Mangels an Kanälen und Wasserwegen die Fracht vom Binnenland zu den Häfen viel zu hoch ist, daß seit Jahren für die Schiffbarmachung der großen Flüsse, für Anlegung von Kanälen, für die Ausbesserung der großen Handelshäfen Marseille, Bordeaux, Nantes, Dünkirchen und Rouen oder Havre viel zu wenig geschehen ist. Während die Häfen von Antwerpen, Amsterdam, Southampton im Mittelpunkt eines großen Kanalsystems liegen, entbehrt Marseille eines Kanals, hat Dünkirchen wohl Kanäle, aber keine regelmäßigen Dampfschiffslinien. Man liest wohl in Büchern, daß Frankreich 16,700 Kilometer schiffbarer Kanäle habe; aber es sind faktisch nur 12,000 Kilometer schiffbar und unter diesen 12,000 sind eigentlich nur 6000 für eine wirksame Schiffahrt geeignet. Manche der bestehenden Kanäle sind nicht ausgebaut und stehen mit den Seehäfen in keiner direkten Verbindung. Frankreich zählt 205 Häfen und hat an einige derselben große Summen verschwendet, dagegen die wirklich guten vernachlässigt. Bordeaux ist Panillac, Rouen ist Havre, Nantes ist St. Nazaire schon deshalb vorzuziehen, weil alle diese Städte, da sie landeinwärts an der Gironde, Seine, Loire liegen, sich gegen feindliche Anfälle leichter schützen lassen und für den Binnenhandel sich besser eignen als Seehäfen. Wenn gegenwärtig

tiefer gehende Schiffe in obengenannten Häfen nicht einlaufen können, so ist der Hauptgrund der, daß man die nöthigen Arbeiten versäumt hat. Auf die Vorschläge des Ungenannten brauchen wir hier nicht einzugehen, eines ist klar, daß es an den Kanälen, welche die Frachtgüter um billigen Preis befördern, fehlt, daß zur Hebung der Handelsflotte, die stetig zurückgegangen ist, eine Anlegung von Kanälen entlang dem untern Lauf der Rhone, der Loire, der Gironde nothwendig ist. Anonymus berechnet die Kosten auf 500 Mill. Franken und urtheilt ganz richtig: Wenn Deutschland mit seinem weit besseren Flußsystem noch immer fortfährt, Kanäle anzulegen und auf die Regulirung von Flüssen wie der Rhein 400,000,000 Franken verwendet hat, so ist es an der Zeit, daß Frankreich sich ernstlich aufraffe. Der Transport von einer Tonne Eisenerz von Bilbao nach Glasgow kostet 6 Fr., von Bilbao nach Montluçon beinahe das Dreifache: 17 Fr. 30. Eisenbahnen können mit Kanälen nicht concurriren, die Frachtgüter für die Schiffe müssen auf Kanälen in den Seehafen gelangen, die Binsenwahrheit scheint den leitenden Kreisen Frankreichs unbekannt.

In Deutschland untersteht die Handelsflotte dem Reichsamt des Innern und ist vom Handels- und Kriegsminister ganz unabhängig, in Frankreich haben die Minister der öffentlichen Arbeiten und des Handels und der Oberpostmeister gewisse Rechte, und in der Behauptung derselben kommt es vielfach zu Conflikten zwischen den Ministerien; eine einheitliche Leitung thut daher vor allem noth. Die den Handelsschiffen gewährte staatliche Beihülfe ist nicht einfachhin zu verwerfen, sie kann Handel und Industrie fördern, wenn in Folge dessen der Tarif ermäßigt wird. Wenn aber wie in Frankreich die also vom Staate subventionirten Gesellschaften einfach fort vegetiren und die Concurrenz anderer Linien unterdrücken wollen, dann ist es an der Zeit, die Contrakte zu kündigen und gleich den Engländern dem Bewerber den

Vorzug zu geben, der dieselben Dienste um einen billigeren Preis leistet.

Frankreich ist trotz der Verschwendung seiner Regierung, trotz des Mangels an Unternehmungsgeist seiner Kapitalisten und Fabrikanten ein reiches Land. Die Klage der Kaufleute über den Mangel an Kredit, über die Schwierigkeit von Anleihen scheint daher eine nichtssagende Ausrede zu sein. Dem ist jedoch nicht so. Der moderne Franzose scheut das Risiko und ist mit 3 Prozent zufrieden, wenn er 10—15 haben könnte. Schon im Interesse des eigenen Landes müßten unternehmende Männer unterstützt und gefördert werden. Der in England und Deutschland so gewöhnliche Gemeingeist fehlt in Frankreich fast ganz. Die französischen Schiffsgesellschaften nehmen keineswegs mit geringem Gewinn vorlieb wie die deutschen. Der Frachtpreis ist zu hoch und infolge dessen ist die Concurrenz ihrer Landsleute mit den Deutschen unmöglich. Weulersse gibt mehrere Beispiele, welche das grundlose Mißtrauen der Franzosen gegen ihre eigenen Landsleute beleuchten. Ein Kaufmann will 25,000 Piaster aufnehmen, die Waaren, die er nach Frankreich sendet, sind eine mehr als hinreichende Deckung; er wird abgewiesen, geht zu einer englischen Gesellschaft, die ihm 50,000 anbietet. Die Chinesen wollen eine Anleihe in Frankreich machen, die Kapitalisten wollen nichts davon hören, Rußland erbietet sich, die besagte Summe aufzubringen, nimmt eine Anleihe in Frankreich auf, zahlt 3 Prozent und erhält von China 5. Die Franzosen haben Rußland dem Verbündeten, der für schöne Redensarten sich erkleckliche Vortheile zu verschaffen gewußt hat, nach dem Urtheil von Sachverständigen zu hohe Summen geliehen und thäten besser daran, im fernen Osten ihr tief gesunkenes Prestige wieder herzustellen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, das durch so viel Blut und Geld erkaufte Indo-China zu verlieren. Frankreich hat in dem Krieg mit China eine unerwartete Thatkraft entwickelt und den Asiaten, welche die Republik zu verachten

angefangen hatten, imponirt, aber die eingeschlagene Politik muß consequent verfolgt werden, Frankreich muß darnach streben, in die Stellung, welche England aufzugeben scheint, einzurücken, sich durch die Gründung einer Generalbank, durch Beförderung einer guten Presse (das Echo de Chine kann sich mit den deutschen und englischen Zeitungen nicht messen), durch Erhaltung von Frieden und Eintracht unter den Franzosen selbst, durch Heranziehung und Unterstützung der französischen Missionäre seinen Einfluß unter den Chinesen zu erhöhen. Die Vertreter Frankreichs scheinen ihrer Stellung nicht gewachsen, manche sind Eingeborene, wieder andere sind ohne die nöthigen Kenntnisse, weil sie für ihr Amt nicht vorgebildet sind. Da die tüchtigeren Dolmetscher zu Consuln aufrücken, so sind sie in der Regel zu alt, sich in eine neue Berufssphäre hineinzuleben, Kenntnisse in der Wirthschaftsgeschichte und der Geographie zu erwerben, wodurch sie die aus Frankreich Eingewanderten belehren könnten. Manche der Consuln sind lässig in ihrem Amt und, wenn man sie nöthig hat, nicht zu finden. Ihre Wohnung ist nicht günstig gelegen, sie erscheinen nicht pünktlich auf dem Bureau, benützen Zerwürfnisse mit den Mandarinen zu einer Abwesenheit, die Monate lang dauert. Die Regierung ist für manche Uebelstände verantwortlich, die Bezahlung ist zu gering, es fehlen den Consuln die Mittel, um in einer der Größe ihrer Nation würdigen Weise aufzutreten, man erlaubt ihnen Abgaben von den französischen Insassen zu erheben, z. B. beim Verkauf von Liegenschaften, welche in französischen Quartieren liegen. Man hat in Frankreich leider noch nicht gelernt, daß das einzige Mittel, der Corruption der Beamten zu steuern und sie zur getreuen Pflichterfüllung anzuhalten, eine standesgemäße Besoldung ist. So lange Beamte, Offiziere, Richter auf Nebenverdienst angewiesen sind, von ihrem Gehalt nicht leben können, wird Bestechung in der einen oder anderen Form sich nicht vermeiden lassen. Da der Franzose sich schwer entschließt „la douce France“



zu verlassen und eine ärmliche Existenz in der Heimat einer geachteten Stellung im Auslande vorzieht, müßte der Gehalt der Consuln derart aufgebessert werden, daß man eine Auswahl treffen könnte und nur wirklich Tüchtige beförderte.

Trotz der Nähe von Tongkin und Cochin-China liegt der auswärtige Handel Chinas fast ganz in englischen und deutschen Händen, die französischen Schiffe sind an dem Handel mit 6 Prozent betheiligt und für den Küstenhandel nur mit 0,03. Die Compagnie de Navigation Tonkinoise macht mit Hongkong und Shanghai gute Geschäfte, ist aber auf den Meerbusen von Tongkin beschränkt. Im Norden von Shanghai sieht man wohl französische Kriegsschiffe, aber keine Handelsschiffe. Auf dem Yangtse waren nach deutschen Zeitungen die englischen Schiffe mit 16,470 Tonnen, Deutschland mit 6655, Japan mit 4614 Tonnen vertreten (cf. p. 274). Solche Zustände sind nur möglich, weil es Frankreich an würdigen, ihrer Aufgabe gewachsenen Vertretern fehlt. Die Initiative müßte eben von der Regierung ausgehen, weil das bureaukratisch regierte Volk seine alte Spontaneität und seine Unternehmungslust verloren hat, und sich leicht aus den Stellungen verdrängen läßt, die es früher eingenommen hatte. Belgische und französische Kapitalisten erlangten die Erlaubniß, die Eisenbahn von Hankau nach Peking zu bauen, dabei war stipulirt worden, daß der Generalcontroleur ein Belgier sein müsse. Darauf gestützt maßten sich die Belgier die Oberleitung an und setzten an die Stelle der französischen Beamten, die sie unter irgendwelchem Vorwand entließen, Belgier. Die französische Regierung ließ die Belgier gewähren. Ein geringer Druck hätte genügt, meint der Autor, Belgier zur Vernunft zu bringen und ihnen zu zeigen, daß sie auf den französischen Schutz angewiesen sind (cf. 275—76).

Dank den Klagen von Gelehrten und Politikern hat sich in den letzten Jahren manches gebessert. Im Jahre 1898 fanden sich in China nicht mehr als 920 Franzosen



(die Missionäre nicht eingerechnet), das Jahr darauf waren sie 1183, also eine Zunahme von 28 Prozent. Während derselben Zeit ist die Zahl der Handlungshäuser von 37 auf 76 gestiegen, also 105 Prozent Zuwachs gegen 7 Prozent Deutschlands und 0,9 Prozent Englands. Gerade wie jüngst eine Bewegung zu Gunsten Afrikas organisirt wurde, so müßte man auf China hinweisen, wo sich für den Handel die günstigsten Aussichten eröffnen, seitdem England sich mehr und mehr vom fernen Osten zurückzieht und seine Kräfte auf Indien und Südafrika concentrirt. Frankreich wird, wenn es seine Kräfte nicht unnöthig zersplittern will, sich auf das an seine Colonien grenzende chinesische Gebiet und auf den Yangtse-Fluß beschränken, den Norden kann es füglich Rußland und Deutschland überlassen. So wird Conflikten mit diesen Mächten aus dem Wege gegangen. Ob trotz aller Klugheit und Mäßigung seitens der großen Mächte ein Krieg mit China vermieden werden kann, ob letzteres sich wie früher Japan auf seine Aufgabe besinnen und in der europäischen Cultur das Mittel, aus seiner traurigen Lage herauszukommen, suchen werde, ist eine Frage, die keiner unserer Politiker zu entscheiden vermag. Die Chinesen sind zu kluge Leute, als daß sie vorschnell den Krieg erneuern sollten, in den höheren Kreisen kann man sich der Ueberzeugung nicht länger verschließen, daß die Aneignung der europäischen Cultur das beste Mittel gegen das Uebergewicht der Europäer ist. Indessen können unerwartete Ereignisse eintreten. Hätte man die Reformen nicht überstürzt, hätte man den Rathschlägen protestantischer Missionäre weniger Gehör geschenkt, so wäre der Krieg vielleicht verhütet worden. Jedenfalls wäre es thöricht, wenn Frankreich aus Furcht vor einer neuen Revolution den Handel mit China seinen Rivalen überließe.

XVI.

Athen und Griechenland von heute.

I. (Schluß.)

Unter diesem Himmel also blüht Neuathen empor. War es ein glücklicher oder unglücklicher Gedanke, die Hauptstadt Neugriechenlands an der Akropolis aufzuschlagen? Es ist ja schon viel darüber hin- und hergeredet worden, ob es nicht besser gewesen wäre, in Nauplia mit seinem herrlichen Busen oder in dem „zweimeerigen" Korinth sich anzubauen, oder ob nicht der Piräus für eine moderne Centrale am geeignetsten gewesen wäre, den ja bekanntlich der geniale Blick eines der größten Männer Altgriechenlands, des Themistokles, dieser Bestimmung geweiht hatte. Mir scheint, daß man sich mit den Thatsachen ruhig wird abfinden können. An und für sich schon ist Athens Lage äußerst eigenartig. Hingebettet an den Hängen jenes Höhenrückens, den der Penteli zwischen den zwei Flußläufen des Ilissos und Kephisos hinausschiebt, entbehrt es weder der Verbindung mit dem Meer noch mit dem Land. Jene ist ihm gesichert durch das hafenreiche Munychia, dessen größtes Becken, der Piräus, auch heute noch wie ehedem ganze Flotten fassen kann. Aber auch die Vorzüge der Landstadt fehlen Neuathen nicht. Die Worte, welche Curtius, Stadtgeschichte Athens

S. 19, dem alten Athen widmet, können auch dem modernen gelten. Hier, wo das Seegestade nachbarlich sich zusammenfindet mit einer für griechische Verhältnisse großen Ebene und wo die Schätze reicher Gebirgsketten in die Nähe gerückt sind, hier „findet sich alles zusammen, was für die Landwirthschaft, für Seezwecke, für Wein- und Olivenzucht, für Viehzucht und Bergbau, für Thon- und Metallindustrie nöthig ist." Könnte man endlich, was die centrale Lage der neuen Hauptstadt anlangt, etwas entdecken, was, abgerechnet den seinerzeit kaum in Betracht kommenden Piräus, günstigere Aussichten bot, als eben die Siedelung auf der Stätte des alten Athens? Ziehen wir von vornherein den ganzen Peloponnes südlich der Geraneia ab; schon zu alten Zeiten nahm er naturnothwendig eine exklusive Stellung ein, der Golf von Nauplion ist zudem im Vergleich zum saronischen Busen arm an Häfen. Korinth aber, das eine Zeit lang mit Athen rivalisirte, ist heute von endlosen Erdbeben heimgesucht, während Athen von dieser Geißel frei ist. Wenn man so den geographischen Charakter Griechenlands in Betracht zieht, so wird man keinen Punkt finden, der gleich günstig wäre, eine Art „Zirbeldrüse" der wieder erstehenden Nation abzugeben, wie diese Neustadt. Man denke nur an die Verbindung nach Norden und an den Verkehr mit der angegliederten Inselwelt, die allerdings in ihrem schöneren Theil erst nach Hellas sich hinsehnt, wo könnte sich für diese disiecta membra ein natürlicherer Einheitspunkt sich bieten, als in dieser Akropolisstadt? Hat sie ja doch in alter Zeit schon ihre Blüthe nicht zum kleinsten Theil dieser Stellung als einer Metropolis des Griechenthums zu verdanken gehabt.

Die bauliche Gestalt Athens tritt am besten ins Auge, wenn man droben steht auf der Akropolis, etwa im Belvedere, dem schönen Aussichtspunkt an der Nordostecke der Burg. Man wird da sehen, daß die drei Hauptstraßen der Stadt in Form eines rechtwinkeligen Dreiecks angelegt sind, dessen



beide Katheten die Piräus- und Stadionstraße sind, während die Hypotenuse gebildet ist durch die dem nördlichen Burgrand parallel laufende Hermesstraße. Vom Scheitelpunkt dieses Dreiecks zieht sozusagen als Senkrechte die breite odós Athenas wieder zur Hypotenuse. Diese vier Straßen sammt der stets von Menschen wimmelnden Aeolusstraße, welche der Athenastraße parallel geht und in ihrer Fortsetzung den Namen Patisiastraße trägt, — diese Straßen sind es, welche den hauptsächlichsten Verkehr vermitteln; an ihnen liegen denn auch die wichtigsten Monumentalbauten der Stadt oder sind von ihnen aus ohne Umstände zu erreichen. Gewiß eine übersichtliche Gliederung des Stadtbildes, die, so einfach sie gedacht ist, doch von Langeweile vollständig frei bleibt im rühmlichen Gegensatz zu manch anderer europäischer Hauptstadt. Die Straßenzeilen selbst bieten einen nicht unbefriedigenden Anblick, wenngleich einzelne Quartiere den Charakter ihrer Entstehung deutlich offenbaren. Athen ist eben eine in kürzester Frist aus dem Boden gewachsene Stadt und trägt so manchenorts den Stempel des Unfertigen und Provisorischen, so daß zuweilen der dicht daneben prahlende Pomp nicht erhebt, sondern eher befremdend wirkt. Etwas aber eignet diesen Verkehrswegen Athens, etwas, was im Süden selten zu treffen ist, eine sehr löbliche Sauberkeit. Man sieht deutlich das anerkennenswerthe Bestreben, des Unraths und, so weit es unter solchem Himmel möglich ist, des Staubes Herr zu werden. Nur ein Quartier weiß ich von diesem Lobe auszunehmen, und das hat wieder seinen Grund. Es sind das jene engen, wirren, auf- und übereinandergebauten Reste der alten Albanesenstadt, die sich am Nordabhang der Akropolis und des Areopag und nördlich vom Theseion zusammendrängen bis über den Piräusbahnhof hinaus. Bezeichnenderweise aber muß man gerade hieher gehen, wenn man das gemeine Volk Athens in seiner Arbeit, in seinem Thun und Treiben, in seinem Charakter kennen lernen will.



Die großen Hauptstraßen sind für derartige Studien weniger lehrreich. Man sieht hier die nivellirenden Einflüsse „Europas" emsig an der Arbeit. Ihr Publikum ist beinahe ausnahmslos „fränkisch" gekleidet, nur daß wir auch hier den Fez in Kauf nehmen müssen. Dem richtigen Modeathener geht nichts über den Pariser Schnitt, und wer es sich leisten kann, bezieht sich die Hülle seines hellenischen Leibes aus der Akropole der modernen Freiheit an der Seine. Was ich aber in dieser Beziehung flüstern hörte, halte ich für böswilligen Klatsch; man müßte kein Philhellene sein, wenn man derartiges glaubte. Man raunte sich nämlich auf Athens Straßen zu, daß ein hübscher Theil dieser eleganten jeunesse dorée dadurch über die bedeutenden Zölle sich weghelfe, daß sie die Meisterwerke der Pariser Schneiderkunst zuerst etliche Tage den Helden der dortigen Boulevards überlasse, um sie dann als „gebraucht" zollfrei und zu erträglicherem Preise die Wanderung nach Athen antreten zu lassen. Wie gesagt, kann ich in diesem Gerede nur das Gift böswilliger Zungen erkennen. Denn wie könnten die Nachkommen eines Perikles sich so entwürdigen, in Pantalons, die ihre Einweihung in Paris erhalten haben, auf Athens Agora zu promeniren?

Doch bieten die modernen Straßen der neugriechischen Hauptstadt immerhin zwei Eigenthümlichkeiten. Da sind vor allem jene zahlreichen Jungen, die mit wahrer Meisterschaft das löbliche Geschäft der Stiefelreinigung besorgen. Da es keinem Diener (paedí) eines griechischen Hotels einfällt, sich zu solch banausischer Arbeit herzugeben, so spielen diese Lustri, wie ihr Name ist, eine gar wichtige Rolle. An jeder Straßenecke sind sie zu finden mit ihrem Handwerkszeug, bestehend in einer Unzahl von Bürsten, einer noch größeren Auswahl von allen möglichen Wichsen und Lacken in den diversesten Farbentönen, um jeden Geschmack befriedigen zu können, und endlich einem je nach

der Wohlhabenheit seines kleinen Besitzers mehr oder weniger künstlichen Kasten, der alle diese Bedingungen und Hilfsmittel ihrer jedenfalls nicht übel einträglichen Existenz zu bergen hat. Das Pendant zu ihnen bilden die aus den nämlichen Kreisen sich rekrutirenden Zeitungsjungen. Man trifft diese Sorte von Schreihälsen ja auch anderswo. Aber diese sind gegen die athenischen „Träger der öffentlichen Meinung" doch eigentlich die reinsten Stotterer. Man ahnt es vorher nicht, welch eine Welt von Tönen in der Kehle eines derartigen Burschen schlummert, um mit Allgewalt zu erwachen, sobald die Maschine der Druckerei ihre Arbeit gethan hat. Da strömt es, wie eine Fluthwelle, uns entgegen: „Akropolis, Asty, Neologos, Skrip, Ephemeris", ein Schwall, dem der Neuling zunächst rathlos gegenübersteht. Nebenbei gesagt halten sich diese Zeitungen alle, ausgenommen etwa die wacker redigirte „Akropolis", so ziemlich auf dem Boden von Lokalblättern; alles Interesse geht verloren über den kleinen Parteihändeln des Landes; ganze Seiten waren eben während meiner Anwesenheit ausgefüllt durch die Krise des Kabinets Zaimis. Von Westeuropa bekommt man nicht viel zu lesen, am wenigsten unter den Großmächten von Deutschland und Oesterreich, und dann sind es nicht selten Lächerlichkeiten. So erinnere ich mich mit Hochgenuß an einen Artikel der „Akropolis". Ein betagter, mit Namen genannter Herrscher Europas will wieder heiraten, so hieß es da. An diese Neuigkeit wurde dann eine endlose historische Darlegung geknüpft über die Aussichten alter Männer, Kinder zu bekommen. So viel ich gesehen habe, wurde gerne auch jede Gelegenheit benützt, um kraft der unter den Journalisten damals herrschenden Augenblicksstimmung dem Deutschen Reiche eines anzuhängen; mit fühlbarer Schadenfreude wurde jede Havarie eines deutschen Schiffleins notirt, ohne daß sonst eine Zeile über die Heimat zu finden gewesen wäre. Deutsche Zeitungen findet man zuweilen, so z. B. die Neue Freie Presse, die Kölnische und



die Allgemeine Zeitung, auch die Frankfurter Zeitung und selbstverständlich die Fliegenden Blätter.

Im Uebrigen sind die Griechen, auch die Athener nicht ausgeschlossen, ein liebenswürdiges, noch im Zustand einer gewissen Naivetät befindliches Völklein. Es läßt sich, abgesehen von ihren Preisen, viel besser mit ihnen auskommen, als mit den Italienern. Da lobe ich mir vor allem das Personal der Gastwirthschaften; von Zudringlichkeiten wird man wenig belästigt. Die griechischen Kellner sind die Theilnahme selbst. Erscheint man in der Frühe auf der Bildfläche, so heißt es alsbald: ti kánete? kalà iste? (Wie befinden Sie sich? Geht es Ihnen gut?) Jenes Erbübel der italienischen Städte, das mit Raffinement eingexercirte Bettelvolk, findet man in den Straßen Athens und der griechischen Städte überhaupt nicht. Armuth findet man auch hier zu Land, aber entfernt nicht in jener abstoßenden Form, an die der Italienreisende sich zu gewöhnen hat. Dem Rassentypus nach sieht man namentlich unter dem männlichen Geschlecht viele sehr schöne Menschen mit ebenmäßigem Wuchs, scharf profilirten, ausdrucksvollen Zügen, denen die häufig sich findende Adlernase gar wohl ansteht. Die Hautfarbe spielt in den verschiedensten Nuancen von Braun. Noch interessanter machen das Bild die dunkeln Augen und das schwarze Haar. Aber auch das weibliche Geschlecht entbehrt solcher Gestalten nicht. In Reisebeschreibungen liest man nicht selten Schilderungen gegentheiliger Art. Das sind einseitige Urtheile und treffen eigentlich nur auf die Albanesinen zu. Für die Griechin können sie nur insofern gelten, als dieselbe schnell verblüht und dann allerdings in nicht wenigen Fällen durch wirkliche Häßlichkeit hervorsticht. In jenen kurzen Jahren der Blüthe aber findet man, zumal auf den Inseln, wirklich klassische Gestalten von hoher Schönheit, edlem imponirendem Wuchs, mit feinen Gesichtern, deren scharfe Conturen an die feinen Linien der hellenischen Landschaft gemahnen.



Vor allen andern Ständen fallen natürlich am ehesten dem beobachtenden Auge auf der griechische Geistliche und das Militär. Jener, Papâs geheißen, in seinem langen, schwarzen oder schwarzbraunen Talar, mit der gleichfarbigen, runden, thurmähnlichen Kopfbedeckung bewegt sich vollständig frei und unbelästigt in Stadt und Land unter dem Volke. Es finden sich darunter sehr ehrwürdige Gestalten, die in Gang und Haltung das Bewußtsein ihrer Würde deutlich zeigen. Namentlich bei den liturgischen Feierlichkeiten kann man wahre Patriarchenfiguren entdecken, deren achtunggebietendes Wesen durch den langwallenden Vollbart gewiß nicht Einbuße erleidet. Man kann leicht sehen, daß der Priester auch ohne kastenmäßige Abschließung durchaus mit Achtung behandelt wird, wenngleich das Publikum auf den Straßen der Hauptstadt sich nicht weiter um ihn kümmert. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß die Papadâs auf dem Lande ihres elenden Einkommens wegen häufig durch irgend ein Gewerbe sich weiterhelfen müssen, wie es denn in entlegeneren Winkeln des Landes nicht selten vorkommt, daß der Papas glücklicher Besitzer der Dorfschenke ist. Eine Spezialität des griechischen Klerus ist das langwachsende Haar, das in Zöpfe geflochten am Hinterhaupt meist zu einem Knoten zusammengefaßt wird. Für uns Abendländer eine besondere Ueberraschung ist das schmutzige Exterieur einzelner Vertreter dieser Klasse, ein Mangel jedoch, der bei der socialen Stellung des Standes eigentlich nicht weiter befremden kann.

Propretät fehlt leider auch zum guten Theil dem griechischen Militär. Wer den Maßstab einer deutschen Truppe an diese Marssöhne legen wollte, der würde zu wenig befriedigenden Ergebnissen kommen. Die Uniform ist der westeuropäischen nachgebildet, ausgenommen allein jene Abtheilungen, die zugleich die Dienste der Polizei besorgen und Nationaltracht tragen. An allen insgesammt vermissen wir die stramm-soldatische Haltung. Uebrigens wird von



Kennern das Menschenmaterial des griechischen Heeres mit Anerkennung beurtheilt, womit das Urtheil des griechischen Volkes selber bestätigt würde. Nur an der Fähigkeit der Offiziere soll es fehlen, die allerdings anläßlich der letzten griechisch-türkischen Campagne ihre Untauglichkeit glänzend bewiesen, freilich auch das Mißgeschick hatten, mit einer vorzüglich geschulten Truppe unter tüchtiger Leitung sich schlagen zu müssen. Deutlicher als die längste Schilderung spricht die Thatsache, daß man nach Beendigung des letzten Krieges den Anfang der so nöthigen militärischen Reformen mit einem Erlaß machte, durch den es den Gemeinen verboten wurde, daß sie künftig in den Kafenia und anderen öffentlichen Lokalen sich zu den Offizieren setzen.

Eine ganz andere Welt thut sich uns auf in den südlichen Theilen der Aeolusstraße und ihren Querstraßen, in der Altstadt und vor allem im Bazar. Natürlich erreicht das Leben hier nicht entfernt das Getriebe und Gedränge der Bazare in Smyrna und Stambul, dieser internationalen Hexenküchen. Doch ist es schon echt orientalisches Leben, das vom frühen Morgen bis zum späten Abend da pulsirt. Hier hat man die beste Gelegenheit, die verschiedensten Typen und Trachten des griechischen Volksthums kennen zu lernen. Da finden wir die Albanesen mit ihrem seit dem Freiheitskrieg immer noch nicht erloschenen Pallikarenstolz und ihrer Nationalkleidung, die zwar ebensowenig, wie unsere Volkstrachten, elegant genannt werden kann, dafür aber höchst eigenartig ist. Unter der Jacke, deren Schlitzärmel über die Schultern fallen, und der Weste tritt das Hauptstück dieser Tracht hervor, die Fustanella, ein hemd- oder leibrockartiges, weites, weißes, in unzählige Falten geglättetes Gewandstück, das bis auf die Kniee reicht und sammt der Jacke von einem Gürtel zusammengehalten wird. Dieser dient in jener Art, die aus Bildern allgemein bekannt ist, dazu, um Handschare, Pistolen, Messer, aber auch weniger gefährliche Gegenstände, wie Dosen, Geld-



beutel rc. aufzunehmen. Die Beine stecken vom Knie ab in Gamaschen; die Füße aber sind entweder durch Sandalen, meist aber durch rothe, lederne Schuhe (tsarúchia) geschützt, welche vorn sich hoch in einen Schnabel aufkrümmen, dessen äußerste Spitze mit einer Quaste verziert ist — eine auf den ersten Blick seltsame Schuhform, die aber namentlich im Gebirge mit seinen von Felsstücken übersäeten Pfaden äußerst zweckentsprechend ist. Auf dem Haupte sitzt der unvermeidliche, rothe Fez mit Troddel. Der Ausputz dieser Tracht ist je nach der Wohlhabenheit des Einzelnen sehr verschieden. Bei einem Volksfest in Megara habe ich wahre Prachtgewänder dieser Art, strotzend von goldenen und silbernen Zieraten, bewundert. Neben dieser festländischen albanesischen Tracht erscheint wo möglich noch öfter der Inselgrieche mit seinen Pluderhosen (vrakiá), die, sackartig sich erweiternd, bis auf die Wade herabreichen — wirklich häßliche Ungethüme. Den Grund dieses Zuschnitts zu finden, gelang mir trotz Nachsinnens und Fragens nicht. Im Uebrigen trägt auch der Inselgrieche Jacke, Weste und Fez gleich seinem Mitbürger von den Bergen, nur daß an die Stelle der Gamaschen und tsarúchia meist Strümpfe und Schnallenschuhe treten. Verlangt es die Witterung, so erscheint der Albanese in einem Mantel aus Schaffellen, der gegen die scharfen Angriffe der Gebirgsunwetter kostbare Dienste leistet. Frauen sieht man in diesem bewegten Durcheinander selten; das verbietet die im Orient allgemein übliche Zurückhaltung ihres Geschlechts. Ihr wunderschönes, farbenreiches Nationalkostüm holen sie nur bei besonders festlichen Anlässen hervor. Ich konnte solche Kostüme bei dem schon genannten Feste in Megara sehen und war nicht wenig überrascht über die Kostbarkeit derselben und über den Reichthum, der darin an den Tag tritt. Die Hauptstücke dieser Tracht sind ein Kopfschleier aus durchsichtiger Seide mit Gold- und Silberstickereien, ein kurzes, sehr oft ebenfalls reichgesticktes Mieder, ein schwarzer, in Falten



gebügelter Rock. Um die Hüften ist eine bauschige Binde geschlungen, welche die Stelle des Gürtels der Männer vertritt Die über den Rücken flatternden Zöpfe endigen in langen, goldenen oder silbernen, auch schwarzseidenen Quasten. Die Füße stecken in reich mit Stickereien übersäten Pantoffeln. Ein solches Kostüm muß hunderte von Drachmen kosten.

Unter dem Bazar selbst darf man sich kein einheitliches Gebäude vorstellen, sondern ein buntes Gewirre von Gassen, deren Seiten durchweg von Handwerkerbuden besetzt sind. Da sind in langer Reihe die Fleischer, Schuhmacher, Schmiede, Wollwaarenhändler rc., die nicht bloß ihre Herrlichkeiten zum Kaufe ausbieten und in den gewinnendsten Tönen den Fremdling locken, sonden auch, soweit sie nicht durch den Verkauf in Anspruch genommen sind, emsig ihr Handwerk üben; denn diese Buden sind zugleich Werkstätten. Diese Emsigkeit sah ich mit um so größerer Freude, als ich vorher so oft das Gegentheil über die Griechen gelesen hatte. Die bauliche Umgebung des Bazars ist stimmungsvoll genug. Die Schuhmacherbuden z. B. sind angeklebt an die alte Mauer der Stoa des Hadrian. Langeweile wird einen hier nicht leicht anwandeln unter der lärmenden, feilschenden, streitenden Menge der Einheimischen und Fremden, der Arbeiter, Lastträger, Käufer und Neugierigen.

Das ist ein kleiner Ueberblick über das moderne Athen sammt seinen wichtigsten Ruinen. Aber war es nicht eine Unbescheidenheit, so viele Geduld in Anspruch zu nehmen für die Schilderung von Dingen, die hentzutage durchaus nicht mehr allgemeinen Credits sich erfreuen? Wer interessirt sich denn noch für Neugriechenland, da ja selbst für Altgriechenland die Herzen kälter und kälter zu schlagen begonnen haben? Dies ist ja das Stigma unserer Zeit: Realismus und wieder Realismus. Daran wird sich so schnell nichts ändern, und wenn auch Paul Natorp die interessante Frage: „Was uns die Griechen sind" (Marburg

1901) noch so schön beantwortet. Die Zeiten des Philhellenismus sind vorbei. Begeisterte Griechenfreunde, wie einstens ein Byron und Wilhelm Müller es gewesen, sind nunmehr rari nantes in gurgite vasto, Hölderlin'sche Schwärmereien versteht man mit Recht nicht mehr. Dazu hat es aber nicht Fallmerayer'scher Schwarzseherei bedurft. Diesen Gesinnungswechsel haben die nüchternen Verhältnisse selber schon gründlich genug besorgt. Europa war erstaunt und enttäuscht, daß auf dem alten heiligen Boden Griechenlands nach den Befreiungskämpfen nicht alsbald wieder Althellas mit seinem Glanz erstand, daß kein Perikles oder Demosthenes dort „donnerte und blitzte“, daß die Phidias nicht aus dem Boden wuchsen, daß kein Aeschylus die Tragödie der Sterblichen und das Walten des Schicksals besang. In der Verzückung hatte man gemeint, all das mit Recht erwarten zu dürfen. Statt dessen kam die constitutionelle Misere, öde Parteikämpfe, die Vertreibung des Bayernprinzen Otto durch die Septemberrevolution 1863, die finanzielle Nothlage in Permanenz, die ewige Heißhungrigkeit des neugebackenen Königreichs seinen Grenznachbarn gegenüber — kurz und gut, der Philhellenismus Europas war schwer ernüchtert und starb eines kläglichen Katzenjammertodes. Als dann vollends dieser Waffengang jüngsten Datums gegen die Türken mit einem jammervollen Fiasko endete, da hallte das Abendland wieder von allen Tönen der Entrüstung über die neuen Graeculi, über das nerven- und marklose Bastardvolk, das den edlen Namen der Hellenen schände. Wem steht dies alles nicht noch lebendig genug vor der Seele?

Indessen ruhig Blut! Man wundert sich über solche Ueberraschungen. Da aber die Verwunderung der Anfang der Weisheit ist, so könnten wir doch vielleicht noch zu erträglichen Resultaten kommen. Fragen wir uns also: durfte man solche Erwartungen hegen? berechtigte die Vergangenheit des Landes und Volkes während anderthalb Jahrtausenden



dazu? Hat dieses Volk denn auch heute noch gar nichts aufzuweisen, keine Leistungen irgend welcher Art, die uns mit ihm vielleicht aussöhnen könnten? Ist es so ganz und gar von allen Hilfsquellen entblößt, daß für die Zukunft nicht Besseres erwartet werden könnte? Dürfen wir diesem Volksganzen überhaupt noch eine Zukunft zuschätzen? Das sind viele Fragen auf einmal, für deren Beantwortung ich die Theilnahme meiner Leser erbitte. Man darf ja über keinen einzelnen Menschen den Stab brechen, und wäre er auch noch so tief gesunken, ohne daß man seine Sache geprüft hat. So darf denn doch auch ein ganzes Volk, das in der Geschichte der Menschheit eine großartige Rolle gespielt hat, erwarten, daß man nicht eher das harte Condemno über es ausspreche, ehe man gründlich in seine Prozeßsache Einsicht genommen hat. Den Neugriechen muß um so mehr daran liegen, daß ihre Angelegenheiten von Europa mit Gerechtigkeit beurtheilt werden, da ihr Geschick durch tausend Fäden mit dem Westen verkettet ist und ihnen, wenn das Wohlwollen der Westvölker von ihnen sich abkehrt, erst recht keine Hoffnung aus der Zukunft mehr leuchtet.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

XVII.

Modernes und socialistisches Denken.

Wenn wir vorgreifend den Inhalt der nachfolgenden Untersuchung zusammenfassen in den Worten: der Socialismus der Bankerott der „modernen" Wissenschaft, so wird man diesen Gedanken auf Seiten der begeisterten Anhänger modernen Denkens bezeichnen als ein unerhörtes Verbrechen an der sakrosankten Majestät moderner Wissenschaft. Indeß möge man sich einmal auf jener Seite die Mühe geben, die Frage zu beantworten: Woher kommt die werbende Kraft des Socialismus? Denn es ist doch für einen jeden deutschen Patrioten eine mehr als bedenkliche Erscheinung, daß die Socialdemokratie von Reichstagswahl zu Reichstagswahl sich einer beständigen Zunahme der Wählerstimmen zu erfreuen hat. Welches sind die letzten Gründe für dieses rapide Wachsthum des Socialismus? Solange dieser noch in den Kinderschuhen stak und seine Anhänger sich rekrutirten aus Arbeiterkreisen, da war es menschlich begreiflich, wenn die besitzenden Klassen mit vornehmem Achselzucken an dieser Erscheinung vorübergingen und diese Bewegung abthun zu können vermeinten mit dem Urtheil, es handle sich ja doch nur um ungebildete Leute, um proletarische Desperado's, welche blindlings und kritiklos den hetzerischen Reden streberhafter Führer Glauben schenkten und der von diesem mit mehr oder weniger Geschick vorgegaukelten Fata Morgana nachliefen; wenn sie erst sähen, daß die Welt ruhig ihren altgewohnten Gang weitergehe, würden sie schon von selbst

nüchtern werden und aus ihren Hallucinationen erwachen; würden die Massen vollends die Entdeckung machen, daß der so hoch gepriesene und bewunderte Idealismus ihrer Führer und Apostel nur ein sehr schlecht verschleierter Egoismus sei, daß es sich bei diesen nur um politisches Streberthum handle, für das die verhetzten Massen nur das Mittel und Werkzeug bilden, so würde die Bewegung wie eine Seifenblase vergehen. Für solcherlei Leute mochten Erklärungsgründe genügen, wie sie Wolf noch 1892 im Vorwort zu seinem „System der Socialpolitik" vorgetragen: „Daß der Socialismus selbst die glühende Ueberzeugung von dem Rechte seiner Sache in sich trägt, ist zweifellos. Er hat seinen redlichen Idealismus so gut wie die radikalen Parteien vor fünfzig und hundert Jahren. Und wie es von diesen galt, gilt auch von ihm, was Mirabeau von dem damals noch wenig gekannten Robespierre gesagt hat: ‚dieser Mann wird etwas ausrichten, denn — er glaubt, was er sagt.' Der Socialismus hat Legionen geschlagen und geworben — er hat seinen Glauben. Und wer glaubt, an sich glaubt, dem wird geglaubt. Schließt die Fülle jenes Glaubens auch nur *ein* Körnchen Wahrheit ein, so wird der Glaube Herr im Land. So ist der Socialismus in die aufsteigende Lebenslinie getreten. Und immer noch stoßen, Tag um Tag, die Ueberläufer in mächtiger Zahl zu ihm, *die Frondeure aus Bedürfniß, die von der Natur und den Verhältnissen Zurückgesetzten* und die wahrhaft Gläubigen, die warmblütigen Idealisten, nachdem sie das Band zerschnitten haben, das sie mit der alten Tradition und der Gesellschaft, die dessen Bannerträgerin ist, verknüpfte." [1])

Allein die Sache sieht sich in Wirklichkeit anders an. Der Socialismus hat sehr bald schon über die Kreise des

---

1) Wolf, System der Socialpolitik. I. Band: Socialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung. Kritische Würdigung Beider als Grundlegung einer Socialpolitik. Stuttgart 1892. S. VI—VII.

Fabrik-Proletariates hinausgegriffen; auch in den gebildeten Klassen fand er Anhänger, welche zu seiner Fahne schwuren und ihr Wissen in den Dienst seiner Vertheidigung stellten. Die Philosophie, die Jurisprudenz, selbst die protestantische Theologie hat ihm Anhänger geliefert, welche im Socialismus als politische Partei keineswegs das Sprungbrett zu einer politischen Rolle, sondern den adäquaten Ausdruck ihrer Weltanschauung sahen, und bereits ist ja auch für die Socialdemokratie die Frage der „Akademiker“ aktuell geworden. Die Erklärung, daß es sich dabei handle um Menschen, welche ihre wirkliche Gesinnung verbergen und aus politischem Streberthum oder als „Frondeure aus Bedürfniß“ in die socialistische Arena hinabgestiegen, um hier schneller als sonstwo eine politische Carriere zu machen oder ihrem Gelüste zur Opposition quand même nachgehen zu können, — diese Erklärung mag für manche Kreise eine beliebte Argumentation sein, um sich über das Wachsthum des Socialismus nicht weiter den Kopf zerbrechen zu müssen, aber sie bleibt viel zu sehr an der Oberfläche haften, als daß sie eine wirkliche Erklärung des Phänomens sein könnte. Mag man die Grenzen politischen Heuchler- und Streberthums auch noch so weit stecken, niemals wird die ganze Bewegung innerhalb dieser Grenzen fallen.

Doch wenden wir uns einmal an den Hauptbetheiligten selbst, an den Socialismus, mit der Frage, welche Erklärung er gebe von seinem unaufhaltsamen Vormarsch in der Gesellschaft von heute. Als am 1. Oktober 1890 das Socialistengesetz erlosch, ward im Hauptorgan der deutschen Socialdemokratie, im „Vorwärts“ in leicht begreiflicher Siegesfreude die Antwort auf unsere Frage gegeben mit den Worten: „Lärmender Siegesjubel ziemt nicht dem Starken. In stolzer, ruhiger Ueberlegenheit schaut die siegreiche Socialdemokratie auf ihre Feinde herab, die — ein Bild des Jammers — voll Zittern und Zagen dem heutigen Tag entgegengesehen haben und mit Grauen in die Zukunft blicken. . . . Wo ist der geistige

Kampf, den sie uns angekündigt haben? Sie zetern nach der Polizei, dem Staatsanwalt, der ultima ratio der Kanonen — dem letzten Grund Aller, die keine Vernunftgründe haben. *Das* sind ihre geistigen Waffen. Andere haben sie nicht. .. Die Socialdemokratie hat den schönsten Triumph zu verzeichnen, der einer unterdrückten Partei erwachsen kann — *sie hat ihre Unterdrücker geistig erobert.*" Man könnte versucht sein, diesen Dithyrambus als Ausfluß eines momentanen Siegesgefühls zu betrachten. Mit Unrecht. Der Gedanke der geistigen Unüberwindlichkeit des Socialismus und der schließlichen geistigen Eroberung seiner Widersacher gehört zum eisernen Inventar des Socialismus und kehrt in seiner Literatur ständig wieder, seitdem Lassalle in sehr durchsichtiger Anspielung auf die Schriftstelle Matth. 16, 18 das Proletariat als den Fels bezeichnet hat, auf welchem die Kirche der Zukunft erbaut werde. Auch die Frage, wo denn diese geistige Ueberlegenheit und Unüberwindlichkeit des Socialismus in ihrem letzten Grunde wurzele, wird uns gerne beantwortet. Auf dem Parteitag in Halle hat Liebknecht verkündigt: „Die *Wissenschaft* ist für uns der Boden, auf dem wir unüberwindlich sind, wie es für jenen Riesen des Alterthums die Mutter Erde war. *Die Wissenschaft ist die Mutter des Socialismus*; wenn wir sie verlassen, sind wir verloren. Auf dem Boden der Wissenschaft und der Wirklichkeit sind wir unbesiegbar und werden alle unsere Feinde überwinden."[1])

Die Wissenschaft also der Schutzgott des Socialismus — das ist das socialistische Dogma, das in den verschiedensten Weisen formulirt allenthalben in socialistischen Schriften sich breit macht. Engels rühmt: „Wir deutschen Socialisten sind stolz darauf, daß wir abstammen nicht blos von St. Simon, Fourier und Owen, sondern auch von Kant,

1) Protokoll des Parteitages zu Halle. 1890. S. 180.



Fichte und Hegel" [1]), und Bebel leistet sich als Definition des Socialismus den Satz: „Der Socialismus ist die mit klarem Bewußtsein und voller Erkenntniß auf alle Gebiete menschlicher Thätigkeit angewandte Wissenschaft" [2]) und er stellt dem Socialismus ein glänzendes Prognostikon: „Beruht der Socialismus auf Irrthum, so wird er untergehen, beruht er aber auf Wahrheit, d. h. ist er das naturnothwendige Ergebniß unserer gesellschaftlichen Entwicklung, dann wird keine Macht der Erde seine Verwirklichung zu verhindern vermögen, er wird, auf die eine oder andere Weise sich Bahn brechend, die neue Form der Gesellschaft werden." [3])

Das ist die Antwort des Socialismus auf die Frage nach dem Geheimniß seiner Erfolge, eine Antwort, welche freilich die Vertreter der „Wissenschaft" nicht entzückt; sie beeilen sich, im höchsten Pathos die Richtigkeit dieser socialistischen Behauptung zu bestreiten und von dem gesellschaftlich noch proskribirten Socialismus möglichst weit wegzurücken.

Sie thun daran sehr Unrecht. Oder ist denn der Unterschied zwischen „moderner" und socialistischer Wissenschaft wirklich so groß, wie man glauben machen will, besteht zwischen beiden wirklich der unaustilgbare Antagonismus, wie man uns versichern möchte? Wir sind diesen Behauptungen gegenüber der Ansicht, daß der Socialismus wirklich im Recht ist, wenn er sich als den legitimen Sohn und Erben der modernen Wissenschaft ausgibt. Denn ist der Socialismus in der Lage, zu zeigen, daß er völlig auf dem Boden moderner Wissenschaft seine Theoreme aufbaut, daß er im Ausgangspunkt mit den Vertretern der Wissenschaft

1) Engels, Entwicklung des Socialismus von der Utopie zur Wissenschaft. 4. Aufl. Berlin 1891. S. 5.

2) Bebel, Die Frau und der Socialismus. 10. Aufl. Stuttgart 1891. S. 372.

3) Bebel a. a. O. S. XVI (Schluß des Vorworts).



völlig übereinstimmt, daß also die ganze Differenz sich reducirt auf eine Differenz der Folgerungen aus den beiderseits angenommenen Prämissen, so hat er bereits gewonnen. Es ist dann verlorene Liebesmühe, wenn seine Gegner sich an die eine oder andere „Entgleisung“ irgend eines socialistischen Schriftstellers anklammern und nach deren Widerlegung ein io triumphe! über den ganzen Socialismus glauben ausrufen zu sollen. Die Grundfrage, auf die es ankommt, ist die materialistische Geschichtsauffassung und diese wird meistens als ein noli me tangere behandelt, und doch ist sie die Grundlage des Socialismus. Deren Quintessenz lautet kurz: „Die jedesmalige ökonomische Struktur der Gesellschaft bildet die reale Grundlage, aus der der gesammte Ueberbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen, sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise eines jeden geschichtlichen Zeitabschnittes in letzter Instanz zu erklären sind.“ [1]) Ist das etwas anderes, als eben nur eine Variation des πάντα ῥεῖ? und ist nicht dieser Satz Grund- und Hauptdogma der modernen Wissenschaft? Ist also der Unterschied in den Grundlagen beider wirklich so groß? Ja, wenn man mit Dilthey die Wissenschaft auffaßt als „einen Inbegriff von Sätzen, deren Elemente Begriffe, d. h. vollkommen bestimmt, im ganzen Denkzusammenhang constant und allgemein giltig sind“ [2]) — dann allerdings ist ein Unterschied da und zwar ein großer, weil principieller. Aber wie viele Repräsentanten der Wissenschaft gibt es denn heute, welche sich um die zerschossene Fahne der „Geisteswissenschaften“ schaaren? Um nun zu zeigen, daß der Unterschied zwischen socialistischer und dem, was sich mit Emphase „moderne Wissenschaft“ nennt, wirklich ein sehr geringer ist, lassen wir eine ausführliche Charakteristik dieser letzteren folgen aus der

---

1) Engels, Entwicklung a. a. O. S. 25.

2) Einleitung in die Geisteswissenschaften I. S. 5.

Feder eines ihrer Bannerträger. Am Schlusse seiner Schrift über Immanuel Kant bespricht Paulsen auch die drei Denkweisen der Gegenwart und er sagt von der „genetisch-relativistischen“:

„Die historisch-genetische Denkweise hat die absoluten Wahrheiten überhaupt aufgegeben; es gibt, abgesehen von der Logik und Mathematik, nur relative, nicht ewige Wahrheiten. Die Wirklichkeit ist in beständigem Fluß, ihr folgt die Erkenntniß; der Ewigkeit und Unveränderlichkeit Gottes entsprach der theologische Dogmatismus, den starren Substanzen, womit die mathematische Physik rechnete, entsprach der rationalistische Dogmatismus, einer Welt des Werdens entspricht die genetisch-relativistische Denkweise. Die ersten Voraussetzungen dieser Denkweise liegen in dem seit Mitte des vorigen Jahrhunderts von England her vordringenden Empirismus....... Unter dem Einfluß dieser Gedanken, wie sie Hume zuletzt formulirt hatte, kam es dann in Deutschland zu jener großen Revolution in den Geisteswissenschaften, deren Anführer Herder war, und die dann im saeculum historicum alle Gebiete der menschlichen Forschung durchdrang. Sprache, Religion, Sitte, Recht sind nicht absolute, feste Wahrheiten, die von der Grammatik, Dogmatik, Moral und dem Naturrecht auf starre Formeln gebracht werden, wie die unhistorische, dogmatische Ansicht des 18. Jahrhunderts meinte, sie sind nur als lebendige Funktionen des Volkslebens, mit diesem selbst in organischem Wachsthum entstanden und sich fortwährend wandelnd..... In der Hegel'schen Philosophie hat diese Denkweise zuerst ihre philosophische Formel gefunden, der logische Evolutionismus der Dialektik relativirt alle Wahrheiten...... Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hat diese Denkweise auch in die Natur hineingetragen oder den logischen Evolutionismus der Dialektik in den der Naturwissenschaften umgewandelt. Die gesammte Natur wird unter den Gesichtspunkt geschichtlicher Betrachtung gestellt, das geschichtliche Leben der Menschheit wird eingeordnet einer umfassenden Entwicklung des organischen Lebens; dieses bildet einen Ausschnitt aus der Entwicklungsgeschichte der Erde;



der Lebensprozeß der Planeten ist wieder eingefügt dem Entwicklungsprozeß des Sonnensystems und mit ihm der unserer Erkenntniß und selbst unserer Phantasie sich entziehenden kosmischen Entwicklung überhaupt. Und damit ist gegeben: *wie alle Formen des Lebens und Daseins*, so sind auch die Formen des Denkens selbst nicht absolute, sondern ‚historische Kategorien'." 1)

So einer der bedeutendsten Wortführer moderner Philosophie! Und nun dazu das Gegenstück des socialistischen Philosophen. Engels citirt 2) aus Dühring's „Kursus der Philosophie" den Satz:

„Echte Wahrheiten sind überhaupt nicht wandelbar ... so daß es überhaupt eine Thorheit ist, die Richtigkeit der Erkenntniß als von der Zeit und den realen Veränderungen angreifbar vorzustellen", und er knüpft an dieses Citat ein Exposé, in welchem er den diametralen Gegensatz socialistischen Denkens zu solchen Anschauungen auf's schärffste hervorhebt. „Käme die Menschheit je dahin, daß sie nur noch mit ewigen Wahrheiten, mit Denkresultaten operirte, die souveräne Geltung und unbedingten Anspruch auf Wahrheit haben, so wäre sie auf dem Punkt angekommen, wo die Unendlichkeit der intellektuellen Welt nach Wirklichkeit wie Möglichkeit erschöpft und damit das vielberühmte Wunder der abgezählten Unzahl vollzogen wäre." Ewige Wahrheiten erkennt Engels nur an für die Mathematik, Astronomie, Mechanik, Physik, Chemie. „Wenn es Jemandem Vergnügen macht, gewaltige Worte auf sehr einfache Dinge anzuwenden, so kann man sagen, daß gewisse Ergebnisse (zwei mal zwei gleich vier) dieser Wissenschaften ewige Wahrheiten, endgiltige Wahrheiten letzter Instanz sind." Aber so wenig es ewige Wahrheiten in der Physiologie, Geschichte u. s. w. geben

1) Paulsen, Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre. Stuttgart, Fromann 1898, S. 389—391. Vgl. zu dieser Charakteristik des neuzeitlichen Denkens Willmann, Geschichte des Idealismus. III. Bd Braunschweig 1897, S. 915 ff., die zu demselben Resultat gelangt.

2) Dühring's Umwälzung der Wissenschaft. 4. Aufl. Stuttg. 1901. S. 79 ff.

könne, weil ja jeder Tag neue Entdeckungen bringe (!), so wenig gibt es nach Engels ewige Wahrheiten in der Philosophie, Moral u. s. w.; z. B.: „Der Gegensatz von Gut und Böse bewegt sich ausschließlich auf moralischem, also auf einem der Menschengeschichte (!) angehörigen Gebiet, und hier sind die endgiltigen Wahrheiten letzter Instanz gerade am dünnsten gesäet. Von Volk zu Volk, von Zeitalter zu Zeitalter haben die Vorstellungen von Gut und Böse so sehr gewechselt, daß sie einander oft geradezu widersprechen..... Wir weisen demnach eine jede Zumuthung zurück, uns irgendwelche Moraldogmatik als ewiges, endgiltiges, fernerhin unwandelbares Sittengesetz aufzudrängen, unter dem Vorwande, auch die moralische Welt habe ihre bleibenden Principien, die über der Geschichte und den Völkerverschiedenheiten stehen. Wir behaupten dagegen, alle bisherige Moraltheorie sei das Erzeugniß, in letzter Instanz, der jedesmaligen ökonomischen Gesellschaftslage.[1])

So weit der Socialist. Man sieht, der Unterschied zwischen Beiden ist nur ein geringer und trifft den eigentlichen Kern der Sache nicht. Die Hauptsache ist der Standpunkt des Relativismus, den der Socialismus mit der modernen Wissenschaft gemeinsam hat; ob nun gerade die jeweilige Oekonomie das treibende Agens der Entwicklung ist, oder andere Faktoren einwirken, das ist eine Nebensache. Das aber dürfen wir als Resultat aussprechen: der Socialismus ist eine Frucht der modernen Wissenschaft und hängt mit ihr aufs innigste zusammen. Er kann dieser Wissenschaft, wenn sie ihn bekämpfen will, zurufen: Ex ore tuo iudico te und „Ich bin die That von deinen Gedanken" (Heine). Das muß selbst ein Schäffle zugestehen: „Der Socialdemokratismus wurzelt auf das tiefste in den zur Geltung gekommenen metaphysischen und philosophischen Grundanschauungen des Jahrhunderts."[2]) Das ist der Fluch der bösen That der

1) A. a. O. S. 88—89.

2) v. Schäffle, Die Bekämpfung der Socialdemokratie ohne Ausnahmegesetz. Tübingen 1890. S. 28.



Verwerfung der Metaphysik. Aus heller Angst vor der durch die Fama als garstig und schreckhaft geschilderten Hexe Metaphysik haben sich die fürchtigen Kinder der modernen Wissenschaft in die Arme der Zauberin „Evolution" geflüchtet; aber diese hat sie erst recht in den finstersten Wald der Skepsis gelockt, wo sie ohne Mühe von dem Riesen Socialismus eingefangen werden.

Premich bei Bad Kissingen. Dr. Franz Meffert.

XVIII.

Zur Frage der Theilung der Diöcesen in Böhmen.

Aus Oesterreich.

II.

Die schon erwähnte Broschüre „Zur Frage deutscher Bisthümer in Böhmen" sucht den Beweis zu erbringen, daß es in Böhmen für die katholische Kirche und deren Interessen von entschiedenem Vortheile wäre, wenn die Diöcesen sprachlich getheilt würden. Die ganze Streitfrage wird in der Broschüre ausführlich erörtert, alle hierhergehörigen, der Beachtung werthen und das Urtheil irgendwie beeinflussenden Momente werden zur Sprache gebracht und zwar ohne jegliche Voreingenommenheit und Animosität, so daß jeder, der das Buch vorurtheilslos, einzig aus Interesse für die Wahrheit zur Hand nimmt, es mit einem gewissen Genusse durchmustert und mit Befriedigung davon Abschied nimmt.

Wer das Buch geschrieben, entzieht sich der Oeffentlichkeit, die von czechischen Blättern ausgesprochenen Vermuthungen[1])

1) Namentlich als ob der hochw. Herr Weihbischof Dr. Frind der Verfasser sei.



werden deutscherseits als hinfällig erklärt. Nach dem Vorworte, das mit „die Herausgeber" unterzeichnet ist, zu schließen, haben mehrere daran gearbeitet. Doch ist die Durchführung des Themas wie aus einem Guß, streng einheitlich, das ganze Beweismaterial aus der Geschichte, aus den jetzigen Zuständen und Verhältnissen und aus der Vernunft ist gleichmäßig klar und logisch verarbeitet, so daß mit Grund angenommen werden kann, daß die Redigirung des Buches Einem zu verdanken ist.

Es führt sich als „Ein Wort zur Aufklärung und Beruhigung aus der Mitte des deutschen Klerus" ein. Seine Ausführungen wirken auch in der That bei allen, die guten Willens sind, belehrend und aufklärend, und wenn der Schluß lautet: „der Kirche in Böhmen ist nicht früher ein friedliches Walten gewährleistet, als bis man den beiden Völkern gegeben, was ihnen frommt: Neue Bisthümer, aber den Czechen czechische, den Deutschen deutsche Bisthümer", so ist dieser Schluß nicht etwa das Ergebniß national-gefühlvoller Wünsche, sondern die nothwendige Consequenz unbestreitbarer Prämissen. Wer es über sich gewinnt, unbestreitbare Thatsachen, die einmal nicht zu ändern sind, sich und die daraus wie von selbst sich ergebenden Folgerungen entschlossen hinzunehmen, der wird dann auch mit dem Resultate des Buches sich zufrieden geben.

Der erste Theil, ein geschichtlicher Excurs, beschäftigt sich mit den Bisthumstheilungen in der Vergangenheit. Darauf näher einzugehen, müssen wir uns hier versagen. Nur das sei constatirt, daß die Errichtung des Bisthums Prag, wie auch die Erhebung dieses Bisthums zu einem Erzbisthume wesentlich durch die Sprachenverhältnisse bedingt war.

Als Böhmen noch dem Regensburger Diöcesanverbande angehörte, wurden immer wieder ernste Klagen laut, daß die Regensburger Geistlichen die Sprache des böhmischen Volkes nur ungenügend verstünden und darum auch nur mangelhaften Einfluß auf dasselbe besäßen zum Schaden der christlichen Religion. Diese Klagen kamen durch den Herzog Boleslav den Frommen und dessen heiligmäßige Schwester Milada zu den Ohren des Kaisers Otto und des Papstes Johannes XIII., und

beide verschlossen sich nicht der Erkenntniß, daß es für das Gedeihen des Christenthums in Böhmen nur von Nutzen wäre, wenn Böhmen von Regensburg abgetrennt und zu einer selbständigen Diöcese erhoben würde. Der damalige Oberhirte des Regensburger Sprengels, der hl. Wolfgang, widersprach dem nicht, obwohl sein Domkapitel von einer Ausscheidung Böhmens nichts wissen wollte; und 975 bestieg der des Czechischen kundige sächsische Mönch Dietmar als erster Bischof die neue Cathedra von Prag. Ein einheimischer Klerus wurde herangebildet und nun hatte das Werk der vollen Christianisirung Böhmens seinen gesegneten Fortgang.

Bis 1344 gehörte indessen Prag noch zu einem deutschen Metropolitanverbande, nämlich zu dem von Mainz. Auf Betreiben Kaiser Karls IV., des „Vaters des Vaterlandes“, aber schied Papst Clemens VI. das Prager Bisthum aus dem Mainzer Metropolitanverbande aus und erhob es zu einem Erzbisthume, dem er das schon bestehende Bisthum Olmütz und das neu zu gründende böhmische Bisthum Leitomischl unterordnete. Bei dieser Lostrennung von Mainz waren wiederum sprachliche Rücksichten von wesentlicher Bedeutung. Denn in der Erektionsbulle Clemens' VI. wird ausdrücklich gesagt, „daß die Einwohner des genannten Königreiches von denen der übrigen Kirchenprovinz in der Sprache völlig verschieden sind, da sie slavisch sprechen, eine Sprache, die ganz fremd und unverständlich ist für die Einwohner der übrigen Bisthümer der Kirchenprovinz Mainz, welche bekanntlich die reine deutsche Sprache gebrauchen.“

Auch muß im Auge behalten werden, daß das von Magister Hus geweckte nationale Bewußtsein im czechischen Volke sich in erster Linie gegen die deutschen Priester wandte. Diese waren damals sehr zahlreich im Lande, aber weil sie Deutsche und zum Theil auch der Volkssprache nicht recht mächtig waren, so erschienen sie dem czechischen Volke nicht als die Seinigen. Sie blieben ihm mehr oder weniger fremd. Als daher der kirchenfeindliche Husitismus das czechische Volk ergriff, da zeigte es sich, daß die deutschen Priester keine Gewalt über die Herzen des Volkes hatten. Wären nur czechische Priester beim czechischen



Volke wirksam gewesen, unmöglich hätte die Zerstörungswuth dieses Volkes gegen Kirchen und Klöster solche Dimensionen annehmen können, als es thatsächlich der Fall war. Die Geschichte des Husitismus hat es mit blutigen Zügen in die kirchlichen Annalen geschrieben, daß ein einheimischer, dem Volke stammverwandter Klerus die Interessen der Kirche besser wahrzunehmen im Stande ist, als ein „fremder".

Als die verheerenden Stürme des dreißigjährigen Krieges ausgetobt hatten, und es sich darum handelte, der katholischen Kirche in Böhmen wieder neues Leben einzuhauchen, da glaubte man in der Errichtung neuer Bisthümer das geeignetste Mittel gefunden zu haben. Und man hatte sich nicht getäuscht. Der damalige Prager Oberhirt, der hochgebildete und energische Cardinal Harrach, plante die Gründung von vier neuen Diöcesen, Budweis, Königgrätz, Leitmeritz und Pilsen, und er arbeitete dafür, soviel in seinen Kräften stand. Leider war die Ungunst der Verhältnisse stärker als sein guter Wille; er mußte sich mit der Errichtung von zwei Diöcesen, Leitmeritz (1655) und Königgrätz (1664) zufriedenstellen. Das Bisthum Budweis ist eine Gründung Joseph's II. (1785), der damals auch das Egerland, das bis dahin in den Regensburger Diöcesanverband gehörte, dem durch die Gründung des Budweiser Sprengels stark verkleinerten Prager Sprengel zuwies, welche Zuweisung übrigens erst 1817 mit dem Tode Dalberg's rechtskräftig geworden ist. Mitte des vorigen Jahrhunderts griff man den Plan der Gründung eines Bisthums Pilsen wieder auf. Eine Klerusversammlung in Prag (18. Mai 1848) setzte sich dafür nachdrücklichst ein, und das bezügliche, von einem czechischen Geistlichen erstattete Referat erklärte sich nicht nur für die Errichtung einer, sondern mehrerer Diöcesen, und zwar mit dem Zusatze: „Bei der Errichtung neuer Diöcesen soll man darauf sehen, daß die böhmischen Pfarreien zu böhmischen Diöcesen, die deutschen hinwieder zu deutschen Diöcesen fallen." Also sprachliche Abgrenzung der Diöcesen in Böhmen, verlangt von einem Priester czechischer Nationalität, und zwar zu einer Zeit, da das Bewußtsein des nationalen Gegensatzes in Böhmen sich zu regen begann! Der Plan kam übrigens, aus verschiedenen Gründen,



nicht zur Ausführung. Gleichwohl verlor man ihn nicht mehr aus den Augen und ist es allgemein bekannt, daß der Führer der Altczechen-Partei, Dr. Ladislaus von Rieger, anläßlich seines Aufenthaltes in Rom (März 1891) die Gelegenheit wahrnahm, den päpstlichen Staatssekretär Rampolla auf die Nothwendigkeit der Theilung der großen böhmischen Diöcesen aufmerksam zu machen. Er empfahl die Gründung zweier neuer Bischofssitze, in Pilsen und in Kuttenberg.

In der Frage, ob neue Bisthümer in Böhmen gegründet werden sollen, sind nach allen Kundgebungen, welche in die Oeffentlichkeit gedrungen sind und Beachtung verdienen, Czechen und Deutsche einig. In beiden Lagern wird es als eine Nothwendigkeit empfunden, die vier Oberhirten und deren Verwaltungsorgane zu entlasten und es den Diöcesanen zu ermöglichen, öfters als seither ihren Oberhirten zu sehen und mit ihm in näheren Verkehr zu treten. Daß beispielshalber der Bischof Jirsik von Budweis während seiner 32jährigen Regierung (1851—1883) nur dreimal seine ganze Diöcese bereisen, und daß Cardinal Schwarzenberg (1850—1884) während seiner Prager Amtsführung gar nur zweimal seinen Diöcesanen sich zeigen konnte, ist im Hinblick auf die Interessen der Religion und der Kirche gewiß sehr zu bedauern. Mit Recht heißt es in unserem Buche: „Eben unter dem Einflusse der übergroßen Diöcesen bürgert sich leicht eine bureaukratische Verwaltung ein..... Wenn je, dann ist in unseren Tagen eine innige Fühlung zwischen Hirt und Heerde, Bischof und Klerus eine Nothwendigkeit, da die Kirche ihre Mission auf einem um vieles ungünstigeren, schwierigeren Terrain zu vollbringen berufen ist“ (S. 44).

In dieser Erkenntniß begegnen sich, wie gesagt, Czechen und Deutsche; allen erscheint eine Vermehrung der Diöcesanverbände in Böhmen als wünschenswerth, ja als nothwendig. Anders aber ist es bei der Frage, ob die neuen Diöcesanumschreibungen sich nach den sprachlichen Verhältnissen richten sollen. Hier stehen sich die Ansichten der Czechen und Deutschen schroff gegenüber. Während die Letzteren in der sprachlichen Abgrenzung der Sprengel geradezu eine Noth-

wendigkeit erblicken, sehen die Czechen darin einen Verrath am Lande und an den kirchlichen Principien.

Um den Standpunkt der Deutschen zu rechtfertigen, stützt sich die Broschüre ausschließlich auf die Interessen der Seelsorge. „Die Interessen der Seelsorge müssen die Grenzen der Diöcesen bestimmen.... Was die Seelsorge fordert, muß nach Möglichkeit angestrebt, was sie stört, hindert, nach Kräften vermieden werden" (S 45). Daß die Interessen der Seelsorge in der vorliegenden Frage von ausschlaggebender Bedeutung sind und sein müssen, wer möchte das in Abrede stellen? Jedenfalls hat die Kirche bei all ihren Organisationen, bei Gründungen und Trennungen, nur die Seelsorge im Auge; diese will sie in bestmöglicher Weise gesichert wissen und paßt sich darum auch den veränderten Verhältnissen überall bereitwilligst an.

Daß es nun den Interessen der Seelsorge förderlicher ist, wenn die Diöcese einsprachig statt gemischtsprachig ist, kann ja keinem Zweifel unterliegen Das gilt selbst für ruhige Zeiten. Denn zwei- oder mehrsprachige Gebiete stellen an die Diöcesanleitung Anforderungen, welche ein einsprachiger Kirchensprengel gar nicht kennt. Man denke nur an die doppelte Redaktion aller oberhirtlichen Schreiben und Erlässe, an die doppelsprachige Amtirung der Kanzlei, „welche den Bischof in der freien Wahl seiner Rathgeber und des ganzen Personals mehr minder einschränkt", an die Schwierigkeiten, „welche die Erziehung des jungen Klerus beider Nationen in einem Seminar, an einer Unterrichtsanstalt hervorruft", an die „tausenderlei Gelegenheiten zu Mißverständnissen und Reibungen, welche infolge der nationalen Mischung zwischen den geistlichen Mitarbeitern sich ergeben können".

So ist's schon in den Zeiten der Ruhe und des Friedens. Wie aber, wenn die nationalen Leidenschaften in Aufruhr sind? Durch's ganze Land Böhmen tönt ja jetzt der unheimliche Ruf: Hie deutsch! — hie czechisch! Beide Nationen sind in zwei feindliche Heerlager gespalten; Kämpfe sind entbrannt, „bei welchen der eine Theil sich sagen muß, daß eben die Schlacht der Zukunft geschlagen wird, die sein Volk in



diesem Lande mit nationaler Vernichtung bedroht, und der andere Theil mit dem ganzen Feuer eines vor kurzem zum nationalen Selbstbewußtsein erwachten Volkes alle seine Söhne, weltlich und geistlich, zu den Waffen ruft, um die ehemalige Größe des Vaterlandes und der Nation wiederherzustellen und dazu vor allem den heimischen Boden wieder dem ‚Fremdling und Feinde‘ zu entreißen, der ihn ‚in schweren Zeiten der heimischen Nation genommen und mit einem fremden Volksthum überschwemmt‘ hat. . . . . . In solchen Verhältnissen thürmen sich aber die Schwierigkeiten berghoch empor, die aus einer nationalen Mischung der Bisthümer erwachsen, und gefährden eine erfolgreiche Seelsorge in schwerster Weise" (S. 47).

Mit Recht heißt es in unserer Broschüre: „Schon die Wahl eines geeigneten, allen seinen Diöcesanen gleich zugänglichen Oberhirten erfordert Rücksichten über Rücksichten." Dann weist sie hin auf die dermalige Zusammensetzung der Consistorien und gibt zu bedenken, daß die „erdrückende Vorherrschaft des czechischen Elementes in den Diöcesanleitungen das Kirchenwesen in Böhmen unter den Deutschen vieler Sympathien beraubt hat und in erster Linie die Schuld trägt an dem deutscherseits herrschenden Mißtrauen gegenüber den Anordnungen unserer Diöcesanbehörden".

Ferner läßt die Broschüre die einzelnen von Deutschen bewohnten Vikariate Revüe passiren und constatirt die ganz singuläre Thatsache, auf welche wir schon in unserem ersten Artikel aufmerksam gemacht haben, daß nämlich auf den 710 reindeutschen Seelsorgestationen neben 590 deutschen nicht weniger als 481 czechische, und auf den 135 gemischten Posten neben nur 33 deutschen 266 czechische Priester thätig sind, und daß außerdem an 100 reindeutschen Volks- und Bürgerschulen 27 czechische Priester das Katechetenamt versehen. Diese Thatsache ist angesichts der nationalen Wirren tief zu bedauern, „denn sie ist in vielen Gemeinden schuld, daß der Seelsorger nicht jene unbedingte Vertrauensstellung einnimmt, welche sein Amt als Pfarrer, als Seelsorger erheischen würde." „Wie wäre es wohl," wird mit Recht die Frage aufgeworfen, „mit dem

Wirken eines deutschen Pfarrers in einer durchaus czechischen Bevölkerung bestellt? Könnte er sich, bei Aufrechthaltung seiner Nationalität, das Vertrauen von Jung und Alt so erwerben, wie es für seinen Beruf wünschenswerth und nothwendig ist? Jeder, der in Böhmen gelebt, wird mit Nein antworten müssen." Zudem ist nicht zu übersehen, daß jetzt nicht mehr wie früher der deutsche und der czechische Klerus denselben Bildungsgang durchmacht. Von der Schulbank an — von der Familie ganz zu schweigen — macht sich die nationale Sonderung geltend, „und zwar nicht bloß im Schulgebäude, sondern auch in den Ideen". Und daß diese durch das getrennte Schulwesen geförderte Entfremdung der beiden Nationen in Böhmen „auf die Beziehungen des Seelsorgers zu seiner einer andern Nation angehörenden Gemeinde" ohne Einfluß sein sollte, wie vielfach behauptet wird, kann kein Menschenkenner zugeben, widerspricht auch ganz und gar den Thatsachen. Auch wenn alle auf deutschen Stationen angestellte czechische Priester der deutschen Sprache vollkommen mächtig wären und ihre czechisch-nationalen Wünsche sorgfältig in ihrem Herzen verschlossen hielten — was beides leider vielfach nicht der Fall ist, selbst da wäre es, wie die Dinge in Böhmen nun einmal liegen, sehr schwer, das Verhältniß zwischen Hirt und Heerde so zu gestalten, wie es sein soll.

Hier könnte nun eingeworfen werden: Wenn auf den deutschen Seelsorgsposten so viele czechische Priester gefunden werden, so liegt doch offenbar die Schuld an den Deutschen! Nur in Ermangelung von deutschen Priestern sehen sich die Oberhirten gezwungen, die deutschen Stationen mit czechischen Priestern zu besetzen.

Auf diesen immer wieder erhobenen Einwurf antwortet die Broschüre also: „Gewiß, uns Deutsche trifft ein Guttheil der Schuld. Wir stellen für alle Zweige menschlicher Arbeit, für Wissenschaft und Kunst, für den Privat- und öffentlichen Dienst unser ansehnliches Contingent; für einen der idealsten Stände aber, für den Priesterstand, haben wir es daran über Tag und Jahr fehlen lassen und können darum nicht ernten, wo wir nicht ausgesäet. Aber es steht noch keineswegs fest,



daß ebensowenige deutsche Priester in Böhmen wären, wenn die Bisthümer einsprachig und in Folge dessen die Diöcesan- und insbesondere auch die Seminarverhältnisse in den einzelnen Sprengeln anziehender wären. . . Zudem geht es nicht an, daß eine Diöcesanverwaltung ruhig den Deutschen die Schuld zuschiebt, wenn sie ungeeignete Seelsorger zu uns sendet. Ihre Sorge ist es vor allem, mit allen Mitteln dafür zu sorgen. Und hat sie die Mittel unter den gegebenen Umständen nicht, gut, dann gestehe man es offen ein, damit von jener Seite Abhilfe geschaffen werde, woher sie kommen kann. Diese Abhilfe hieße aber nach unserem Ermessen — sprachliche Trennung der Diöcesen." In einem eigenen Kapitel wird noch der spezielle Nachweis erbracht, daß die Deutschen in einer einsprachigen Diöcese für ihren priesterlichen Nachwuchs besser sorgen können und unzweifelhaft auch besser sorgen werden.

Auf dieses nicht uninteressante Kapitel näher einzugehen, müssen wir uns leider jetzt versagen. Ebenso müssen wir auch darauf verzichten, an der Hand der Broschüre die „Möglichkeit der sprachlichen Abgrenzung" genauer zu untersuchen. Nur das sei bemerkt, daß im Falle der Durchführung der in der Broschüre gegebenen Anregungen die neu zu gründende deutsche Diöcese in Westböhmen — etwa Eger — ca. 1 Million, und die deutsche Diöcese in Nordböhmen, Leitmeritz, ca. 1,300,000 Seelen umfassen würde, während bei der Erzdiöcese Prag (mit Glatz) noch gut 2 Millionen, bei Königgrätz 1,148,000 und bei Budweis noch über 900,000 Seelen verblieben; aus Theilen von Prag und Königgrätz könnte dann noch eine vierte czechische Diöcese gebildet werden. Auf dem Papier macht sich diese Berechnung sehr gut, und bei allseitig gutem Willen dürfte sie sich auch unschwer durchführen lassen; und selbst die Dotationsfrage dürfte leicht eine befriedigende Lösung finden, wenn man sie nur ernstlich will.

Von alledem wollen wir, wie gesagt, jetzt hier absehen, um uns noch einen Augenblick mit den Bedenken zu beschäftigen, welche czechischerseits gegen die sprachliche Trennung der böhmischen Diöcesen geltend gemacht werden. Die Hauptbedenken,

das heißt, solche, welche Anspruch auf Beachtung verdienen, sind nur zwei; das eine ist religiös-kirchlicher und das andere politisch-nationaler Natur.

Für's Erste sagen sie, die czechischen Minoritäten würden in den deutschen Diöcesen eine ausreichende Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse nicht finden und so in Gefahr sein, dem Anarchismus, Socialismus und Protestantismus zu verfallen. Demgegenüber stellt die Broschüre zunächst fest, daß die Gestaltung der kirchlichen Organisationen doch unmöglich von den Interessen der Minoritäten, am allerwenigsten von so minimalen Minoritäten, in den geplanten deutschböhmischen Diöcesen, abhängig gemacht werden dürfe; auf eine rücksichtslose Behandlung der erdrückenden Majorität zu Gunsten einer verschwindenden Minorität kann keine Behörde, am allerwenigsten die kirchliche sich einlassen. Uebrigens, woher weiß man denn, daß die czechischen Minoritäten in einer deutschen Diöcese vernachlässigt werden? Woher nimmt man das Recht, gegen die Verwaltung einer deutschen Diöcese den Verdacht auszusprechen, als fehle es ihr gegenüber den Diöcesanen czechischer Nationalität an Pflichtbewußtsein und Rechtsgefühl? Diese Unterstellung ist absolut unzulässig, weil ungerecht und lieblos; noch ungerechter und verwerflicher aber ist die Behauptung czechischer Chauvinisten, die eventuelle deutsche Diöcesanleitung würde im Bunde mit den deutschen Chauvinisten auf die Germanisirung der czechischen Minoritäten hinarbeiten. Solche Argumente gehören in das Kapitel der Hetze, und mögen Demagogen nicht übel anstehen; ernst denkende christliche Männer aber müssen sie von sich weisen.

Auf den Einwurf: „Aufgabe der Kirche ist es, zu einen, nicht zu entzweien“, antwortet unsere Broschüre: „Es handelt sich da um eine ganz falsche Unterstellung oder, wenn man will, eine Zweideutigkeit des Ausdruckes. Man thut, als ob die Errichtung sprachlich getrennter Organisationen in Böhmen eine Verschärfung des Streites, eine noch größere Entzweiung der Streitenden bedeute. In Böhmen heißt aber trennen, wenn nicht versöhnen, so doch beruhigen. Das Wort mag paradox klingen, und doch ist es als Heil-

mittel den politischen Friedenspunktationen (1890) der beiden Parteien in Böhmen zu Grunde gelegt, theilweise durchgeführt und in verschiedenen Institutionen des Landes erprobt und bewährt gefunden worden." Auch das Prager Priesteralumnat wurde sprachlich getheilt, ebenso 1886, gemäß einem Gutachten des damaligen Theologieprofessors und jetzigen Weihbischofs Dr. Frind, die theologische Fakultät; und beide Maßnahmen haben sich als ersprießlich erwiesen.

Uebrigens macht die Broschüre mit Recht darauf aufmerksam, daß es sich bei den jetzigen Kämpfen der beiden Nationen in Böhmen nicht um persönliche Zu- und Abneigungen, sondern um rechtliche Forderungen handelt, und daß diese Kämpfe zu schlichten, Sache der Staatsgewalt, nicht der Kirche sei. „Je mehr aber das Gebiet der beiden Volksstämme in Böhmen abgegrenzt erscheint, um so leichter wird auch dieses Friedenswerk gedeihen; die sprachliche Trennung der Diöcesen kann dazu nur förderlich sein."

Wir gedachten eben der Friedenspunktationen von 1890. Diese sind bekanntlich damals durch die maßlose Agitation der „freisinnigen" Jungczechenpartei zu Fall gebracht worden. Das von dieser Partei in die Massen geworfene Schlagwort von einer „Verletzung des Böhmischen Staatsrechtes" und von einem „Attentat auf die Untheilbarkeit des Königreichs Böhmen" zündete gewaltig. Seitdem ist man auf czechischer Seite gewöhnt, alle Scheidungsforderungen der Deutschen als einen Angriff auf das „Böhmische Staatsrecht" und auf die „Untheilbarkeit des Königreichs" anzusehen und rundweg abzuweisen. Daß die sprachliche Trennung der kirchlichen Administration mit der politischen Einheit Böhmens absolut nichts zu thun hat, dieser Gedanke vermag sich nur schwer durchzuringen.

Die hochbedeutsame Broschüre, deren Hauptgedanken wir kurz skizzirt haben, war unmittelbar vor Weihnachten an die Oeffentlichkeit getreten. Die Herausgeber glaubten sie als „Friedensgabe" auf den Weihnachtstisch legen zu können; die czechische Presse dagegen signalisirte sie sofort als eine „Schandschrift", als eine „Bombe, aus der das Feuer des Nationalhasses verheerend emporschlage" (Katol. Listy 24. Dec.) und



die Prager „Politik" (vom 23. Dec.) bezeichnete sie als einen „Schritt mehr in jenem heimlichen Ränkespiele und jenen ungenirten Agitationen, welche auf eine bekannte Persönlichkeit zurückzuführen sind, deren Ehrgeiz darauf abzielt, ‚deutscher' Bischof zu werden", und versicherte, daß das czechische Volk „den immer kühner hervortretenden Anschlägen eines ambitiösen nationaldeutschen Parteimannes im Priesterkleide" nicht weiter mehr ruhig zusehen werde. Wir aber hoffen, daß die leidenschaftliche Erregung, aus der diese publicistischen Ergüsse erflossen sind, einer ruhigen Ueberlegung doch noch Platz machen werde.

XIX.

Das Bildungswesen der Jesuiten seit 1600.

Unter diesem Titel hat der geheime Hofrath Ernst von Sallwürk in Schmid's „Geschichte der Erziehung" Bd. V Abth. II S. 176—221 „die Entwicklung und Ausbreitung des jesuitischen Schulwesens im 17. und 18. Jahrhundert, die Aufhebung und Wiederaufrichtung der Gesellschaft Jesu, die neue Ratio studiorum" behandelt. Von Sallwürk's Name hat auf dem Gebiete der Pädagogik einen guten Klang; schon der Umstand, daß die Redaktion des vorliegenden Sammelwerkes dem badischen Hofrath eine Reihe der wichtigsten Referate anvertraut hat, spricht zu seinen Gunsten; aber leider hat er sich dieses Mal an eine Aufgabe gewagt, der er gar nicht gewachsen war, und in Dr. Mertz sich einen Führer gewählt, der ihn nur verwirren konnte.

Einen so wichtigen und schweren Gegenstand in so engem Rahmen darstellen zu wollen, erforderte eine Beherrschung des Stoffes, eine Bündigkeit der Beweisführung, eine Knappheit des Ausdruckes, die wir bei Sallwürk vergebens suchen. Der Abschnitt über die neue Ratio studiorum, die keine Geltung erlangt hat, hätte einfach wegfallen müssen. Eine Reihe von



Collegien anzuführen, die vor dem Jahre 1600 gegründet wurden (S. 185—96), war zwecklos, die Bemerkungen zu den einzelnen Collegien haben weder culturhistorischen noch pädagogischen Werth und hätten wegfallen müssen. Bevor wir uns auf principielle Erörterungen einlassen, geben wir eine Blumenlese, welche uns die vom Verfasser befolgte Methode veranschaulicht. „In China gewann der tüchtige Mathematiker Matthäus Ricci den kaiserlichen Hof für die Gesellschaft durch astronomische Demonstrationen, während er wie sein Nachfolger Adam Schall, der ebenfalls Mathematiker war, alles (!) unterließ, was die religiösen und nationalen Gefühle der Chinesen verletzen konnte. Von eigentlicher Mission war keine Rede und Schall soll (?) sich sogar in China verheirathet haben" (S. 199—200). Darauf folgt ein von Irrthümern strotzendes Citat aus Jurieu. Darnach erinnert sich S., daß er vom rechten Wege abgeirrt, und fährt fort: „Wir haben uns mit diesen Dingen nicht weiter zu befassen, weil sie ganz außerhalb des Erziehungsgebietes liegen", fällt aber sogleich in den alten Fehler zurück und führt die Entschuldigungsgründe der Jesuiten für ihre Duldung des Ahnenkultes an. Wir verweisen den Verfasser auf die Darstellungen von Dr. Bretschneider, Jenks, Favier und auf Duhr's Jesuitenfabeln,[1]) ferner auf Études, eine Zeitschrift der französischen Jesuiten, aus der er manches hätte lernen können. S. 205 wird der häßliche sinnliche Ton getadelt, in welchem die Jungfrau Maria gefeiert wurde, und die unablässigen Erörterungen über Keuschheit und Keuschheitssünden! (Diese Zusammensetzung ist jedenfalls gewagt und ebenso ungereimt als Tugendsünden.) Ein Eifern gegen die Verehrung der seligsten Jungfrau hätte S. einem Kohlschmidt oder Nippold überlassen können. Nun, trahit sua quemque voluptas, aber S. hätte sich doch an die Skandale der letzten Jahre und die abscheulichen Sünden erinnern müssen, in welche deutsche Gymnasiasten gefallen sind. Wir erinnern nur an Kreuznach, wo sicherlich die Marienverehrung und die Jesuitenmoral keinen Einfluß geübt haben.

Was S. 205 über die Congregationen bemerkt wird, verräth die geistige Befangenheit unseres Autors; die Bemerkung:

---

1) Die dritte umgearbeitete Auflage erschien 1899.

„Es läßt sich schon schwer begreifen, wie man einen Verein von Schülern unterer und mittlerer Klassen nach Mariä Geburt und der unbefleckten Empfängniß benennen kann", macht einen Katholiken lächeln. Wenn Sallwürk die Bedeutung und den Einfluß der Congregationen nicht begreifen konnte, war es seine Pflicht, nachzuforschen, was die Katholiken sich darunter denken. Wenn Baron C. Torresani, der um 1850 (?!) in dem Jesuitenpensionat Stella Matutina in Feldkirch Zögling war, die von Sallwürk citirten Sätze wirklich geschrieben hat, dann hat er seinen Lesern, man erlaube uns diesen Ausdruck, einen Bären aufgebunden. Die Sätze lauten: „Alles schien durch Suggestion zu geschehen; nie hörte man einen Befehl, nie sah man einen Wink. Aber welcher Gehorsam wurde jenen Anordnungen zu Theil!" Ein Gehorsam sonderbarer Art, der keine äußeren Ehrfurchtsbezeugungen, aber auch keine Widerrede, kein Zaudern, kein Mucksen kannte. Ein Eleve hatte sich über das incorrekte Benehmen eines Paters beklagt. „In der darauffolgenden Nacht sahen jene unter uns, die aus dieser oder jener Ursache den Schlafsaal vorübergehend verlassen mußten, den Pater in der eisigen Winterkälte auf den Steinstufen der Treppe knien (die Stelle hätte offenbar an Effekt gewonnen, wenn die Worte „im Bußhemde" eingeschaltet worden wären, das hätte an Canossa erinnert), an einer auffallenden, vom Vorgesetzten offenbar zu dem Zwecke gewählten Stelle, daß sich zur Strafe die Demüthigung gesellen solle." ... „Daß ein Pater einem Zögling, dem er Unrecht gethan, Abbitte leisten mußte, kam während meines Aufenthaltes nicht ein-, sondern zehnmal vor" (S. 205-6). Referent war auch in Feldkirch, kennt außerdem die Grundsätze und Praxis der Jesuiten so gründlich wie nur Einer und erklärt feierlich, daß die Jesuiten stets die Autorität des Lehrers oder Präfekten dem Zögling gegenüber aufrecht hielten, auch wenn die Ersteren Unrecht hatten und wegen ihrer Unklugheit versetzt werden mußten. Jeder Jesuitenzögling wird das bezeugen können. Wie ein gewiegter Pädagoge folgenden Satz schreiben konnte, ist uns unerklärlich: „Studium und Gebet, Schulakte, Komödien und Sodalitäten sorgten dafür, daß zu müssiger Träumerei und ordnungswidrigen Wünschen und Plänen nicht einmal Zeit übrig blieb." Wir meinen auf den langen Spaziergängen, während



der Zeit der Erholung nach den Mahlzeiten, denn nicht alle nahmen an den Spielen Theil, endlich während des stundenlangen Abendstudiums fand sich hinreichende Zeit für Träumereien und das Aushecken von Plänen, durch die Lehrer und Präfekte getäuscht werden sollten. Die mit Alumnaten verbundenen Uebelstände ließen sich auch in den Collegien der Jesuiten nicht vermeiden. Manche sonst ausgezeichnete Schüler, die später Jesuiten wurden, spielten ihren Präfekten schlimme Streiche nicht aus bösem Willen, sondern um ihnen zu zeigen, daß sie nicht alles sehen und entdecken könnten. Nachher theilten sie denselben wohl mit, was sie verbrochen hatten, ohne Strafe dafür fürchten zu müssen.

Fast auf jeder Seite finden sich unrichtige Bemerkungen, die meistens mit Pädagogik gar nichts zu thun haben. S. hat läuten hören, weiß aber in der Regel nicht, wo die Glocken hängen. Nur ein Beispiel. „Im 18. Jahrhundert entwickelte sich auch das pädagogische Interesse zu bedeutender Höhe und vom Standpunkt desselben mochte die Moral, welche die Jesuiten auch in den Schulen lehrten, besonders der Grundsatz des Probabilismus, der dazu anleitete, die sittliche Handlung nicht nach dem inneren Werth oder Unwerth zu beurtheilen, sondern nur nach der Möglichkeit, sie durch irgend ein Sophisma zu rechtfertigen, und noch mehr ihre sinnlichen Andachtsübungen, die fleischliche Religion, welche das Parlament von Aix ihnen vorwarf, so bedenklich erscheinen, daß die Forderung der Gesellschaft Jesu wenigstens die Erziehung der Jugend zu entziehen, gerechtfertigt war; aber eine objektive Geschichtschreibung muß gestehen, daß die Politik (!) die Veranlassung zur Unterdrückung der Jesuiten gegeben hat.“ S. 208. Daß die Periode monströs ist, ist wohl ihr geringster Fehler. Hätte sich S. die Bedeutung des Wortes Probabilismus klar gemacht — dann hätte er uns einen solchen Gallimathias nicht geboten. Die Stelle wimmelt von Begriffsverwirrungen, von historischen Unrichtigkeiten. In der Hoffnung, den Lesern durch eine gewisse Geistreichigkeit zu imponiren, sind eine Reihe von verstümmelten Citaten zusammengeschweißt und dem Leser dargeboten worden. Wäre es nicht besser gewesen, auf ein Handbuch der Kirchengeschichte zu verweisen, und die Geschichte der Aufhebung der Gesellschaft

Jesu zu übergehen? Die Helden der Aufklärung hatten übrigens durchaus kein zartes Gewissen. Positiv falsch sind folgende Sätze: „Isabella Rosella (!) aus Barcelona gründete die Töchter der Gesellschaft Jesu. Ignatius von Loyola leitete sie selbst" (S. 209). „Geistig verwandt mit den Jesuiten und Träger ihrer Gedanken nach der Auflösung der Gesellschaft sind die Redemptoristen, die Lazaristen und die Brüder vom hl. Geiste." Die Worte nach der Auflösung legen nahe, daß diese Congregationen nach 1773 gegründet worden seien, was keineswegs der Fall war. Da Lazaristen und Redemptoristen sich überhaupt mit Erziehung nicht befassen, sondern als Missionäre unter dem christlichen Landvolk und in auswärtigen Missionen einen Wirkungskreis gesucht und gefunden haben, durften sie hier gar nicht erwähnt werden. Wenn man folgenden Satz bei S. liest: „Dagegen waren die englischen Fräulein lange Genossinen der Jesuiten auf dem Gebiete der höheren Erziehung" (l. c.), sollte man meinen, die Worte seien bei S. nur da, um die Wahrheit zu verbergen. Daraus, daß einige Jesuiten der Gründerin nahe standen, Sympathie für die Congregation an den Tag legten, kann man auf eine offizielle Verbindung nicht schließen. Die englischen Fräulein waren und sind ebenso wenig Jesuitinen, als die Damen vom hl. Herzen Jesu, oder andere Nonnen, welche die Jesuiten zur Abhaltung der geistlichen Uebungen einladen.

Man wendet vielleicht ein, alle diese Abschweifungen und Irrthümer betreffen unwesentliche Punkte, die mit der Pädagogik nichts zu thun haben. Ganz richtig. Aber was veranlaßte den Verfasser, beständig von dem eigentlichen Gegenstand abzuschweifen und Ungehöriges hereinzuziehen? War der tiefere Grund nicht das Bewußtsein, daß er die Jesuitenschulen nicht kannte, von der pädagogischen Wirksamkeit der Jesuiten keine Ahnung hatte? Wir fürchten, Herr von Sallwürk ist, als er dieses Referat schrieb, bei dem Jenaer Professor Nippold in die Schule gegangen, und ist seinem Vorsatze, ja keines der Bücher, das ihn hätte belehren können, zu lesen, treu geblieben. Wie vieles hätte sich sagen lassen über die Schüler der Jesuiten, über deren Bemerkungen über ihre Lehrer. Sie waren nicht alle schmeichelhaft, aber ihre Urtheile waren jedenfalls beachtens-



werther als die von Protestanten, welche den Blinden gleichen, die über Farben sprechen. Die pädagogische Literatur der Jesuiten ist nicht gering, die von ihnen herausgegebenen Lehrbücher sind bedeutend und klären uns über ihre Ziele und die beim Unterricht befolgte Methode auf. Die Lehrer der Jesuiten waren ebensowenig gewohnt, „iurare in verba magistri“ wie unsere modernen Professoren, und wenn sich auch manches Veraltete nachschleppte, so hat man doch ihren Mangel an Originalität und Selbständigkeit gewaltig übertrieben. Die französischen Jesuiten haben die anderen Länder auf dem Gebiete der Pädagogik weit hinter sich gelassen. Sallwürk, der so viel über französische Erziehung geschrieben, hätte demnach die Schriften der Jesuiten Burnichon, Chérol, Cossat, Rochemouteix berücksichtigen müssen. Sie sind ihm fremd geblieben — ebenso die zum Theil sehr antijesuitischen Abhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften. Von den die deutschen Jesuitenschulen behandelnden Programmen sind die wenigsten angeführt, und die angeführten sind nicht benützt. Philosophie ist offenbar nicht Sallwürks starke Seite, ebensowenig Theologie. Nun, „Non possumus omnia omnes“. Aber es wäre doch geziemend gewesen, daß S. über Dinge, die er nicht versteht, sich der Bescheidenheit beflissen und sich aller Verdammungen enthalten hätte. Man fragt sich, wenn man manche Sätze liest: Hast du das aus dir selbst oder haben es andere dir mitgetheilt? Das Kirchenlexikon oder das Werk von Heimbucher hätte S. vor manchen Irrthümern bewahren können, aber weil er aus protestantischen Quellen geschöpft, weil er sich von Blinden leiten ließ, finden sich auf jeder Seite ganz unverzeihliche Fehler. Man spricht so häufig davon, der Culturkampf sei beendigt, man habe die Kampfgesetze und die Kampfeswaffen begraben und schäme sich des ehemaligen Streites. S. ist noch ein echter Culturkämpfer und versteigt sich zu folgender Stelle, die wahrlich eines Commentars nicht bedarf: „Für das neue deutsche Reich aber stellte das Erstarken der Gesellschaft eine ernste Gefahr dar. Während Deutschland sich zum Kriege mit Frankreich rüstete, der ihm die Kaiserkrone wieder brachte, legte Pius IX. den zu Rom versammelten Bischöfen das Dogma vom unfehlbaren Lehramt des Papstes vor. Wurde



diese Lehre angenommen, so war zu erwarten, daß die Jesuiten, welche die Proklamation derselben aufs eifrigste betrieben hatten, mit dem auf diese Weise erhöhten Papstthum selbst an Macht und Einfluß wachsen würden. Es waren aber Zeichen genug vorhanden, daß die Jesuiten die neue Ordnung der Dinge in Deutschland nicht mit günstigem Auge ansehen würden. So kam das Gesetz vom 4. Juli 1872 zu Stande, welches die Jesuiten und die ihnen verwandten religiösen Gesellschaften aus dem Reiche ausschließt" (S. 212—13). Was haben diese Sätze mit der Pädagogik zu thun?

Aus dem Gesagten geht hervor, daß man in dem Aufsatz über Jesnitenschulen sehr Vieles findet, das man gar nicht braucht; daß das wirklich Wichtige übergangen oder nur gestreift ist, wollen wir in den folgenden Zeilen darthun. Vor allem hätte eine Geschichte der Veränderungen und Wandlungen der Jesuitenschulen gegeben und kurz und bündig gesagt werden müssen, daß praktisch die Ratio studiorum bei Seite gesetzt sei, und durchaus nicht als Norm und Richtschnur gelte. In einigen Schulen der auswärtigen Missionen mag man noch manche Bestimmungen der Ratio, was den Stundenplan, die Auswahl der Autoren betrifft, festhalten; im Großen und Ganzen paßt man sich den in jedem Land bestehenden Studienordnungen an. Hätte Herr von Sallwürk im Einzelnen nachgewiesen, wie wenig einseitig die Jesuiten hierbei zu Werke gegangen sind, wie sie in einzelnen Fällen sogar zu viel nachgegeben, z. B. der Universität London gegenüber, dann würden wir ein richtiges Bild von dem Schulwesen der Jesuiten erhalten haben. Referent ist weit entfernt, alles was er gesehen hat, zu loben, aber er ist unparteiisch genug, auch das wirklich Gute hervorzuheben, und zwar vor allem den Ernst und die Liebe, mit dem man sich der Erziehung der Zöglinge widmet. Man kann sich, wenn man S.s Studie liest, des Eindruckes nicht erwehren, daß eine These bewiesen werden soll, und diese ist, daß das jesuitische Schulwesen veraltet ist und in die Rumpelkammer gehört, daß den Jesuiten die Fähigkeit und der gute Wille abgeht, sich zu der Höhe der modernen Pädagogik zu erschwingen. In der Theorie mag sich das alles sehr gut ausnehmen, in der Praxis liegt die Sache ganz anders. Weit entfernt von dem dem



General Ricci zugeschriebenen Ausspruch: Sint ut sunt aut non sint, haben die Jesuiten, und das paßt ganz zu ihrem Charakter, ihr subjektives Urtheil den Bedürfnissen der Zeit untergeordnet und wie so viele andere ihre Ideale, so gut es eben geht, zu verwirklichen gesucht. In Frankreich, in England, in den englischen Colonien, in dem Süden und Norden Amerikas, in Syrien (wir erinnern nur an die Universität Beirut) werden die Schüler von Inspektoren des Staates oder von einigen durch die oberste Schulbehörde ernannten Examinatoren geprüft. Der Lehrstoff, der Stundenplan, zum Theil auch die Lehrbücher sind vom Staate oder den Staatsuniversitäten vorgeschrieben, die Forderungen, die man stellt, sind vielfach so groß, daß der Lehrer, der glänzende Resultate erzielen will, mit seinen Schülern keine Allotria treiben kann. Die Collegien der Jesuiten tragen in allen diesen Ländern viele der höchsten Preise davon und verdanken diesen Erfolgen den Zudrang von Studenten aller Klassen und Confessionen. Wir erinnern hier nur an die Universitätscollegien Bombay, Calcutta, an die blühenden Lehranstalten der Jesuitenmissionen in halb civilisirten und barbarischen Ländern. Die Herren, welche die schönen Gebäude der Jesuiten in Deutschland, Frankreich inne haben, deren Gehalt zum Theil aus den eingezogenen Gütern der Jesuiten stammt, sollten doch die Uneigennützigkeit der Männer bewundern, die aus ihrem Eigenthum vertrieben, fremden Völkern nebst den Segnungen des Christenthums die Errungenschaften der modernen Cultur vermitteln. Englische und zum Theil französische Gelehrte sind zu vornehm, als daß sie sich in gehässigen Ausfällen und Bemängelungen alles Katholischen gefielen, nur die deutschen Protestanten können es nicht verschmerzen, wenn Jesuiten sich in der Wissenschaft auszeichnen, sie sähen es viel lieber, wenn sie die moderne Wissenschaft verfluchten.

Das wirklich Gute und Richtige an dem langen Artikel S.s ließe sich auf zwei bis drei Seiten zusammendrängen, alles Uebrige ist Geröll, in das man keine Ordnung bringen kann. Wenn man eine Pädagogik der Jesuiten schreiben wollte, so müßte man einige Collegien eingehend behandeln, und betreffs anderer einfach die Abweichungen namhaft machen. Man müßte



zeigen, daß die Jesuiten in Frankreich in manchen Punkten nachgaben, in denen die Deutschen starr an dem Althergebrachten festhielten, daß das Studium der Muttersprache an vielen Anstalten sehr eifrig betrieben wurde. So lesen wir, daß der berühmte Pädagoge Jouvancy sich über die Vernachlässigung des lateinischen Stils beklagte. Der Mißerfolg der Vertheidiger der Jesuiten gegenüber dem blendenden Stil Pascals bewog die Jesuiten, der Schriftstellerei in der Muttersprache größere Sorgfalt zuzuwenden. Wir erinnern nur an Männer wie Rapin, Bouhours, Daniel. Des Letzteren Widerlegung von Pascals „Lettres Provinciales" war übrigens nicht so unbedeutend, wie S. behauptet.

Ueber die von den Jesuiten geleiteten Universitäten werden nur einige allgemeine nichtssagende Bemerkungen gemacht, obgleich es gerade hier durchaus nicht an Vorarbeiten fehlt, Krones über Graz, Kink über Wien, Prantl über Ingolstadt-München. Auch über diesen Punkt verbreiten zahlreiche Aufsätze der Historisch-politischen Blätter, z. B. die von Ringseis viel Licht. Wir würden S. seine Parteilichkeit allenfalls verzeihen, wenn er sich wirklich Mühe gegeben, wenn er die Bemerkung der katholischen Kritiker von dem bekannten Buch von Merz berücksichtigt hätte. So manche protestantische Gelehrte sind so fest von der Unfehlbarkeit protestantischer Schriftsteller überzeugt, daß sie katholische Kritiker gar nicht lesen, und doch müssen diese ihre eigenen Angelegenheiten besser kennen als Fremde. Durch diesen Dünkel wird die Kluft zwischen den beiden Confessionen immer mehr erweitert, selbst die Wissenschaft ist kein neutrales Gebiet mehr, auf dem man zusammentreffen kann. Ein gehaltreicher unparteiischer Artikel über die Jesuitenerziehung konnte nur von einem Katholiken geschrieben werden. Eine Lobhudelei war nicht nothwendig, es genügte zu zeigen, daß sie ein Ideal gehabt, dasselbe zu verwirklichen suchten und zu einer Zeit, in der die katholischen Schulen darniederlagen, nach besten Kräften die Erziehung der Katholiken zu fördern suchten.

XX.

„Der Fall Kahl."

Daß der nach allen Seiten hin wohl vorberathene Gesetzentwurf über die Toleranz im Deutschen Reiche eine der härtesten Nüsse ist, die man dem landläufigen Liberalismus und dem intoleranten Theile des Protestantismus seit langer Zeit zu knacken gegeben hat, ist von allen Seiten anerkannt worden. Diejenigen, denen das friedliche Zusammenleben der Confessionen wirklich am Herzen liegt, haben ihre Anerkennung in Beifall ausgedrückt, wenngleich sie gegen einzelne Vorschläge oder Fassung derselben vielleicht Bedenken haben, und die anderen haben durch polternde oder ruhige Opposition, durch giftige Kampfartikel oder durch Verhöhnung der Antragsteller die obenerwähnte Thatsache anerkannt. Wenn man sich an die Zeitungsäußerungen aus der Zeit der Einbringung des Antrages erinnert, so kann man Dutzende von Stimmen für die verschiedenen Schattirungen der Freundschaft oder Feindschaft gegenüber dem Antrage namhaft machen.

Seit ungefähr einem Jahre macht sich eine, früher nur in bescheideneren Grenzen bemerkbar gewesene Bewegung geltend, im Deutschen Reiche die Katholiken zu verhetzen, sie zu beschimpfen, ihnen ihre Rechte vorzuenthalten, theilweise unter der Begründung, daß der Katholicismus culturfeindlich sei, theilweise ohne jegliche Begründung aus Freude

am Hasse gegen die katholischen Mitbürger. Jede Feststellung dieser Thatsache sieht der culturkämpferische Liberalismus, der evangelische Bund, der Gustav Adolf-Verein, die Socialdemokratie und manche andere als eine Kriegserklärung an, aus der sie dann sammt und sonders die Berechtigung herleiten, noch mächtiger auf die Katholiken einzuhauen, sie noch mehr zu verlästern und zu denunziren. A priori wird den Vertretern des katholischen Volkes die Fähigkeit abgesprochen, in objektiver Weise die berechtigten Anforderungen des Staates mit ihrer katholischen Ueberzeugung in Einklang zu bringen. In jeder Maßnahme, in jedem von katholischer Seite ausgehenden Vorschlage von allgemeiner Bedeutung wird ein für den „Kuhhandel“ geeigneter Gegenstand erblickt. Die Herren sind stets auf der Hut, daß sie nicht von der „jesuitischen Schläue“ der katholischen Volksvertreter über den Löffel barbirt werden. Diese, alle Beziehungen vergiftenden Verdachtsmomente entspringen zum Theile den liberalen Instinkten, zum Theile dem schlechten Gewissen, hervorgegangen aus der langen Mißhandlung der Katholiken in den 70er und 80er Jahren. Rechnet man den täglich zum Ausdrucke kommenden tiefen Ingrimm hinzu darüber, daß die Katholiken bei der Entscheidung aller Reichsangelegenheiten das Zünglein an der Wage bilden, so hat man das treue Abbild der Stimmung der katholikenfeindlichen Kreise. Es kann keine Rede davon sein, daß man die Katholiken einmal in den Vollgenuß der staatsbürgerlichen Rechte setze, mit ihnen zehn Jahre unter diesen Bedingungen zusammenlebe, um zu erproben, ob sie den richtigen Gebrauch von ihren Rechten machen! Nein! Das weiß man alles vorher schon besser, man hat sich die schädlichen Folgen theoretisch construirt, ohne sich der groben, logischen Schnitzer dieser Construktion auch nur bewußt zu werden. Die Katholiken sind und bleiben das Karnickel, eine Thatsache, die im liberalen Katechismus an erster Stelle in durchschossener, fetter Schrift verzeichnet steht.

Kann man sich darum wundern, wenn der sogenannte Toleranzantrag der katholischen Volksvertreter von einigen ganz, von anderen zum Theil als tückische Hinterlist zur Knechtung des Staates bezeichnet wird? Auch in diesem Falle müssen Schlagworte aushelfen, wo Thatsachen fehlen, um eine, wenn auch noch so fadenscheinige Begründung herstellen zu können. Recht erheblichen Erfolg versprechen sich unsere Gegner von der neuesten Entdeckung, daß es einen religiösen und einen politischen Katholicismus gebe. Als Urbild dessen, der nur aus politischen, ehrgeizigen und selbstsüchtigen Motiven für die Rechte der Kirche eingetreten sei, wird Ludwig Windthorst hingestellt. Wenn irgend etwas auf die Katholiken keinen Eindruck macht, so ist es diese freche Verhöhnung des großen Todten, der bei den verschiedensten Gelegenheiten bewiesen hat, daß er die glänzendsten Anerbietungen in den Wind geschlagen hat, um für die Kirche in bescheidener Lebenshaltung, aber völliger Unabhängigkeit weiter kämpfen zu können. Und wenn nicht mißverstandener Uebereifer den schriftlichen Nachlaß Windthorsts vernichtet hätte, so könnte man aus seinen Papieren die schlagendsten Belege dafür vor die Oeffentlichkeit bringen. Aber wenn auch die schriftlichen Zeugen hierfür, soweit sie in Windthorsts Archiv beruhten, leider unwiederbringlich verloren sind, so gibt es noch eine solche Zahl von lebenden Zeugen für seine geradezu heroische Uneigennützigkeit, daß alle Verläumdungen der Gegner diese Thatsache nicht aus der Welt schaffen können.

Die Construktion eines Unterschiedes zwischen religiösem und politischem Katholicismus hat allerlei Vertreter, theils sind sie unter den Katholiken, theils unter den Akatholiken zu suchen. Ihren Traditionen getreu marschiren die Allg. Zeitung, die National-Zeitung, die Augsburger Abendzeitung und andere hierbei an der Spitze. Die Antwort auf diese thörichte Construktion erfolgte prompt. In der Germania[1])

1) Nr. 3 vom 4. Januar 1902.

lesen wir an die Adresse der Allgemeinen Zeitung gerichtet, das Folgende:

„Zugleich aber erlauben wir uns, da sie nun einmal zwischen ‚religiösem' und ‚politischem' Katholicismus streng zu unterscheiden beliebt, an sie die Frage zu richten, ob nicht auch sie im praktischen Leben, welches ja die beste Lehrmeisterin ist, die Erfahrung gemacht hat, daß diejenigen Katholiken, welche dem angeblichen politischen Katholicismus fernstehen, durchweg — Ausnahmen mag es ja immer geben — mit dem religiösen Katholicismus aus diesem oder jenem Grunde schon vorher gebrochen haben? Nach unserer Erfahrung geberden sich solche ‚ehemalige Katholiken' dann als die ingrimmigsten Gegner der katholischen Kirche, indem sie den ‚politischen' Katholicismus lediglich als Deckadresse für ihre Angriffe gebrauchen."

Und auf die Besprechung eines Abrüstungsartikels aus der Feder eines angeblichen katholischen Priesters, sendet ein Mitarbeiter der Kölnischen Volkszeitung[1]) dem Blatte die nachfolgenden Erwägungen:

„Friedensglocken. Beim Lesen des Artikels in Nr. 1136 wird man unwillkürlich an das Urtheil erinnert, welches das Makkabäerbuch fällt über die auf den Ruhm Judas und seiner Brüder eifersüchtigen Juden: ‚Aber sie waren nicht vom Geschlechte jener Männer, durch welche Rettung in Israel bewirkt wurde'. (I Makkab. 5. 65.) Nein, Leute wie dieser ‚katholische Priester' sind nicht aus dem Holze geschnitzt, das wir nöthig haben. Sein Vorschlag der katholischen Abrüstung ist ungefähr so weise, als wenn Deutschlands Heerführer sagten: Ja, im französischen Kriege war die Existenz unseres Heeres eine traurige Nothwendigkeit, aber nach dieser kurzen Episode brauchen wir uns nicht weiter gerüstet zu halten. Was für eine Freude gäbe das jenseits der Vogesen! Ist denn der ‚katholische Priester' wirklich so naiv, zu glauben, daß man dem Katholicismus in der That wohl wolle? Sieht

1) Nr. 1146 vom 24. December 1901.

er nicht ein, daß man ihm genau so viel Luft zu athmen läßt, als ihm durch die politische Machtstellung des Centrums erzwungen wird? Wollte der Herr etwas Geschichte studiren und die Tagesereignisse auch in anderen als liberalen Blättern verfolgen, so würde er Dinge erfahren, die ihm seine Zeitungen wohlweislich verschweigen. Solche — gelinde gesagt — gutmüthige Menschen sind wirklich nicht berufen, die Windthorst, Schorlemer, Franckenstein, Reichensperger als Führer und Rathgeber abzulösen. Er ist nicht vom Geschlechte jener Männer, durch die Rettung in Israel bewirkt wurde. Nun, die deutschen Katholiken sind zu sehr durch reichliche traurige Erfahrung gewitzigt, als daß diese Stimme des Rufenden bei ihnen ein Echo weckt. Mein Amt führt mich häufig in Kreise, die der katholischen Kirche wahrlich nicht günstig gesinnt sind, die aber durch Erziehung und Verhältnisse trotz allen Vorurtheilen ein gewisses natürliches Rechtlichkeitsgefühl sich gewahrt haben. Wie oft hörte ich das Wort. ‚Sie wissen, ich bin mit Leib und Seele Protestant, aber wie man gegen die katholische Kirche vorgeht, ist nicht mein Geschmack'. Oder: ‚Sie wissen, ich bin nicht katholisch, aber die Kraft und die Consequenz, mit der die katholische Kirche ihren Standpunkt vertheidigt, ist großartig'. Der ‚katholische Priester' freilich würde dann antworten: Aber, mein Herr, das ist ja alles nur eine künstlich geschürte Unwahrheit, man behandelt uns ja sehr wohlwollend. Ich kenne den Herrn nicht, und will ihm also gerne mildernde Umstände bewilligen. Die sind aber ausschließlich in seiner merkwürdigen Gutmüthigkeit zu suchen. Sonst müßten wir in ihm einen Mann sehen, der bewußt Zwietracht säet in dem von allen Seiten angegriffenen katholischen Volk. Wir haben keine Zeit, uns untereinander zu bekämpfen, der Feind steht vor allen Thoren. Die Israeliten, die unberufenen Führern gefolgt waren, ‚wurden in die Flucht geschlagen . . . das Volk wurde sehr zerstreut . . . die Männer Judas dagegen wurden sehr gerühmt bei ganz Israel und bei allen Völkern, wo man von ihrem Namen hörte, und man sammelte sich bei ihnen und pries sie mit Glück zu!'"

Vollends beherrscht vom furor anticatholicus ist Professor A. von Kirchenheim in Heidelberg; mit dankenswerther



Offenheit und bemerkenswerther Frechheit richtet derselbe einen Ruf an den Kaiser, sich auf sich selbst und seinen Beruf zu besinnen und einzig und allein als Protestant zu handeln und zu denken und seine katholischen Unterthanen in Preußen zu mißhandeln und vor den Kopf zu stoßen, wo er nur könne. Diese höchst bemerkenswerthe Auslassung mag die Allgemeine Zeitung nachlesen[1]) und dann mit ihrem Gerede vergleichen. Hier eine Probe der Prosa dieses Kirchenrechtslehrers:

„Man hat das deutsch-evangelische Wesen richtig gekennzeichnet: der Deutsche ist mehr Protestant wie kirchlich — darum die Feindschaft gegen Rom und alles römische Wesen. Dem muß Rechnung getragen werden. Thun unsere Fürsten das nicht, so ist ihre Stellung in der Kirche gänzlich dahin. Unser Kaiser ist nach seinen Reden ein evangelischer Christ; aber als deutscher Kaiser muß er, wie man sagt, ‚paritätisch‘ sein. Das übersteigt jedoch das Menschenmögliche, und einen ‚paritätischen‘ summus episcopus einer Kirche kann es doch überhaupt nicht geben! Morgens eine evangelische Kirche einweihen und ein protestantisches Zeugniß ablegen und nachmittags, beeinflußt durch ganz andere als evangelische Rathschläge, den krassen Aberglauben der Papisten durch eine großartige Schenkung unterstützen, wie es am 31. Oktober 1898 geschah, oder ein Gesetz, wie das über Rückgabe der Sperrgelder vom 24. Juni 1891 unterzeichnen, oder auch in Bezug auf China und evangelische Mission den Einflüsterungen der ‚vaterlandslosen Gesellen‘, wie Anzer u. Gen., das Ohr leihen, oder einem Feinde seiner Kirche, wie Windthorst, einen Kranz spenden — das mag alles ‚politisch‘ sein (dies geht uns hier nichts an), ein summus ‚episcopus‘ darf das nicht, er verletzt dadurch das sittliche Gefühl seiner treuesten Unterthanen. Und gerade für den König von Preußen wird es darauf ankommen, den richtigen

1) Nr. 3 der deutschen evangelischen Kirchenzeitung; vergl. dazu Kölnische Volkszeitung Nr. 68 vom 23. Januar 1902: Neue antikatholische Fanfaren.

Weg zu finden, wenn er das Lebensziel, das er in der Gothaer Rede genannt, erreichen will. Wir glauben, es wird ihm besonders schwer werden, und möchten, da hieran alles liegt, mit Geibel ihm zurufen: ‚Noch einen Sieg, den allerschwersten, der Sieger überwinde sich‘, und das Suum cuique für die evangelische Kirche fordern! ‚Säumst Du, bricht über Nacht zusammen das ganze Werk sammt Thor und Thurm‘. Kirchen überdauern Staaten und Geschlechter. Auch die evangelische Kirche steht nicht auf Fürsten, vom Weibe geboren. Wir würden es beklagen, wenn wir in dieser Einigungsfrage nicht mit unseren Fürsten gehen könnten — wir sehen also die einzige Möglichkeit darin, daß sie ihre Aufgabe richtig auffassen, ähnlich, nicht genau, wie Friedrich Wilhelm IV., und sie erkennen, wie ihre Gewalt die eines praecipuum membrum ecclesiae, das Wort ‚Summepiskopat‘ eine Phrase, ein Anachronismus ist. Wir sind der Ansicht, daß freilich die moderne Entwicklung auf reinliche Scheidung hindrängt, und möchten Sr. Majestät dem Kaiser die Lektüre des von Seiner Erlauchten Mutter übersetzten Buches von Minghetti Stato e chiesa ehrerbietigst ans Herz legen.“

Mehr Offenheit kann das preußische Blatt in München unmöglich verlangen. Die vorstehend angeführten Aeußerungen des Heidelberger Canonisten bilden auch eine passende Einleitung zum „Falle Kahl“. Von Kirchenheim und Kahl sind in allen Beziehungen Antipoden, nur auf dem Gebiete der Katholikenhetze finden sie sich brüderlich zusammen, wie oben richtig bemerkt.

Die Allgemeine Zeitung[1]) ist ganz entsetzt darüber, daß sich auch katholische Blätter mit der Kaiserrede von Gotha befassen, und fragt ganz entrüstet: „Was geht eine solche Einigung innerhalb der evangelischen Kirchen in aller Welt die katholische Kirche, den ‚religiösen Katholicismus‘ an? Nichts! Kein gläubiger Katholik kann sich durch die Gothaer Rede bedrückt fühlen; dagegen, das

1) Nr. 2 vom 2. Januar 1902.

geben wir gerne zu, mag sie dem ‚politischen Katholicismus‘ und den ultramontanen Klopffechtern unwillkommen sein, die gerade in jenem Organ, das so albern sich jetzt ausläßt [1]), seit Jahren unausgesetzt die Uneinigkeit in den evangelischen Kirchen als stärkstes Argument für ihre Maulwurfsarbeit benutzt und Protestanten gegen Protestanten zu hetzen versucht haben. Wir begrüßen daher diese Wirkung der Gothaer Rede; sie hat ein seit dem Straßburger Telegramm noch offenes unerfreuliches Conto im nationalen Hauptbuch beglichen, ehe das alte Jahr zu Ende gegangen ist.“

Zunächst ist es erstaunlich, daß das preußische Blatt in Bayern sich in so respektswidriger Weise über den Kaiser und seine Handlungen ausspricht. Das gibt einen werthvollen Zug für das Charakterbild der Allgemeinen Zeitung, auf den wir nicht näher eingehen wollen. Die Antwort jedoch auf die Frage nach dem Interesse der Katholiken an der Gothaer Kaiserrede möge der Reichsbote [2]) dem Blatte ertheilen. In einem Aufsatze, überschrieben „Kirchliche Einigungsbestrebungen“, wird neben vielem verwaschenem Zeug auch Folgendes gesagt:

„Wenn man die Frage stellt: Was denn eine solche Einheitsformation für Obliegenheiten haben soll, und man da hört, daß es die Vertretung Rom gegenüber, das Eintreten für die evangelische Diaspora im Auslande, in den Colonien und die Mission sein soll, und sich das nun näher ansieht und fragt, was die Einheitsformation nach allen diesen Seiten hin wird thatsächlich leisten können, da ihr keine Geldmittel für Missions- und Diaspora-Wirksamkeit und keine Institute zur Heranbildung persönlicher Kräfte zur Verfügung stehen, und endlich was mit behördlichen Kundgebungen dem römischen Uebermuth, der sich in den freien

1) Gemeint ist die Kölnische Volkszeitung.

2) Nr. 10 vom 12. Januar 1902.



Versammlungen und in der Thätigkeit einzelner Priester kund thut, erreicht werden kann, so wird man die Hoffnungen, welche sich in der Theorie schön ausnehmen, sehr herabstimmen müssen Wir sehen das ja an unseren jetzigen Behörden, die tausend Rücksichten zu nehmen haben, und eine solche Centralbehörde würde päpstlichen Uebergriffen gegenüber erst recht eine schwere Stellung haben, da sie ja nur auf die Vermittlung der politischen Instanzen angewiesen ist. Die Einwirkung der Presse, der freien Vereine, Versammlungen und Synoden leistet hier mehr, als die Behörden vermögen. Hier thue man, was man kann: pflege und stärke den gläubigen evangelischen Geist und die Einigkeit, der jede unionistische Tendenz fernliegt, sondern nur auf kirchliche, sittliche Kräftigung des Volkslebens gegenüber dem Unglauben und Aberglauben bedacht ist, dann wird man eine lebendige kräftige Einheit erreichen."

Die Pastoren des Reichsboten gehören auf diesem Gebiete sehr zu den Wissenden, mehr wie die rationalistische Allgemeine Zeitung. Dem Kaiser wird der Gedanke, die geeinigten Protestanten als Sturmbock gegen Rom zu benützen, unter den heutigen Verhältnissen völlig fern gelegen haben. Aber wäre die Einigung da, so würde sie, auch gegen die Willensmeinung des Kaisers, als Hauptaufgabe den Kampf gegen „den römischen Uebermuth" und die „päpstlichen Uebergriffe" betrachten. Daraus könnte sogar die Allgemeine Zeitung merken, welches Interesse sowohl der „religiöse" wie der „politische Katholicismus" an einer solchen Kundgebung haben muß.

Alles in Allem genommen ist es mit dem Märchen vom friedlichen religiösen und kampflustigen politischen Katholicismus nichts, wenn man von einigen Einspännern absieht, die keinerlei nachhaltige Einwirkung auf den Gang der Verhältnisse gehabt haben und haben werden. Daran ändern auch die weisen Sprüche der Berliner Neuesten Nachrichten[1]) nichts, gar nichts.

1) Nr. 603 vom 25. December 1901.



Der verruchte „politische Katholicismus“ hat also den Plan des Toleranzantrages ausgeheckt, der den Herren solche Zahnschmerzen verursacht. Und das Allerschlimmste bei der Sache ist, daß der erste Theil des Antrages Dinge enthält, die auch ein waschechter Liberaler, die sogar die National-Zeitung als berechtigte Klagen des katholischen Volkstheils anerkennen muß. Dieses Eingeständniß ist sehr bitter, und es zu machen, hat die Herren eine unsägliche Mühe gekostet. Gemacht hätten sie es aber nicht, wenn der „politische“ Katholicismus sich nicht zu der Machtstellung emporgeschwungen hätte, daß sie zu dem Bekenntnisse aus materiellen Interessen (Zolltarif, Kanalvorlage 2c.) gezwungen worden wären.

Zum Toleranzantrage selbst ist kurz zu bemerken, daß derselbe am 23. November 1900 eingebracht wurde, aus zwei Abschnitten (Religionsfreiheit der Reichsangehörigen, Religionsfreiheit der Religionsgemeinschaften) besteht, von denen der erste durchberathen wurde und demnächst aus der Commission an den Reichstag gelangen wird. Der zweite Theil wurde im April 1901 vorläufig zurückgezogen, um die rasche Erledigung des ersten Abschnittes zu ermöglichen. Ueber die parlamentarischen Vorgänge und über die Bedeutung des ganzen Antrages vom staatlichen und protestantischen Gesichtspunkte aus hat sich ein angesehener Jurist der Universität Berlin, Professor Dr. Wilhelm Kahl, in den Deutsch-evangelischen Blättern in umfangreicherer Weise ausgelassen.[1]) Der Inhalt seines Aufsatzes gliedert sich in folgender Weise: 1. Allgemeines Seite 3—11; 2. Text des Antrags und der Commissionsbeschlüsse S. 11—13; 3. Maßstab der Kritik S. 13—26;

1) Heft 1, 1901. Als Sonderabdruck aus dieser Zeitschrift erschienen unter dem Titel: Die Bedeutung des Toleranzantrages für Staat und evangelische Kirche. Halle, Eugen Strien 1902, 45 Seiten.



4. Die Religionsfreiheit der Reichsangehörigen S. 26—33;
5. Die Religionsfreiheit der Religionsgemeinschaften S. 33—45.

Principiell müssen gleich von vorneherein zwei Punkte hervorgehoben werden: Zunächst verkennt der Verfasser — ob absichtlich oder unabsichtlich, braucht hier nicht erörtert zu werden — die Beweggründe, die zur Stellung des Antrages führten. Er kennzeichnet denselben als einen Ausfluß des „politischen" Katholicismus und stempelt ihn damit zu einem solchen, bei dem nur politische Machtgelüste des Centrums zum Ausdruck kommen. Indirekt erhebt er damit den Vorwurf, daß es sich um ein Tausch- oder Handelsobjekt auf dem politischen Markte handle. Ein Eindringen in das wahre Wesen des Antrages und der Verhältnisse, die seine Einbringung zur zwingenden Nothwendigkeit machten, ist damit vollständig versperrt worden. In zweiter Linie wird durch den Titel der Schrift angedeutet, daß die Bedürfnisse des katholischen Volkes lediglich unter dem Gesichtswinkel der staatlichen Machtansprüche und Uebergriffe, sowie der protestantischen Interessen zu prüfen seien, unbekümmert darum, ob die verfassungsmäßig ausgesprochene Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze dabei zu Schaden kommt oder nicht. Durch dieses doppelte Vorgehen wird die fast durchweg in ruhigem Tone geschriebene Arbeit von vorneherein zur Tendenzschrift in dem Sinne, daß eine objektive Würdigung aller einschlägigen Verhältnisse vom Verfasser ausgeschlossen wird. Daß einem solchen Standpunkte entsprechend die Ergebnisse der Untersuchung ausfallen müssen, darf nicht weiter Wunder nehmen. Wir haben hier das Beispiel eines merkwürdigen Dualismus. Als Jurist macht Kahl hie und da Anläufe zu unbefangener Würdigung und als Ministerialreferent für Angelegenheiten der evangelischen Kirche unterdrückt er diese Versuche wissenschaftlichen Vorgehens im Interesse des Protestantismus. Von „voraussetzungsloser" Forschung kann hier in keiner Form die Rede sein; es wird vielmehr ein

erwünschtes Ergebniß auch thatsächlich erreicht, indem ein bestimmter, einseitiger Standpunkt gewählt wurde, von dem aus die Sachlage überschaut wurde. Demgegenüber kann es keinerlei Eindruck machen, wenn der Verfasser einleitend bemerkt, daß er erst nach Jahresfrist an die Untersuchung herantrete, da er dann „der Sache freier und wissenschaftlicher“ gegenüberstehe, wie wenn er mitten in der Erregung das Wort ergriffen hätte. „Ohne alle Leidenschaft und Erregung“ will Kahl den Antrag untersuchen, dabei jedoch „mit allem Nachdruck und Ernst wahr und klar die Dinge bei dem Namen“ nennen, den sie verdienen.

Daß Rechtsfragen für die katholische Kirche von höchster Bedeutung, für den Protestantismus Fragen zweiten und dritten Ranges seien, stellt der Verfasser fest, um dann zu sagen: „Darum allein gewinnen wir den vollkommenen Gleichmuth und die besonnene Ruhe des Urtheils gegenüber dem anmaßlichen Vorstoß, welchen der politische Katholicismus in Deutschland mit dem sogenannten Toleranzantrag unternommen hat.“ Als Anläße und Beweggründe gelten ihm „gewisse katholische Religionsbeschwerden und die Religionsfreiheit in den Schutzgebieten. Durch jene sollte die Stellung des Antrages überhaupt, durch diese die gegenwärtige Antragsstellung gerechtfertigt werden. Wegen Religionsverletzung wurden namentlich Sachsen, Mecklenburg, Braunschweig, nebenbei aber auch Koburg, Sondershausen, Reuß j. L. angeklagt.“ Einzelne der Beschwerden seien mittlerweile abgestellt worden und „der Rest kann es nimmermehr begründen, daß eine das Verhältniß von Staat und Kirche in der Tiefe ergreifende und principiell umgestaltende reichsgesetzliche Aktion in Scene gesetzt werde.“

Auf Seite 8 oben stehen so unglaublich unlogische Dinge, daß man sich erstaunt fragt, wie ein ordentlicher Professor



der Jurisprudenz, der ein nicht unerhebliches Ansehen genießt, solchen Unsinn hat schreiben können. Seit wann erkennt der protestantische Prediger einen Katholiken nicht als Ketzer an? Das ist sogar seine Pflicht, wenn er ehrlich von der Wahrheit seiner Religion überzeugt ist; denn die Wahrheit kann nur eine sein. Und der katholische Klerus wird unduldsam genannt, wenn er die andersgläubigen als Ketzer und Schismatiker bezeichnet! Die dogmatische Intoleranz, die mit der modernen bürgerlichen nichts zu schaffen hat, ist ein Hauptmerkmal einer von der Wahrheit ihrer Lehren überzeugten Kirche, und wer diese nicht fordert, erkennt der betreffenden Gemeinschaft selbstverständlich jede Existenzberechtigung ab. Das ist eine Binsenwahrheit, die man nicht zu beweisen braucht. „Angesichts dieses alles klingt ein Centrumsantrag auf Toleranzfreiheit wie Anmaßung und Selbstverhöhnung." Der Verfasser mag sich darüber beruhigen; die 101 Antragsteller sind keine solchen Dummköpfe, daß sie ihre ganze Stellung aufs Spiel setzen, indem sie sich selbst verhöhnen. Und wäre es so, würde das katholische Volk solchen Vertretern sehr bald den Stuhl vor die Thüre setzen.

Der Antrag des Centrums „berauscht sich förmlich mit dem Angebot von Duldung und Freiheit." Die Ablehnung des Haupttheiles des Antrages ist gefordert „durch seinen gewaltsamen Einbruch in unser organisch geordnetes Gesammtverhältniß von Staat und Kirche, welches dadurch zerstört wird, daß mit einem wahrhaft raffinirten Eklekticismus, theils offen, theils verhüllt, das dem politischen Katholicismus Vortheilhafteste aus allen nur möglichen Verhältnißformen von Staat und Kirche zusammengetragen ist. Dieser Unfug muß methodisch aufgedeckt werden." Und wie unternimmt Kahl diese „Abrechnung"? Indem er „die heutigen Bagatell-Religionsbeschwerden des Centrums" zum kleinsten Theile anerkennt und den Rest lächerlich macht. „Der ungefähre Ruhepunkt" auf der universalgeschichtlichen

Entwicklungslinie des Verhältnisses von Staat und Kirche darf beileibe nicht gestört werden. Irgendwelche verbessernde, fortschreitende Tendenz ihrer Ausbildung muß unmöglich gemacht werden, damit den Katholiken im Reich nur ja nicht ihr volles Recht werde.

Eine Thorheit allererster Ordnung ist ausgesprochen in dem Gedanken, daß das Ziel der Entwicklung bei den Antragstellern die volle Wiederherstellung aller mittelalterlichen Verhältnisse zwischen Kirche und Staat sei. Glaubt denn Kahl, daß wir Katholiken so unglaublich dumm seien, um einem solchen Phantom nachzujagen? Glaubt er, daß wir es auch nur für wünschenswerth halten, die sämmtlichen einschlägigen Verhältnisse des Mittelalters in eine diesen Institutionen völlig fremde Cultur hineinzusetzen? Er mag sich darüber Raths erholen in dem Buche von Ehrhard über den Katholicismus im zwanzigsten Jahrhundert. Warum spricht aber Kahl solche Dinge aus? Lediglich, weil er eine Grundlage für Erörterungen braucht, die er sonst nicht machen könnte. Leo's XIII. Rundschreiben über den christlichen Staat hat Kahl augenscheinlich nicht verstanden, die Tragweite seiner Aufstellungen nach keiner Richtung hin übersehen und sowohl den Zusammenhang mit, wie die Loslösung von den Ideen der mittelalterlichen Vergangenheit nicht zu begreifen vermocht. Freilich Leo's Aktenstücke wollen studirt, nicht blos gelesen sein. Einen Commentar zu diesem Rundschreiben von weltgeschichtlicher Bedeutung hat der Verfasser auf keinen Fall eingesehen, sonst wäre es ganz ausgeschlossen, daß er zu solch thörichten Behauptungen käme.

Mit einer weiteren Fiktion arbeitet Kahl, um zu den ihm genehmen Resultaten zu kommen. Die theoretische Gleichstellung der Confessionen dem paritätischen Staate gegenüber gilt ihm auch als in der Praxis schon längst bestehend. Darauf baut er dann weiter, um sich und seine Leser irre zu führen. Ist nicht die unglaubliche Differenzirung in der



Behandlung der Confessionen in weiten Kreisen des deutschen Reiches, Preußen eingeschlossen, ein Hauptbeweggrund für Einbringung des Antrages gewesen? Wir wären recht von Herzen zufrieden, wenn wir in Deutschland überall genau so behandelt und bevorzugt würden, wie es die Protestanten werden. Die Nichteinhaltung feierlich stipulirter Abmachungen der Concordate in vermögensrechtlicher Beziehung lastet auch schwer auf uns. Demgegenüber spricht Kahl von „der Gewährung unmittelbarer Staatshilfe durch Zuwendung vermögensrechtlicher Vortheile.“ Ist das nicht eine Verhöhnung in optima forma? Wir stünden ganz anders da, wenn die Staaten ihr Wort gehalten hätten und zum Theil wiederersetzt hätten, was sie an Kirchengütern geraubt haben.

„Die Thatsache des landesherrlichen Kirchenregimentes über die evangelische Kirche“ als Faktor einstellen, wenn es sich um die Untersuchung der Parität handelt, ist ein „wissenschaftliches“ Vorgehen Kahls, das auf das Schärfste gebrandmarkt werden muß. Auf der einen Seite heißt es „paritätischer Staat“, wenn es zur Unterdrückung der katholischen Kirche paßt, und auf der anderen Seite gilt die obige Phrase als juristisch-wissenschaftlicher Grund, um wahre Parität zu verweigern! Nein, so einfältig sind wir nicht, daß wir uns mit solchen Dingen abfinden lassen. Wenn wahre Parität dem innerkirchlichen Leben des Protestantismus und seiner äußeren Stellung Abbruch thut, so sollte das für einen Juristen kein Grund sein, den von ihm angerufenen Grundsatz der wahren Parität nach Belieben wieder umzustoßen oder umzudeuten, bis daß er in seine Construktion paßt.

Daß der Staat „die Selbständigkeit der Kirchen auf ihrem inneren und eigenen Lebensgebiete gewissenhaft respektirt,“ ist eine völlig beweislose und unbeweisbare Behauptung, soweit die katholische Kirche in Frage kommt. Zu diesem „inneren und eigenen Lebensgebiete“ gehören die Orden und ihre freie Entfaltung, gehört die kirchliche Erneuerung der Gläubigen durch regelmäßige Missionen, gehört

der freie, unbehinderte Religionsunterricht in der von der Kirche vorgeschriebenen und verlangten Form, gehören viele andere Sachen, in die der Staat sich mit grenzenloser Willkür einmischt. Diese Einmischungen in das innerkirchliche Gebiet leugnet Kahl und erklärt es für „die besondere Aufgabe der Gegenwart", „einen klaren Boden der Kirchenpolitik zu gewinnen und festzuhalten. Die Principienlosigkeit ist eine der Krankheitsbedingungen der kirchenpolitischen Lage der Zeit." Die Gesammtausführungen Kahls lassen deutlich erkennen, daß er diesen klaren Boden gewinnen will, indem er die Aufsicht des Staates über und die Einmischung derselben in die katholischen Kirchenangelegenheiten erweitern und verstärken will. Darin erblickt er den „gesuchten Maßstab der Kritik" für den Toleranzantrag.

Seine Beurtheilung des ersten Theiles des Toleranzantrages faßt er dahin zusammen, daß „der Inhalt der Paragraphen

1 (volle Freiheit des religiösen Bekenntnisses und der Vereinigung zu Religionsgemeinschaften),

2b (kein Zwang zu Religionsunterricht und Gottesdienst einer anderen Religionsgemeinschaft gegen den Willen der Eltern rc.),

3 (Feststellung der Art des Austrittes aus einer Religionsgemeinschaft),

4 (Freiheit von Leistungen gegenüber der Religionsgemeinschaft, die man durch gesetzliche Austrittserklärung verlassen hat), und

4a (dasselbe tritt nicht ein, wenn gemeinschaftlicher Genuß oder ein besonderes Rechtsverhältniß besteht)

der Zuständigkeit und weiteren Entwicklung des Landrechts zu überlassen, und daß der Inhalt der Paragraphen

2 (Bestimmung des religiösen Bekenntnisses der Kinder durch die Eltern),

2a (in Ermangelung elterlicher Bestimmungen treten diejenigen des B.G.B. ein), und

2c (Selbstbestimmung des Kindes nach beendetem 14. Jahre) der reichsgesetzlichen Regelung in Verbindung mit einer künftigen Revision des B.G.B. zu überweisen sei."

„Ich würde deshalb glauben, die §§ 2, 2a und 2c seien durch eine entsprechende Resolution, die übrigen Anträge durch Ablehnung zu erledigen. Eventuell, d. h. wenn Reichsregierung und Reichstag geneigt wären, einen brauchbaren Kern aus dem Toleranzantrag unter allen Umständen schon jetzt gesetzgeberisch zu gestalten, könnte wohl erwogen werden, ob nicht der principiell annehmbare § 1 herauszugreifen sei. Dann aber würde es das einzig Richtige sein, ihn mit dem Reichsgesetz vom 3. Juli 1869 zu einem religiösen Reichsgrundgesetze zu verbinden. Denn es ist derselbe geschlossene Gedankenkreis, wie in Art. 12 der Preußischen Verfassung. Die oben erörterten Bedenken blieben auch dann noch immer bestehen. Eine sorgfältige Ausführungsgesetzgebung müßte sie zu überwinden suchen. Dagegen bleibt die Verquickung mit dem Gebiete der religiösen Kindererziehung unannehmbar, heute und immerdar."

Auf diesem engherzigen Standpunkt stehend, nimmt Kahl für sich in Anspruch, „der Sache freier und wissenschaftlicher gegenüber" zu stehen. Die Wissenschaft hat mit seinen Ausführungen gar nichts zu thun. Sein höchst einseitiger historischer Ausflug ins Mittelalter ist Tendenzschriftstellerei, und seine „Freiheit" in der Beurtheilung deckt sich völlig mit absoluter Gebundenheit im evangelischen und im Staatsinteresse. Eine objektive Würdigung der für die Entwicklung des Katholicismus in Deutschland nothwendigen Lebensbedingungen kann Kahl deswegen nicht unternehmen, weil er bestimmte geschichtliche Wahrnehmungen, die in den

Zeitverhältnissen ihren Grund hatten, mit dem Wesen des Katholicismus theils absichtlich, theils aus Unkenntniß verwechselt. Es ergibt sich daraus, daß Kahl über Dinge sich äußert, die er nur mangelhaft kennt, eine Thatsache, die man bei allen Protestanten, die sich mit dem „römischen Glauben" befassen, auf das Leichteste nachweisen kann. Daher auch das große „Wohlwollen" für die „Papstkirche" und die geschmackvollen Bezeichnungen für die Kirche, ihre Einrichtungen, ihre Diener und Gläubige, die man täglich in allen Organen von der Täglichen Rundschau und dem Vorwärts bis hinauf zu hochkonservativen Organen lesen kann.

* * *

„Dieses ‚unannehmbar heute und immerdar' gilt für den ganzen zweiten Theil des Antrages. Er führt den stolzen Titel ‚Religionsfreiheit der Religionsgemeinschaften'. Die §§ 5—10 halten in nichts, was die Ueberschrift verspricht. Sie müßte lauten: ‚Freiheit der katholischen Kirche, Unfreiheit des Staates, Gebundenheit der evangelischen Kirche, Fortbestand der bisherigen Rechtslage für die übrigen Religionsgemeinschaften'. Das würde zwar ein etwas umständlicher Titel, aber ein der Wahrheit allein entsprechender sein."

Die Begründung dieser radikalen Stellungnahme geschieht mit recht groben canonistischen Schnitzern, künstlicher Aufführung von Hindernissen, die dann mit Muth berannt werden, und Erregung von Furcht und Gruseln bei den protestantischen Lesern. Kahl sagt, daß die Forderung, Religionsdiener sollten Religionshandlungen bei allen Mitgliedern ihrer Religionsgemeinschaft innerhalb des Staatsgebietes ausüben dürfen, „eine vollständige Auflösung aller bestehenden Zuständigkeitsverhältnisse, eine Zerstörung des Parochialrechts" herbeiführen würde. Erst recht wäre das der Fall, wenn diese Freiheit auf das Reichsgebiet ausgedehnt würde. Sobald die Bischöfe, apostolischen Vikare

und Delegaten (sic) „über eine derartige Verwendung und Versendung" der Religionsdiener „einig wären", ginge das deutsche Reich aus den Fugen. „Alle staatsrechtlichen Garantien für die Vorbildung der Geistlichen sind vernichtet", ruft Kahl elegisch aus, „wenn die Verwendung auswärtiger Religionsdiener gestattet wird. „Unsere deutschen Katholiken sollen durch romanische Priester und Mönche pastorirt werden"; „auch nur die Möglichkeit irgendwelcher Aufsichtsübung über diese wandernde ausländische Priesterbevölkerung würde den deutschen Staaten fehlen." Ist es nicht unendlich traurig, daß ein ordentlicher Professor der Rechte mit solch vulgären und unsinnigen Culturkampfsphrasen hausiren geht? Hätte Kahl nur einen der Antragsteller gefragt, was mit einer solchen Bestimmung gemeint sei, so wäre seiner auffallenden Begriffsstützigkeit sofort nachgeholfen worden. Einen solchen Blödsinn, wie Kahl ihn hier unterstellt, wünscht kein Katholik zum Reichsgesetz erhoben zu sehen. Die Auflösung des Parochialrechtes wird die Kirche niemals dulden, geschweige denn durch ihre Vertreter auch nur indirekt fordern lassen. Denn die Macht der Kirche über die Gläubigen beruht zum großen Theile mit auf einer straffen Organisation und eingehender Vertheilung und Abgrenzung der Machtbefugnisse. Der Heerbann von Mecklenburg wird aufgeboten, weil der Verfasser dieses herrliche Land der Duldung und Toleranz schon „von Schaaren missionirender Priester und Mönche überschwemmt" sieht. Zu solchen Ausführungen kann man keine Kritik schreiben, dieselben richten sich von selbst. Kahl ist reif, Ehrenmitglied des evangelischen Bundes und des Gustav Adolf-Vereins zu werden, er stellt sich auf eine Stufe mit dem Grafen von Hoensbroech und A. V. Müller, den beiden Renegaten, er läuft Mirbt, Sattler, Frick, Nippold, Beyschlag und Anderen den Rang ab. Solche häßlichen Auswüchse zeitigt das absolut fehlende Verständniß für katholische Dinge im Kopfe eines Gelehrten, und Wunder nehmen darf es

darum nicht, wenn die von solcher Stelle aus betriebene Hetze gegen uns Katholiken in den Köpfen der Ungebildeten noch stärkere Verheerungen anrichtet.

Die geforderte Befreiung von der gehässigen staatlichen Bevormundung unseres Ordenswesens regt den Verfasser außerordentlich auf, wie man aus folgender Invective entnehmen mag: „Wir aber sollten in diesem Augenblicke die Schranken niederreißen, wo wir doch wissen, daß seit dem 16. Jahrhundert Deutschland kaum ein nationales Unglück betroffen hat, bei welchem nicht der Jesuitenorden die Hand im Spiele gehabt hätte!?" Die historische Literatur ist dem Verfasser augenscheinlich eine völlige terra incognita. Seine Kenntniß der Kirchengeschichte der letzten vierhundert Jahre beruht ausschließlich auf den Flugschriften des Evangelischen Bundes. Ein guter Jurist mag Kahl sein, aber ein schlechter, sehr schlechter Historiker ist er sicher auch. Wir verweisen ihn auf ein lehrreiches Buch von Duhr, betitelt Jesuitenfabeln, aus dem er allerlei Neues lernen kann.

Endlich erhalten wir ein Schlußurtheil des schlechten Historikers und confusen Canonisten: „Nach dem Ergebnisse dieser kurzen Rundschau qualificirt sich der Antrag in den Einzelheiten des zweiten Theiles als ein revolutionärer Einbruch in das bestehende Landeskirchenrecht der deutschen Einzelstaaten, welcher in seinen Wirkungen schlechterdings nicht zu übersehen ist und eine unerhörte Auflösung, Verwirrung, Unsicherheit nach sich ziehen, eine unerschöpfliche Quelle von Streitigkeiten eröffnen müßte." Kahl vergißt zu sagen, daß die Auflösung, Verwirrung und Unsicherheit nur in seiner Phantasie bestehen, daß die Rückwirkung auf die protestantische Kirche ihm schwere Sorgen macht, und er darum die katholische Kirche noch weiter geknebelt sehen will. Mit einem Taschenspielerkunststück läßt er das Schlußurtheil von einer Untersuchung der Rückwirkung auf das bestehende Gesammtverhältniß von Staat und Kirchen abhängig

sein. Wenn die Katholiken für ihre eigenen Bedürfnisse Forderungen aufstellen, wenn sie allgemeine Forderungen erheben, die sich auf alle Staatsbürger beziehen sollen, wenn sie mit seltener Unparteilichkeit alle berechtigten Ansprüche der Nichtkatholiken mit in Erwägung ziehen, niemals können sie es dem Verfasser recht machen. Die Katholiken müssen stets im Unrecht sein, damit die Zerrissenheit im akatholischen Lager nicht gar zu offen in die Erscheinung tritt. Und da müssen denn Schlagworte vom „Gesammtverhältniß" und ähnliche dunkele Redensarten über die Schwierigkeiten hinweghelfen.

Wenn mit den Freiheitsrechten des zweiten Theiles voller und absoluter Ernst gemacht würde, wäre das landesherrliche Kirchenregiment für die evangelische Kirche beseitigt, bemerkt Kahl. Weiterhin sagt er dann: „Die evangelische Kirche als Freikirche würde nach der Seite ihrer rechtlichen Kraftentwicklung die Concurrenzfähigkeit mit dem Katholicismus verloren haben. Warum dies nicht offen aussprechen? Bei dem bedauerlichen Mangel einheitlichen evangelischen Bewußtseins, bei dem Mangel einheitlicher repräsentativen Organisationen für die deutschen evangelischen Landeskirchen würde die Beseitigung des landesherrlichen Kirchenregimentes zunächst wie eine Katastrophe wirken. Die Herbeiführung dieses Zustandes könnte Rom gelegen, dem Deutschen Reiche und dem evangelischen Volke kann sie nicht erwünscht sein." Die schmachvolle Insinuation des letzten Satzes kann nicht über den Eindruck hinwegtäuschen, daß in den angeführten Worten der Schlüssel zur gesammten Stellungnahme Kahls zu suchen ist. Weil die evangelische Kirche keine innere Kraft hat, um ohne das eiserne Korsett staatlicher Reglementirung aufrecht stehen zu können, werden die Katholiken in allen ihren verfassungsmäßigen Rechten brutal unterdrückt. Das ist auf gut Deutsch die quintessentia rerum. Deswegen schließt Kahl seine Ausführungen mit den Worten: „Der zweite Theil enthält keinen brauchbaren und gesunden



Kern. Seine Wiederaufnahme wäre ein bewußter Angriff gegen Staat und evangelische Kirche." Also sind die Katholiken wieder einmal Reichsfeinde!

Befangener, engherziger und einseitiger wie Professor Kahl kann Niemand ein so wichtiges Problem behandeln. In den Theorien des beginnenden 19. Jahrhunderts befangen, sträubt er sich mit aller Macht gegen einen Fortschritt im Ausbau des Verhältnisses von Staat und Kirche. Die Errungenschaften der Neuzeit, die sich durch die Einbringung des Antrages als vornehm freiheitliche Regung auf das Klarste kundgeben, sind an ihm spurlos vorübergegangen. Als ob sich der Zerfall der zahlreichen protestantischen Kirchen auf die Dauer aufhalten ließe! Ohne festen einheitlichen Glauben kann keine Kirche bestehen und wenn sie noch so sehr von dem Staate als Beamtenkörper benutzt wird. Wo der Geist des inneren Zusammenschlusses auf Grund des dogmatischen Glaubens an die großen Wahrheiten des Christenthums abhanden gekommen ist, kann für eine Weile der äußere Zusammenhalt durch die Angriffsstellung gegen die Katholiken aufrecht erhalten werden, aber lange nicht. Das brachium saeculare kann eine leere Form eine Zeit lang noch aufrecht erhalten, aber auch das muß schließlich ein Ende nehmen, wenn es nicht einmal mehr zwei Pastoren gibt, die in allen Glaubens- und Sittenfragen wichtiger Art genau dasselbe glauben. Und auf diesem Standpunkte sind wir heute bezüglich der evangelischen Kirchen schon angekommen. Auch die „voraussetzungsloseste" Forschung hilft Herrn Professor Kahl über die feststehende Thatsache nicht hinweg.

Die vorstehend besprochene Untersuchung über die Bedeutung des Toleranzantrages für Staat und evangelische Kirche wäre wissenschaftlich ehrlich gewesen, wenn der Verfasser seinem juristischen Gefühle folgend alles Wesentliche als berechtigt anerkannt hätte, wenn er die Veränderungen



im Staatsleben und den Einfluß auf die evangelische Kirche einfach geschildert hätte. Dieses Thatsachenmaterial wäre ein werthvoller Beitrag zur Frage geworden. Statt dessen „beweist“ Kahl, daß die erhobenen Forderungen in der Mehrzahl falsch sind, weil sie in den bisherigen Gang der Staatsmaschine eingreifen und eine unangenehme Wirkung auf die evangelischen Kirchen haben. Mit solchen wissenschaftlichen Feigenblättern vermag Professor Kahl seinen völligen Mangel an Gerechtigkeitssinn und Unbefangenheit nicht zu verdecken. Die Untersuchung wird auf ein vorher aufgestelltes Ergebniß eingerenkt und so kommen jene logischen, historischen, canonistischen und staatsrechtlichen groben Fehler zu Stande, von denen die Schrift wimmelt Voraussetzungslos deckt sich also auch bei Kahl, wie bei so vielen Anderen, mit katholikenfeindlich.[1]

Dr. Moritz Mai.

---

1) Nachdem der Aufsatz schon in Satz gegeben war, fand die erste Berathung über den ersten Theil des Antrages im Reichstage statt. Kahl hat den großen Schmerz erleben müssen, daß seine Ausführungen auf keiner Seite ein Echo gefunden haben, obschon er als einen der Zwecke seiner Schrift bezeichnet hatte, auf die Berathung nach Möglichkeit Einfluß gewinnen zu wollen. Diese Enttäuschung mag ihn über die praktische Unverwendbarkeit seiner Tiraden aufklären.

XXI.

Die „Superiorität" des Protestantismus.

1. Protestantische Prediger und Schriftsteller legen uns Katholiken in unseren Tagen so laut, so eifrig und unermüdlich Inferiorität und Rückständigkeit auf den verschiedenen Gebieten des Wissens und Könnens zur Last, daß es fast den Anschein gewinnt, als wollten sie nicht bloß ihre Leser und Zuhörer zum Glauben an die Berechtigung und Richtigkeit ihres Urtheils über uns bestimmen, sondern seien auch selbst von diesem Glauben felsenfest erfüllt und durchdrungen:

„Alles Geistesmächtige und Freie," spricht K. Hase,[1]) „ist am Ende doch dem Protestantismus blutsverwandt". „Man hat gelernt, in der Reformation die größte und gewaltigste Offenbarung des deutschen und christlichen Geistes zu erkennen", versichert ein anderer.[2]) „In dem der Christenheit unserer Tage auferlegten geistigen Kampf, schreibt E. Cremer,[3]) liegt es am Tage, daß nicht der Katholicismus, sondern der Protestantismus die Führung hat, und daß nicht der Katho-

---

1) Hase, Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche. 4. Aufl. Leipzig 1878. S.

2) Der Reichsbote vom 27. August 1899. Vgl. Histor.-polit. Blätter 1900. 126, 764.

3) Theologisches Literaturblatt (vom 13. September) 1901. S. 439.



licismus dem Protestantismus, sondern umgekehrt der Protestantismus jenem geistigen Rückhalt verleiht, wie ein Vergleich des Zustandes der katholischen Kirche in katholischen mit dem in protestantischen Ländern leicht ergibt."

2. A. Bacmeister rühmt es dem im vorigen Jahre gestorbenen W. Beyschlag nach, daß er dem Ultramontanismus muthig bis an sein Lebensende entgegentrat, immer mit dem Grundsatz, daß der Angriff die beste Vertheidigung ist.[1])

Vielleicht wird es uns Katholiken doch nicht von allen Protestanten verwehrt und verargt, wenn wir gegen Angriffe uns vertheidigen und für Wahrheit und Recht eintreten, wo dieselben bewußt oder unbewußt, mit oder ohne Absicht verletzt werden.

Gegenüber den zahlreichen tendenziösen Entstellungen der Wahrheit, die in unserer herrschenden reaktionären Geschichtsschreibung (von Treitschke und Sybel herab bis zu Hans Blum) verbreitet werden, wird gesagt,[2]) thut es noth, daß auch die wahrhaft liberale Auffassung der Dinge zu Wort komme und gehört werde.[3])

Wer davon überzeugt ist, daß es die einfachste Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe verlangt, beide Theile zu hören, die Anklage und die Vertheidigung, wird sich dazu verstehen, auch katholische Werke zu lesen.

---

1) Vgl. Allgemeine Zeitung vom 8. Januar 1901.

2) Frankfurter Zeitung vom 1. Juli 1900.

3) Oskar Jäger (Geschichte des 19. Jahrhunderts) stellt sich als Geschichtsschreiber mit der gleichen Skrupellosigkeit in den Dienst einer politischen Partei, wie z. B. v. Sybel, wie Oncken, wie Treitschke. Er ist Verehrer Bismarcks sans phrase, Culturkämpfer und im Uebrigen als ehemaliger Nationalliberaler — vielleicht rechnet er sich auch jetzt noch zu dieser Partei — nahezu „auf demselben preußisch-imperialistischen, reaktionären, unduldsamen Standpunkt angelangt wie Treitschke seit 1878." Frankfurter Zeitung vom 17. Juni 1900.

4. Die Geschichte der Päpste von Archibald Bower, bemerkt Wilkens,[1]) vertrat und befestigte die elisabethanische Tradition über das ganze Mittelalter als eine Zeit barbarischer, antichristlicher Finsterniß. Die Einseitigkeit und Unrichtigkeit dieser Tradition ist in England von den wahrhaft Gebildeten erkannt. In der neunbändigen „History of Latin Christianity" des Dechanten von St. Pauls H. H. Milman findet sie sich nicht mehr. Man billigt Luthardts Urtheil: „Das Mittelalter ist die Zeit der ausschließlichen, glänzenden Herrschaft des Christenthums über die Welt und seiner Denkweise über den Weltgeist. Es ist die Zeit einer einheitlichen Weltanschauung. Das ist seine Größe und sein Reiz. So ist es nie wieder gewesen."[2])

Die Zahl der Protestanten, welche diesem Urtheil beipflichten, dürfte in Deutschland noch viel geringer sein, als in England.[3])

5. Die „Reichsfeinde", so lesen wir,[4]) verfolgt der Schwäbische Merkur mit systematischem Hasse. Es ist Princip des Blattes, nichts zu widerrufen, was gegen die Katholiken gesagt wurde, und sich niemals mit einem Gegner in eine Auseinandersetzung einzulassen. Es ist wohl kein Fall bekannt, daß der „Merkur" diesem Grundsatz untreu wurde. Andere

1) Theologisches Literaturblatt 1899. S. 350.

2) Es ist ein weiter Unterschied zwischen einem Meister der Geschichte nach kirchlichen Wünschen und jenem tieferen, feinfühlenderen Verstehen katholischen Lebens der Vergangenheit, worin der geborne Katholik dem Protestanten fast immer überlegen sein wird, bemerkt Walter Goetz. Allgem. Zeitung v. 15. Mai 1900.

3) Pfarrer und Schulmeister erzählen um die Wette der lernbegierigen Jugend von der Finsterniß und der Verblendung, in welcher einst die Vorfahren im Papstthume gesteckt. „Wird Deutschland wieder katholisch werden?" Schaffhausen 1859. S. 114.

4) Augsburger Postzeitung vom 5. December 1899.



Grundsätze kennt er nicht. Zum dringendsten Lebensbedürfniß des „Merkur" gehörte von jeher seine Gehässigkeit gegen die katholische Kirche und ihre Einrichtungen. Vor ihm und seiner Spießbürgerei hat der Katholik und seine Kirche überhaupt keine Existenzberechtigung in Württemberg . . . Die Stellung des „Beobachters" zum Katholicismus ist wo möglich noch gehässiger und ekelhafter.

Als es zu behaupten galt, redete Superintendent Vorberg, (Schöneberg bei Berlin), als er beweisen sollte, schwieg er.[1])

6. Die wissenschaftliche Literatur unterscheidet sich in diesem Punkte vielfach nicht besonders von der Tagespresse.

Die Geschichte der katholischen Kirche, wird bemerkt,[2]) wird von der modernen Orthodoxie noch in solcher Verunstaltung gelehrt, wie vor dreihundert Jahren, aber ebenso erscheinen Luther und Gustav Adolf der orthodoxen Phantasie nicht minder als die idealen Märchenprinzen, wie sie von der Geschichtsklitterung früherer Zeiten dargestellt wurden. Ein Liberaler ist in solchen Dingen weit eher dazu zu bringen, gegen die katholische Kirche Gerechtigkeit zu üben, als ein Orthodoxer. Die Orthodoxie will wie das rückständige „ancien régime" nichts lernen und nichts vergessen. . . . Um die Reformation hat protestantische Geschichtsfälschung einen so reichen Märchenkranz gewunden, daß man es als Pietätlosigkeit empfindet, wenn auch nur ein Blättchen aus demselben genommen wird.[3])

7. Daß diese Behauptung nicht ganz unrichtig ist, daß die orthodoxe Geschichtschreibung in der Verherrlichung der „Reformatoren" Großartiges leistet, möge uns Kurtz bestätigen.

---

1) Germania vom 6. Juni 1897.

2) Kölnische Volkszeitung vom 5. December 1899.

3) Kölnische Volkszeitung vom 28. Juni 1901.

„Das Walten der göttlichen Vorsehung, schreibt er,[1]) tritt bei keiner welthistorischen Begebenheit so entschieden, so klar und deutlich erkennbar hervor, wie bei der deutschen Reformation. Hier traf alles, Ort und Zeit, Personen, Zustände und Verhältnisse, religiöse und politische Beziehungen, so wunderbar zusammen, griff so lebendig zu gegenseitiger Hebung und Förderung in einander, wie es nöthig war, um dem großen Werke festen Boden, sichere Haltung, gesunde Richtung, strenge Läuterung, kräftigen Schutz, allgemeinere Anerkennung, freudiges Gedeihen und bleibenden Erfolg zu verleihen: Ein lebendiges Bewußtsein der Zeit von den Gebrechen der Kirche; eine tiefe und allgemeine Sehnsucht nach einer Reformation; alle Mittel der Wissenschaft zu ihrer Ausrichtung; ein Papst, so herzlos und indolent wie Leo X., ein Ablaßkrämer, so dummdreist und unverschämt wie Tetzel; ein Beschützer der jungen Saat, so fromm, treu und gewissenhaft, so angesehen und geachtet wie Friedrich der Weise, ein Kaiser wie Karl V., mächtig und feindselig genug, um das Läuterungsfeuer der Trübsal anzuzünden, aber doch auch in politischen Bedrängnissen zu sehr befangen, als daß eine rücksichtslose und gewaltsame Unterdrückung des mächtigen Strebens ihm rathsam oder möglich gewesen wäre; tausend andere Personen, Verhältnisse, Beziehungen und Verwicklungen, alle wie darauf berechnet, das Werk zu heben, zu kräftigen, zu fördern; — und nun zur rechten Zeit und Stunde, an den passendsten Ort und in die geeignetste Umgebung als Reformator hingestellt, ein religiöser Genius wie Luther, der durch den seltensten Verein aller dazu nöthigen Anlagen und Gaben des Geistes, des Gemüthes, des Charakters, des Willens zu dem großen Werke berufen, durch providentielle Lebensführungen dazu gebildet und erzogen war, der den ganzen wesentlichen Verlauf der Reformation in sich selbst durchgemacht, an sich selbst ihre Gotteskraft erprobt hatte und nun nicht umhin konnte, seines eigenen Lebens heiligste und theuerste Erfahrung aller Welt dienstbar zu machen. Mit 95 ein-

1) J. H. Kurtz, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 4. Aufl. Leipzig 1860. S. 402 f., 406.



fachen Thesen, die Luther an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, begann das große Werk, und die Leipziger Disputation bildet den ersten bedeutenden Höhepunkt seiner Geschichte.

„Bei der Leipziger Disputation (1519) war auch ein Mann zugegen, der für den Fortgang der Reformation von der höchsten Bedeutung wurde. Geboren 1497 zu Bretten in der Pfalz, besuchte Philipp Melanchthon schon im 13. Jahre die Universität Heidelberg, gab im 16. eine griechische Grammatik heraus, wurde im 17. Magister und im 21. (1518), auf Empfehlung seines Anverwandten Reuchlin, Professor der griechischen Sprache zu Wittenberg. Sein Ruhm verbreitete sich bald über ganz Europa und sammelte Tausende von Zuhörern aus allen Ländern zu seinen Füßen. Luther und Erasmus überbieten sich in Lobeserhebungen seiner Talente, seiner feinen Bildung und seiner Gelehrsamkeit, und sein Zeitalter pries ihn als den Praeceptor Germaniae. Er war ein Erasmus in höherer Potenz und edlerer Gestalt, ein ergänzender Gegensatz zu Luther. Sein ganzes Wesen athmete Bescheidenheit, Milde und Güte. In kindlich einfältigem Sinne gab er sich der erkannten evangelischen Wahrheit hin und beugte sich in Demuth unter den gewaltigeren, praktischeren Geist Luther's, der aber auch seinerseits stets mit dem innigsten Dank erkannte, welchen hohen Schatz ihm und seinem Werke Gott in diesem Mitarbeiter geschenkt habe."

8. Wenn Kurtz die Anhänger und Vertheidiger der katholischen Kirche, nicht blos einen Tetzel, [1]) sondern selbst den Kaiser Karl V aus Leibeskräften schlecht zu machen sucht, so befolgt er nur die Vorschrift, die der „milde" Melanchthon in einer Bekenntnißschrift gegeben hat: es „sollen alle Christen .... vom Papst und seinen Gliedern oder Anhang als von des Antichrists Reich weichen und es verfluchen." [2]) Das Papstthum ist, wie Luther aus-

---

1) Vgl. Stimmen aus Maria Laach. 1891. 40, 235; Der Katholik. 1901. 1, 554 ff., 568 ff.

2) J. T. Müller, Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche. 5. Auflage. Gütersloh 1882. S. 336 f. Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. 3 (1881), 216 f.

drücklich erklärt, vom Teufel gestiftet. Verdient der „Reformator“ nicht Nachahmung, wenn er die papistischen Fürsten aufs heftigste beschimpft? Den Herzog Georg von Sachsen nannte er „einen elenden, verdammten Menschen, den Gott ausgerottet, vertilgt, zu nichte gemacht, in den Abgrund der Hölle verstoßen habe“. „Ist dieser Mann nicht in der Hölle, so ist Kaiphas auch nicht drinnen und ist gar keine Hölle.“ [1]) Freilich äußerte er sich zuweilen selbst über „Reformatoren“ nicht allzu liebevoll. [2]) Von Zwingli sagte er, derselbe sei in großen und vielen Sünden und Gotteslästerungen gestorben. [3]) Sogar mit Melanchthon war er durchaus nicht immer zufrieden. Von solchen Dingen wußte Kurtz nichts oder er fand es für gut, nichts davon mitzutheilen. Dagegen werden von ihm die Anhänger und Freunde Luther's mit Lobsprüchen überhäuft, auch Friedrich, der doch niemals förmlich zum Lutherthum übertrat. [4])

9. Indessen gibt es unter den Protestanten unserer Tage einige, die von der „Reformation“, von den Urhebern derselben, von der Art und Weise, in der sie da und dort eingeführt wurde, durchaus nicht so begeistert sind, wie Kurtz und mit ihm die meisten „Rechtgläubigen“.

Theobald Ziegler ist nicht erfreut, wenn er sieht, „welches Bild der Zerklüftung der Protestantismus darbietet, und wie viel Katholisches, d. h. Unfreies und Autoritatives in ihm steckt, wie auch er verfolgungssüchtig ist und um des

---

1) Der Katholik. 1899. 2, 494. Vgl. Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit in Deutschland. Schaffhausen 1857. S. 51.

2) Vgl. (Hundhausen) Kirche oder Protestantismus? Mainz 1883. S. 109 ff.

3) Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. 2. Aufl. 12, 2033.

4) Wetzer und Welte's Kirchenlexikon 2. Auflage. 4, 2046. Vgl. Protestantismus oder Kirche? Mainz 1883. S. 16 f.



‚Glaubens' willen Geistliche absetzt und Gewissen vergewaltigt." [1])

Mit gerechtem Weitblick sagt Rudolf Eucken vom Protestantismus, er sei nicht fertig abgeschlossen, sondern noch mitten im Fluß — die neue Auflage[2]) setzt hiezu: „ja im Beginn." [3])

Der Protestantismus, erklärt Hartung, ist nicht „das germanische Christenthum" und das Lutherthum nicht „der deutsche Glaube." [4]) In den Kämpfen und Aufgaben der Gegenwart hat der deutsche Protestantismus die Aufgabe, sich des Unterschiedes von Nationalität und Confessionalität bewußt zu bleiben.[5])

10. Daß dem Protestantismus die Einheit fehlt, wird zugestanden.

Wir haben eine Anzahl evangelischer Landeskirchen, sagt man uns, aber thatsächlich keine evangelische Landeskirche Deutschlands schlechtweg. Man mag das bedauern, aber es ist einmal so.[6])

Die Zersplitterung und Zerklüftung der evangelischen Christengemeinschaft, bemerkt Spitta, ist ein vollkommen naturgemäßer, wenn auch nach außen hin bedauerlicher Vorgang, er hängt auf's engste mit dem Princip der Reformation zusammen. Ich habe das Gefühl eines gewissen Widerspruchs in dem Begriff einer evangelischen „Kirche" niemals los werden können. Ihren inneren Mittelpunkt hat sie freilich, es ist Jesus Christus der Gekreuzigte, allein einen äußeren

---

1) Münchner Neueste Nachrichten vom 2. Januar 1900.

2) R. Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker. 3. Aufl. Leipzig 1899.

3) Theologisches Literaturblatt 1900. S. 259.

4) Vgl. A. Harnack, Das Wesen des Christenthums. 5. Aufl. Leipzig 1901. S. 177.

5) Chronik der christlichen Welt 1899. S. 250.

6) Literarisches Centralblatt 1899. S. 1613.



Mittelpunkt hat sie nicht und kann ihn nicht haben, weil sie auf dem Princip der Selbstbestimmung eines jeden Einzelnen gegründet ist, und weil diese Selbstbestimmung keine Verpflichtung verträgt, die sie nicht von sich aus, also von innen heraus, mithin freiwillig eingeht.[1])

II. Ueber diesen Punkt spricht sich Harnack ziemlich weitschichtig aus.

Der Protestantismus, schreibt er,[2]) behauptet, die christliche Gemeinschaft ruhe objektiv allein auf dem Evangelium, das Evangelium aber sei in der heiligen Schrift enthalten. Von Anfang an ist ihm entgegnet worden, wenn dem so sei und dabei keine Autorität anerkannt werde, die über den Inhalt des Evangeliums und seine Ermittelung aus der hl. Schrift zu entscheiden habe, so sei eine allgemeine Verwirrung die Folge, von der denn auch die Geschichte des Protestantismus ein reichliches Zeugniß ablege. Habe jeder die Befugniß zu entscheiden, was „der rechte Verstand“ des Evangeliums sei, und sei er in dieser Hinsicht an keine Tradition, kein Konzil und keinen Papst gebunden, sondern übe das Recht der freien Forschung, so könne eine Einheit, eine Gemeinschaft, kurz eine Kirche überhaupt nicht zu Stande kommen; der Staat müsse daher eingreifen, oder es müsse irgend eine willkürliche Abgrenzung getroffen werden. Gewiß — eine Kirche mit dem Sanctum Officium der Inquisition kann so nicht in die Erscheinung treten; ferner, es ist wirklich unmöglich, hier aus der Sache heraus eine Gemeinschaft äußerlich abzugrenzen. Was aber der Staat oder geschichtliche Nöthigungen gethan haben, kommt überhaupt nicht in Betracht; die Bildungen, die so entstanden sind, heißen im evangelischen Sinn nur uneigentlich auch „Kirchen“. Der Protestantismus — das ist die Lösung — rechnet darauf, daß das Evangelium etwas so Einfaches, Göttliches und darum wahrhaft Menschliches ist, daß es am sichersten erkannt wird, wenn man ihm Freiheit läßt, und daß es auch

1) G. Spitta, Mein Recht auf Leben. Leipzig 1900. S. 415. Vgl. Stimmen aus Maria-Laach 1901. 61, 147.

2) Harnack, a. a. O. S. 171 ff.



in den einzelnen Seelen wesentlich dieselben Erfahrungen und Ueberzeugungen schaffen wird. Dabei mag er sich oft genug täuschen, und es mag auch nach Individualität und Bildung recht Verschiedenes entstehen — bisher ist er doch in dieser seiner Haltung nicht zu Schanden geworden. Eine wirkliche geistige Gemeinschaft evangelischer Christen, eine gemeinsame Ueberzeugung in dem Wichtigsten und in der Anwendung desselben auf das vielgestaltete Leben ist entstanden und ist in Kraft. Diese Gemeinschaft umfaßt deutsche und außerdeutsche Protestanten, Lutheraner, Calvinisten und andere Denominationen. In ihnen allen lebt, sofern sie ernste Christen sind, etwas Gemeinsames und dieses Gemeinsame ist unendlich viel wichtiger und werthvoller als alle Verschiedenheiten. Es erhält uns evangelisch und es schützt uns vor dem modernen Heidenthum und vor Rückfall in den Katholizismus. Mehr aber bedürfen wir nicht, ja jede andere Fessel weisen wir zurück. Jenes aber ist keine Fessel, sondern die Bedingung unserer Freiheit. Und wenn man uns vorhält: „Ihr seid gespalten; so viel Köpfe, soviel Lehren", so erwidern wir: So ist's, aber wir wünschen nicht, daß es anders wäre; im Gegentheil — wir wünschen noch mehr Freiheit, noch mehr Individualität in Aussprache und Lehre; die geschichtlichen Nöthigungen zu landes- oder freikirchlichen Bildungen haben uns nur zuviel Schranken und Gesetze auferlegt, wenn sie auch nicht als göttliche Ordnungen verkündigt worden sind; wir wünschen noch mehr Zuversicht zu der inneren Kraft und zu der Einheit schaffenden Macht des Evangeliums, das sich im freien Kampf der Geister sicherer durchsetzt als unter Bevormundung; wir wollen ein geistiges Reich sein und haben kein Verlangen zu den Fleischtöpfen Aegyptens zurückzukehren; wohl wissen wir, daß um der Ordnung und der Erziehung willen äußere Gemeinschaften entstehen müssen; wir wollen sie gerne pflegen, soweit sie ihre Zwecke erfüllen und der Pflege werth sind; aber unser Herz hängen wir nicht an sie; denn sie bestehen heute noch, können aber morgen unter anderen politischen oder sozialen Bedingungen neuen Gebilden Platz machen; wer eine solche „Kirche" hat, der habe sie, als hätte er sie nicht; unsere Kirche ist nicht die Partikularkirche, in der wir stehen, sondern die societas fidei,

die ihre Glieder überall hat, auch unter den Griechen und Römern. Das ist die evangelische Antwort auf den Vorwurf der „Zersplitterung", und das ist die Sprache der Freiheit, die uns geschenkt ist.

12. Diese Rede ist uns nicht ganz neu;[1]) daß sie vielseitigen Widerspruch erfährt, ist uns nicht unbekannt.[2]) Wir fragen Harnack nicht, weßhalb er in der Partikularkirche steht, die nicht seine Kirche ist. Wenn er das moderne Heidenthum und den Katholicismus nebeneinander stellt, so ist „das die Sprache der Freiheit, die ihm geschenkt ist".

13. Thatsächlich existirt der Protestantismus in so vielen landes- oder freikirchlichen Bildungen, daß nur wenige im Stande sein werden, ihre Zahl und ihre Namen anzugeben. Diese standen oder stehen sich von ihrer Gründung bis auf die Gegenwart mehr oder weniger schroff und feindselig gegenüber.

14. Als einer, der auf der Grube gehe, will Luther (1544) vor dem Richterstuhle Christi das Verdammungsurtheil gegen die Sakramentirer, „Carlstadt (der gestorben war), Zwingel, Oekolompad, Stenkefeld und ihre Jünger zu Zürich, oder wer sie sonst sind", abgegeben haben, damit sie sich ja nicht irgendwelcher Gemeinschaft mit ihm rühmen können.[3]) Ob Luther in den Augen Harnacks ein ernster

1) Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat. München 1861. S. 476 ff.

2) Von Pastor Rade (Redakteur der „Christlichen Welt") und Prof. Harnack sagt der in Berlin erscheinende Reichsbote, das sogen. Pastorenblatt: „Diese Leute erklären ja selbst, daß sie und ihre Theologen von der evangelischen Kirche losgelöst sind, indem sie die ganze Lehre der evangelischen Kirche in ihren Hauptpunkten leugnen, verwerfen oder verkehren . . ." sie „haben mit der Kirche Luthers und Calvins nichts mehr zu schaffen." Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 1. Oktober 1901.

3) Th. Kolde, Martin Luther. Gotha 1889. 2, 545.



Christ ist, wissen wir nicht.[1]) Wenn Lutheraner bis zur Stunde mit den Reformirten keine Abendmahlsgemeinschaft haben wollen, so glauben sie zwar ernste Christen zu sein, sind es aber wohl nicht in den Augen Harnacks — „über die Sakramente, spricht er, dürfen wir hier schweigen, da auch sie nach Luther ihre Bedeutung lediglich am Wort haben."[2])

15. Spitta weiß doch wenigstens den inneren Mittelpunkt der evangelischen „Kirche" mit Bestimmtheit anzugeben: „es ist Jesus Christus der Gekreuzigte", sagt er. Aber nicht einmal auf die Frage: was ist von Jesus Christus zu halten? geben die protestantischen Theologen der Gegenwart eine gleichlautende Antwort. Es ist fast nicht eine einzige Lehre zu nennen, in der sie einig sind. Dreyer fordert geradezu ein undogmatisches Christenthum.

Es ist, als ob man den Leuten sagen möchte: „Macht, was ihr wollt, glaubt oder glaubet nicht, besucht oder verachtet die Kirche, wenn ihr nur nicht katholisch werdet."[3])

Wenn einem Katholiken das kirchliche Begräbniß verweigert wird, weil er seine religiösen Pflichten im Leben nicht erfüllt, so findet sich nicht selten ein protestantischer Prediger, der die Beerdigung vornimmt.[4]) Selbst einem Ernest Renan ist dieses widerfahren. Ob man hierin auch eine Superiorität des Protestantismus finden will, vermögen wir nicht zu sagen, aber fragen möchten wir doch, worin denn eigentlich das Wesen des Protestantismus bestehe.

1) Im Lutherthum aufgewachsen, hatte Zinzendorf die traditionelle Abneigung gegen den Calvinismus in sich aufgenommen, sagt W. Breutel. Allgemeine Zeitung vom 23. Mai 1900.

2) Harnack a. a. O. S. 170.

3) Kölnische Volkszeitung vom 10. Oktober 1899.

4) Der einfache Mann spendet einem solchen Verfahren kein besonderes Lob: ein schlechter Katholik, spricht er, ist dem Prediger wenigstens so gut wie ein braver Protestant.

16. Ein Protestantismus, der keinen anderen positiven Inhalt mehr hätte, als Polemik, Streit und Kampf gegen Rom, lesen wir,[1]) würde auch in diesem Kampfe bald erliegen und der eigenen Kirche durch Verflachung mehr schaden als Rom.

Manchen scheint allerdings der Romhaß das wichtigste unter den Lehrstücken zu sein, die Luther gepredigt hat.[2]) Dasselbe wurde übrigens nicht von ihm erfunden, es war schon früher vorhanden.

Die Verwerfung der Ehe, des Eides, der Todesstrafe, des Tödtens der Thiere, des Fleischgenusses, die Leugnung der Auferstehung, lesen wir,[3]) ist allen Katharern gemeinsam. Gemeinsam auch der Haß gegen die römische Kirche, die ihnen die Kirche des Satans, die Hure oder auch das Thier der Apokalypse war. Die Sakramente verwarfen sie.

17. An diesem glühenden Romhaß finden jedoch nicht alle Protestanten Gefallen. „Es ist wenigstens mein höchster Wunsch und mein Bestreben, sagt K. Krogh-Tonning, nicht das zu fördern, was trennt, sondern das, was sammelt und eint in der Kirche Gottes."[4]) Ob unter den Predigern viele oder wenige so gesinnt sind, wie er — er ist inzwischen zur katholischen Kirche zurückgekehrt —, wollen wir nicht untersuchen.

18. Dagegen wollen wir das Verhältniß ein wenig kennen lernen, in welchem protestantische Denominationen zu einander stehen.

Alle nur möglichen und noch mehr unmögliche Sekten, berichtet W. K. A. Nippold, sind in Bern vertreten. Die Mormonen machten von sich reden und die Heilsarmee

---

1) Der Reichsbote vom 5. Nov. 1899.

2) Vgl. C. A. Hase, Kirchengeschichte. 9. Aufl. Leipzig 1867. S. 403.

3) Allgemeine Zeitung vom 23. December 1889.

4) Germania vom 17. Sept. 1899.



betreibt ihre Propaganda. Sie paßt für London, wo sie unter den Aermsten der Armen praktisch viel Gutes gethan hat, nicht ins Schweizerland. Und doch hat sie da günstigen Boden gefunden und gewaltige Fortschritte gemacht.[1] Alle diese Sekten sind ja an sich berechtigt. Jeder soll nach seiner Weise selig werden und die alles gleichmachenden, uniformirenden Staatskirchen — zumal die mit dem Summepiskopat — sind gewiß nicht besser. Aber das Uebermaß ist doch schädlich.[2])

Das trennende Sektenwesen, welches immer nur eine besondere Seite der christlichen Wahrheit aus dem Zusammenhange herübernimmt und dann in extremer Weise ausbildet, heißt es,[3]) führt zu Verirrungen, insbesondere zum geistlichen Hochmuth, wenn es auch gar oft für die Kirche ein Ansporn gewesen ist, sie vor der Gefahr der kirchlichen Veräußerlichung zu hüten.

Waren es früher größtentheils Angehörige der oberen Klassen, die sich in den Sekten zusammenfanden, wird bemerkt,[4]) so sind es heutzutage hauptsächlich Leute aus den niederen Ständen, die sich ihnen anschließen. Der Widerwille gegen jede aufgezwungene Autorität und das Streben nach separatistischer Autonomie hat heute hauptsächlich die unteren Klassen erfaßt. Nicht wenige sind stolz darauf, sich ihre Religion gleichsam selbst zu machen, ihr Gewissen nicht durch zufällige Thatsachen, wie die Geburt in einer bestimmten Confession, binden zu lassen. Eine nicht geringe Anziehungskraft der Sekten besteht darin, daß die kleinen Leute sich in denselben heimischer und ungezwungener fühlen. Sie ver-

---

1) Die Heilsarmee ist bemüht, auch in Berlin Anhänger zu gewinnen. Vgl. Kreuzzeitung vom 10. December 1894.

2) Die Zukunft vom 11. Nov. 1899, S. 249.

3) Der Reichsbote vom 3. December 1899.

4) Augsburger Postzeitung vom 19. August 1899.

kehren da mit lauter Gleichgesinnten, und brauchen nicht erst viel Vorbereitungen zu machen, wenn sie sich zum Gang in ihre Versammlungen anschicken. Dabei sind sie in hohem Grade exclusiv; es ist ihnen durchaus nicht darum zu thun, eine große Zahl von Anhängern zu gewinnen; sie wollen immer eine geistliche Elite bilden und sind darum bei Neuaufnahmen äußerst vorsichtig, daß kein ungeeignetes Element sich eindränge.

Die italienischen Protestanten, lesen wir,[1]) theilen sich in sechs Kirchen, die aber in vorzüglichem Einverständniß leben und sich stets gegenseitig aushelfen. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn diese verschiedenen Sekten sich zu einer einzigen Kirche vereinigen würden.

Das Einverständniß ist nicht immer vorzüglich.

Die Waldenser Prediger Giuseppe Silva und Paolo Calvino reden in zwei Briefen in den schärfsten Ausdrücken („Mystifikation, um Gaben zu sammeln," „Lügner und Schwindler") über die Chiesa Evangelica Italiana, die Calvino eine „Niederlage der italienischen Freimaurerei" nennt.[2])

So wenig die italienischen protestantischen Gemeinschaften sich in nächster Bälde vereinigen werden, ebensowenig wird in Deutschland der Versuch, aus den mehr als zwanzig Landeskirchen eine deutsche protestantische Nationalkirche unter dem König von Preußen als Haupt zu bilden, in absehbarer Zeit gelingen.[3])

19. Was vom protestantischen Standpunkt aus als Sekte betrachtet wird, sagt uns ziemlich ausführlich Rohnert. Sekte, erklärt er,[4]) ist eine meist kleine Religionsgesellschaft,

1) Schwäbischer Merkur vom 9. September 1899.
2) Chronik der christlichen Welt 1899. S. 368. 389.
3) Vgl. Augsburger Postzeitung vom 18. August 1899.
4) W. Rohnert, Kirche, Kirchen und Sekten. 3. Aufl. Leipzig 1884. S. 87. f.



welche bei einseitigem Herausreißen und Betonen einzelner Lehrstücke von der rechtgläubigen Kirche abweicht und sich von ihr durch Irrlehren absondert — wobei fast immer das Bestreben hervortritt, eine sichtbare Gemeinde von wahrhaft Wiedergeborenen darzustellen, und eine den ökumenischen Charakter der Kirche nicht achtende Engherzigkeit und Unduldsamkeit kundgibt. Das Charakteristische aller Sekten ist folgendes:

a) Bruch mit der Geschichte und den von der Geschichte gemachten Erfahrungen, wie sie in den Bekenntnissen niedergelegt sind.

b) Einseitiges Betonen einzelner Lehren, wodurch Peripherisches, Nebensächliches in den Mittelpunkt gelegt wird.

c) Mißachtung oder Schmälerung der Gnadenmittel und mehr oder weniger auch des anstaltlichen Charakters der Kirche als der Verwalterin und Inhaberin der Gnadenmittel. Gleich den Reformirten stehen die meisten Sekten auf dem Princip des Geistes; es sind dies die spiritualistisch-mystisch-theosophischen.

d) Das Bestreben, eine äußerlich sichtbare Gemeinschaft wahrhaft Wiedergeborener darzustellen, und eine den ökumenischen Charakter der Kirche mißachtende Engherzigkeit und Unduldsamkeit; — was nicht zu ihnen gehört, ist „Babel“.[1]

20. Daß die „Sekten“ mit dieser Begriffsbestimmung zufrieden sind, möchten wir bezweifeln. Wir wollen indessen hier nicht prüfen, ob und inwiefern sie berechtigt ist. Wir wenden uns zu den großen Gemeinschaften. Rm.

1) Vgl. K. v. Schéele, Theologische Symbolik. Gotha 1881. 3, 138 ff.

(Fortsetzung folgt).

XXII.

Zur Lage in Frankreich.

Zu Neujahr empfing der Präsident, wie gewöhnlich, das diplomatische Corps, mit dem Nuntius Msgr. Lorenzelli an der Spitze, welcher in dessen Namen die Glückwünsche ausdrückte: „Diese Aufgabe ist uns um so angenehmer, als wir den Wunsch hegen, der Sympathie und der Anerkennung für die bei der Lösung internationaler Fragen seitens Frankreichs erfolgten Politik Ausdruck zu verleihen. Frankreich weiht das 20. Jahrhundert ein, indem es sich als Macht bethätigte, die Billigkeit und Versöhnlichkeit einflößt. Bei der Lösung einer sehr verwickelten Frage, an der die Mächte fast zwei Jahre betheiligt gewesen, hat Frankreich, in sehr hoher Auffassung der gemeinsamen Sache, es verstanden, das Maß der Forderungen anzudeuten, welche jede derselben stellen mochte. Wenn darauf Frankreich einen Augenblick geglaubt hat, an einem andern Punkte sich zur Vertheidigung seiner Rechte und Ansprüche bereit zeigen zu müssen, hielt es zugleich darauf, zu beweisen, daß ihm die Erhaltung des Friedens mehr am Herzen liegt, als die Bethätigung seiner Stärke. Aus diesem Grunde hält es das diplomatische Corps für seine Pflicht und Ehre, den Wunsch auszudrücken, der Allmächtige möge der französischen Nation ihren zeitlichen Wohlstand und ihre moralische Größe erhalten, welche ihr vierzehn Jahrhunderte des Ruhmes geschaffen haben, und welche ebenso nothwendig sind für die Sache der



Gerechtigkeit, wie für das Schicksal der christlichen Freiheit in der Welt." Loubet sagte in seiner Antwort: „In einer sehr erhabenen Sprache haben Sie die Grundsätze gekennzeichnet, welche die Regierung der Republik bei der Lösung der verschiedenen Schwierigkeiten leiteten, bei denen auch die Interessen unserer Gesittung in Frage waren. Es ist mir sehr angenehm, durch Ihre werthvolle Versicherung zu erfahren, daß unsere Anstrengungen anerkannt werden. Meine Befriedigung ist um so vollständiger, als das vergangene dem neuen Jahre eine Lage hinterlassen hat, bei welcher mehr der Einklang der Mächte und, bezüglich einiger unter ihnen, die Festerschnürung ihres Bündnisses und die Bekräftigung ihrer Freundschaft zu Tage tritt. Möge das Jahr 1902 nur die Fortentwickelung dieses Zeitalters des Einvernehmens sehen."

Loubet deutet hier auf das Bündniß mit Rußland wie auch auf die größere Freundschaft zu Italien, welche besonders seit der Thronbesteigung Viktor Emanuels II. hervortritt. Bei der Erwähnung der sittlichen Größe und der vierzehn Jahrhunderte des Ruhmes denken wir Deutsche unwillkürlich daran, daß Frankreich vier Jahrhunderte lang mit allen, auch den verwerflichsten Mitteln, an der Zerreißung und Erdrückung Deutschlands gearbeitet, hauptsächlich dem Protestantismus zu seiner Ausdehnung und Machtstellung verholfen hat. Deutschland ist das Opfer der französischen Größe gewesen. Gerade die deutschen Katholiken befinden sich deshalb in einer besonderen Stellung Frankreich gegenüber, können solchem Lob nur mit großem Vorbehalt zustimmen. Der Nuntius hatte offenbar die Handlungen der Regierungen, besonders der jetzigen, nicht allein im Auge. Er überblickte mehr das Ganze, Allgemeine, den Eifer und die Opferwilligkeit des französischen Volkes und seiner Geistlichkeit für alle guten Zwecke, die Ausbreitung der Kirche in allen Welttheilen. Einige Monate vorher hatte der P. Violet (im Correspondant) eine Uebersicht der von

Frankreich ausgehenden Glaubensverbreitung gegeben. Frankreich zählt 6000 Priester (worunter 1500 Ausländer), 3800 Brüder und 12,500 Schwestern in den Missionen. Unter den Brüdern und Schwestern sind ebenfalls viele Ausländer. Die französischen Missionen unterhalten im Ausland 2 Hochschulen, 125 Collegien, 87 Seminare, 304 Waisenanstalten, 9428 Schulen mit 600,000 Kindern. Vor einem Jahrhundert gab es in Inner- und Südafrika keine Katholiken, jetzt sind 200,000 dort. Seit 1840 haben die französischen Missionen in Madagaskar 300,000 Eingeborene getauft. In Japan leiten sie 54,366, in China 720,797 (die deutschen, belgischen und italienischen Missionäre versehen dort auch eine Anzahl Vikariate), in Indo-China (Tonkin u. s. w.) 827,859, in Indien 1,227,620 (die deutschen Jesuiten versehen dort das große Vikariat Bombay, auch gibt es noch andere Missionäre), im Innern Asiens 3,407,379 Christen.

In Australien und der Südsee, ebenso in Amerika sind französische Priester, Ordensleute, thätig. Frankreich bringt auch die meisten Geldmittel für die Glaubensverbreitung auf, hat den größten Antheil am Peterspfennig.

Ganz abgesehen davon, daß dem hl. Vater das Schicksal der 38½ Millionen Katholiken Frankreichs (das nebenbei noch 500,000 Protestanten und 80,000 Juden zählt) am Herzen liegen muß, ist der Papst in politischer und kirchlicher Hinsicht an erster Stelle auf Frankreich angewiesen. Daß ihm diese Lage nicht allzusehr behagt, geht schon aus den Versuchen Leos XIII. hervor, sich das neue deutsche Reich zum Freunde zu machen. Bereitwillig hat der Papst das Schutzrecht Deutschlands über deutsche Missionen und Anstalten in China, Palästina rc. gebilligt, was Unwillen in Frankreich hervorrief. Der Papst muß einmal mit den gegebenen Verhältnissen rechnen, gleichviel wie dieselben entstanden sind. Es ist ja nicht der Papst, der dieselben geschaffen. Die Ereignisse seit dem 16. Jahrhundert, die Wirksamkeit der großen Staaten und mächtigen Politiker haben alle dahin gezielt, dem Papst



jeden Einfluß auf die Politik zu nehmen. Die Wichtigkeit Frankreichs für Papst und Kirche wird nur vermindert werden, wenn die andern Staaten, obenan Oesterreich und Deutschland, mehr auf kirchlichem Gebiete, auch für Missionen, leisten. Unter den jetzigen Verhältnissen darf man sich nicht wundern, wenn der Nuntius bei seinen Wünschen für Frankreich und dessen Staatshaupt etwas in italienische Ueberschwänglichkeit geräth.

Der Papst erspart Frankreich aber auch die Mahnungen und Zurechtweisungen keineswegs. Der Rektor der katholischen Hochschule zu Paris, Msgr. Pechenard, sagte einem Mitarbeiter des „Echo de Paris" über die Audienz, welche er (im December) beim heiligen Vater gehabt: „Der Papst hat mir aufgetragen, seine Erklärungen überall zu wiederholen. Ich habe dieß gethan, indem ich die Hörer der Hochschule versammelte und ihnen die Audienz erzählte. Der Papst ist sehr unglücklich ob der Dinge in Frankreich. Er liebt die Ordensleute ebenso sehr als die Pfarrgeistlichkeit, und die schwierige Lage, in welche sie jetzt bei uns versetzt sind, ist ihm am wenigsten gleichgiltig. So sehr der Oberhirt bedauert, daß die Regierung ein der Kirche wie den Grundsätzen der Freiheit gleich nachtheiliges Gesetz genehmigen ließ, bleibt er dennoch überzeugt, daß ein guter Theil der Verantwortung für diese unglückseligen Maßnahmen gewissen Katholiken zufällt, welche seine Weisungen mißachten. Mehr als je bleibt der Papst überzeugt, daß das einzige Mittel, eine duldsame, den Glauben achtende Republik zu erlangen, darin besteht, letztere offen, ohne Hintergedanken, anzunehmen. Gewiß, ich begreife, sagte mir Leo XIII., daß es Franzosen gibt, welche andere Staatsformen vorziehen, aber es ist eine Pflicht für sie, ihre Ansichten für sich zu behalten. Es ist unrecht von ihnen, sich als Vertheidiger der Kirche zu geberden, indem sie eine Politik treiben, die ihr nur nachtheilig sein kann. Theilen Sie denselben mit, daß ich betrübt und unzufrieden bin, sagte der Papst, indem er lebhafter

wurde und das letzte Wort stark betonte. Diese Katholiken sehen nicht ein, wie sehr sie ihr Land und ihren Glauben schädigen, indem sie meine Rathschläge und Weisungen mißachten. Unter den heutigen Verhältnissen müssen sich alle Männer der Ordnung und Freiheit rückhaltlos einigen, um das Schlimmste von der Gesellschaft abzuwenden."

Der monarchische „Soleil" begleitete den Abdruck dieser Mittheilung also: „Nichts hat jemals die Ehrfurcht der Royalisten für den heiligen Vater, noch ihre volle Unterwerfung unter seine rechtmäßige Obergewalt auf dem Gebiet zu beeinträchtigen vermocht, auf welchem ihm alle Katholiken gehorchen müssen. Wenn uns vorgeworfen wird, die Wirkungen verhindert haben zu können, welche der Papst von dem erwartete, was man die päpstlichen Weisungen nennt, lassen wir keine Klage hören, verwehren auch dem römischen Hof den Ausweg nicht, in dieser Weise den Mißerfolg seiner Politik zu erklären."

Also gelassene Ablehnung der päpstlichen Mahnungen. Dabei hat der Papst seit zehn Jahren nicht aufgehört, seine Weisungen zu wiederholen und bestimmter auszuführen. Jede französische Persönlichkeit, die er empfängt, muß dieselben hören. In den letzten paar Jahren haben wohl zehn Bischöfe und andere angesehene Männer fast wörtlich dieselben Mittheilungen über die vom Papst gehörten eindringlichen Worte gemacht, wie jetzt Msgr. Pechenard. Unterdessen aber ist der Widerstand gegen die päpstlichen Weisungen nur gewachsen. Die Monarchisten haben wiederum sehr an Boden gewonnen. Sie werden mittelbar von den Nationalisten unterstützt, welche den Sturz des Präsidenten und der Verfassung als ihr Ziel hinstellten.

Häupter, Führer der zur Niederkämpfung der Regierung verbundenen Parteien sind Meline, Ribot, Cavaignac, welche alle schon mehrmals Minister gewesen. Alle drei haben sich vielfach an kirchenfeindlichen Maßnahmen betheiligt. Cavaignac ist ein verwegener Streber, welcher



selbst seinen Parteigenossen wenig Vertrauen einflößt. Ribot hat namentlich die Doppelbesteuerung der Ordensgemeinschaften durchgeführt und die Kirchenfabriken (Gebahrung der Einnahmen und Ausgaben der Pfarrkirchen) durch Gesetz unter Leitung staatlicher Beamten gestellt. Meline erklärte in seinem Blatt (République), die Vorschrift, daß die die staatliche Anerkennung nachsuchenden Gemeinschaften sich unter die Bischöfe stellen und diese auch erklären müssen, die volle Obergewalt über dieselben zu übernehmen, sei von erster Wichtigkeit, gehöre daher in das Gesetz selbst, nicht in die Ausführbestimmungen, wie es das jetzige Ministerium will. Also gesetzliche, unerbittliche Loslösung von der päpstlichen Obergewalt, während besagte Bestimmungen eine Milderung, eine Ausführung des Vereinsgesetzes zulassen, welche noch ertragen werden kann. In einem Programmartikel für die Wahlen sagt Meline in seiner République: „Bündnisse und Abkommen sind überflüssig; die fortschrittlichen Republikaner gehen keine ein. Sie haben nie etwas von ihrem Programm aufgegeben, welches Gambetta vorgezeichnet hat." Derselbe Gambetta, dessen ganze Politik auf dem Kriegsruf beruhte: „Der Klerikalismus ist der Feind", und der zuerst die Ausraubung der Ordensleute auf die Fahne schrieb. Was haben die Katholiken zu erwarten, wenn Meline mit ihrer Hilfe wieder an's Ruder kommt? Wird er nicht sich wiederum eine republikanische Mehrheit schaffen, in der die Katholiken jedesmal, wenn sie nicht zu Willen sind, durch Radikale und Socialisten ersetzt werden. Daß die Monarchisten anders, als durch einen Gewaltstreich und Hilfe des Heeres, an's Ruder kommen, ist ausgeschlossen. Dabei haben dieselben noch mit den Bonapartisten zu rechnen, welche in Staatsstreichen geübter sind. Zu Staats- und Gewaltstreichen können aber Katholiken sich nicht gebrauchen lassen.

Anläßlich der durch Msgr. Pechenard mitgetheilten Worte des Papstes schallte es von den beiden äußersten Flügeln, in der „Verité" wie im „Radical", zurück: Eine Aussöhnung



zwischen Kirche und Republik ist ausgeschlossen, unmöglich. Die Kirche ist Gottesrecht, die in der Republik verkörperte Revolution aber Menschenrecht; beide schließen sich gegenseitig aus. Ganz richtig, soweit es die Grundsätze, die Lehre betrifft. Aber das Göthe'sche „Grau ist alle Theorie" gil auch hier. Die Revolution hat nie ganz und voll, folgerichtig, in der Tiefe wie nach der Breite durchgeführt werden können, die erste Republik mordete und verbannte Hunderttausende, ja Millionen, um die Revolution durchzuführen. Das gesammte alte Frankreich schien ausgetilgt, vernichtet. Aber nach wenigen Jahren war der Alles vernichtende Sturm vorüber, die alte Gesellschaft erstand verjüngt wieder, die zurückgekehrten Priester fanden volle Gotteshäuser, lange bevor die Kirche wiederum amtlich, durch das Concordat, neu hergestellt war. Die 1870er Republik feierte (1889) das Jahrhundert der Menschenrechte, hatte schon vorher (1878) begonnen, diese Rechte, die Revolution, planmäßig, von Grund aus durchzuführen. Sie fingen mit der Schule an, um durch dieselbe die Religion auszurotten. Sie sagten offen: Ist einmal das Volk gottlos erzogen, dann verschwindet die Kirche von selbst und damit ist die Revolution siegreich, die Republik für ewig gegründet. Aber sie sahen sofort ein, daß sie die Religion nicht aus den höheren, noch aus den freien Volksschulen verbannen konnten. Sie mußten sogar den Kindern der staatlichen Schulen freie Tage lassen, um seitens der Kirche Religionsunterricht erhalten zu können. Sie schlossen 1880 alle nichtanerkannten Klöster. Aber seither ist die Zahl der Klosterleute nur um so schneller gestiegen, beträgt jetzt 180,000. Kirche und Klöster sind lebendiger, wohlthätiger als jemals, deßhalb als sociale Macht gewachsen. Verfolgen, schädigen wird man sie auch noch ferner können, jetzt namentlich durch das Vereinsgesetz. Aber die Kanten und Spitzen des letzteren werden sich ebenso abstumpfen, absplittern, wie bei allen früheren Verfolgungsgesetzen. Die



Standhaftigkeit der Kirche hat sich seit 1878 nur verstärkt, nicht gemindert, trotz Schaden und Verlusten.

Wenn die Märzdekrete (1880) hätten durchgeführt werden können, so wären die kirchenfeindlichen Bestimmungen des Vereinsgesetzes ganz überflüssig gewesen. Die kirchenfeindlichen Gesetze verschleißen sich eben schnell, werden unwirksam. Die wahren Republikaner haben denn auch immer gedrängt, den Hauptschlag — in ihren Augen natürlich — zu führen, das Cultusbudget — und damit das Concordat — zu streichen, den Botschafter beim heiligen Stuhl abzurufen. Auch diesmal faßte der radikale Budgetausschuß den bezüglichen Beschluß. In der Kammer trat jedoch Waldeck-Rousseau für das Cultusbudget ein. Meine Ueberzeugung ist, keine Regierung, keine Staatsform würde die Abschaffung des Cultusbudgets wagen können, dieselbe überleben. Denn dadurch würden Aufregung und Unzufriedenheit, die sich bis jetzt, bei allen kirchenfeindlichen Maßnahmen, auf einzelne Kreise beschränkten, sich bis ins letzte Dorf verbreiten, zum Sturm anwachsen.

Theoretisch schließen sich Republik und Kirche gegenseitig aus. Aber sie leben nun seit dreißig Jahren zusammen oder nebeneinander, ohne, besonders was die Kirche betrifft, an Lebenskraft zu verlieren. Ein großer Theil der Republikaner drängt beständig auf Verfolgung der Kirche, die dadurch manchen Schaden leidet. Aber die große Mehrheit des Volkes will solches nicht, oder gibt es nur zu, weil man ihr beständig vormalt, die Kirche wolle der Republik den Garaus machen, Krieg nach innen und außen hervorrufen, folglich das Land nur noch mehr schädigen, als 1870 geschehen. Dem Volk wird, wie schon unter den früheren Regierungen seit 1830, Mißtrauen gegen die Kirche einzuflößen gesucht, indem dieselbe ihm als Werkzeug der Parteien hingestellt wird, welche alle Einrichtungen umstülpen, die alten Mißbräuche wieder einführen wollen. Die große Masse hat keinen Begriff, keine Vorstellung von dem, was katholische Politik ist und sein muß. Und die Katholiken thun auch



wenig, um es an der Hand der Thatsachen in dieser Hinsicht zu belehren.

Wir besitzen zur Zeit nur ein Blatt in Paris — und wohl auch in Frankreich —, welches die Weisungen, die Politik des Papstes vertritt: der Univers, mit dem der Monde verschmolzen worden ist. Das Blatt ist leider nothleidend, hat seinen Anschuß (300,000 Frcs.), den es früher aus dem Ertrag erstatten gekonnt, erneuern müssen. Es klagte bei diesem Anlaß, daß die Befolgung der päpstlichen Weisungen ihm sehr geschadet, selbst alte Freunde und Ordensleute ihm untreu geworden. Man ist immer etwas gallikanisch in Frankreich, fügte es erläuternd bei. Der Gallikanismus hat sogar durch die letzten Ereignisse, den Dreyfuskampf und das daraus hervorgegangene Nationalistenthum, mit dem ein Neuaufschwung des Monarchismus zusammenhängt, wiederum an Bedeutung gewonnen. Dem Univers ist in der Vérité française ein Gegner gesetzt worden, welcher die Kirche zwar vertheidigt, aber die päpstlichem Weisungen zu Gunsten der Monarchisten umzudeuten sucht.

Der Papst steht auf höherer Warte, blickt tiefer und weiter, hat stets das Ganze im Auge. Er vergißt nie, was die französischen Priester und Katholiken für Kirche, gute Zwecke und Missionen thun, wie opferwillig sie stets sind. Auch kann er nicht übersehen, daß die französische Regierung, sowohl aus Ueberlieferung als der Machtstellung und der Katholiken halber, in ihrer auswärtigen Politik die Kirche oft nicht außer Acht lassen darf. In China hat, nach bewährten Urtheilen, das (unter dem zweiten Kaiserreich erworbene) Schutzrecht der Kirche mehr geschadet als genützt, weshalb der Papst es aufheben wollte. Im Morgenland verhindert dasselbe Schutzrecht weder die Niedermetzelung vieler Christen, noch die Auslieferung von heiligen Stätten, selbst Theilen der Grabeskirche, an den russischen Freund. Aber das Schutzrecht spornt auch die französischen Katho-



liken zu immer größeren Opfern an, welche allen Missionen zu Gute kommen. Im Heiligen Lande haben sich die von Frankreich unterhaltenen Stiftungen und Anstalten, Schulen, Klöster, Herbergen, Kranken- und Waisenhäuser vervielfältigt. Diejenigen aller anderen katholischen Länder nehmen daneben nur einen kleinen Platz ein. Oesterreich, wo der neue Aufschwung der christlichen Werkthätigkeit durch den noch nachwirkenden Josephinismus und den traurigen Nationalitätenkampf — diesen wahren Bruderkrieg — zum Theil hingehalten wird, steht in Palästina noch weit zurück. Deutschland hat verhältnißmäßig viel geleistet in der kurzen Zeit, seit es in Palästina selbständig thätig ist.

Am 12. Januar hielt Waldeck-Rousseau in Saint-Etienne die lange vorher angekündigte Programmrede, worin er das Vorgehen der gegnerischen Parteien als staatsgefährlich bezeichnet, die Arbeiten und Erfolge des Ministeriums schildert und sich rühmt, Ordnung und Ruhe geschaffen zu haben. Bezüglich der religiösen Frage erklärte er:

„Das Vereinsgesetz, Gegenstand von zwanzig Vorschlägen, an denen sich die Ausschüsse seit 1878 abgemüht, ohne daß einmal die Sache in der Kammer verhandelt werden konnte, wurde im Januar berathen und im Juni genehmigt. Sowohl betreffs der wirthschaftlichen Entwickelung als der der bürgerlichen Gesellschaft nothwendigen Bürgschaften ist das Gesetz ein Markstein. Trotz der Aufregungen, welche von denen angekündigt wurden, welche sich daraus eine Waffe gegen die Republik machen wollten, hat die Ausführung des Gesetzes schon begonnen. Sie geschieht im Geiste seiner Abfassung, ohne Leidenschaftlichkeit und Schwäche. Mit Ausflüchten und täuschendem Schein werden wir uns nicht zufrieden geben. In einem Land der Freiheit entsteht Gefahr für den Cultus dadurch, daß man ihn nur mehr durch die religiösen Orden hindurch sieht, welche ihn aufsaugen und in ihre mehr politischen als religiösen Zwecke verwickeln. Die Weltgeistlichkeit ist als genügend erkannt worden für die Aus-

übung des Katholicismus. Bei ihr findet der Staat die Bürgschaften, welche eine seiner Aufsicht unterworfene Hierarchie und sichere Nationalangehörigkeit bieten. Für die Weltgeistlichkeit ist das Gesetz des 1. Juli 1901 eine Bürgschaft, keine Bedrohung. Bezüglich der religiösen Orden gibt das Vereinsgesetz der Gesetzgebung anheim, die Dienste zu beurtheilen, welche dieselben dem Gemeinwohl, der Wohlthätigkeit in allen Gestalten, leisten mögen. Es gestattet Spielraum den edelmüthigen Seelen, welche weniger daran denken, die Staaten zu regieren, als das Elend zu mildern."

Der Vorwurf politischer Bestrebungen der Ordensleute kann höchstens durch die Thätigkeit der Assumptionisten begründet werden. Ein Gesetz haben dieselben nicht übertreten, nicht die mindeste Störung der Ordnung, nicht einmal Aufregung hervorgerufen. Geld sammeln, um die Wahl derjenigen Abgeordneten zu unterstützen, welche, abgesehen von ihrer politischen Richtung, der kirchlichen Sache am nächsten stehen, ist doch wahrlich nur die Ausübung eines jedem Staatsbürger zustehenden Rechtes. Im Uebrigen befleißigt sich der Minister allerdings einer gewissen Gemessenheit, er sucht die Regierung als Schützerin der Weltgeistlichkeit vorzuführen. Die Duldung der Ordensleute, welche sich der Wohlthätigkeit widmen, ist in die Hand der Kammern gegeben, welche deren Anerkennung zu genehmigen haben. Daß die Kammer in politischen und den dazu gestempelten religiösen Fragen sich von den Ministern leiten läßt, ist bekannt. Dadurch kommen die Ordensleute ebenso unter die Aufsicht und Abhängigkeit von der Regierung, wie die Weltgeistlichen durch das Recht der Regierung, die Bischöfe, Generalvikare und die Kantonspfarrer zu ernennen. Dieses Recht hat viele Nachtheile, verhindert namentlich ein gemeinsames Handeln der Bischöfe, wodurch ihr Einfluß sehr beeinträchtigt wird.

Die Wirkung der Einführung des Vereinsgesetzes hat sich anders gestaltet, als die meisten erwartet haben mochten.



Ein genauer Ausweis liegt nicht vor. So viel steht fest, daß weitaus die meisten Gemeinschaften die Anerkennung nachgesucht haben. Ausgewandert sind namentlich die Karmeliten, Karthäuser und Benediktiner, während die Jesuiten und einige andere Orden einfach ihre Häuser geräumt haben. Eigenthümer der Liegenschaften der Ordensleute sind von jeher in der Regel Besitzgesellschaften, die auf Grund des Gemeinrechtes gebildet sind und deren Eigenthum deshalb unangreifbar bleibt. Die Schulanstalten ausgewanderter Gemeinschaften werden von Weltgeistlichen und Laien fortgeführt. Die Anerkennung haben namentlich die Dominikaner nachgesucht, welche mehrere blühende Schulanstalten besitzen. Nach vorläufigen Angaben haben 64 Männer- und 520 Frauen-Gemeinschaften die Anerkennung nachgesucht. Da etwa zwei Drittel der Gemeinschaften die Anerkennung besaßen, beschränkt sich die Wirksamkeit des Vereinsgesetzes auf eine Minderheit. Eine gleichmäßige, einheitliche Haltung gegenüber dem Gesetz war also von vornherein ausgeschlossen. Das Auswandern einer kleinen Minderheit von Ordensleuten konnte keine große Wirkung hervorbringen, ward, außer der näheren Umgebung, wenig bemerkt. Von den Gemeinschaften, welche dieselbe nachgesucht, werden eine Anzahl die Anerkennung jedenfalls erhalten. So vertheilt, zersplittert sich die Wirkung des Gesetzes. Der Eindruck auf die Oeffentlichkeit wird noch abgeschwächt dadurch, daß die Beschlußfassung über die Anerkennung sich weit hinausziehen wird. In der jetzigen, am 14. Januar eröffneten Tagung wird wohl nur über eine kleine Zahl der Tausende Gesuche — jede einzelne Niederlassung muß die Anerkennung einholen — beschlossen werden. Da die Wahlen gesetzmäßig vor dem 11. Mai stattzufinden haben, wird auch die Ausführung des Vereinsgesetzes von denselben beeinflußt. Ueberhaupt ist der Wahlfeldzug schon vor der Rede Waldeck's in Saint-Etienne eröffnet worden.

Die Regierung ist bei denselben immer im Vortheil.



Sie gebietet über ein Wahlheer, dessen Einordnung, Taktik und Führung seit fünfzig Jahren beständig vervollkommnet wurden. Das jetzige Ministerium hat dazu den Vortheil des Erfolges, eines längeren Bestandes als je ein Ministerium unter der Republik. Am 16. Juni sind es drei Jahre seit seiner Ernennung, und alle Anzeichen und Vorbedingungen lassen auf eine weitere Dauer schließen. Man darf es sich nicht verhehlen: die Ungeschicklichkeit der Gegner hat wesentlich zu seinen Erfolgen, seiner Befestigung beigetragen.

Wenn sich die Dinge nicht noch ändern, dann gehen die Katholiken mit ziemlich trüben Aussichten in den Wahlkampf. Unsere gut katholische Bevölkerung, klagte mir ein Abgeordneter der Bretagne, wählt Kirchenfeinde, weil sich die Leute nicht mit der Regierung verfeinden, auch keinen Umschwung im Staate haben wollen. Bei all unseren Wahlen und Tagesfragen wird immer die Staatsfrage gestellt, Sein oder Nichtsein ist immer die Losung auf beiden Seiten.

Die Ausführung der Vereinsgesetze dürfte nur geringe Wirkung auf die Wahlen haben. Die Ordensleute sind eine sociale Macht, erweisen viele Wohlthaten. Aber je größere Wohlthaten, desto größer auch der Undank. Das schlagendste Beispiel hievon ist Grande Chartreuse. Diese hat die Waldungen der Gebirge der Dauphiné zugänglich und nutzbar gemacht, zieht jährlich 150,000 Reisende an, welche zahlreichen Wirthen, Fuhr- und anderen Geschäftsleuten ergiebige Einnahmen verschaffen. Das Kloster besitzt die Likörfabrik, welche die berühmte Chartreuse herstellt. Hiedurch werden wohl tausend Personen, allein 300 Glasbläser, beschäftigt. Der Reingewinn — man sagt eine Million — wird ausschließlich für gute und gemeinnützige Zwecke verwandt, größtentheils im Departement (Isère) selbst. Aber der Generalrath desselben verlangte, fast einstimmig, strenge Durchführung der Vereinsgesetze, besonders gegen die Karthäuser. Das Isère-Departement hat fast nur Kirchenfeinde in die Kammer geschickt, darunter den Socialisten Zevaës, die alle für das

Vereinsgesetz gestimmt haben. Von den 23 Mitgliedern des Generalrathes, welche den Beschluß gegen die Grande Chartreuse faßten, hatten 19 persönlich von derselben bedeutende Summen, meist für Kirchenbauten, erbeten und erhalten. Diese Leutchen, wie die Abgeordneten und ihre Wähler, rechnen sehr einfach; sie wollen sich gut mit der Regierung halten, um Vortheile von derselben zu erlangen, nicht von den Beamten benachtheiligt und mißhandelt zu werden. Die Wohlthaten und Vortheile der Grande Chartreuse müssen ihnen ja ohnedies werden, denn die Mönche sind dazu verpflichtet, haben daher kein Recht auf Dank oder Rücksichten. Diesmal jedoch drohte es anders zu gehen. Alle Karthäuser Frankreichs beschlossen auszuwandern. Aber der Bischof von Grenoble, Mfgr. Henry, wehrte sich mit Händen und Füßen, wandte sich nach Rom, ging nach Paris, um Minister und Präsident anzurufen, und brachte es daher fertig, daß die Karthäuser, wenigstens theilweise, in der Grande Chartreuse blieben, besonders aber ihre Fabrik in Frankreich beließen, nachdem die Auswanderung nach Spanien schon begonnen hatte. Im Departement unterschrieben 25—30,000 Personen eine Adresse an die Karthäuser. Aber deßhalb werden sie nicht ablassen, Kirchenfeinde in Generalrath und Kammer zu wählen. Nach diesem Beispiel sind die meisten Wahlkreise Frankreichs zu beurtheilen. Außerdem spielt das Geld, die Großbank, eine große Rolle bei den Wahlen. Wer das meiste Geld einzusetzen vermag, wird gewählt. Selbstverständlich muß er etwas bei der Regierung vermögen. Dies ist stets der Fall, denn die Großbank, die Börse, vermag nichts ohne die Regierung, und diese nichts ohne sie. Deßhalb ist die Republik noch mehr als Bürgerkönigthum und Kaiserreich die Herrschaft der Besitzenden, der Geldkaste, denn sie entbehrt des Gegengewichtes, welches ein König oder Kaiser, der die Waffenmacht in der Hand hat, immer noch bietet.

Bei solchen Wahlverhältnissen erscheint es ausgeschlossen,



daß eine andere als die herrschende Partei siegt. Es begreift sich auch, daß bei solchen verrotteten Zuständen manche nur in einem Gewaltstreich, Umstülpung der Verfassung, die einzig mögliche Rettung erblicken. Sie sagen einfach: „Das Volk ist in einen Sumpf gerathen, aus dem es nur durch Gewalt zu retten ist. Auf dem Weg, den der heilige Vater vorzeichnet, wäre höchstens nur langsam und allmählig eine Besserung zu erreichen". Aber die Parteien, die Franzosen überhaupt, zeichnen sich nicht gerade durch große Geduld aus. Sie sind mehr an entschlossenes Eingreifen, Gewalt, Cäsarismus, denn an die langsame Arbeit des Parlamentarismus gewohnt.

Die Ausführung des Vereinsgesetzes gegen die Gemeinschaften hat in Paris mit Verfolgung der Jesuiten und der Schwestern der Himmelfahrt begonnen. Letztere pflegen unentgeltlich arme Kranke in ihrer Wohnung, haben es unterlassen, die Anerkennung nachzusuchen. Sie fahren fort, beisammen zu wohnen und die Kranken zu pflegen. Auch in Lyon, Marseille, Toulouse werden diese Schwestern aus derselben Ursache verfolgt. Einige Wirkung auf das Volk hätte nur eine allgemeine Verfolgung aller Gemeinschaften hervorbringen können. Die Jesuiten werden theils wegen Uebertretung des Vereinsgesetzes, theils wegen Predigen und ungiltiger Säkularisation verfolgt. Obwohl die Vorurtheile gegen sie sich sehr verringert, sogar Viele die Jesuiten wegen ihrer Leistungen hochschätzen, ist es immer noch leicht, viele Schichten gegen die Gesellschaft aufzuhetzen. Es ist, dank mehr als hundertjähriger Arbeit, immer noch ein starker Bodensatz, eine böse Hefe vorhanden, die gegen alle Ordensleute, sogar die barmherzigen Schwestern nicht ausgenommen, aufgerührt werden kann.

XXIII.

Franz Xaver Kraus und ‚Cavour'.[1]

Am Samstag den 28. December 1901, Nachmittags gegen 6 Uhr, verschied zu San Remo in Oberitalien der großherzoglich badische geheime Hofrath und ordentliche Professor der katholischen Theologie an der Hochschule zu Freiburg im Breisgau, Dr. Franz Xaver Kraus. Italien, welches der heimgegangene Gelehrte als seine zweite Heimat zu bezeichnen pflegte, dessen Sommo poeta, Dante Alighieri, er noch erst vor wenigen Jahren in seiner bedeutungsvollen Stellung in einem großartigen Werke geschildert, insbesondere die Stadt Rom, deren christliche Alterthümer sein ganzes Denken und Sinnen fesselten, hatten Grund genug, ihm durch eine Leichenfeier den Zoll der Dankbarkeit und Bewunderung, auf den er wohlbegründetes Anrecht hat, alsbald zu entrichten. In San Remo besorgten diesen Liebesdienst die beiden Väter der Gesellschaft Jesu, Freiherr von Egloffstein und Paulus, die beide ihm in der letzten Krankheit Aufrichtung und Ermunterung gespendet, während P. Paulus dem Hingeschiedenen die Tröstungen der Religion zu reichen

1) Weltgeschichte in Charakterbildern. Herausgegeben von Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn. V. Abtheilung: Die neueste Zeit. Die Erhebung Italiens im neunzehnten Jahrhundert. Cavour. Von Franz Xaver Kraus. Mit einem Lichtdruckbild und 65 Abbildungen. Mainz, Franz Kirchheim. 1902. Lex.-8°. 104 S. (M. 4.)

und die letzten Augenblicke zu erleichtern das Verdienst und das Glück hatte.

In Rom selbst erregte die Trauerkunde innerhalb wie außerhalb der deutschen Colonie die lebhafteste Theilnahme, und alsbald gab sich der Wunsch kund, dem Manne der Wissenschaft und aufrichtig ergebenen Sohne der Kirche ein Todtenamt zu halten. Wie er demselben im Leben nahegestanden und durch Bebauung des unerschöpflichen Feldes der christlichen Alterthumskunde für seine ausgebreiteten wissenschaftlichen Bestrebungen volles Verständniß bekundet, so hat Protonotar Dr. de Waal in der Kirche des von ihm geleiteten Instituts des Campo Santo in Rom am Fuße des Vatikan dem verblichenen Freunde auch den Todtendienst gefeiert. Neben dem preußischen Gesandten beim Vatikan, Baron von Rothenhan, wohnten die Hauptvertreter der deutschen Colonie der Feier bei, deren Eindruck durch die tief empfundenen Gesangsweisen der gregorianischen Schule der deutschen Nationalkirche dell'Anima, sowie durch die Gedächtnißrede des Vorstehers der Ecole française, Msgr. Louis Duchesne, bedeutend gesteigert wurde. Wie machtvoll der gelehrteste Kenner der Kirchengeschichte des modernen Frankreich die Gabe der Rede zu handhaben versteht, das ist den Theilnehmern der Münchener internationalen Versammlung katholischer Gelehrten noch in frischem Andenken. „Er ist einsam gestorben,“ so rief der geistvolle Orateur sacré, „welch ein trauriges Ende, sind wir versucht zu denken. Indeß Gott hat seine Wege. Diese Seele wollte er in die Einsamkeit führen, um eindringlicher mit ihr zu reden.... Ein Priester nahte sich seinem Krankenlager. O göttliche Fügung (O ironie divine)! Der Priester, welcher Kraus beistand, gehörte einer berühmten Gesellschaft an, für welche er niemals besonders zärtliche Gesinnungen hegte (sentiments tendres). ... Möchte diese Begegnung ein Zeichen des Friedens sein, jenes Friedens,

welchen der gemeinsame Vater der Gläubigen uns zu empfehlen nicht aufhört.“[1])

Ehrlich und offen hat Msgr. Duchesne ausgesprochen, was selbst Diejenigen wußten, welche mit dem verblichenen Geheimrath nicht in nähere Berührung gekommen. Vergolten hat demselben die Gesellschaft Jesu mit der Rache der Edeln in einem Nachruf der Civiltà cattolica, welcher Pietät, Würde, Gerechtigkeit athmet. Pietät, weil die persönliche Frömmigkeit des Professors stark betont wird; Würde, weil die Bemühungen gewisser Kreise, denselben für sich in Anspruch zu nehmen, entschiedene Zurückweisung erfahren; Gerechtigkeit, weil seine literarische und wissenschaftliche Thätigkeit ohne den Schatten einer Voreingenommenheit an den unveränderlichen Grundsätzen der katholischen Wahrheit und des kanonischen Rechtes gemessen wird. Das gilt zunächst von seinen Verdiensten um den Betrieb der christlichen Archäologie und der Geschichte der christlichen Kunst. Der letzteren, wie der Realencyklopädie der christlichen Alterthümer verdankt Kraus überwiegend seinen Ruhm, beide sind Schatzkammern reichen und bereichernden Wissens, zu denen man stets mit ungetrübter Freude zurückkehren wird. Das gilt aber auch von Kraus' Mißverdiensten, die er durch die Beiträge in der Münchener Allgemeinen Zeitung und zuletzt durch den ‚Cavour‘ sich zu sammeln die traurige Kühnheit besessen. Der Schleier, welcher den ‚Spectator‘ nur schwach verhüllte, ist durch die öffentliche Erklärung der Leitung des genannten Blattes nach dem Tode des Geheimrathes gelüftet worden. Vielleicht liegt die Zeit nicht ferne, welche die Aufsehen erregenden Spectatorbriefe gesammelt in Form eines Buches der Mitwelt bringen wird. Dann wird man die Bemerkung der Civiltà über die Einzelartikel in noch höherem Maße denn jetzt gerechtfertigt finden. „Diese

1) Civiltà cattolica, 18 Genn. 1902, pag. 231.



Briefe," so lautet sie, „sind wirklich zu bedauern im strengsten Sinne des Wortes. Der Papst, das h. Collegium, das deutsche Centrum, die Jesuiten, die katholischen Tagesblätter und Zeitschriften, die stets die Bezeichnung ultramontane Presse empfangen, werden vor seinem Gerichtshofe verurtheilt und der Welt als antimonarchische und demagogische Elemente dargestellt." [1])

Was aber hierorts unser Interesse am stärksten fesselt, das ist die Kritik, welche die Civiltà cattolica an dem letzten Werke des Verblichenen, dem ‚Cavour' übt. „Mit noch größerer Freiheit denn in seinen übrigen Schriften erläutert er hier seine falschen politisch-religiösen Ideen und die Schrift gestaltet sich zu einem Lobgesang auf Cavour, Rosmini, die italienische Revolution, den Umsturz der Throne, das Ende des Kirchenstaates, die Einheit Italiens. In den stärksten Ausdrücken hat die katholische Kirche Deutschlands einstimmig das Buch verurtheilt und der Name Kraus bleibt vor der unparteiischen Geschichte, vor der Kirche und den Katholiken mit einer recht schweren Makel behaftet." In der That. Es dürfte keine Frage geben, die bis zur Stunde die Geister in dem Maße beschäftigt, aber auch keine, in deren Bewerthung die Geister in dem Maße sich scheiden, wie die römische. Auch der Verfasser des ‚Cavour' hat sich an die Lösung dieser weittragenden Frage gewagt und entschieden damit Unglück gehabt.

Hören wir, um was es sich handelt. Auf das Vorwort mit der übermäßig starken, aber gerade deßhalb nicht bedenkenlosen Betonung seiner „royalistischen und legitimistischen" Gesinnung folgen die Kapitel: 1. Italien von 1815 bis 1843. 2. Italien von 1843 bis 1847. Zeitalter des politischen Idealismus und Romantizismus. 3. Die italienische Revolution 1847—1849. 4. Der Uebergang der nationalen Bewegung zum Realismus. Die Reaktion. 5. Camillo di

1) Civiltà catt. a. a. O. 230.

Cavour. Seine Jugend. Lehr- und Wanderjahre. 6. Cavour's Eintritt in die Geschäfte. Cavour leitender Staatsmann. Führer des ‚Risorgimento‘. 7. Cavours Charakter. Der Staatsmann und der Mensch. 8. Cavour und die Kirche. Die freie Kirche im freien Staat. 9. Was von Cavour bleibt. Ausblick in die Zukunft Italiens. 10. Literatur. Bezüglich der letzteren sei bemerkt, daß sie eine dankenswerthe Zusammenstellung der hier einschlagenden Schriften enthält.[1])

Indem wir die letzte Schrift des verlebten Geheimrathes, die in weiten Kreisen berechtigtes Aufsehen erregt hat, in dieser Zeitschrift zur Anzeige bringen, wissen wir uns voll-

1) Folgende Arbeiten werden vermißt: 1. A. von Reumont. Pro Romano Pontifice 1870. 2. P. Balan. La politica italiana dal 1863 al 1870, secondo gli ultimi documenti. Roma 1880. 3. Papa e Rè ossia le teoriche di conciliazione politico-religiosa per Gaetano Zocchi. Roma 1884. 4. (David Farabulini), I fatti della nuova Roma contro alla salma di Pio nono. Memorie storico-politiche di un Professore romano. 2 voll. Ratisbona. F. Pustet 1885. 5. La questione romana e l' Europa politica ossia dello scioglimento del gran problema secondo i giudizi e le proposte de' più illustri uomini di stato per un Professore romano. 2 voll. Ratisbona. F. Pustet 1886. 6. Die Wahrheit in der Lösung der Römischen Frage von B. O. S. Aus dem Italienischen. Regensburg. Pustet 1889. 7. Ist der Papst ein Gefangener? Praktische Erörterung der römischen Frage von Msgr. Dr. H. H. O'Bryen. Freiburg. Herder 1884. 8. Charles van Duerm, S. J., Correspondance du Cardinal Hercule Consalvi avec le Prince Clément de Metternich. Lettres et autres documents inédits. Louvain 1899. 9. A. History of the Italian Unity. Being a Political History of Italy from 1814 to 1871. By Bolton King. 2 vols. London (Nisbet) 1900. 10. Italy To-day. By Bolton King and Thomas Okey. London (Nisbet) 1901. 11. (G. Vaggioli) Solution de la question romaine. Traduit de l'Italien par M. E. Guérin. Paris 1901. 12. Gg. von Hertling. Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik. Freiburg 1897. (Rom und der Papst im Jahre 1895. Akademische Erörterungen zur römischen Frage.)

ständig frei von aller Voreingenommenheit. Wiederholt sind wir dem Verfasser des ‚Cavour‘ im Leben näher getreten. Er hatte die Güte, in die Reihe der Mitarbeiter an seiner Realencyklopädie der christlichen Alterthümer uns aufzunehmen. Seinem großen Dantewerk haben wir reichen Genuß und manchfache Anregung zu verdanken, wenngleich wir nicht umhin konnten, die kirchenpolitischen Ausführungen, weil mit den unveräußerlichen Rechten des heiligen Stuhles im Widerspruch stehend, in einer öffentlichen Besprechung abzulehnen.[1]) Auch dem ‚Cavour‘ glauben wir unsere Zustimmung versagen zu sollen. Am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts dem Schöpfer der politischen Einheit Italiens ein Denkmal setzen, obwohl das schöne Land auf den höchsten Lebensgebieten heute weniger geeint ist, denn je zuvor, verdient zum vorhinein die Bezeichnung eines verfehlten Unternehmens. Erwägt man, daß ein Lehrer der katholischen Theologie an einer Hochschule mit einer solchen Schrift zwei Päpsten und ihrem Lebenswerk damit den Fehdehandschuh hinwirft, dann wird das Unternehmen noch unverständlicher. Wenn man dem gelehrten John Henry Newman Irrthümer in seinen Werken vorhielt, dann pflegte er zu erwidern: Das sind Irrthümer des Verstandes, aber nicht des Herzens. Zur Ehre des verblichenen deutschen Gelehrten, der nach einem in seinem Nachlaß aufgefundenen Schriftstück die Erklärung abgegeben: „Ich sterbe, wie ich gelebt, als treuer Sohn der Kirche, und wenn ich etwas gedacht, gesagt oder geschrieben, das ihrem Geiste widerstrebt, so widerrufe ich es hier und unterwerfe all meine Arbeiten ihrem Urtheile“[2]) — sei angenommen, daß der große Irrthum, in dem er sich bezüglich der römischen Frage befunden, sein Herz nicht berührt hat.

Deßungeachtet bleibt der Irrthum. Der ‚Cavour‘ wird den öffentlichen und privaten Bibliotheken eingereiht

1) Katholik 1898. II. 178.
2) Civiltà catt. a. a. O. 230.



werden. wegen der prickelnden Darstellung wird er weite Kreise der Gebildeten, namentlich die Jugend mit sich fortreißen und derjenigen Auffassung der römischen Frage, welche in Uebereinstimmung mit den Forderungen des Rechts, der Gerechtigkeit, der Religion und der höchsten Interessen des apostolischen Stuhles und der Verwaltung der allgemeinen Kirche von zwei Päpsten seit fünfzig Jahren vertreten ist, den Einlaß in die Geister versperren. Für eine italienische Uebersetzung des ‚Cavour‘ werden die zahlreichen Freunde des verstorbenen Verfassers jenseits der Berge ohne Zweifel eifrig Sorge tragen und bei der nächsten Besprechung der römischen Frage in der Kammer der Deputirten und im Senat könnte dem Buche des Professors von Freiburg leicht die zweifelhafte Ehre widerfahren, von jenen Männern, die sich des Wortes rühmen: Siamo tutti, o quasi tutti rivoluzionari, als Waffe wider den päpstlichen Stuhl Verwendung zu finden. Wenn also die Histor.-polit. Blätter zum ‚Cavour‘ Stellung nehmen, so kann es sich durchaus nicht um eine Widerlegung der langen Reihe von Irrthümern, Entstellungen und Ungerechtigkeiten handeln, welche die Schrift durchziehen. Diese sind der italienischen Revolutionsliteratur entlehnt und durch Pius IX. und Leo XIII. längst machtvoll widerlegt. Es kann hier nur eine Aufgabe in Betracht kommen, an einigen Beispielen das Verfahren des ‚Cavour‘ im Lichte der katholischen Auffassung zu betrachten und die Folgerungen, welche sich aus demselben ergeben, richtig zu stellen. Das schulden diese Blätter dem Andenken ihres geistesmächtigen Stifters, ferner ihrer ganzen Vergangenheit, in welcher sie die Sache des heiligen Stuhles stets hochgehalten, und dem katholischen Publikum, mit dem sie sich in der Auffassung der römischen Frage eins wissen. Hat doch der Abgeordnete Dr. Hauptmann aus Bonn auf der Friedensconferenz in Christiania gegenüber den Ansprüchen der Vertreter des Königreichs Italien, und der Abgeordnete Dr. Karl Bachem aus Köln im Monat Januar 1902 in

den Debatten des deutschen Reichstages die Wiedereinsetzung des Papstes in das ihm widerrechtlich entzogene Patrimonium zum Zwecke der freien Ausübung der höchsten geistlichen Gewalt gefordert, von den Generalversammlungen der deutschen Katholiken, welche in der nämlichen Richtung sich thätig erwiesen, zu schweigen.

Camillo di Cavour als den Vater des Vaterlandes der Welt vorzuführen, das war unmöglich, ohne die vor seinem Auftreten bestehenden Zustände in Staat und Kirche in düstern Farben zu malen. Piemont, Neapel und der Kirchenstaat erscheinen im ‚Cavour‘ als wahre Brutstätten der Verdunkelung. Der Verfasser des ‚Cavour‘ schwärmt für die allgemeine Heerespflicht, für den deutschen Schulzwang. Weil das damalige Italien dieser beiden Einrichtungen ermangelte, hält er sich für berechtigt, das ganze Unterrichtswesen mit Spott und Hohn zu belegen. Die volle Schale des Zornes aber wird über den Kirchenstaat ergossen, an dem kein gutes Haar bleibt. Das ist nicht die Sprache des ruhigdenkenden Mannes. Hier erscheint die Feder wie in Gift getaucht. Auch Alfred von Reumont, auch Nikolaus Cardinal Wiseman haben über den Kirchenstaat geschrieben. Aber nirgends wird man einem Ton von solcher Gehässigkeit und Worten von derart bitterer Kritik begegnen wie im ‚Cavour‘.

Der Verfasser hat vergessen, daß die Helden des neuen italienischen Staatswesens, vor welchen er bewundernd niedersinkt, doch die Ergebnisse des damaligen, so scharf von ihm getadelten Schulwesens waren. Ihm ist entgangen, daß der Bauer des Kirchenstaates damals noch ein behagliches Dasein führte, während er heute dem Hungertode durch Auswanderung nach Amerika zu entfliehen gezwungen ist. Er hat übersehen, daß die „Herrschaft des ungebildeten Klerus, welcher die Universitätsprofessoren in Neapel wie Schulknaben behandelte, sie verpflichtete, eine Medaille mit dem Bild des hl. Thomas zu tragen, den Studenten den Zu-



tritt zu den Examina verweigerte, wenn sie keinen Nachweis über den sonntäglichen Besuch von Messe und Predigt beibrachten“ (15), durch die Freunde des Verfassers des ‚Cavour‘ von Zuständen abgelöst ist, die einen Professor der katholischen Theologie mit Entsetzen erfüllen müssen. Heute haben die Männer des geeinigten Italiens die Fakultäten der Theologie an den Hochschulen unterdrückt. Hier herrscht die schrankenloseste Denkfreiheit, die sich von einem der größten Geister aller Jahrhunderte, dem Landsmann Thomas von Aquin, abwendet und sich an elenden Uebersetzungen der Hegel'schen Werke ersättigt. Anstatt Medaillen zu tragen, stürzt sich die akademische Jugend in das Getriebe der Politik und wird für die Behörden der öffentlichen Sicherheit Veranlassung, daß der Betrieb der Studien durch Schließung der Hochschulen dann und wann jäh unterbrochen werden muß. 1)

Nicht minder hart als die öffentlichen Zustände werden die Monarchen behandelt. Pio nono hat die Mißhandlung, welche ein Diener der Kirche an ihm verübt, wahrlich nicht verdient. Wahres und Falsches in der Charakteristik des Papstes mit einander verbindend, erlaubt sich der Autor zu schreiben: „Der (neugewählte) Papst war nicht unbegabt, aber er hatte sehr oberflächliche Studien gemacht, kannte von der Geschichte und dem Rechte so gut wie nichts, und so ermangelte sein Geist jener Festigkeit und Durchbildung, deren ein Fürst in der Stunde der Gefahr bedarf“ (35). Hätte der Verfasser des ‚Cavour‘ von dem Briefwechsel zwischen Pius IX. und dem König Viktor Emmanuel von Sardinien Kenntniß genommen, dann würde die Erinnerung an des Papstes Festigkeit und sein unerschütterliches Gott-

1) Soeben, wo diese Worte zu Papier gelangen, Ende Januar 1902, mußte die Universität in Rom wegen der demagogischen Umtriebe der akademischen Jugend geschlossen werden.

vertrauen ihm ein Urtheil anderer Art eingegeben haben.[1]) Und anderseits wird selbst derjenige Mann, welcher das verbesserte, aber dennoch in hohem Maße verbesserungsbedürftige Lehrbuch der Kirchengeschichte von Franz Xaver Kraus wörtlich auswendig gelernt, noch lange nicht jenen „Geist der Festigkeit und Durchbildung“ gewonnen haben, deren es in der Stunde der Gefahr bedarf.[2]) In großen Wendepunkten der Geschichte geben große Charaktere den Ausschlag. Als hehren Charakter wird die Nachwelt Pio nono auch jetzt noch zu bewundern fortfahren. Da Pio nono den Kirchenstaat regiert hat, so wird auch er von dem Vorwurf betroffen, daß „die Leitung des Kirchenstaates principiell die Idee des Rechtsstaates ablehnte“ (26). Als wenn es keinen Rechtsstaat gäbe außer in Ländern, in denen die öffentliche Gewalt im Sinne von Montesquieu zwischen Fürst und Volk getheilt ist, in welchen die parlamentarischen Körperschaften, wie diesseits und jenseits der Berge, zum Schauplatz wildester Leidenschaften und ekelerregender Scenen herabsinken, in denen das politische Parteitreiben ganze Klassen anders Denkender und Glaubender grausam zu Boden wirft, und als ob in der engeren Heimat des Geh. Hofrathes das Ideal eines Staates, welcher die Anerkennung und den Schutz der Rechte der Kirche, der Schule auf sein Panier geschrieben, bis zur Stunde der Verwirklichung näher getreten wäre!

Wer im Sinne der italienischen Revolution schreibt, der wird auch leichten Herzens dem König Ferdinand II. von Neapel freventliche Einkerkerung von politischen Gefangenen, sowie Vernachlässigung der Interessen des Landes zum Vorwurf machen. Heute noch an die Wahrheit der 1851 durch

1) Vgl. diese Zeitschrift 104 (1889) 440 ff.: Aus dem Briefwechsel zwischen Pius IX. und Viktor Emmanuel.

2) Vgl. in dieser Zeitschrift 102 (1888) 279 ff. sechs Artikel (von Scheeben): Zur Kritik einer verbesserten Kirchengeschichte.

Gladstone betreffs der Ueberfüllung der neapolitanischen Gefängnisse mit politischen Gefangenen an Lord Aberdeen in London aus Neapel gesandten Briefe glauben (43), bezeichnet die ganze Oberflächlichkeit, mit welcher der ‚Cavour‘ hergestellt wurde. „Auf Grund der Versicherung wüthender Freimaurer,“ schreibt ein Kenner der Sache, „ließ Gladstone sich in dem Maße verblenden, daß er die berufenen Briefe über die Mißwirthschaft der Bourbonen, insbesondere die kannibalische Behandlung politischer Gefangenen innerhalb wie außerhalb der Kerker schrieb. Oeffentlich haben seine Freunde ihm seinen Irrthum vorgehalten; theilweise hat er denselben später selbst widerrufen. Als die italienischen Sektenhäupter seiner nicht mehr bedurften, haben sie ihn wegen seiner gutmüthigen Politik bitter gehöhnt. Aber Gladstone's Verleumdung hat maßgebende Bedeutung gewonnen in allen liberalen Geschichtswerken, Wörterbüchern, Lehrbüchern der Staatsschulen und wird heute noch mit feiger Treue in den Nachrufen wiederholt, welche die religionsfeindliche Presse Gladstone widmet.“ [1]) Und um kein Haar besser sind die übrigen Notizen über Neapel im ‚Cavour‘, wofür der Leser auf die angezogenen Artikel des Month verwiesen wird, die einer sachkundigen Hand entstammen und auf Literaturwerke verweisen, die man im ‚Cavour‘ vergebens sucht.

Gemäß der ganzen Geistesrichtung des Verfassers wird man seine Harmlosigkeit in der Beurtheilung der

1) Vgl. diese Zeitschrift 122 (1898) 435. Civiltà cattolica 4 giugno 1898 p. 639 und die von Kraus nicht angezogene Schrift: Rassegna degli errori e delle fallacie pubblicate dal Signor Gladstone pag. 23, Napoli 1851. Unter Gladstone's Coercion Act befanden sich 1882 nahezu eintausend Personen in den irischen Gefängnissen als politisch verdächtig. Viele sonst unbekannte Literatur über Neapel in drei Artikeln des Month 95, London (1900) 225 ff. A. History of the Italian Revolution.

italienischen Revolution nur begreiflich finden. Unter Berufung auf die Entlarvung des Vaughan-Schwindels entrüstet er sich förmlich und sucht das Maß der Theilnahme der geheimen Gesellschaften an der Umsturzbewegung möglichst tief herabzudrücken. Als „thöricht und frevelhaft“ bezeichnet er „die Behauptung, die ganze italienische Bewegung sei nur auf Mazzini und die geheimen Gesellschaften zurückzuführen“ (57). Denn große, alles hinreißende Volksbewegungen sind niemals das Werk einzelner Verschwörungen (20). Daß die italienische Erhebung nur auf Mazzini und die geheimen Gesellschaften zurückzuführen, hat kein Katholik je behauptet. Daß die nämlichen Gesellschaften in diesen Punkten ausschlaggebende Bedeutung besaßen und noch heute eine fieberhafte Thätigkeit entwickeln, kann nur derjenige in Abrede stellen, der die Thatsachen der politischen und kirchlichen Geschichte Italiens mit getrübtem Auge betrachtet. In Verbindung mit dem gekrönten Carbonaro an der Seine und mit Unterstützung der italienischen Freimaurerei hat Cavour die Einheit Italiens zu Stande gebracht. Wie die geheimen Gesellschaften sich heute zu dieser Frage stellen, darüber geben die Erlasse der Großmeister Adriano Lemmi und Ernesto Nathan volle Aufklärung.[1])

„Die Absichten der geheimen Gesellschaften,“ bemerkte Leo XIII. am 16. Oktober 1881, „entwickeln sich von Tag zu Tag deutlicher. Ihr Ziel ist die Zerstörung der Kirche und des Katholicismus in allen Theilen der Welt, aber hauptsächlich in Italien. Bei ihren während des letzten Jahres in verschiedenen Städten Europa's gehaltenen Zusammenkünften bildete das katholische Italien den Gegenstand ihrer finstern Pläne.“[2]) Der Verfasser des ‚Cavour‘ scheint für das Lehrschreiben Leo's XIII. über die Freimaurerei keine

1) Solution de la question romaine 32.

2) O. Bryen, Ist der Papst ein Gefangener? 37.

Empfindung zu besitzen[1]) und vielleicht niemals gelesen zu haben, was der Diritto am 7. August 1863 geschrieben: „Wenn die Civiltà cattolica sagt, das letzte Ende der italienischen Revolution sei die Zerstörung der Kirche, so hat sie Recht.“[2])

Daß der Verfasser des ‚Cavour‘ einzelnen Thatsachen im Leben seines Helden den Zoll der Bewunderung entrichtet, läßt sich noch verstehen. Wenn er es jedoch unternimmt, grundsätzlich dessen kirchenfeindliche Politik zu vertheidigen, so muß dieser Versuch abgelehnt werden. Nach der Auffassung des Freiburger Professors hatte Cavour vieles gemein mit dem jungen Napoleon. Noch mehr: „Kein Staatsmann der neueren Zeit ist ihm an Reinheit der Absichten und an Selbstlosigkeit gleichzustellen“ (59); ja, „kein Staatsmann hat ehrlicher wie er, der große Doktrinär der Freiheit, das Recht des Individuums gegenüber jeder Bedrückung des Gewissens und der berechtigten freien Bewegung im Gebiete des bürgerlichen, materiellen, sittlichen und geistlichen Lebens verfochten“ (59). Es sei gestattet, ein wenig Wasser in diesen schäumenden Wein zu gießen. „Alle Minister,“ schrieb die „Riforma“ am 16. April 1886, „von Cavour bis auf Depretis, dachten mit wenigen Ausnahmen, daß man sich direkt oder indirekt unsittlicher Mittel für eine Sache, die sie für gut hielten, bedienen dürfe.. Diese Theorie, die vom Beginn des Königreiches im Schwange war, hat nicht wenig zur Erniedrigung der italienischen Politik beigetragen“.[3]) Und noch schärfer lautet das Urtheil des der neuen Ordnung der Dinge in Italien freundlich gegenüberstehenden englischen Geschichtsschreibers Bolton King über den ministro galantuomo Cavour: „Die Schmach unehrlicher Mittel befleckt sein An=

1) Acta Leonis XIII. II, 56. Encyclica de secta Massonum.

2) Die Wahrheit in der Lösung der römischen Frage 98.

3) Die Wahrheit in der Lösung der römischen Frage 125.

denken, aber nie trieb er doppeltes Spiel, außer wenn die Erreichung seines Zieles es unumgänglich nothwendig machte".[1]) Ueber Cavours Politik gegen Oesterreich vor dem Ausbruch des Krieges von 1859 schreibt King: „Uebermäßige Anstrengung und seine entsetzliche Verantwortung hatten seine moralische Natur geschwächt und im heißen Streben nach seinen hohen Zielen hat er die noch höheren Ziele der Ehre vergessen. Er schien die Verkörperung eines gewissenlosen Willens zu sein, alle Bedenken hinsichtlich der Mittel, ja sogar die gewöhnlichste Ehrlichkeit waren geschwunden."[2]) Und mit Bezug auf Cavours Politik gegen Neapel heißt es: „Ehrlich war die Politik (Cavours) nicht, die Empörung wider eine Regierung zu ermuthigen, mit welcher er in Frieden lebte, und der Abgrund seiner Unehre muß noch aufgedeckt werden."[3])

Wie Cavours Politik in ihren letzten Zielen die Vernichtung der weltlichen Herrschaft des apostolischen Stuhles anstrebte, so findet auch der Verfasser des ‚Cavour‘ nicht Worte genug, um den Untergang des Kirchenstaates zu preisen. Nach Kraus war „das Temporale thatsächlich seit 1798 ein von Zeit zu Zeit galvanisirter Leichnam, wie das Napoleon nach dem Frieden von Tolentino schon ausgesprochen hatte" (35), und die Reise Pius IX. nach Bologna i. J. 1857 bezeichnet er als „Trauerzug des sterbenden Temporale, bei welchem der Papst sich von der unheilbaren Antipathie der Bevölkerung gegen die Priesterherrschaft überzeugen mußte" (68). Die zustimmende breite Darlegung der beiden großen Reden, mit denen Cavour die Verlegung der Hauptstadt des Reiches nach Rom in der Turiner Kammer befürwortete (91), ferner die für den eigenen Landesherrn

1) Month 95 (London 1900) 226.

2) Bolton King, History of italian Unity II, 65.

3) Bolton King II, 148.

tief beleidigende, zugleich aber auf den Papst zugespitzte Bemerkung „die Zeit der Kleinstaaten ist für immer vorbei“ (95), endlich die in Sperrdruck gesetzten Worte: „Die Idee des religiösen Katholicismus, einmal hinausgeworfen, wird ihren Siegeslauf nehmen und in wenigen Jahrzehnten sich eine Welt erobern; sie wird dem Christenthum ein neues Heim bauen, nicht in einer von Zwang zusammengehaltenen, vom Schrecken beherrschten Umhegung, wohl aber im Herzen einer geläuterten, in sich eingekehrten, und dabei ihrer Freiheit und ihres Daseins frohen Menschheit“ (94) — das Alles offenbart zur Genüge die Stellung des ‚Cavour‘ zu jener weltbewegenden Frage, mit welcher die heiligsten Interessen der Kirche verbunden sind.

Hierorts genügt es, darauf hinzuweisen, daß der heilige Stuhl, in vollendetstem Widerspruch mit der revolutionären Auffassung des ‚Cavour‘, seine zeitliche Herrschaft als nothwendige Bedingung zur völlig freien Ausübung seines obersten Hirtenamtes in den heutigen Verhältnissen stets beansprucht hat. Anstatt sich auf den Frieden von Tolentino und die Machtsprüche des Generals Buonaparte zu berufen, hätte ‚Cavour‘ von dem Briefwechsel Pius VII. und des Kaisers Franz I. Kenntniß nehmen sollen. „Auch bei dieser Gelegenheit,“ schrieb der hl. Vater aus Fontainebleau 24. Juli 1813 an den Kaiser von Oesterreich, „nehmen Wir sie (unsere Souveränität und unsere Rechte) in Anspruch für die freie und unparteiliche Ausübung der geistlichen Gewalt des sichtbaren Hauptes der Kirche in jedem Theile der katholischen Welt, und können nicht daran zweifeln, daß man ihnen Rechnung tragen wird, denn das fordert die Gerechtigkeit unserer Sache und die heiligen Interessen der Religion selbst.“ [1]) Und den sog. Frieden von Tolentino nennt er im Schreiben an den Kaiser aus Foligno 20. Mai 1814 einen

1) Van Duerm, Correspondance Consalvi-Metternich, 2.



ungerechten Angriff, welchem Pius VI., der Gewalt weichend, sich fügen mußte, der aber als Quelle des Rechtes niemals gelten könne.[1])

Was aber die lebendige höchste Auktorität der katholischen Kirche anlangt, so wünschen wir die Thatsache zu betonen, daß Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. zur Aufrechthaltung der unveräußerlichen Rechte des apostolischen Stuhles seit vierundzwanzig Jahren hartes Gefängniß, Verleumdung und Schmach jeder Art erduldet, und daß er in machtvollen und überzeugenden Kundgebungen vor dem Angesicht der ganzen Welt diese Rechte behauptet.[2]) Als den Mittelpunkt dieser unvergänglichen Dokumente, um welche alle übrigen Aeußerungen sich lagern, erscheinen die an den Cardinalstaatssekretär Rampolla gerichteten Briefe, welche die gesammte Kirchenpolitik mit scharfen Strichen zeichnen. Während das Schreiben vom 15. Juni 1887[3]) die religiöse Leitung der Kirche darlegt, erörtert der aus Anlaß der italienischen Vierteljahrhundertfeier der Erstürmung Roms durch Piemont verfaßte Brief vom 8. Oktober 1895 die Bedeutung der weltlichen Herrschaft der Päpste für die völlig freie Verwaltung des Pontifikats. Hier legt der Papst die letzten Zwecke, die man mit der Aufrichtung der politischen Einheit Italiens und der Erhebung Roms zur Hauptstadt des Reiches verfolgt, klar dar. Sie gipfeln im Sturze der gottgefügten geistlichen Macht des hl. Stuhles. Ferner

1) Van Duerm, 15. Ueber Van Duerm vgl. meine Besprechung im Katholik 1899, II, 369.

2) Vergl. diese Zeitschrift Bd. 92, S. 262. Von sich selbst singt der Papst:

Justitiam colui: certamina longa, labores,
  Ludibria, insidias, aspera quaeque tuli;
At Fidei vindex non flectar: pro grege Christi
  Dulce pati, ipsoque in carcere dulce mori.

3) Leonis XIII. Allocutiones, epistolae 2 (Brugis 1887), 274.



bespricht der hl. Vater auch die Stellung der Päpste zu Italien, welches auch auf politischem und socialem Gebiete nur in einem ehrlichen, das begangene Unrecht anerkennenden und durch angemessene Sühne abstellenden Frieden seinen jetzigen heillosen Zuständen ein Ende bereiten und eine neue Epoche des Glückes einleiten könne.[1])

An diese Kundgebungen der Päpste, in denen jedes Wort auf das sorgfältigste abgewogen ist, werden sich die Leiter der öffentlichen Blätter katholischer Richtung, die Vertreter des katholischen Volkes in den gesetzgebenden Körperschaften, endlich die Professoren der katholischen Theologie in den Vorlesungen über Kirchenrecht und Kirchengeschichte gewissenhaft halten. Die Studenten der Theologie bei der Behandlung einer Frage von solcher Bedeutung in offenkundigem Gegensatze zu den Auffassungen des heiligen Stuhles beeinflussen, hieße seinem Amt nicht gerecht werden. Zwar handelt es sich hier nicht um Glaubens- und Sittenlehren. Aber nicht minder deutlich ist die Bestimmung des Vatikanum, welche dem Papste „die volle und höchste Jurisdiktionsgewalt über die gesammte Kirche nicht bloß in Sachen des Glaubens und der Sitten, sondern auch in allem, was die Disciplin und die Regierung der Kirche betrifft",[2]) zuschreibt. Hätte der Verfasser des ‚Cavour', anstatt die Erzeugnisse der italienischen Revolutionsliteratur in sich aufzunehmen, sich auch nur auf einen Augenblick als gehorsamen Sohn des Papstes benehmend, den Brief Leo's XIII. vom 29. April 1889 an den Bischof Bonomelli von Cremona durchdacht und befolgt, dann wäre der befremdliche ‚Cavour' wahrscheinlich nicht entstanden. „Nicht der Wechsel irdischer Ereignisse", bemerkt der ideale Papst, „sondern die Forderungen

1) Leonis XIII. Alloc. 6 (Brugis 1900), 98.

2) H. Th. Simar, Lehrbuch der Dogmatik. 4. Aufl. Freiburg 1899. S. 719.

der Gerechtigkeit und des dem apostolischen Stuhle vom Himmel übertragenen Amtes sind zu beachten“.[1])

Nachdem der unzuständige Tadler den Kirchenstaat für immer und ewig abgeschafft hat, tritt er vor den Papst mit seinem neuen Zukunftsideal, welches lautet: Religiöser Katholicismus, im Gegensatz zum bisherigen politischen Katholicismus. Eitles Wahngebilde einer krankhaften Geistesrichtung! Mit dem Ruhme sich brüstend, Italien als zweite Heimat zu besitzen, erweckt der Verfasser des ‚Cavour‘ den Verdacht, daß er nur das officielle Italien, aber nicht das wahre und wirkliche Italien kenne. Besitzt er kein Gedächtniß dafür, daß Leo XIII. „vom Beginne seines Pontifikats als Ziel sich gesteckt, die der Kirche von der Revolution und der Gottlosigkeit geschlagenen Wunden zu heilen?“[2]) Ist die glanzvolle Erscheinung des socialen Papstes, des Papstes der Arbeiterwelt, seinen Augen entwichen? Ist er nie mit einem jener italienischen Cardinäle und Bischöfe zusammengetroffen, welche, durch die Feinheit gesellschaftlicher Formen, durch die Macht ihres Wortes, durch die Tiefe ihrer philosophischen und theologischen Kenntnisse, durch die Innigkeit ihres Frommsinns hervorragend, die Ideale der Religion selbst unter den zermalmenden Schlägen einer Gesetzgebung hochhalten, welche von Cavour und den von ihm gebildeten

1) Leonis XIII. Alloc. III, 237, Epist. ad Episc. Cremonensem Bonomelli: „... Videlicet oportet in negotio tam gravi non iudicium ex eventis rerum mutabilibus facere, sed repetere altius rationes serioque perpendere quid iustitia postulet, quid Sedi Apostolicae ad divinum munus suum } desideretur.

2) Leonis XIII. Allocut. II, 275. Epist. ad Card. Rampolla. E fin dal principio Ci proponemmo di adoperarci costantemente a risarcire i danni recati alla Chiesa dalla rivoluzione e dall' empietà e nel tempo stesso a far sentire a tutta l'umana famiglia, estremamente bisognosa, l'alto conforto di questa divina virtù.

Staatsmännern bis zur Stunde ihren Ausgang nimmt? Hat er nie die Bekanntschaft jener frommen, bescheidenen italienischen Seelsorgsgeistlichkeit gemacht, welche, die angeborene Nüchternheit und Mäßigkeit erhöhend, nach der gewaltsamen Einziehung von Milliarden katholischen Kirchengutes heute am Hungertuche nagen, aber ihren Grundsätzen treu blieben, während der Verfasser des ‚Cavour‘ in den römischen Salons seinen schöngeistigen Neigungen sich ergab oder unerbetene Kirchenpolitik so lange trieb, bis die beiden großen Kirchenpolitiker Papst Leo XIII. und der Fürst Bismarck ihn aus Veranlassung der Besetzung eines Bisthums im deutschen Reich energisch in seine Schranken zurückdrängten?

Weit über Italien hinaus tragen Italiener, die der ‚Cavour‘ nicht zu kennen scheint, den religiösen Katholicismus. Hat nicht im abgelaufenen Jahre 1901 der Bischof von Piacenza, Msgr. Scalabrini, die Fahne des religiösen Katholicismus hochgehalten, indem er, den Ocean durchquerend, jenen zahlreichen italienischen Arbeitern in den Vereinigten Staaten nachgegangen, welche in der ehemals gesegneten, heute durch Cavour und seine Nachfolger mit dem drückendsten socialen Elend geschlagenen herrlichen italienischen Heimat ihr Fortkommen nicht mehr zu finden vermochten?[1]) Endlich genügt es, an Don Bosco und seine geistlichen Söhne und Töchter, sowie an die übrigen italienischen Missionäre und Klosterfrauen, die in Afrika und in Asien ihre Kräfte im Dienste der Religion verzehren, hierorts hinzuweisen, um den Rathschlag der Beförderung des religiösen Katholicismus im Buche des Freiburger Theologen als ganz überflüssig, unzeitgemäß, verletzend bezeichnen zu müssen.

Doch genug der Ausstellungen am ‚Cavour‘. Er erscheint uns als eine Arbeit, welche in die Klasse jener Schriften

1) Civiltà cattolica 17 Agosto 1901, pag. 482.

über den Kirchenstaat gehört, die, nach der Bemerkung Leo's XIII. über die mit dem ‚Cavour' sich berührende Broschüre des Bischofs Bonomelli von Cremona, „unter der Maske der Bescheidenheit und dem erborgten Schein der Religion auf die große Menge Eindruck hervorbringen." [1]) Nicht ohne öffentlichen Tadel durfte diese kirchenpolitische Flugschrift ihre Wanderung durch die Welt antreten. Einen solchen glauben wir bescheiden ausgesprochen zu haben. Keinem Katholiken wird die Wahl schwer fallen, wenn in entscheidenden Wendepunkten das Losungswort erschallt:

Hie Kraus-Cavour! Hie Leo XIII.!

Aachen.

Prälat Stiftsherr
Dr. Bellesheim.

XXIV.

A. v. Maltzew's neueste liturgische Publikationen. [2])

1. Dem in Bd. 126 dieser Blätter angezeigten I. Bande des deutsch und slavisch von Herrn Propst v. Maltzew herausgegebenen „Menologion" ist jetzt der II. Band gefolgt, [3])

1) Civiltà catt. 20 Aprile 1889 p. 222. Leo XIII. ad Episc. Brixin. Opportunum est igitur ac magnopere salutare munire animos diligenter contra huius generis scripta, eo periculosiora quod, ut plurimum, simulatione modestiae atque ementita religionis specie multitudini imponunt.

2) Vgl. Histor.-polit. Blätter Bd. 125 (1900), S. 377—388, und Bd. 126 (1900), S. 461—463.

3) Menologion der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes. II. Theil (März — August). Deutsch und slavisch unter Berücksichtigung der griechischen Urtexte von Alexios v. Maltzew, mag. theol., Propst an der Kirche der kais. russischen Botschaft zu Berlin. Berlin, K. Siegismund. 1901. LXXX u. 896 S. 8°.



welcher die ganze Reihe seiner, die gesammten liturgischen Bücher der russischen orthodoxen Kirche umfassenden Publikationen als 9. Band zum Abschluß bringt. Ueber Inhalt und Anlage des Menologion im Allgemeinen ist in der Anzeige des I. Bandes das Nöthige bemerkt worden. Während jener die unbeweglichen Feste der Monate September bis Februar umfaßte, enthält der jetzt erschienene II. Band die Monate März bis August. Die Einleitung dieses Bandes handelt im Anschlusse an jene des ersten, welche die Verehrung der Heiligen, Reliquien und Bilder in der orientalischen und occidentalischen Kirche darstellt, von den Gnadenorten und Wallfahrten. Den Schluß bildet ein alphabetisches und ein (nur russisches) chronologisches Verzeichniß der in beiden Bänden enthaltenen Heiligen.

2. Gleichzeitig erschien unter dem Titel „Liturgikon" eine neue, 3. Auflage der deutschen Uebersetzung der in der orthodoxen orientalischen Kirche im Gebrauche befindlichen Liturgien.[1]) Diese neue Ausgabe hat mit der zweiten von 1894 das gemein, im Unterschiede von der ersten von 1890, daß sie nur den deutschen Text der Liturgien bietet; gegenüber der 2. Auflage ist sie aber sehr vermehrt, da sie den Liturgien aus dem zur Zeit ebenfalls vergriffenen, die „Nachtwache" behandelnden Bande den deutschen Text des Abend- und Morgengottesdienstes in seinen unveränderlichen Theilen vorausgehen läßt. Auch die an die Texte sich anschließende vergleichende Darstellung der alten orientalischen und occidentalischen Liturgien ist gegenüber der früheren Auflage stellenweise erweitert. Eine neue interessante Beigabe sind auch die „Betrachtungen über die göttliche Liturgie" von Gogol (S. IX—CVIII), russisch und

1) Liturgikon. („Sluschebnik.") Die Liturgien der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes unter Berücksichtigung des bischöflichen Ritus, nebst einer historisch-vergleichenden Betrachtung der hauptsächlichsten Liturgien des Orients und Occidents. Von Alexios v. Maltzew. Berlin, Karl Siegismund, 1902. CVIII u. 467 S. 8°.

in deutscher Uebersetzung, eine in Rußland wenig bekannte und in eine andere Sprache bis jetzt nicht übersetzte Arbeit des berühmten russischen Schriftstellers. — In seiner neuen erweiterten Gestalt verdient der vorliegende Band ganz besonders das Interesse Aller, welche das kirchliche Leben der orientalischen Kirche kennen lernen wollen.

Wie bei den früheren Bänden, stand auch bei diesem neuesten dem Verfasser sein treuer Mitarbeiter Herr Pfarrer Basilios Goeken zur Seite.

Besonders erfreulich und dankeswerth ist auch hier der irenische Geist, von dem die vergleichenden liturgischen Studien, die den Uebersetzungswerken beigegeben sind, getragen sind, der Geist, der am Ende der Einleitung des Schlußbandes nochmals zum schönen Ausdruck kommt (Menologion II, S. XLV): „Möge Gott bald die Zeit kommen lassen, wo die ehrwürdigen alten Kirchen des Orients und Occidents, die einst ihre Kinder gemeinsam dem Herrn als Martyrer darbrachten, und trotz Jahrtausende währender Trennung den alten Glauben und die alten Riten so treu bewahrt haben, wieder in der früheren Liebe sich einigen, auf daß erfüllt werde der innige Herzenswunsch des Erlösers vor seinem Todesleiden: ut omnes unum sint.“

Aachen. Dr. F. Lauchert.



XXV.

Athen und Griechenland von heute.

II.

Historia optima magistra. Eine gerechte Beurtheilung des Neugriechenthums ist nur möglich auf Grund genügender Kenntniß seiner Geschichte. Ein fünfzehnhundertjähriger Leidensweg liegt hinter dieser Stadt und diesem Volk, nur hin und wieder erhellt durch einen kurzen Sonnenblick des Glücks. Es ist nichts weniger als gewagt, zu behaupten, daß kein Volk Europas Aehnliches durchgemacht hat, wie die Griechen. Diese Inselwelt (auch das griechische Festland hat insularen Charakter) ist ja die natürliche Brücke zwischen der Welt des Ostens und Westens, und alle Wellenschläge, die zwischen diesen zwei Welten einherstürmten, stürzten über Griechenland weg oder warfen doch ihre verderblichen Brandungen weit über seine Küsten hinein. Von dem entsetzlichen Wüthen Sullas hatte sich Athen zwar verhältnißmäßig schnell erholt und erlebte unter Hadrian nochmals eine Art Renaissance, eine künstliche Treibhausblüthe, und während der ganzen römischen Kaiserzeit war Griechenland mit seinen Tempeln und Kunstdenkmälern das Ziel zahlreicher, pietätsvoller Pilger. Doch war es eine schlimme Mahnung, als die Gothen um das Jahr 250 zum ersten Mal an die Thore von Hellas klopften. Sie drangen schon 260 bis nach Attika vor, und wenngleich Dexippos Athen mit damals schon recht seltenem Heldenmuth rettete, was hatte ein solch ephemerer Erfolg derartigen Völkerbewegungen gegenüber zu bedeuten? 130 Jahre nachher (a. 395) holten die Horden Alarichs

gründlich nach, was ihren Vorfahren nur halb gelungen war; damals machten sie ganze Arbeit. Böotien, Attika, der Peloponnes bebten unter dem Tritt der gothischen Heersäulen, ganze Städte verschwanden vom Erdboden. Athen wurde greulich geplündert, Eleusis unter Trümmern begraben, die Prachtbauten Olympias stürzten und vielleicht blieb nicht einmal der große Zeustempel übrig. Wie gründlich diese Gothen ihr Handwerk verstanden, zeigt mit schrecklicher Klarheit der Gnadenakt Theodosius II. vom Oktober 424, durch den die Abgaben in Achaja auf ein Drittel, im übrigen Griechenland auf die Hälfte herabgesetzt wurden. Etwa 70 Jahre nach den Gothen brachen die Raubschaaren der Vandalen herein (a. 467 ff.) Als die Gothen die Donauländer räumten, wurde für die Slaven — es kommt ja selten Besseres nach — die Bahn frei. Vom Jahre 540 an ergossen sie sich immer wieder über die Gebirgswälle des Nordens, nicht einmal der große Justinian vermochte den Bulgaren zu wehren. 588 überschwemmten sie sogar den Peloponnes und begannen sich unter wechselvollen Kämpfen dort häuslich einzurichten; in der Mitte des 8. Jahrhunderts war er zum guten Theil ihr eigen. Eben um diese Zeit (746—747) verödete eine furchtbare Pest Griechenland und seine Inseln. Zwar hatten sich die Slaven im 9. Jahrhundert allmählich dem Christenthum angeschlossen. Für weitere Abwechslung aber sorgten an ihrer Stelle die wieder erscheinenden Bulgaren, mehr noch die neu eingreifenden Araber, welche a. 823 Kreta genommen hatten und von da aus Griechenlands Inseln und Küsten ausplünderten, ja menschenleer machten. Mit den Bulgaren aber hatte noch im Jahre 1019 Basilius II. unter den Mauern Athens auf Tod und Leben zu ringen. Zur nämlichen Zeit begannen auch die rauhen Bergstämme Albaniens sich zu rühren, und um das Elend voll zu machen, erschienen um die Mitte des 11. Jahrhunderts auch die Normänner auf der Bildfläche. Warangen eroberten 1040



sogar Athen und 1084 setzten sich die Normannen in Thessalien fest. Daß sie dabei nicht glimpflich verfuhren, läßt sich aus ihrem herkömmlichen Auftreten errathen. Nichts ist bezeichnender für die unzerstörbare Lebenskraft Griechenlands, als die Thatsache, daß es schon gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts wieder die „Kornkammer des Rhomäerreichs" war und — wer würde sich darüber nicht wundern — im 12. Jahrhundert nochmals eine freilich kurze Blüthezeit über sich aufgehen sah. Schlimmer als alles Bisherige traf das Griechenthum der sogenannte Kreuzzug vom Jahre 1204 und die Aufrichtung des lateinischen Kaiserthums. Denn dadurch wurden nicht nur die Grundfesten der byzantinischen Macht, dieses Vorwerks des Griechenthums und überhaupt der abendländischen Bildung gegen den gewaltig andringenden Osten, tief erschüttert, sondern auch eine kaum entwirrbare Reihe von Fehden heraufbeschworen, die unter der Bevölkerung schrecklich aufräumten. Während die lateinische Herrlichkeit am goldenen Horn nur wenige Jahrzehnte dauerte (1204—1261), hielten sich die „Franken" in Hellas viel länger, so die Villehardouin, de la Roche, Brienne, Acciajuoli. Das Eingreifen der Angiovinen und Normannenherzoge Süditaliens machte den Wirrwarr vollkommen. Ein schreckliches Andenken schuf sich die sog. „große katalonische Compagnie". Es ist kein Wunder, daß die Griechen aufathmeten, als die Paläologen endlich wieder als Herren einzogen (1430 Morea zurückgewonnen).

Doch hatten die Griechen ihren Leidenskelch noch lange nicht geleert, die Hefe, die bitterste, harrte ihrer noch. Die Paläologen in ihrer Zersplitterung und theilweisen Unfähigkeit, dazu noch schmählich verlassen von Europa, waren nicht im Stande, dem Osmanenthum Halt zu gebieten. Die einzige Macht, die sich thätig der dortigen Verhältnisse annahm, war Venedig, das aber über den engherzig pfiffigen Krämerhorizont nicht hinaussah. Zuletzt

hat allerdings der Löwe von San Marco, durch bittere Noth gezwungen, die Tatze gewiesen; aber das damit beginnende Ringen mit der türkischen Uebermacht trug nur dazu bei, das Elend der Bevölkerung zu mehren. Etappe um Etappe drangen die Türken vorwärts; das war ja stets das Geheimniß ihrer Erfolge. Nachdem schon 1435 Theben besetzt worden war, fiel 1453 Konstantinopel, 1456 Athen und 1460 wurde der Peloponnes türkisch. Wie ein „pompejanischer Aschenregen" (Gregorovius) begann sich das Osmanenthum über die griechische Welt zu lagern. Die Greuel alle, die dabei nach Türkenart verübt wurden, die Ströme von Blut, die flossen — das zu beschreiben, sträubt sich die Feder. Man denke an die scheußliche Behandlung Euböas am 12. Juli 1470. Aegina wurde 1536 so gräßlich verheert, daß es sich heute noch nicht davon erholt hat; von der nicht großen Insel wurden 6000 Weiber und Kinder in die Sklaverei geschleppt. Aehnlich erging es Kephallenia, Zante, Cerigo, Skyros, Patmos, Jos, Therasia, Antiparos, Astypaläa, Keos, Tinos, Naxos, Paros, Chios. All das besorgte ein Renegat von Lesbos, Chaireddin Barbarossa, das „große Raubthier der Meere". Es war jene Zeit, da Niemand mehr die Nacht über am Gestade des Meeres zu schlafen wagte, jene Zeit, da die griechischen Inseln verödeten, indem die Bewohner der Inseln theils auswanderten, theils von der Küste auf die Inselberge sich flüchteten. Erst heute beginnen sie wieder an's Meer herabzusteigen. Der Entscheidungskampf mit Venedig, trotz der Zurückhaltung desselben unvermeidlich, dauerte in schauerlichem Wechsel bis 1573. Die Republik mußte vollständig erschöpft die Waffen niederlegen. Es folgte eine scheinbare Ruhe von 72 Jahren. Eine scheinbare Ruhe. Denn das Korsarenthum von allen Seiten, nicht bloß von türkischer, Plünderung, Menschenraub feierten ihre Orgien ungestört weiter. Dann aber begannen jene zwei gewaltigen, je 14jährigen Kriege zwischen Venedig und der Pforte, die,



was in Griechenland an Schönem noch übriggeblieben war, vollends vernichteten (1645—1669 und 1685—1699). Im zweiten dieser Kriege war es auch (a. 1688), daß Athen verödet wurde, wie es seinerzeit beim Anmarsch des Xerxes geschehen war. Als die Venezianer abzogen, flüchtete mit ihnen das ganze Volk nach Korinth, Aegina, Salamis. Vom Jahre 1688 ab war das alte Athen todt. Was diese Kämpfe das Land kosteten, zeigen folgende Zahlen. Nach dem Karlowitzer Frieden (1699) fanden die Venezianer im Peloponnes nur noch 86,468 Seelen. Unter der türkischen Herrschaft waren es noch 300,000 gewesen. Der Peloponnes, im Karlowitzer Frieden gewonnen, war schon 1715 wieder verloren. Wie es dabei herging, offenbart die Geschichte Nauplias, in dem am 20. Juli 1715 25,000 Menschen vernichtet wurden. Mit dem Jahre 1715 schied Venedig unter den auf diesem Felde Mitspielenden aus. In den nun folgenden Jahren der Ruhe erholte sich die griechische Nation so rasch, daß schon damals der Plan des Freiheitskampfes auftauchte.

Man hätte meinen sollen, Griechenland sei innerlich gebrochen. Um dies zu erreichen, hatten es die Türken ja auch in den Jahren des Friedens an nichts fehlen lassen. Von der empörenden, aber echt türkischen Gewaltherrschaft in dem eroberten Lande wollen wir kein Aufhebens machen. Daß unterworfene Völker eben nichts anderes sind, denn Objekte für die rücksichtsloseste Ausbeutung seitens der Sieger, dies war immer Dogma für die türkischen Beamten. Eine, man darf das Wort schon wagen, satanische Erfindung aber war der „Knabenzins“. In jedem 5. Jahre ward durch die Agas Musterung über die griechische Jugend gehalten; der fünfte Theil derselben, natürlich die schönsten und tüchtigsten wurden nach Stambul geschleppt und dort in den Sklavenschulen des Serail zu den fanatischesten Moslims gedrillt. Aus ihnen rekrutirten sich die Janitscharen; so war es im Grunde Christenblut, vor dem der Occident so oft erzitterte.



Daß bei solch erbarmungslosem, periodischem Aderlaß die griechische Nation lange, lange in dumpfer Ruhe der Verzweiflung hinbrütete, kann nicht überraschen. Es ist völlig glaubhaft, daß griechische Mütter ihre eigenen Kinder unter den Augen der türkischen Rekrutirungsbehörde erdolchten. Heute noch ist der Türke dem Griechen der Inbegriff alles Fluch- und Hassenswürdigen. Der Knabenzins wurde erst im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts abgeschafft. So wenig wie die Knaben, waren übrigens auch die Mädchen und Jungfrauen vor den Geiergriffen der türkischen Wüstlinge sicher. Je schöner eine Tochter heranblühte, desto weniger war sie vor der Lüsternheit der Mächtigen sicher. Aus Kreta werden noch in unserem Jahrhundert Brutalitäten dieser Art berichtet, über die Jedem das Blut in den Adern kocht. Man lese nur Löher's „Kretische Gestade“. Die Türken thaten in Griechenland wahrlich alles, um jenes Uebermaß von Ingrimm zu züchten, der ihnen zum Verderben werden sollte.

Interessant sind die Meinungen, die während dieser dunkeln Zeit über Athen im Westen umliefen. Diese Stadt war so vollständig verschollen, daß man längere Zeit sogar an ihrer Existenz zweifelte. Schon zur Zeit der Kreuzzüge weiß der liber Guidonis folgende komische Sachen zu berichten: „Athen ist die Mutter der Philosophie und der Redner. Daselbst befindet sich das göttliche und unauslöschliche Licht in dem Tempel, der Propilia heißt und einst vom König Jason der jungfräulichen Gottesmutter Maria erbaut worden ist.“ In Laurembergs „Beschreibung Griechenlands“ wird Athen dargestellt als kreisrunde Stadt, in deren Mitte sich ein hoher kegelförmiger Berg erhebt, gekrönt mit zwei gothisch zugespitzten Thürmen. Da wurde der Tübinger Martin Crusius in den Siebziger-Jahren des 16. Jahrhunderts der Wiederentdecker Athens. Er wandte sich brieflich an den Byzantiner Zygomalás und bekam u. a. von diesem die kostbare Mittheilung: in Athen liege



auf der Höhe der Burg das Pantheon, wo von der Hand des Praxiteles 2 anscheinend lebendige, nach Menschenfleisch wiehernde Rosse und außen herum die Göttergeschichten der Hellenen abgebildet seien. Symeon Kabasilas wußte sogar zu berichten, daß der Tempel des unbekannten Gottes auf der Akropolis liege (Hertzberg, Gesch. Griechenlands III, 123. Gregorovius, Athen im Mittelalter II, 413 ff. Bötticher, Akropolis 25). Diese Entdeckung theilte dann Crusius in seiner Turcograecia dem überraschten Abendland mit.

Seit 1715 war wie gesagt Griechenland daran, sich von seinen entsetzlichsten Wunden zu erholen. Doch sollte auch dieses Jahrhundert nicht ohne eine greuliche Katastrophe zu Ende gehen. Sanguinisch, wie sie immer und auch heute noch sind, ließen sie sich verleiten, im Jahre 1770 während des russisch-türkischen Krieges sich zu erheben. Die Pforte ließ gegen das arme Volk die muhamedanischen Albanesen los. Wie die leibhaftigen Teufel hausten dieselben, so daß es — und damit ist recht viel gesagt — selbst den Türken zu arg wurde. Aber erst 1779 konnten die Albanesen von Hassan Pascha bei Tripolis vernichtet werden. Der Sieger errichtete bei der Stadt aus den Schädeln von 4000 Erschlagenen eine Pyramide, ein grauenvolles Triumphzeichen. Der Peloponnes aber hatte 1780 wieder nur mehr 100,000 Einwohner. Trotz alldem ist das Jahr 1770 für Griechenland von entscheidender Bedeutung gewesen. Der einmal entglommene Funke glühte weiter, bis er 1821 in helle Lohe aufschlug. Es beginnt Griechenlands Freiheitskampf, ein Kampf, wiederum überreich an allen Akten asiatischer Bestialität, ein Kampf aber auch, der auf griechischer Seite einerseits bewunderungswürdige Thaten des Heldenthums und der Vaterlandsliebe zeitigte, anderseits die tiefe Verkommenheit des bemitleidenswerthen Volkes offenbarte. Ja, der Tag der Knechtschaft nimmt dem Manne die Hälfte seiner Tugend. Nur wenige Daten mögen auf das ganze Drama ihre grellen Schlaglichter

werfen. Im April 1822 wurden auf Chios 70,000 Menschen hingemordet oder als Sklaven fortgeschleppt; die herrliche Griecheninsel, welche im Februar 1822 über 100,000 Einwohner zählte, hatte im August deren nur noch 2000. Auf Kreta gingen 1824 nicht weniger als 20,000 Griechenleben zu Grunde. Im August und September 1827 wüthete Ibrahim im Peloponnes wie ein Tiger. Was an Ansiedlungen übrig war, wurde zerstört; um das Volk im tiefsten Leben zu treffen, ließ der Aegypter 60,000 Feigen- und 25,000 Olivenbäume niederhauen.

Als die Freiheit endlich errungen war, da war Griechenland thatsächlich ein Trümmerhaufen von den Thermopylen bis Kap Sunion und Tänaron, von Eubäa bis Patras. Ich habe diesen gedrängten Abriß der Leidensgeschichte des Griechenvolkes, so trocken zeittafelmäßig er auch ist, entworfen, um all seine Bitterkeiten wie in einem Brennpunkte zu sammeln, um zu erweisen, daß Griechenland seit 1500 Jahren Jahrhundert für Jahrhundert mit endlosen Schändlichkeiten entehrt, durch stetige Gewaltherrschaften entwürdigt, mit Blutströmen getränkt, kurz grausam zertreten worden. Kein einziges Volk Europas hat eine ähnliche blutbesudelte Geschichte. Den Wegen der Vorsehung hier nachzugehen, das ist nicht unsere Sache. Aber auch der Herr zürnt nicht ewig und hat nach seinem Grimm wieder Tage der Gnade. Sollen wir Menschen ein höheres Recht uns anmaßen und in mitleidsloser Härte ein doch noch lebendes Volk zu den Todten werfen, da es leider eben so ist, wie es nach solchen Trübsalen sein muß, oder nein, trotzdem es nicht wenige Beweise gegeben hat, daß es nicht todt sein, daß es wieder leben will und hoffentlich auch wieder leben kann. Gibt es denn einen schlagenderen Beweis für seine Lebenskraft, als die Thatsache, daß es solch endlose, grausige Sintfluten überdauert hat?

Aber existirt denn heute noch ein Griechenvolk? Erst nach dem Vorausgehenden versteht man auch diese Frage,



und sie ist wohl werth, daß darüber etliche Worte Auskunft geben. Die Gelehrten sind zwar seit etwa drei Jahrzehnten in diesem Punkt unter sich ziemlich einig, das weitere Publikum aber steht zum guten Theil noch unter dem Banne Fallmerayer's. Nach ihm, dem berühmten Fragmentisten, der nach Roß (Griech. Inseln III, 157) „die Geschichte handhabt, wie ein geschickter Advokat einen schlechten Proceß", wäre das Geschlecht der alten Hellenen vertilgt worden und die jetzigen Bewohner Griechenlands ein slavisch-albanesisches Mischvolk. Diese angesichts der historischen Vorgänge so bestechende, einst viel bejubelte These ist heute als völlig irrig erwiesen in geschichtlicher, ethnologischer und sprachlicher Beziehung. Niemand leugnet die Einwanderung von Slaven und Albanesen. Aber erstere waren schon um die Mitte des 11. Jahrhunderts vom griechischen Volksthum absorbirt, ein Proceß, bei dem namentlich auch die griechische Kirche tüchtig mitgearbeitet hat. Viel schwieriger war die Aufsaugung des spröden Albanesenthums, das auch numerisch viel stärker in Griechenland sich festsetzte. Dieses geschah im 14. und 15. Jahrhundert und seitdem führten die Albanesen eine völlige Sonderexistenz. Aber eben darum kann von einer Blutvermischung nicht die Rede sein. Wechselheirathen kamen fast gar nicht vor. In festgeschlossenen Beständen wohnten die Albanesen auf dem flachen Lande oder in den Gebirgen. Keine einzige altgriechische Stadt wurde von ihnen erobert, keine einzige größere neu gegründet. Dieser scharfe Rassengegensatz blieb bis auf den Freiheitskrieg bestehen. In seinen Heldenkämpfen ward endlich die chinesische Mauer zwischen beiden Stämmen niedergerissen und heute nennt sich der Albanese, der den Griechen zu Lande und mehr noch zur See an kühnem Wagemuth übertroffen hat, mit gleichem Stolz einen Hellenen, wie der echte Sohn des Landes. Er wird diesen Stolz mit dem Verlust seiner Stammesart bezahlen. Es wird dem Albanesenthum ergehen wie einstens dem



Slaventhum. Schon heute bilden sie, leicht kenntlich an Lebensart und Tracht, nur ein Zehntel der Gesammtbevölkerung. Der sicher wirkende Proceß der Aufsaugung hat kräftig eingesetzt und in nicht zu ferner Zeit wird auch dieses heterogene Element verschwunden sein. Dafür bürgt das allgemeine Gesetz, daß niederer stehende Nationalitäten höheren niemals Stand halten. Wenn dann einst diese Wandlung ihren Abschluß gefunden hat, so wird das griechische Volk trotz dieser Mischung, besser gesagt Verjüngung durch fremdes Blut immer noch griechisch sein. Oder sind etwa die Italiener, sind die Franzosen durch die starken germanischen Zusätze vergangener Jahrhunderte Deutsche geworden?

Auch in ethnographischer Hinsicht sind direkte Zusammenhänge und eine intime Verwandtschaft zwischen Alt- und Neugriechen nachgewiesen. Jeder, der für diese Dinge sich interessirt, wird beim Studium von B. Schmidt's „Volksleben der Neugriechen“ und seinen „Griechischen Märchen und Sagen“ oder bei der Lektüre der hübschen Skizze von K. Wachsmuth („Das alte Griechenland im neuen“) nicht wenig überrascht sein über die wunderbare Zähigkeit dieses Volkscharakters. In fast sämmtlichen Zügen des neugriechischen Volkslebens, in seinen Tugenden und Fehlern haben wir das Widerspiel von Althellas, jene „schöne, helläugige, griechische Art, den leichtbewegten, rasch auffassenden Geist, den Sinn für gesellige Bildung und häusliche feste Sitte, die Parteisucht und Eitelkeit und das Handelstalent“. Ja merkwürdig, bis draußen an den äußersten Peripherien der griechischen Welt hat sich diese Hartnäckigkeit bewährt, auf Cypern, auf Kreta, wo heute noch der altspartanische Waffentanz, die Pyrrhicha, nicht vergessen ist.

Daß der Neugrieche nicht mehr die Sprache eines Platon oder Isokrates redet, wird Niemand wundern. Aber was er spricht, ist ein echtes, rechtes Griechisch. Alle ein-



schlägigen Untersuchungen haben das völlig genügende Ergebniß gehabt, daß zwischen dem neugriechischen Idiom und dem altgriechischen kein größerer Unterschied besteht, als etwa zwischen Neuhochdeutsch und Mittelhochdeutsch, ferner daß eine ununterbrochene Kette organischer Entwicklung von dem Sprachstand des konstantinischen Byzanz herabführt bis zu der „romäischen“ Umgangssprache. Vor allem kann wieder keine Rede sein von slavischen oder albanesischen Einflüssen. So findet z. B. Miklosich alles in allem 129 Wörter slavischen Ursprungs im Neugriechischen, und auch diese Zahl dürfte noch zu hoch gegriffen sein. In der merkwürdigen „Chronik von Morea“, die am Ende des 14. Jahrhunderts entstand, also zu einer Zeit, da die Slaven schon vom Griechenthum assimilirt waren, finden sich zwar italienische und französische Fremdwörter, aber kein slavisches. Aehnlich liegen die Dinge im Hinblick auf das Albanesenthum. So bleibt also das Neugriechische voll in dem Recht einer echten Tochter der Sprache des alten Griechenlands. Ein guter Kenner, Wachsmuth, stellt sogar den Satz auf, daß in allen Provinzen, vor allem in der Maina, auf den Kykladen und Kreta (auch Cypern dürfen wir beiziehen) zumal unter den Schiffern und Hirten mundartliche Eigenthümlichkeiten und uralte Ausdrücke in Menge bewahrt sind; ja daß in ihr, ein sicherer Prüfstein echter Volkssprache, Formen erhalten sind, die sprachgeschichtlich ursprünglicher, also älter sind, als die entsprechenden Wörter in den ältesten Monumenten der klassischen Literatur. Im Interesse des Volkes ist nur das Eine zu bedauern, daß die Literaten Neugriechenlands mit souveräner Verachtung an der Sprache des Volkes vorbeigehen und soweit möglich die antike Sprache nachbilden, wodurch zwar ihre Erzeugnisse jedem Kenner des Altgriechischen zugänglicher werden, leider aber jener schon im 11. Jahrhundert vorhandene Gegensatz zwischen Vulgärsprache und literarischem Purismus bestehen bleibt.



Kehren wir nun nach diesen, für die Bildung eines richtigen Urtheils nothwendigen Abschweifungen zu den oben aufgeworfenen Fragen zurück, deren Beantwortung uns noch verbleibt. Hat dieses Griechenvölklein denn auch heute noch gar keine Leistungen irgendwelcher Art aufzuweisen, die unsere Sympathie für dasselbe gewinnen oder mehren könnten? So wie man im Westen Griechenland aus den Zeitungen kennt, wird man mit dem Urtheil schnell fertig sein, doch wird es ein gut Stück Vorurtheil sein. Lassen wir den Thatsachen und den Zahlen das Wort. Was in Griechenland nach dem Londoner Protokoll von 1830 zu thun, oder vielmehr daß alles von vorne zu thun war, dürfte unbestritten sein. Es war eine Regierung einzurichten, eine Armee, eine Marine zu gestalten, Verkehrsmittel und -wege zu beschaffen, das Land provinziell zu gliedern, eine Gemeindeordnung einzuführen, Justiz und Verwaltung zu regeln, ein Steuerwesen zu schöpfen, die kirchliche Eintheilung zu erledigen, Schulen zu errichten. Was ist nun geschehen?

Nirgends tritt uns der Unterschied zwischen einst und jetzt drastischer entgegen, als in **Athen** selbst. Wie sah Athen zu Anfang der dreißiger Jahre aus? Es war damals ein elendes Albanesendorf von kaum 200 bewohnbaren Häusern; demgemäß wäre die Zahl von ca. 5000 Einwohnern, die man Athen für damals zuschätzt, viel zu hoch gegriffen. Vom Piräus nach Athen zu kommen — einen andern Weg gab es nicht —, war damals schon eine Leistung. Man mußte auf einer bedenklichen Rosinante und gequält vom kläglichen Saumsattel zur Stadt hinan; heute fährt man auf der breiten Piräusstraße oder noch bequemer mit der Lokomotive Athen entgegen. An Hotels war eigentlich nichts vorhanden, die Privatwohnungen waren mehr als dürftig; Fenster waren beinahe unbekannt, Oefen gab es nicht. Es ist köstlich, in Reisebeschreibungen damaliger Zeit zu lesen, welch große Augen die Eingebornen über die ersten Oefen machten. Man nehme Steub, „Bilder aus Griechenland“,



oder Roß, „Erinnerungen und Mittheilungen aus Griechenland" zur Hand. Ich kann mich nicht enthalten, aus letzterem eine köstliche Episode mitzutheilen. Der Architekt Lüders, ein anstelliger, praktischer Mann, hatte angesichts der niederen Temperatur und der Erbärmlichkeit des Kohlenbeckens beschlossen, sich einen Ofen zu bauen; er fand im Bazar Eisenblech und hämmerte es mit Hilfe eines Schmiedes zu einem viereckigen Kasten zusammen; es wurde eine Thüre hineingeschnitten, ein Rohr zusammengebogen, die Maschine aufgerichtet und der Ofen war fertig. Das Olivenholz brannte und knisterte darin, daß es eine Freude war. Die Kunde von diesem nie gesehenen Wunder — dem ersten Ofen in Athen — erregte große Theilnahme in der Stadt; der Bischof kam, die Sache in Augenschein zu nehmen; auch die vornehmeren Türken erbaten sich die Erlaubniß dazu. Sie betrachteten den unförmlichen Ofen mit Hochachtung, strichen sich den Bart und riefen aus: „Gott ist groß und die Weisheit der Franken ohne Ende." Man wird Roß gerne glauben, wenn er bemerkt: „Wer diese Periode nicht miterlebt hat, macht sich keinen Begriff davon, was es heißt, in einem Land, das aus mehrhundertjähriger Barbarei und einem zehnjährigen verheerenden Krieg hervorgeht, die ersten Anfänge einer geordneten Verwaltung einzurichten."

Was ist Athen aber jetzt? Eine hochachtbare, ganz moderne Stadt, die in rapidem Wachsthum begriffen ist. 1870 zählte sie schon 44,000 Einwohner, 1889 bereits 108,000, 1896 aber 130,000, zusammen mit dem Piräus (ca. 60,000 Einwohner) gegen 200,000 Einwohner[1]). Freilich treten, wie oben schon bemerkt, die Spuren dieses raschen Wachsthums da und dort zu Tage; aber wen kann dies wundern und was schadet dies? Dieses Neuathen ist sehr wohnlich für den Fremden. Es bietet nicht bloß eine Reihe

1) Diese Zahlen nach Meyer, Griechenland, 5. A. (1901) S. 120. Aehnlich Philippson, Griechenland S. 29. Meyers Konversations-Lexikon 5. A. XX. Bd. S. 418 gibt für 1896 der Stadt Athen 111,486 Einwohner, Piräus 42,169 Einwohner.



Hotels bester Art, es besitzt auch eine große Zahl griechischer Gasthöfe mittleren Rangs, in denen Wohnung und Bewirthung billigen Ansprüchen vollauf genügen, und gerade letztere Häuser sind bei längerem Aufenthalt natürlich sehr willkommen. So erinnere ich mich z. B. mit Vergnügen an die Wochen, die ich im Xenodochion Athinon zubrachte. Außerdem ist die Stadt geschmückt mit einer Anzahl recht hübscher Plätze (z. B. Eintrachtsplatz, Verfassungsplatz) und monumentaler Bauten. Freilich ist nicht zu leugnen, daß gerade letztere einem feineren Geschmack nicht immer ganz entsprechen und neben den großen Resten der alten herrlichen Tage bedenklich abfallen. Aber man bedenke, daß wir in ihnen die ersten tastenden Versuche zu erblicken haben, in denen der jahrhundertelang völlig abgerissene Faden einer besseren Tradition wieder aufgesucht wurde, und man wird zu milderem Urtheil geneigt sein. Nur etliche von ihnen mögen genannt sein. Am Constitutionsplatz liegt das kgl. Schloß, trotz dem verwendeten pentelischen Marmor und seiner herrlichen Lage ein recht nüchterner Bau; omnis decor eius ab intus. Von hier gelangen wir durch die Universitätsstraße ins Universitätsviertel. Die Akademie wurde mit dem Gelde des Barons Sina erbaut. Die kolossalen Summen, die sie kostete, konnte er sich dem Anschein nach gestatten; das sei ohne Verkleinerung seines patriotischen Edelsinns gesagt. Die Akademie wird als das schönste Monument Neuathens gepriesen und, mag man auch Einzelheiten tadeln, als Ganzes macht der Bau einen bestechenden, überraschenden Eindruck. Aehnlich dürfte das Urtheil lauten über das Universitätsgebäude und die Bibliothek. Diese drei zusammen bieten einen so eindrucksvollen Anblick, daß er tief im Gedächtniß haftet. Außerdem können mit Ehren sich sehen lassen das Parlamentsgebäude, die Bank von Athen, das neue Theater — alle selbstverständlich im antiken Stil erbaut. In letzterem wohnte ich einer Aufführung von Sophokles' Elektra im Originaltext durch eine Dilettantengruppe bei. Abgesehen von der zum

Ernst des Stückes kläglich passenden, leichten italienischen Musik war die Sache recht wacker und hat mich, ehrlich gestanden, ganz eigenartig ergriffen. Noch klingt mir im Ohr Elektras Ruf: πῶς μ'ἀπώλεσας θανών. Ethisch betrachtet war aber die Lösung ganz unbefriedigend und ließ eine schmerzende Dissonanz im Herzen zurück. Auch an sehenswerthen Kirchenbauten fehlt es in Athen nicht ganz. Sehenswerth sind die Metropolis und die römisch-katholische Kirche des H. Dionysios. Erstere, die Kathedrale des neugebackenen Metropoliten, ist natürlich trotz ihrem wundersamen Anstrich eine Nachahmung der Aja Sophia, aber viel interessanter dadurch, daß etliche Dutzende kleinerer Kirchen und Kapellen das Baumaterial liefern mußten. Die Dionysioskirche gewinnt sicher schnell den reisenden Kleriker für sich, der eine Reihe von Wochen keine Gelegenheit mehr hatte, das hl. Opfer zu feiern; sie empfiehlt sich aber auch durch ihre hübschen Räume, ihre Sauberkeit, die Liebenswürdigkeit ihrer Geistlichen und nicht zum wenigsten durch die Andacht und den Ernst ihrer zahlreichen Besucher. Selten habe ich mich über das Halleluja des Karsamstag so innig gefreut, wie dort. An öffentlichen Bauten wäre noch manches Sehenswerthe zu nennen, z. B. das Arsakeion, Zappeion, die schönen Bauten an der Patisiastraße (Polytechnikum und Nationalmuseum). Doch möge es damit sein Bewenden haben. Die erste Stelle unter den Privatgebäuden nimmt das reizende Schliemannhaus ein.

Nun bitte ich aber, ehe ich diesen Rundblick über Athens Monumentalbauten schließe, diejenigen meiner Leser, die etwa nach Athen kommen, die Genauigkeit meines Berichts nicht beurtheilen zu wollen nach dem Piräus- und Peloponnes-Bahnhof; ihr Aussehen könnte allerdings, spottend des klangvollen Titels, etwas irre machen. Gott Dank, daß wir dort endlich die Bahn haben, die Bahnhöfe bleiben da vorderhand Nebensache.

Und Griechenland hat die Bahn, welch ein Wunder!



Seit 1881, wo nur die Linie Piräus–Athen im Betriebe war, ist sehr viel geschehen; das Ministerium Trikupis hat sich damals durch sein Eintreten für den Bahnbau ein unvergängliches Verdienst erworben. Heute sind folgende Strecken fertiggestellt: Athen–Korinth, theilweise den riesigsten Naturhindernissen geradezu abgetrotzt (Skironische Felsen!); in Korinth Zweigung einerseits nach Aegion–Patras–Pyrgos, anderseits nach Argos–Tripolitza–Kalamata; man bedenke wiederum, was es heißt, durch Arkadien einen Schienenstrang zu legen. Attika ist durchquert von der Linie Athen–Koropi–Laurion. Nach Norden über den Parnes fehlt noch die Verbindung; die Griechen wissen am besten weßhalb. Im Norden fährt die Bahn vom sagenumwobenen Jolkos (Volo) nach Larissa und nordwestlich nach Phersala–Kardhitsa–Trikkala–Kalabaka. In Aetolien ist Misolunghi mit Agrinion verbunden. Eine Reihe von Nebenlinien ist in dieser Aufzählung nicht genannt. Eine große Zahl von Strecken ist im Bau begriffen: Pyrgos–Kyparisia–Meligala, Leondari–Sparta–Gythion, Leondari–Karythäna. Aegion–Tripolitza dürfte der Vollendung entgegengehen. Die sogen. Larissabahn, welche endlich auch zur Ausführung kommt, ist von eminenter Bedeutung; sie soll den Piräus mit Larissa und in ihrer Fortsetzung mit Salonik verbinden; dadurch erst würde Athen zur Festlandsstadt, dadurch würde der Landanschluß an den Westen gewonnen und jenem Elend, daß eine Stadt von dieser Größe nur dreimal wöchentliche Post hat (mit den Lloydschiffen), ein Ende gemacht. Das alles sind gewiß Leistungen, die aller Hochachtung werth sind. Im Jahre 1899 waren 972 km (nach anderen 1030 km) in Betrieb, und diese wurden erstellt in 19 Jahren! Im Bau befinden sich 479 km. Württemberg hat, um einen Vergleich zu bieten, heutigen Tags 1826 km Schienenstränge. Um zu einem gerechten Urtheile über diese Fortschritte zu kommen, muß man, nochmals sei es betont, die durchaus ganz ungünstige Gebirgsnatur des Landes im Auge behalten. (Forts. folgt.)



XXVI.

Die „Superiorität" des Protestantismus.

(Fortsetzung.)

21. Die römische Kirche, sagt Harnack,[1]) ist das umfassendste und gewaltigste, das complicirteste und doch am meisten einheitliche Gebilde, welches die Geschichte, soweit wir sie kennen, hervorgebracht hat.[2]) Alle Kräfte des menschlichen Geistes und der Seele und alle elementaren Kräfte, über welche die Menschheit verfügt, haben an diesem Bau gebaut. Der römische Katholicismus ist durch seine Vielseitigkeit und seinen strengen Zusammenschluß dem griechischen weit überlegen.[3])

1) A. Harnack, a. a. O. S. 153.

2) Die römisch-katholische Kirche ist das wunderbarste, das gewaltigste Institut, das je auf Erden hervorgetreten ist". Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit in Deutschland. Schaffhausen, 1857. S. 435.

3) Die morgenländische Kirche ist in eine Reihe von Nationalkirchen gespalten, von denen jede ihre Selbständigkeit behauptet. Der ökumenische Patriarch in Konstantinopel ist im Laufe der Zeiten zum bloßen griechischen Kirchenoberhaupt herabgesunken. Serben, Bulgaren und Rumänen haben sich von seiner geistlichen Jurisdiktion befreit. Rußland ist schon längst von dem Oekumenikos unabhängig geworden; ja infolge der überwiegenden weltlichen Gewalt besitzt eigentlich der „heilige Synod" in St. Petersburg auf kirchlichem Gebiete mehr Gewalt als der Patriarch von Konstantinopel. Allgemeine Zeitung vom 30. Aug. 1901. Cfr. La Terre Sainte. Paris 1901. p. 199. — Auch die orthodoxe Kirche Griechenlands ist von Konstantinopel unabhängig, ist „autokephal".

22. Ist sie wegen dieser Eigenschaften zu tadeln?

Lebendige Religion, sagt Martin Rade[1]), erhebt einen ungeheuren Herrschaftsanspruch. Sie will herrschen über Kopf, Herz und Gewissen, alles Verhalten und alle Verhältnisse will sie beeinflussen, alle Güter nach ihrem Werth oder Unwerth bestimmen, nichts ist, nichts regt sich in der Natur- und Geisteswelt, an das sie nicht die Forderung richtete, daß es ihr diene. Dieser Herrschaftsanspruch gehört zum Wesen der Religion.

23. Was ist die katholische Kirche?

Die Kirche ist die von Christus auf dem Felsen Petrus und dem Fundamente der Apostel und Propheten gegründete sichtbare Gemeinschaft der Gläubigen, welche, durch die Wiedergeburt in der Taufe mit dem Haupte Christus zu einem Leibe verbunden, denselben Glauben bekennen, dieselben Gnadenmittel gebrauchen, dieselben Gesetze und Anordnungen befolgen, um das Reich Gottes darzustellen und das ewige Leben zu erlangen;[2]) oder etwas kürzer:[3]) Die Kirche ist die Gemeinde aller Christen auf Erden, die durch das Bekenntniß desselben Glaubens und durch die Theilnahme an denselben Sakramenten vereinigt sind unter einem gemeinsamen Oberhaupte, dem Papste (als dem Nachfolger des hl. Petrus), und den ihm untergeordneten Bischöfen (als Nachfolgern der übrigen Apostel).

24. Die Confessio Augustana, die in allen protestantischen Landeskirchen Deutschlands als Bekenntnißschrift gelten dürfte, erklärt: Item docent, quod una sancta ecclesia perpetuo mansura sit. Est autem ecclesia congregatio sanctorum, in qua evangelium recte docetur

---

1) Die Grenzboten. 1897. 2, 615.

2) P. Schanz, Apologie des Christenthums. Freiburg. 2. Aufl. 3 (1898), 80.

3) Großer katholischer Katechismus für sämmtliche Bisthümer Bayerns. Regensburg 1872. S. 84.

et recte administrantur sacramenta, und in der deutschen Uebersetzung, die von dem lateinischen Texte stark abweicht: „Es wird auch gelehret, daß alle Zeit müsse eine heilige christliche Kirche sein und bleiben, welche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heilige Sacrament laut des Evangelii gereicht werden.“ 1)

Die Frage, was das Evangelium ist und von welchem Theologen es in der Vergangenheit rein gepredigt wurde oder in der Gegenwart rein gepredigt wird, würde wohl jeden denkenden Protestanten in die größte Verlegenheit versetzen, wenn er die Antwort, die er geben wollte, auch begründen müßte. Wir wollen die Frage nicht stellen, sondern nur bemerken, daß die Stiftung der Kirche durch Christus in der Gegenwart von mehr als einem protestantischen Theologen geläugnet wird.

25. Hat Christus die christliche Kirche gestiftet?

Die Frage, bemerkt M. Rade, 2) scheint thöricht, aber sie ist nothwendig. Theologen und solche Christen, die ihren Katechismus gut inne haben, werden mit Recht antworten dürfen: Ja. Sie werden alsbald unter der christlichen Kirche jene Gemeinschaft verstehen, von der der dritte Artikel 3) redet. Aber alle die andern Leute, die bei dem Worte Kirche begreiflicher Weise an die sichtbaren Kirchen denken, die sollen antworten: Nein, tausendmal nein! Christus hat die Kirche nicht gestiftet. Es liegt Gott nicht

---

1) J. T. Müller, Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche. 5. Aufl. S. 40.

2) Die Christliche Welt. 1896. S. 481, 483.

3) Des kleinen lutherischen Katechismus: Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche, die Gemeine der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben. Amen. Nach dem lateinischen Text: Credo in Spiritum Sanctum, Sanctam Ecclesiam Catholicam, Sanctorum communionem. J. T. Müller, a. a. O. S. 358.

daran, daß irgendwelche irgendwie verfaßte Kirche die Menschenwelt umspannt.

26. Von wie vielen seiner Amtsbrüder Rade's Meinung getheilt wird, dürfte er uns nicht genau anzugeben vermögen. Wir wollen es auch nicht erfahren. Dagegen wollen wir zunächst ein paar Urtheile über die englische Kirche vernehmen.

27. Politische Rücksichten, schreibt Hugo Bartels,[1]) haben auch anderswo Einfluß auf den Gang der Reformation ausgeübt; aber in England geschah die Lösung von Rom nur aus politischen Beweggründen. An der Lehre selbst änderte der bissige Gegner Luthers, der Vertheidiger des Glaubens, so gut wie nichts. Die ganze Kirchenverfassung beschränkte sich darauf, daß die englische Kirche anstatt des römischen Papstes einen englischen erhielt, und daß den Klöstern und den Stiften der Garaus gemacht wurde, damit sie die Taschen des Königs und seiner Günstlinge füllten. Was die englische Kirche mit der protestantischen Kirche des Festlandes gemein hat, ist die Verwerfung der päpstlichen Gewalt und die Anerkennung der Bibel als alleiniger Quelle der Lehre. Dem eigentlichen Wesen des Protestantismus steht sie fremd und ablehnend gegenüber, indem sie das allgemeine Priesterthum verwirft und den Laien eine hierarchisch gegliederte Priesterkaste entgegenstellt, die ihre Kraft durch Handauflegen von dem Priesterthum der alten katholischen Kirche herleitet. Sie sieht in ihrer Reformation keinen Bruch mit der alten Kirche wie die protestantischen Bekenntnisse Schottlands und des Festlandes, sondern nur eine Fortbildung und bezeichnet sich darum selbst als katholisch. Bei aller sonstigen Uebereinstimmung der Glaubensätze weist die Hierarchie der englischen Kirche ihren Platz näher der päpstlichen als den protestantischen Kirchen an, und das fühlen die wirklichen Protestanten auch nur zu gut.

Die letzte Behauptung ist nicht ganz unrichtig.

1) Die Grenzboten. 1901. 1, 444 f.

Der Radikalismus des Protestantenvereins und seiner Fakultätsfamiliaren, die Renan's Schmähschriften für die beste Geschichte des Urchristenthums erklären, denen das heilige Osterfest eine Absurdität feiert, bemerkt C. A. Wilkens,[1]) sieht wegen der 39 Artikel des Common Prayer Book, der Hierarchie mit Grauen und Bedauern auf die englische Kirche herab. — Dieses Grauen und Bedauern dürfte sich wesentlich mindern, wenn die Protestanten von der freieren Richtung die anglikanische Kirche etwas genauer betrachteten.

In der feierlichsten Weise, wird gesagt,[2]) wurden die 39 Artikel auf Grund der Annahme durch den gesammten Klerus im Jahre 1562 mit einer königlichen Erklärnng publicirt, in der es heißt:

„Wir,[3]) durch Gottes Verordnung und nach unserem rechten Titel ‚Vertheidiger des Glaubens und höchster Verwalter[4]) der Kirche innerhalb dieser unserer Reiche‘, halten es unserem königlichen Amte und unserem eigenen religiösen Eifer für höchst angemessen, die unserer Fürsorge anvertraute Kirche in Einheit der wahren Religion und im Bande des Friedens zu erhalten und zu bewahren, und weder unnöthige Disputationen, Streitigkeiten, noch Fragen, die den Parteigeist in Kirche und Staat nähren könnten, zu dulden“. Infolge dessen wird dann erklärt, „daß die Artikel der Kirche von England, welche vorher anerkannt und bestätigt worden sind und welche unsere Geistlichkeit im Ganzen unterschrieben hat, die wahre Lehre der Kirche von England enthalten, in Uebereinstimmung mit dem Worte Gottes. Wir genehmigen und bestätigen sie hiermit und verlangen, daß alle unsere lieben Unterthanen in dem gleichförmigen Bekenntnisse derselben verharren, und verbieten die geringste Abweichung von derselben“. Ferner wird erklärt: „daß wir infolge unserer fürstlichen Sorgfalt für die gewissenhafte Pflichterfüllung der Geistlichen ihnen auf ihr

1) Theologisches Literaturblatt. 1899. S. 357.

2) Deutscher Merkur. 1897. S. 26.

3) Königin Elisabeth.

4) Governour wird wohl besser mit „Regierer“ übersetzt.

demüthiges Verlangen die Erlaubniß ertheilen, alle Dinge zu ordnen, welche, von ihnen klar dargestellt und von uns gebilligt, die geordnete Fortdauer der Lehre und Zucht der Kirche von England, wie solche jetzt gesetzlich besteht, betreffen, von welcher wir durchaus keine Abweichung oder Veränderung gestatten wollen". Dann wird aus der Unterzeichnung der Artikel durch den gesammten Klerus der Schluß gezogen, „daß alle Geistlichen in dem wahren, gewöhnlichen und wörtlichen Verstande der genannten Artikel übereinstimmen, daß keiner von ihnen die festgesetzten Artikel aufzugeben beabsichtigt". Schließlich wird befohlen, „alle weiteren grübelnden Nachforschungen bei Seite zu setzen", und „daß niemand weder etwas lehren oder drucken lassen soll, um einem Artikel eine andere Deutung zu geben, sondern sich ihnen in der einfachen und vollen Bedeutung unterwerfen, und nicht seine eigene Meinung oder Auslegung einem Artikel unterschieben, sondern sie im buchstäblichen und grammatischen Sinne nehmen soll". Zuwiderhandelnden wird mit Kirchenstrafen, begleitet von strenger königlicher Execution, gedroht.

Dieser Standpunkt, wird weiter bemerkt, ist nach und nach in der englischen Staatskirche aufgegeben worden, wie die Thatsache zeigt, daß alle möglichen und unmöglichen Interpretationen der Artikel und sogar die Bestreitung ihres bindenden Charakters geduldet werden. Infolge dessen leidet die englische Staatskirche in ähnlicher Weise an dogmatischer Verwirrung wie der continentale Protestantismus. Sobald die Entstaatlichung eingetreten sein wird — und dies ist doch wohl nur eine Frage der Zeit — muß der noch immer einigen dogmatischen Halt gewährende äußere Zusammenhang fallen; die englische Theologie wird sich freier und reicher entwickeln, aber das Kirchenwesen Risse bekommen, bis es zerbröckelt, wie die protestantischen Landeskirchen auf dem Continent, nach der auch nicht für immer aufzuhaltenden Trennung der Kirche vom Staat.

Nur ein paar Bemerkungen wollen wir diesen Sätzen beifügen. Die „Erklärung Seiner Majestät" (His majesty's



Declaration) findet sich noch heutzutage in dem Book of Common Prayer vor den Articles of Religion. In dieser Erklärung ist von dem Rechte auf freie Forschung nichts zu entdecken. Eine Frau hat diese „Erklärung“ gegeben[1]) und mit ihr eine Vollmacht sich angemaßt, die wohl mit der hl. Schrift schwer in Einklang zu bringen sein dürfte.

In der Gegenwart ist der König nicht mehr Oberhaupt des Staates und der Kirche, Cäsar und Papst, in dem Sinne und in dem Grade wie in den Tagen der Tudors. „Die Beziehungen zwischen Kirche und Staat, so wie sie von Engländern aufgefaßt werden, bemerkt ein liberales englisches Blatt, machen das ganze Land mehr oder weniger für das verantwortlich, was in der Kirche gelehrt und ausgeübt wird. Diese Verantwortlichkeit findet ihren Ausdruck in der Obergewalt des Parlaments, das, wenn es ihm beliebt, Kirchenlehren und Kirchengebräuche ändern kann, gerade wie in der römisch-katholischen Gemeinde Lehren und Gebräuche durch allgemeine Concilien geändert werden können.[2]) Wir wissen allerdings, daß manche Anhänger der anglikanischen Kirche die Theorie vertreten, daß nach einem Uebereinkommen mit dem Staate keine die Kirche betreffende Parlamentsakte giltig ist, wenn nicht die Kirche durch die Kirchenversammlung ihre Zustimmung dazu gegeben hat. Das ist aber ein eitler Traum, den kein verantwortlicher Rechtsgelehrter vor irgend einem Gerichtshof zu vertheidigen wagen würde. Die Obergewalt des Parlaments ist verfassungsmäßig unbeschränkt, und kein Einspruch der Kirche kann seine Entscheidungen beeinflussen. Kirche und Staat sind keine nebeneinanderstehenden Gewalten, vielmehr ist von den beiden der Staat die höchste Autorität“.

Die Fähigkeit, Mitglied des Parlaments zu werden, ist

---

1) Vgl. 1 Kor. 14, 34 f.

2) Wer die Beschlüsse der allgemeinen Concilien kennt, wird eine solche Behauptung nicht aufstellen.

in unseren Tagen nicht mehr an die Zugehörigkeit zur englischen Kirche geknüpft, was von den gläubigen Anhängern derselben schmerzlich empfunden wird.

Daß sie auf die Bevölkerung einen großen Einfluß ausübt, wird nicht behauptet werden.

Die anglikanische Kirche, schreibt Kraus,[1]) war und blieb die Kirche der fashionablen und feinen Welt, der arme Mann fand keinen Platz in ihr frei, um sich als Bruder des Reichen zu fühlen und gemeinsam mit ihm zu beten.[2]) Eine Volkskirche konnte der Anglikanismus daher nicht sein, und die Unzahl der von ihm sich abtrennenden „Denominationen“ klagen dies Uebel scharf und laut genug an. Schon hat das 19. Jahrhundert auch mit dem Abbruch dieser Institution begonnen. Mr. Gladstone hob die etablirte Kirche in Irland auf, wo sie, ohne Gläubige, in das Erbe des Katholicismus eingetreten war und einen Affront für die Empfindungen des irischen Volkes darstellte, der sich tagtäglich erneuerte. Auch in Wales ist die Aufhebung der Staatskirche auf die Tagesordnung gesetzt, und vieles spricht dafür, daß die Todesstunde der established Church bald für ganz England schlagen wird.

Es sei uns gestattet, hier ein paar Aeußerungen mitzutheilen, welche die vielgerühmte „Superiorität“ etwas beleuchten.

Heute, schreibt Ernst von der Brüggen,[3]) herrschen nicht mehr die alten reichen Aristokraten, sondern die mindestens ebenso reichen Industriellen, Kaufleute und Börsenleute, wodurch die Politik nicht eigentlich in demokratische Hände, aber in solche gerathen ist, die weder von Tradition noch von ideellen Culturbedürfnissen oder Culturpflichten beeinflußt

1) Allgemeine Zeitung vom 2. Januar 1901.

2) Vgl. Pobedonoszew, Streitfragen der Gegenwart. 2. Auflage. Berlin 1897. S. 214 ff.; Döllinger a. a. O. S. 197 ff.

3) Die Grenzboten. 1900. 2, 371.

werden, sondern mit commerzieller Einseitigkeit Geld und Gewinn suchen.

Kein Engländer, sagt Thomas Carlyle, wagt mehr die Wahrheit zu glauben. Seit zweihundert Jahren ist er eingehüllt in Lügen jeder Art. Er hält die Wahrheit für gefährlich, und man sieht ihn überall bemüht, dieselbe dadurch zu mildern, daß er eine Lüge mitgehen heißt und beide zusammenspannt. Das nennt er sicheren Mittelweg.[1])

So streng möchten wir über die Engländer nicht urtheilen, wir lieben das Generalisiren nicht und wissen, daß die englische Literatur nicht geringe Vorzüge besitzt.

Wie weit bereits vom Verfall der englischen Staatskirche die Rede sein kann, ist natürlich jetzt noch schwer zu sagen; Thatsache ist jedenfalls, daß immer mehr Anglikaner von der Landeskirche abfallen und sich dem römisch-katholischen Bekenntniß zuwenden. Natürlich werden die Angriffe auf die römisch-katholische Kirche seitens der besorgten Anglikaner und der vielen Sekten im Lande immer heftiger.[2]) Indessen so gebildet sind in unseren Tagen wohl die meisten Anglikaner, daß sie die Märchen nicht mehr glauben, welche einem Luther, Melanchthon und den übrigen „Reformatoren" alle möglichen Tugenden andichten.

Auf die Worte, in denen Bartels den Ursprung der englischen Reformation berührt, möchten wir an dieser Stelle zurückkommen, um dem, was er gesagt hat, ein weniges zur Ergänzung beizufügen.

28. Aber zum Teufel, sprach Bebel auf dem socialdemokratischen Parteitag in Hannover,[3]) was war denn die ganze Reformation vom Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung? Wir sind uns alle darüber klar, daß die deutschen Fürsten, die gegen Papst und Kirche für Luther

1) Allgemeine Zeitung vom 1. Dezember 1896.

2) Germania vom 6. Juli 1900.

3) Germania vom 12. October 1899.



eintraten, keine idealen Interessen, sondern ganz eminent materielle Interessen hatten. Die Plünderung des Kirchenguts, die Einziehung der Klostergüter, das war die wahrhaft treibende Kraft zu der Bewegung, die so in Wahrheit eine Revolution war.[1])

Die Obrigkeiten, sagt W. Beyschlag,[2]) nahmen sich zwar der Kirchensachen eifrig an, aber eigenmächtig, ohne an die Stelle des alten bischöflichen Regiments etwas befriedigendes Neues zu setzen; und schon dienten sie der Kirche nicht ohne Eigennutz, sondern füllten ihre Hände reichlich mit Kirchengut.

Die Revolution von 1789, bemerkt P. de Lagarde,[3]) ist in einer Hinsicht in nichts von der sogenannten Reformation von 1518, von dem deutschen Reichsdeputationshauptschlusse, von den schwächlichen Bestrebungen des Jahres 1848 verschieden: sie ist, wie jene, in erster Linie eine Umwälzung der Eigenthumsverhältnisse: das Gut des Adels, der Kirche, der Fürsten wird frank und frei in andere Hände geschoben.[4])

29. Die Art und Weise, in welcher da und dort die „Reformation“ eingeführt wurde, dürfte kaum in allweg zu billigen sein. Im März 1524 wurden in Riga die Altäre der Kirchen, die Heiligenbilder und viele der die Kirchen zierenden Todtenschilder und Denksteine in Trümmer ge-

1) Rechtlich betrachtet, durfte das ganze Kirchenwesen, gegen das Luther sich auflehnte, vollen Gehorsam beanspruchen. Es war so gültige Rechtsordnung im Abendland wie die Gesetze des Staats. Als Luther die päpstliche Bannbulle verbrannte, vollzog er unzweifelhaft einen revolutionären Akt — revolutionär nicht in dem schlimmen Sinn, in welchem es sich um die Auflehnung gegen eine Rechtsordnung handelt, die zugleich sittliche Ordnung ist, wohl aber im Sinne eines gewaltsamen Bruchs mit einem gegebenen Rechtszustande. Harnack, a. a. O. S. 173. Vergl. Stimmen aus Maria-Laach. 1901. 60, 272.

2) Deutscher Merkur 1897. S. 60.

3) P. de Lagarde, Deutsche Schriften. Göttingen 1878. S. 251. 161.

4) Vgl. Historisch-politische Blätter, 1900. 126, 766; A. Knöpfler, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 2. Aufl. Freiburg 1898. S. 583.



schlagen, die Schwarzhäupter bemächtigten sich sogar der heiligen Silbergefäße und ließen sie zu Trinkhumpen für ihre Gelage umformen. Mönche und Nonnen wurden Belästigungen ausgesetzt, und noch in demselben Jahre wurde trotz der Abmachungen des Ordensmeisters Plettenberg der Dom für die alte Gottesdienstordnung geschlossen [1])

30. Mit einer „Erklärung", wie sie England von Elisabeth erhielt, wurde auch das Festland beglückt. Die preußische Landesordnung vom Jahre 1526 schloß mit den sehr bedeutsamen Worten: Welicher aber diesem unserem christenlichen Befelich nicht nachfolgen wirt, sondern anderst, dann was Christus Wort sind, leren thet oder zu leren gestattet, denselbigen wöllen wir mit nichten yn unserem Herzogthum czu Preußen leyden, sondern uns dermaßen mit Straff gegen yhn erczeygen, wie uns denn das Ampt des Schwerdts wider die Ungehorsamen und sonderlich widder die aufrührerischen czu gebrauchen von Gott auffgelegt und befohlen ist." Die Pfarrer, welche nicht lutherisch predigten, wurden ihrer Einkünfte beraubt und vertrieben [2])

Die Reichsstände, welche die Concordienformel annahmen, erzwangen die Unterzeichnung derselben von allen Kirchen- und Schuldienern ihrer Länder.[3]) Der Spottvers:

Schreibt, lieber Herre schreibt,
Daß ihr bei der Pfarre bleibt,

zeigt, welcher Art die Glaubens- und Gewissensfreiheit war, welche von der „Reformation" gebracht wurde.[4])

Gefiel es dem Landesherrn den Calvinismus mit dem Lutherhum, oder das Lutherthum mit dem Calvinismus zu

1) Kölnische Zeitung vom 8. Decbr. 1899. Vgl. Janssen a. a. O. 3, 398 f.

2) Der Katholik. 1897. 1, 145 f. Vgl. Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit in Deutschland. Schaffhausen. 1857. S. 40. ff.

3) Hase, Kirchengeschichte. S. 422 f.

4) Vgl. Döllinger, a. a. O. S. 63 ff.



vertauschen, so mußten die Unterthanen es ebenso machen: cujus regio, illius et religio.

In keinem Lande haben beide protestantische Parteien einen so heftigen Kampf gegeneinander geführt als in der Pfalz. Otto Heinrich machte 1556 das Lutherthum herrschend, Friedrich III. 1559 den Calvinismus, sein Sohn Ludwig VI. führte darauf das Lutherthum, dessen Bruder Johann Casimir wieder den Calvinismus ein, der nun vorherrschend blieb. Während dieses lutherisch-calvinischen Kampfes gab es geradezu barbarische Ausbrüche gegenseitigen Hasses. So wurde unter Friedrich III., dem fanatischesten Fürsten des Reformationszeitalters, welcher darum den Beinamen „der Fromme" erhielt, der Prediger Sylvanus von Ladenburg in Heidelberg zwar nicht verbrannt, wie kurz vorher Servet von Calvin, sondern nur enthauptet, weil er die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit läugnete.[1])

Die Verbrennung Servet's wurde auch von Melanchthon gebilligt. Bei aller Nachgiebigkeit in dubiis, gesteht Moser,[2]) hielt Melanchthon doch an den Fundamentallehren des Christenthums mit Entschlossenheit fest. Angriffe auf sie hat er stets scharf abgewiesen. Daraus erklärt sich unbeschadet seiner sonstigen Milde seine Billigung der Verbrennung des Antitrinitariers Michael Servet (1553) durch Calvin, die wir nach drei Jahrhunderten geläuterten evangelischen Urtheils nur bedauern können.[3]) Rm.

(Fortsetzung folgt).

---

1) Augsburger Postzeitung vom 17. November 1900. Vgl. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. 2. Aufl. 9, 1947.

2) Sonntagsblatt des Reichsboten vom 14. Februar 1897.

3) Vgl. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. 2. Aufl. 11, 199 ff.

XXVII.

Aus dem Leben eines katholischen Schulmannes.

Der zweite Sohn des berühmten Pädagogen Dr. Arnold, Thomas, wählte nach einigem Schwanken die pädagogische Laufbahn, und hat zuerst in Australien, wo er zur katholischen Kirche übertrat, dann als Professor des Englischen an der katholischen Universität in Dublin, darnach als Professor der klassischen Studien in dem von Newman geleiteten Edgbaston College in Birmingham, später als Privatlehrer in Oxford, endlich als Mitglied des katholischen Universitätscollegs in Dublin sich große Verdienste um die Erziehung erworben. Unter seinen Büchern und den zahlreichen in Zeitschriften veröffentlichten Schriften verdient seine englische Literaturgeschichte, die er während seines ersten Aufenthaltes in Dublin schrieb, einen Ehrenplatz. Uebersichtlichkeit, Besonnenheit und Selbständigkeit des Urtheils haben ihr sogleich nach ihrem Erscheinen Eingang in den katholischen und protestantischen Schulen verschafft und manche Vorurtheile gegen den Katholicismus zerstreut. Durch jede neue Auflage, die stets eine vielfach verbesserte war, ist seine Literaturgeschichte dem Ideale näher gekommen. Der Verfasser hat leider seine literarische Wirksamkeit in seiner autobiographischen Skizze nicht berührt, [1]) wir haben

1) **Passages in a Wandering Life by Thomas Arnold. London, E. Arnold 1900.** IX. 268. (12½ Sh.)



jedoch allen Grund, ihm für das in dieser seiner jüngsten Schrift Gebotene dankbar zu sein.

Thomas Arnold wurde in dem 18 englische Meilen von London entfernten Dorfe Laleham am 30. November 1823 geboren. Sein Vater, ein anglikanischer Geistlicher, wurde 1828 zum Vorsteher der Schule in Rugby ernannt und brachte dieselbe zu einer nie gesehenen Blüthe; er war nicht nur ein ausgezeichneter Lehrer, sondern auch ein trotz aller heterodoxen Ansichten tief religiöser Erzieher, der den Studenten den Stempel der eigenen Persönlichkeit aufprägte. Thomas machte gleich seinem älteren Bruder Matthew seine Gymnasialstudien in Winchester und Rugby und brachte solide, gründliche Kenntnisse auf die Universität Oxford mit. Der Oxford-Bewegung blieben die beiden Brüder schon deswegen fern, weil sie in der Jugend die liberalen Grundsätze ihres Vaters und seines Freundes Whately eingesogen hatten. Matthew bewunderte wohl die Schönheit der Sprache, die geistreiche Auffassung, huldigte aber gleich dem Bruder einer freien Richtung. Thomas bestand ein glänzendes Examen, verließ jedoch Oxford, weil ihn das Leben daselbst anekelte, und beschloß, die von seinem Vater in Australien angekauften Grundstücke zu bewirthschaften. Die lange Reise, der Verkehr mit bedeutenden Männern erweiterten seine praktischen Kenntnisse. Selbst seine Mißerfolge als Landwirth hatten die gute Folge, daß er seine utopischen Träume aufgab und sich dem Beruf, für den er besondere Anlagen besaß, zuwendete — dem Schulfach. Es war ein Glück für ihn und Australien daß er die ihm angebotene Stelle eines Sekretärs des Gouverneurs Grey ausschlug, denn ein derartiges Amt hätte seine wissenschaftliche Thätigkeit unmöglich gemacht

Das Schulwesen war bis herab auf die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts in England sowohl als den Colonien gewaltig vernachlässigt. Es gab verhältnißmäßig wenige Volksschulen, die meisten waren schlecht. Erst allmählich sah



die Regierung ein, daß sie eingreifen müsse. Ein Gelehrter wie Arnold, der mit gründlichem Wissen pädagogische Fähigkeiten verband, war in Australien selten; so erhielt er einen Ruf als Schulinspektor für Tasmanien und verließ Neuseeland, wo er sich angesiedelt hatte, December 1849. Am 10. Januar 1850 landete er in Launceston und begab sich von da nach Hobartstown. Die Bevölkerung in dem ihm angewiesenen Distrikt belief sich auf etwa 70,000, die, abgesehen von den Städten, in denen sich bedeutende europäische Colonien gebildet hatten, auf weit von einander entfernten Meierhöfen wohnten. Weder die Ansiedler noch die Regierung zeigten großes Interesse für das Schulwesen, für Gründung von Schulen, für den Unterhalt der Lehrer; die Regierung suchte die Last auf die Ansiedler, die Ansiedler auf die Regierung abzuwälzen. Wer aber unter dem bestehenden System am meisten zu leiden hatte, das waren die Lehrer und die Kinder. Das von der Regierung befolgte System (penny a day system), den Eigenthümern der Schule — respektive den Geistlichen, welche in der Regel die Leiter der Schulen waren — für jeden Tag, an dem das Kind die Schule besuchte, je einen Penny (8½ Pfg.) Zuschuß zu bezahlen, war ebenso sinnlos als unbillig, denn die Stadtschulen, in denen sich viele Kinder fanden, welche das Schulgeld bezahlen konnten, wurden auf Kosten der Landschulen begünstigt, in denen die Zahl der Kinder gering war. Viele Lehrer und Verwalter der Schulen konnten der Versuchung, die Zahl der Schulbesuche höher anzugeben, als sie wirklich war, nicht widerstehen. Dank der Initiative Arnolds und der Mitwirkung des Gouverneurs und der Erziehungskommission wurde das System abgeschafft und den Lehrern ein fixer Gehalt ausgezahlt. Am 13. Juni 1850 heirathete Arnold Julia Sorell, die ihm in allen Wechselfällen seines Lebens eine treue Gefährtin blieb. Der Name seines Vaters, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine persönliche Liebenswürdigkeit erwarben dem Inspektor viele Freunde und er-



leichterten ihm die Hebung des Schulwesens. Als er sein Amt antrat, fanden sich nur zwei gute Schulen, eine von einem Presbyterianer geleitete Knabenschule und eine von Nonnen geleitete Mädchenschule; beide waren in Hobartstown, der Residenz des Inspektors. Ein Lehrerseminar bestand nicht, man zog es vor, die Lehrer aus Europa zu beziehen.

Ein ganz unerwartetes Ereignis, Arnolds Uebertritt zur katholischen Kirche, sollte dessen Verbindung mit Tasmanien lösen und denselben nach Europa zurückführen. — Weder im Vaterhause, noch in University College Oxford hatte Thomas die christlichen Dogmen kennen und schätzen gelernt, die meisten seiner Freunde, vor allem sein Bruder Matthew, gehörten der liberalen Richtung an und legten den Unterscheidungslehren keinen Werth bei; ihr Ideal war ein undogmatisches Christenthum, das einigende Band erblickten sie nicht in der Glaubenseinheit, nicht in der von Gott gesetzten Kirche, sondern entweder in den Staatsgesetzen wie Arthur Stanley, oder in gewissen ethischen Wahrheiten, die sich mit Pantheismus und Atheismus ganz gut vereinen ließen. Die Theorien eines Maurice, Carlyle, Strauß konnten Arnold nicht genügen, er glich einem, der an allen Thüren anklopft, um für seinen wankenden Glauben eine Zuflucht zu finden. Eine Stelle im ersten Brief des hl. Petrus machte tiefen Eindruck auf ihn, er begann die Geschichte der Urkirche zu studiren. In einem Gasthof, in dem er übernachtete, fand er Butlers Leben der Heiligen, las das Leben der hl. Brigitta und fühlte sich wie umgewandelt. Im Oktober 1854 hatte ihn die Gnade gerührt beim Lesen des Briefes Petri, im Januar 1856 trat er zu Hobartstown zur katholischen Kirche über.

Der katholische Bischof hoffte, der Neubekehrte, der aus einem Skeptiker ein eifriger Christ geworden, würde seine Stelle behalten können. Arnold kannte den Fanatismus seiner Landsleute besser, die alten Freunde unter dem anglikanischen und presbyterianischen Klerus wandten sich nicht



nur von ihm ab, sondern verlangten seine Absetzung. Der Gouverneur und der Sekretär der Colonie gaben dem Drängen der Fanatiker nach, gewährten Arnold einen achtzehnmonatlichen Urlaub, der einer Entlassung gleichkam. Am 17. Oktober landete der Ex-Inspektor mit seiner Familie in England, wo er von seinem Schwager, dem bekannten Staatsmann William Edward Forster aufs herzlichste aufgenommen wurde. Newman, der damals als Rektor der neugegründeten katholischen Universität fungirte, bot Arnold den Lehrstuhl der englischen Sprache in Dublin an, der ihm noch Muße für Privatunterricht gewähren würde. Man hat die Jahre, welche Newman in Dublin zugebracht hat, eine unfruchtbare Periode genannt, aber hätte er uns nichts weiter geschenkt, als seine herrlichen Bücher: The Office and the Work of the Universities, Discourses on the Idea of a University, so hätte er sich das größte Verdienst um die Kirche Großbritanniens erworben. Die von ihm getroffene Wahl der Professoren war eine gute und es war wahrlich nicht seine Schuld, daß Dublin nicht ein Mittelpunkt katholischer Wissenschaft und katholischen Lebens wurde. Arnold verstand es weit besser, als die meisten seiner Landsleute, sich dem irischen Charakter anzupassen und fuhr auch nach dem Abgange Newmans fort, Vorlesungen über englische Literatur zu geben, 1856—62.

Von Newman, der 1858 in das Oratorium in Birmingham zurückgekehrt war, wurde er eingeladen, die Professur der klassischen Philologie in dem von ihm geleiteten Colleg zu übernehmen. Hier hatte er das Glück, Newman näher kennen zu lernen und sich eine Vorstellung von der Tiefe und Originalität des merkwürdigen Mannes zu bilden, dessen reiches vielseitiges Wissen die Katholiken ebensowenig auszunützen verstanden, wie früher die Protestanten. Kränklichkeit, das Lesen verschiedener gegen die katholische Kirche und ihr System gerichteter Bücher, Verkehr mit liberalen Katholiken, blieben in dem letzten Jahre seines Aufenthaltes in Birmingham nicht ohne Einfluß auf Arnold. Das freundschaftliche Ver-



hältniß zwischen ihm und den Oratorianern, Newman selbst nicht ausgenommen, wurde gestört. Der Umstand, daß Arnold Döllingers „Judenthum und Heidenthum" zum Preis für einen der Schüler bestimmt hatte, führte zu einem Bruch. — Arnold verließ das Colleg und ließ sich als Privatlehrer in Oxford nieder, die katholischen Uebungen, die er schon vorher vernachlässigt, wurden ganz bei Seite gesetzt, 1864. Arnold macht betreffs des Liberalismus in kirchlichen Dingen einige gute Bemerkungen. „Von was wollen Katholiken befreit sein? Wahrlich nicht von der Regierung der Hierarchie in religiösen Angelegenheiten; das ist ja ein Bestandtheil ihres Glaubens, daß die Bischöfe ihre Gewalt von Christus durch die Apostel herleiten. Nicht von Glaubensartikeln oder dem allgemeinen Geist der ecclesia docens, das käme einer Verletzung des Gewissens, einem Verrath an der Sache Gottes gleich. Nicht von dem Ritus und all der Schönheit und Pracht, die sich daran knüpft, man braucht nur umherzuschauen und das elende Machwerk zu betrachten, das von den Sekten an die Stelle des Alten gesetzt worden ist. Man kann Auswüchsen und Uebertreibungen entgegentreten, aber es muß im Geist der Demuth geschehen; und irgend etwas, das den Namen religiöser Liberalismus verdienen könnte, muß dem katholischen Gemüth ferne bleiben" (S. 182).

Glücklicherweise hörte Arnold nie auf, von der katholischen Kirche und von Newman mit der höchsten Achtung zu sprechen. Mit der Gesundheit und infolge des tieferen Einblickes in die Haltlosigkeit des Anglikanismus erwachte die alte Liebe zum Katholicismus; er begann wiederum zu beten und erlangte so die Gnade einer Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche, die er leichtsinnig verlassen hatte. Wie viele andere verrammeln sich durch maßlose Angriffe auf die alte Religion den Rückweg, und leben bald nach ihrem Abfall in beständigem Conflikt mit ihrem Gewissen. Pekuniäre Vortheile waren Arnold aus dem Tausche zunächst nicht erwachsen. Die Stellung eines Privatlehrers an einer Uni-



versität wie Oxford ist ebenso mühevoll als prekär. Dank dem wissenschaftlichen Ruf, den er besessen, dank dem Einfluß seiner Freunde, fehlte es ihm nie an Schülern, mit denen er während des Schuljahres, aber hauptsächlich während der Ferien, die für die harten Prüfungen vorgeschriebenen Autoren las; aber die Früchte, das sah er wohl, entsprachen nur selten den großen Anstrengungen. Was die Schüler in einigen Monaten in den Kopf gepfropft, das vergaßen sie nur zu bald. Unterricht und Erziehung litten unter diesem System, das infolge der schweren Examina und der mangelhaften Vorbereitung der Universitätsstudenten unvermeidlich war. Die von den Fellows und den wenigen Professoren gegebenen Vorlesungen ließen viel zu wünschen übrig; so mußte jeder, der sein Examen mit Ehren bestehen wollte, zu einem Privatlehrer seine Zuflucht nehmen. Man hatte im Anfang der fünfziger Jahre die englischen Universitäten nach dem Vorbild der deutschen umzumodeln gesucht, höhere Anforderungen gestellt, aber die den Professoren so lästigen Beschränkungen, die Fixirung des Lehrstoffes durch eine Commission beibehalten. Mit derselben Inkonsequenz hatte man neue Professuren errichtet, aber die Studenten zum Hören von Vorlesungen der Universitätsprofessoren nicht verpflichtet, im Gegentheil die Brachlegung der Professoren gefördert. Hätte man die Professoren ausschließlich zu Examinatoren ernannt, so hätten die Studenten ihre Vorlesungen fleißiger besucht, da jedoch die Tutors der Collegien gleichfalls examiniren durften, blieben die Hörsäle der Professoren leer. Vorsteher wie Jowett thaten wohl viel für ihre Collegien, schädigten aber die Universität und entzogen den Professoren die tüchtigsten Schüler. Nothgedrungen entschlossen sich manche der letzteren, populäre Vorlesungen für ein gemischtes Publikum zu halten, um doch Zuhörer zu erhalten. Die Studenten waren schwach vertreten, denn sie zogen Vorlesungen in den Collegien vor, in denen der für jedes Semester vorgeschriebene Lehrstoff ihnen vorgekaut wurde. Dieser Unterricht

unterschied sich wenig von dem unserer deutschen Ober-gymnasialklassen. Arnold hebt die Mängel des in Oxford bestehenden Systems gut hervor. „Die Lehrer an den Collegien, sagt er, sind meistens blutjunge Leute, denen die Methode und Sicherheit fehlt; die Lehrstelle ist oft nur eine Vorstufe, ein Durchgangspunkt, den jungen Lehrern fehlt die Gelehrsamkeit; denn sie haben weder dieselbe Autorität, noch dieselbe Verantwortlichkeit, wie der Professor oder Fachgelehrte. Man kann heutzutage akademische Grade in Geschichte, englischer Literatur, den Naturwissenschaften, Theologie erlangen, die Folge davon ist die Bildung von historischen, theologischen Schulen neben den für Klassiker, Mathematik ꝛc." Diese Schulen haben viel Gutes gestiftet, aber weil keine Fakultäten bestehen, weil die Forscher den populären Lehrern vorgezogen werden, können sich nur bemittelte und unabhängige Männer wie Firth, Round, der selbständigen Forschung widmen. Die Universität thut für diese Männer fast nichts. Daß sie dieselben zu Examinatoren bestellt, ist kein besonderer Vortheil. Was hätte Arnold in den Jahren 1865—88, die er als Privatlehrer in Oxford zubrachte, leisten können, wenn er sich ausschließlich auf die englische Literatur hätte verlegen können. Ein anderes Beispiel ist der berühmte Max Müller. Er hatte sicher darauf gerechnet, der Haupt-Professor der Sanskritsprache zu werden, deren Studium er sich ausschließlich gewidmet hatte. Der Engländer Monnier Williams wurde ihm vorgezogen; weder Regierung noch Universität dachte daran, einen zweiten Lehrstuhl des Sanskrit für Max Müller zu errichten, der nothgedrungen sich der vergleichenden Philologie und Mythologie zuwendete und seine populären Werke schrieb, die ihm mehr Geld und Ruhm einbrachten, als seine Ausgabe des Rigveda. Es ließen sich noch viele ähnliche Beispiele anführen. Selbständige Forschung wird nicht ermuthigt.

Die Ernennung zum Fellow der königlichen Universität in Dublin 1888 befreite Arnold von der mühsamen und



schweren Arbeit eines Privatlehrers und setzte ihn in den Stand, die öffentlichen Vorlesungen an der katholischen Universität, die in ein Universitätscolleg umgewandelt worden war, wieder aufzunehmen. Weder die liberalen, noch die conservativen Ministerien wagten es, entgegen dem Geschrei der Nonconformisten den irischen Katholiken eine katholische Universität zu gewähren. Die Stimmen eines Matthew Arnold, eines Morley und so vieler Anderer waren wirkungslos verhallt. Die Iren verlangten eine katholische Universität, die ihrem eigenen Ideal entsprach; die britischen Wähler erwiderten: Ihr sollt eine haben nach dem Muster von Trinity College (der protestantischen Universität). Hätte Irland Home Rule, so würde es morgen seine katholische Universität erhalten, das wissen die englischen Politiker recht wohl, gleichwohl sträuben sie sich, eine katholische Universität zu errichten. Was können wir Anderes thun gegenüber der rohen Gewalt der parlamentarischen Mehrheit, sagen sich viele Iren, als agitiren, obstruiren, den Geschäftsgang verhindern. Arnold macht darauf aufmerksam, wie gewagt das Spiel der englischen Politiker ist, da England für die Rekrutirung großentheils auf Irland angewiesen ist. Leider haben sich auch unter Katholiken Stimmen gegen die Gründung einer katholischen Universität und gegen den bischöflichen Einfluß bei Besetzung von Lehrstellen erhoben. Ultramontanismus, sagt ein Anonymus, der seit 30 Jahren das Feld behauptet hat, sei für den Katholicismus, was die Mispel für die Eiche ist; er gedeihe auf Kosten der Lebenskraft der Religion und trockne den Saft der Wissenschaft, welche der Religion Stärke verleiht, aus (Contemporary Review, May 1901 p. 645). Zum Beweis hierfür wird auf das „Fiasko" der Universitäten Freiburg in der Schweiz und Washington hingewiesen und das unbefugte (!) Eingreifen des hl. Stuhles als Ursache des Verfalls bezeichnet. Die meisten Beschwerden dieser liberalen Katholiken laufen darauf hinaus, daß die Kirche gewissen modernen



Theorien über den Ursprung und die Verfasser der hl. Bücher ihre Bestätigung verweigert. Katholische Gelehrte haben ebensowenig als die protestantischen eine gebundene Marschroute, wenn sie sich auf wissenschaftliche Untersuchungen beschränken und sich bescheiden, Hypothesen aufzustellen, ohne für dieselben Gewißheit zu beanspruchen, bevor sie bewiesen sind. Die strenge Wissenschaft verfährt nach denselben Grundsätzen und macht einen Unterschied zwischen sicheren Resultaten und Hypothesen. Es sind nur zu häufig Laien in der Bibelkritik, welche die weise Zurückhaltung der katholischen Kirche mißverstehen und fordern, daß die Kirche Theorien gutheiße, für die noch keine Beweise erbracht worden sind. Die irischen Bischöfe haben in ihren neuesten Kundgebungen nicht mehr gefordert, als was ihnen in Oesterreich und Deutschland zugestanden wird. Absolute Freiheit der Wissenschaft wird kein Staat, keine Confession gewähren, ohne die heiligsten Interessen ihrer Schutzbefohlenen zu gefährden. Prediger grundstürzender Ideen werden vom Staate von ihren Lehrstühlen mit Recht entfernt, die Kirche muß sonach gleichfalls das Recht haben, ihre Söhne, besonders die Candidaten der Theologie, gegen die Irrlehre und den von Professoren gepredigten Geist der Unbotmäßigkeit zu schützen.

Gerade die interessantesten Theile des Buches, die schönen Schilderungen von Land und Leuten, die feinen, im Großen und Ganzen wohlwollenden Charakteristiken von Newman, dem Oratorium in Birmingham, von Dechant Stanley, von Whately, von A. Clough, W. Wordsworth 2c. haben natürlich für englische Leser weit größeres Interesse als für Deutsche. Die Kapitel, welche die Reiseeindrücke in Schweden und Rom schildern, die Bemerkungen über die Lage der katholischen Kirche in Schweden und Italien sind sehr lehrreich. Arnold ist von dem Dünkel, überall Fehler des Klerus zu entdecken und für den Staat Partei zu ergreifen, weit entfernt. Wir können das Buch warm empfehlen.

XXVIII.
Socialpolitik und Naturrecht.

In einem heute in verschiedenen polemischen Punkten gegenstandslos gewordenen Essay aus dem Jahre 1882 über „die Socialpolitik des deutschen Katholicismus“[1]) urtheilt Alfons Thun über die katholischen Socialpolitiker: „Man muß gestehen, daß ihre Auffassung eine durchaus tiefere als die gewöhnliche ist, indem sie im engsten Zusammenhang mit ihrer gesammten Weltanschauung, dem Christenthum, steht. Eine jede Theorie, welche die wirthschaftlichen und socialen Zustände in ihrer ganzen Tiefe ermessen will, muß sich eine breite, ethische Grundlage schaffen. . . . . Die Katholiken besitzen feste ethische Gesichtspunkte, von denen aus sie an die Beurtheilung der socialen Probleme herantreten“.[2]) In neuester Zeit hat nun auch Werner Sombart sich über die Grundlagen der katholischen Socialpolitik geäußert. Zwar gesteht er: „Am einheitlichsten und klarsten ist der Standpunkt der Katholisch-Socialen. Sie nehmen nämlich ihren Ausgangspunkt von einem unwandelbaren (materiellen) Naturrecht, aus dem sie zum mindesten die Principien jeder socialen Ordnung, meist auch die Gestaltung der socialen Ordnung selbst ableiten“,[3]) allein anstatt nun daraus die

---

1) Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft. Leipzig 1882. III. Heft. S. 18—55.

2) a. a. O. S. 22.

3) Brauns Archiv für sociale Gesetzgebung. Berlin 1897. „Ideale der Socialpolitik“. S. 19 vgl. S. 27.



Consequenzen zu ziehen und diesem Ausgangspunkt katholischer Socialpolitik in einer wissenschaftlich einwandfreien Untersuchung näher zu treten, macht Sombart eine plötzliche Wendung und erklärt die Basis der katholischen Socialpolitik als eine „prekäre".[1]) Womit will nun Sombart diese ablehnende Stellung begründen? Es ist das Naturrecht, das ihn kopfscheu macht; denn dieses ist ihm — man traut seinen Augen nicht — „ein geoffenbartes göttliches Recht, das seine systematische Ausbildung wenn nicht in der Bibel, so in den Schriften der kirchlichen Autoritäten, vor allen in denen des heiligen Thomas von Aquin gefunden habe"[2]) und um nun zu der Annahme eines solchen geoffenbarten Naturrechts zu gelangen, gäbe es „keine andere Brücke als den Glauben";[3]) — das aber sei ein zu hoher Preis, der bezahlt werden müßte, um zu dem „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht" gelangen zu können. „Wollen wir aber, dürfen wir auch nur ein wichtigstes Gebiet menschlich-praktischer, staatlicher Thätigkeit von diesem Erforderniß abhängig machen? Ich glaube, daß niemand außerhalb des Kreises der strenggläubigen Katholiken auf eine solch prekäre Basis moderne Socialpolitik (sic) aufgebaut sehen möchte".[4])

Man ist nun nicht wenig gespannt darauf, welche Grundlage Sombart der Socialpolitik geben will. Ganz richtig urtheilt er, „daß die Mehrzahl der modernen Kathedersocialisten auf dem Boden einer relativistischen Ethik stehen und daher eine methodisch einwandfreie Begründung ihres ethischen Standpunktes nicht geben können";[2]) aber er bekennt sich selbst zum Evolutionismus: „Was unsere Auffassung beherrscht, ist der Gedanke eines ewigen Flusses des wirthschaftlichen Lebens"[5]) Von diesem Standpunkte aus kann es dann nicht überraschen, wenn schließlich der Weisheit Schluß der ist, daß alle zielbewußte Socialpolitik Klassenpolitik sein müsse und die Frage

1) a. a. O. S. 31. 2) a. a. O. S. 19. 3) a. a. O. S. 27. 4) a. a. O. S. 31. 5) a. a. O. S. 16—17.

zu beantworten habe: „welche sociale Klasse, welches Wirthschaftssystem soll das begünstigtste sein? Indem wir also fragen, erinnern wir uns dessen, was am Eingang dieser Studie über das Verhältniß der Wissenschaft zum politischen Ideal gesagt wurde: daß es nämlich niemals als die Aufgabe der Wissenschaft angesehen werden dürfe, ‚letzte‘ Ziele als ‚falsch‘ oder ‚richtig‘ zu erweisen,[2]) und wenn dann schließlich als Ideal der Socialpolitik das Wirthschaftssystem höchster Produktivität postulirt wird".[3]) Es konnte auf den ersten Augenblick scheinen, als ob Sombart damit in das Manchesterthum zurückfalle, für welches ebenfalls die höchste Produktivität das Leitmotiv abgeben mußte, um die Ausbeutung der Arbeitskraft der Arbeitnehmer zu beschönigen. Allein damit würde man Sombart Unrecht thun. Mit aller Schärfe wendet er sich gegen das „krämerhafte Ideal der früheren Unternehmerökonomie". „Es war eine starke Zumuthung der von Sismondi wohl zuerst mit dem Stichwort der Chrematistik gegeißelten Richtung, das Menschheitsideal auf das Niveau des Ideals eines amerikanischen Schweinezüchters hinabschrauben zu wollen. Es bedurfte kaum des schweren Geschützes der Kantischen Ethik, um eine weniger in den Vorstellungskreisen der Lombard Street befangene Generation von der Ungeheuerlichkeit zu überzeugen, die in dem alten ‚Produktionsideal‘ zu Tage trat: Menschen, nämlich die Arbeiter zu Mitteln für sachliche Zwecke, nämlich die Menge der erzeugten Güter machen zu wollen".[4]) Glaubt aber Sombart in *seinem* Produktionsideal eine oberste Norm und Richtschnur für die Socialpolitik gegeben zu haben? Der letzte Endzweck, dem die höchst gesteigerte Produktion zu dienen hat, das ist doch ohne Zweifel das Wohl der Gesammtheit; damit ist aber bereits eine Modifikation der Socialpolitik als Klassenpolitik gegeben[5]) und hinter diesem

---

1) a. a. O. S. 41. 2) a. a. O. S. 42. 3) a. a. O. S. 44.

4) a. a. O. 29.

5) Vgl. Walter: Socialpolitik und Moral. Freiburg 1899. S. 310 ff.

Ideal taucht bereits die Frage auf: nach welchen Grundsätzen soll denn die Vertheilung der Produkte des meistproduktiven Wirthschaftssystems erfolgen? Hiefür aber sind maßgebend die Gesetze und Lehren der Gerechtigkeit. Also das Gerechtigkeitsideal kann allein die Direktiven geben für die Socialpolitik und kann ihr die Richtung angeben, in welcher sie eine Lösung der „socialen Fragen“ finden kann. Das ist nun eine Binsenwahrheit, die nicht erst zu beweisen ist, denn alle Welt huldigt ihr. Oder redet man uns nicht von einem „Recht“ des Arbeiters auf den Ertrag seines Lohnes, erhebt nicht der Socialismus im Namen der Gerechtigkeit die heftigsten Anklagen gegen die bestehende Gesellschaftsordnung und ist man nicht allenthalben, höchstens mit Ausnahme der Socialpolitiker der schießenden Flinte und des hauenden Säbels, darin einig, daß die beste Bekämpfung des Socialismus die Erfüllung der „berechtigten“ Forderungen der Arbeiterklasse sei? Das erkannte selbst ein Socialpolitiker an, der als Anwalt des Kapitalismus hoch gepriesen worden. Wir meinen Julius Wolf, der im ersten Bande seines „Systems der Socialpolitik“ als modus procedendi seiner Untersuchung erklärt: Die Wissenschaft der Socialpolitik „hat festzustellen, was *Rechtens* ist, und auf dieser Basis mit Beachtung der der Gesellschaft zur Verfügung stehenden Mittel ein Programm an Forderungen zu entwickeln; mit diesen Forderungen den socialen Thatbestand von heute zu vergleichen, und diesen Thatbestand als Subtrahend jenem Minuend der Forderungen gegenüberzustellen, an der Differenz beider aber uns zu lehren, inwieweit und wo der Gesellschaftszustand eine Reform erheischt; endlich uns die Wege, die gangbarsten Mittel zu weisen für die Reform, für die Verwirklichung des *Rechts*“.[1]) Damit sieht sich Wolf vor die Frage gestellt: Was ist Recht? Allein er sieht sich, da

1) Wolf: Socialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung. Stuttgart 1892. S. 4—5.



er ebenfalls zum Evolutionismus sich bekennt, zu dem Eingeständniß genöthigt, „da das Recht eine Vorstellung ist, kein objektiv sicherer, in sich begründeter Thatbestand, gibt es keine Rechtssicherheit im Sinne von Rechtsbeständigkeit und Rechtsthatsächlichkeit“ [1]) und so wirft sich Wolf der Schopenhauer'schen Ethik in die Arme, die mit ihrer Laede-neminem-Moral als Socialethik vollkommener scheine, als irgend eine andere.[2]) Allein damit ist Wolf der von ihm selbst als entscheidend aufgeworfenen Frage „Was ist Recht?“ nur aus dem Wege gegangen. Eine befriedigende Antwort ist nur möglich vom Standpunkt des Naturrechts und jede Socialpolitik, die ihren Bau auf einem anderen Fundament als auf dem des Naturrechts aufführt, hat auf Sand gebaut, und sobald die Wasser der oppositionellen Kritik dieses Fundament umspülen, muß der Bau zusammenbrechen, mag er in seinen oberen Etagen noch so schön ausgeführt gewesen sein.

Hier nun berührt sich die Socialpolitik mit der Rechtsphilosophie; beide Wissenschaften haben es als ihre wichtigste Aufgabe zu erkennen, die Fundamente, auf denen sie ihr Lehrgebäude aufführen, einer gründlichen Revision zu unterziehen, vor allem nach der Richtung, ob sie einem Ansturm der socialistischen Hochfluth Stand halten können. Das aber muß entschieden verneint werden, so lange beide Wissenschaften sich nicht von der Hypnose der Evolutionslehre befreien. Oder ist es nicht gerade der Evolutionismus, der dem Socialismus seine allerbesten Waffen liefert, liegt nicht gerade in der vom Socialismus mit aller Energie betonten Evolution von Religion, Recht, Sitte, Staat, Eigenthumsformen ꝛc. seine innerste Verwandtschaft mit dem modernen Denken, und ist dieses nicht eben deßhalb gegenüber dem Ansturm des Socialismus völlig machtlos? Was hat speciell die Rechtsphilosophie

1) a. a. O. S. 6. 2) a. a. O. S. 594.

dem Socialismus entgegenzustellen, wenn sie das Recht in den Strom der allgemeinen Entwicklung hineinzieht, wenn sie mit den Sophisten des alten Griechenland alles Recht nur θέσει bezw. auf dem Wege der Entwicklung entstanden sein läßt? Schweigen ist ihre überlaute Antwort! Will die Rechtsphilosophie aber nicht ihren Bankerott vor dem Socialismus erklären, so muß sie wieder auf das so verlästerte und verschriene Naturrecht zurückgreifen; von hier aus muß sie der Socialpolitik das Baumaterial liefern, damit diese ihrerseits an den Ausbau eines gerechten Gesellschaftszustandes gehen kann. Hier hat die Rechtsphilosophie eine alte Schuld abzutragen, denn es will uns bedünken, daß der geradezu traurige Zustand, in dem diese Wissenschaft sich befindet, die Socialpolitiker davon abschreckt, sich bei ihr Raths zu erholen.

Nur aus der herrschenden Verworrenheit der Begriffe, nicht zuletzt des Begriffs „Naturrecht", wovon Sombart in der oben angeführten Aeußerung, nach welcher das Naturrecht ein „geoffenbartes" sein soll, ein vorzügliches Beispiel liefert, erklärt sich die Abneigung gegen das Naturrecht und nicht bloß Abneigung, sondern bittere Feindschaft oder um mit Nietzsche zu reden, der Todhaß, der einen Todkrieg gegen das Naturrecht führen will. Man erinnert sich, um nur ein Beispiel zu nennen, an die heftigen Ausfälle Bergbohms, der im ersten Band seiner „Jurisprudenz und Rechtsphilosophie", Leipzig 1892, sich angeschickt hat, „das ganze Naturrechtsnest auf einmal auszunehmen", freilich durch sein Buch auch den Beweis erbracht hat, daß „in jenen Sphären wissenschaftlicher Arbeit, wo Rechtswissenschaft und Philosophie zusammentreffen, uns (Juristen) die Mitarbeit der Philosophen entschieden heilsam und erwünscht wäre." [1]) Indeß Bergbohm glaubt doch wohl selbst nicht, daß ihm dieses sein Vorhaben gelungen, und wenn er es glauben sollte, wird ihm von den

1) Bergbohm a. a. O. S. 7.

verschiedensten Seiten bescheinigt, daß er nicht einmal für sich selbst der naturrechtlichen Ketzerei entgangen.[1]) Aber auch daraus erklärt sich die vielfach herrschende Abneigung gegen das Naturrecht, daß sehr viele Autoren dabei immer nur an das „Naturrecht" der französischen Philosophie des 18. Jahrhunderts denken, das durch die Revolution stark compromittirt ward und in Deutschland die berechtigte Reaktion der historischen Rechtsschule (Savigny) hervorgerufen hat, die nun freilich von dem modernen Rechtspositivismus ungebührlich übertrieben wird.

Aber was ist nun das Naturrecht? Bezeichnet Recht (objektiv) die Normen, die einer Communität als Direktiven des Handelns gegeben sind, so ergibt sich als Naturrecht Normen, die verpflichtende Kraft für die ganze Menschheit haben und zwar als integrirender Bestandtheil der menschlichen Natur, und nicht erst durch irgend einen Gesetzgeber verpflichtende Kraft erlangen. Der Inhalt dieses Naturrechts muß sich also durch Untersuchung der menschlichen Natur feststellen lassen, und es bedarf zu dessen Kenntnißnahme nichts weniger als den „zu hohen Preis des Glaubens". Aber was ist nun Natur des Menschen? Ist diese überall dieselbe oder nicht vielmehr verschieden? und wenn dieses letztere, was soll dann ein Naturrecht? Dann kann man höchstens noch von einem Volks- oder Rassenrecht reden, insofern die Angehörigen einer Rasse dieselbe Natur haben. Die Einheit der menschlichen Natur wird nun in der That bestritten und damit auch die Möglichkeit eines Naturrechts. Man verweist uns nämlich stets auf die Thatsache, die zu leugnen Niemanden einfallen kann, der Verschiedenheit der

1) Vgl. über Bergbohm: Hertling, Ueber Ziel und Methode der Rechtsphilosophie. Philosoph. Jahrbuch 1895. S. 117 ff. Savigny, Das Naturrechtsproblem und die Methode seiner Lösung. Schmollers Jahrbuch f. Gesetzgebung, Verwaltung u. Volksw. 1901. 2. Heft S. 25—55. Cathrein, Recht, Naturrecht und positives Recht. Freiburg 1901. S. 123.

moralischen Beurtheilungen der menschlichen Handlungen bei den verschiedenen Völkern und Nationen; vor allem werden hier die Naturvölker mit ihren widernatürlichen, von denen der Culturvölker gänzlich verschiedenen moralischen Anschauungen als Gegenbeweis vorgeführt, und auch von der letzten, der mit diesem Standpunkt verbundenen Consequenz, der Annahme des Polygenismus, schreckt man nicht zurück (Gumplowicz). Allein warum begnügt man sich denn mit dem Hinweis auf die „wilden" Völker? Innerhalb der „Cultur"völker fehlt es doch auch nicht an Beispielen von Moralanschauungen, welche von denen der Majorität verschieden sind, man denke doch an die Gesellschaft des kaiserlichen Rom, wie sie uns Friedländer vorgeführt, oder an die „Uebermenschen" der Renaissance à la Cesare Borgia wie sie uns Burckhardt geschildert, oder an die perversen Richtungen des modernen „Sadismus" und „Masochismus". Wozu also in die Ferne schweifen? Oder unterbleibt die Argumentation mit diesen Faktoren deßhalb, weil der Leser sonst den Trugschluß zu schnell merken und sich ihm das Wort „Abnormität, Entartung" auf die Lippen drängen würde? Um Entartung und Abnormitäten aber handelt es sich in der That bei diesen Naturvölkern und darum ist dieser Gegenbeweis gegen das Naturrecht hinfällig. „Das Barbarische, sagt Lasson (System der Rechtsphilosophie S. 263), hat eben allzuwenig allgemein menschlichen Gehalt; es überwiegt die Entartung und Abnormität". Zu welchen Consequenzen würde auch eine solche Annahme einer verschiedenen, und dann nicht bloß nach Ort und Nation, sondern auch nach der Zeit verschiedenen Menschennatur führen? Die Geschichte müßte sich für immer des Rechtes begeben, an die Menschen der Vergangenheit den sittlichen Maßstab anzulegen. Indessen sieht sich Post zu dem Geständniß genöthigt, daß es „weitreichende Parallelen im Rechtsleben aller Völker" gebe, „welche sich nicht auf zufällige Uebereinstimmungen zurückführen lassen, sondern nur als



Emanationen der allgemeinen Menschennatur angesehen werden können".[1]) Was immer die Ethnographie an Verschiedenheit moralischer Beurtheilung beibringt, das berührt in keiner Weise die Hauptsätze der Sittlichkeit[2]) und berechtigt in gar keiner Weise zu einer Leugnung der Einheit der menschlichen Natur und damit zu einer Bestreitung des Naturrechts. Einen ganz eklatanten Beweis aber für die Richtigkeit des Naturrechts ist seine Unausrottbarkeit und gerade die moderne Rechtsphilosophie, die in vollster Auflehnung gegen das Naturrecht sich befindet und es weit von sich weist, fällt trotz aller gegentheiligen Vorsätze in das Naturrecht zurück. Beweises genug ist Bergbohm, der gesteht: „es gibt noch viel mehr manifeste Naturrechtlerei zu verzeichnen, als gemeinhin angenommen wird. Der Glaube an ein Recht außer dem positiven ist keineswegs ausgestorben, sondern steht vielmehr in voller Blüthe. Nicht allein, daß Philosophen, Ethiker, Nationale, Oekonomen, Staatsgelehrte ihm anhängen — in den rechtsphilosophischen Werken herrscht er schlechthin vor, in dem übrigen Schriftthum der juristischen Wissenschaften ist er reichlich vertreten: die Literatur fast der ganzen Culturwelt ist von Naturrecht durchsetzt"; und sagt, es wäre nicht leicht, „eine Vorstellung davon zu geben, in welcher Ausdehnung das todtgesagte Naturrecht das juristische Denken der unmittelbaren Vergangenheit und unserer Tage beeinflußt".[3]) Ja Bergbohm selbst unterliegt naturrechtlichen Versuchungen. Es gebührt eigentlich Bergbohm Dank, daß er der Rechtsphilosophie auf diese Weise einen Spiegel vorgehalten hat. Wenn nun zwar auch heutzutage noch der Rechtspositivismus

1) Post, Grundriß der ethnolog. Jurisprudenz. Oldenburg 1894. I. S. 4.

2) Eine ausführliche Zusammenstellung ethnographischer Details bei Cathrein: Moralphilosophie I. S. 506 ff.

3) Jurisprudenz und Rechtsphilosophie I. S. 233.

das Terrain beherrscht, soviel ist sicher, das Naturrecht hat den Angriffen Stand gehalten, und die schwere Noth der Zeit, die Nothwendigkeit einer Bekämpfung des Socialismus mit geistigen Waffen wird auch es wieder das verlorene Terrain gewinnen lassen und wenn auch erst nach der gewonnenen Erkenntniß, daß der Boden der katholischen Socialpolitiker der einzig feste ist, und wenn sich zum Schaden der Gesellschaft die Worte Hertling's werden erfüllt haben: „Eine Socialpolitik, welcher die scharfe Orientirung an den unveränderlichen Grundsätzen der Sittlichkeit und des Rechts fehlt, wird unausweichlich in die Irre gehen“.[1])

Welche Orientirung kann nun das Naturrecht der Socialpolitik geben, und inwiefern liefert es brauchbare Waffen gegen den Socialismus? „Socialpolitik“, meint Hertling, „geht auf die Leitung, Förderung und Ausgleichung der verschiedenen Gesellschaftskreise durch den Staat und im Interesse der staatlichen Gemeinschaft.“[2]) Betonen wir die Worte „*durch den Staat*“. Der Staat ist ein Postulat der menschlichen Natur und erst als solches hat der Staat eine feste Grundlage, von der aus er mit gesetzlichen Forderungen an den Einzelnen herantreten kann, und nicht blos *kann*, sondern im Interesse der Gesammtheit auch *muß*. Nur durch das Naturrecht aber erhalten die staatlichen Forderungen die nothwendige Sanktion, kraft deren sie Gehorsam verlangen können. Als Hauptaufgabe weist nun das Naturrecht dem Staat die Sorge für das allgemeine Wohl zu. Niemand aber wird behaupten wollen, daß dort für das Staatswohl gesorgt ist, wo sich eine große Klasse Staatsangehöriger in einer Lage befindet, die aller Menschennatur Hohn spricht oder mit ihr im Widerspruch steht. In einem solchen Falle erwächst dem Staate

---

1) Hertling: Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik. Freiburg 1897. S. 258.

2) a. a. O. S. 254.

die Verpflichtung zu einer Socialreform, und es bedeutet eine Verkennung der wahren Aufgabe des Staates, wenn man ihn von der Durchführung dieser Aufgabe dispensiren wollte, oder wenn man gar — und diese Auffassung ist noch immer vorhanden — eine solche socialreformatorische Gesetzgebung betrachten wollte als eine Erweiterung der Armengesetzgebung, gewissermaßen als deren Dependance.

Auch in welcher Richtung nun im Einzelnen die socialpolitische Gesetzgebung vorzugehen hat, zeigt das Naturrecht. Es sei nur erinnert an die häufigen Versicherungen mancher Politiker, man wolle dem Arbeiter ein „menschenwürdiges" Dasein geben. Was heißt „menschenwürdig" und wie will man die Bedeutung dieses Wortes feststellen ohne Naturrecht? Dieses freilich gibt genügenden Aufschluß. Greifen wir auf gut Glück ein paar Punkte heraus. In der Natur des Menschen ist begründet das Familienleben und das Bedürfniß eines wöchentlichen Ruhetages. Hat der Industrialismus Verhältnisse geschaffen, wo dem Arbeitnehmer diese Naturpostulate genommen oder sehr beeinträchtigt sind, so ist es Sache der staatlichen Gesetzgebung, dagegen vorzugehen, und kein Sophisma, wie etwa: man wolle und dürfe dem Arbeiter, der sieben Tage der Woche leben wolle, nicht verbieten, auch sieben Tage zu arbeiten — ein Satz, der um nichts besser und wahrer wird dadurch, daß ein Napoleon und Bismarck ihn vertreten haben —, kein Sophisma, sagen wir, kann den Staat dieser Verpflichtung, hier auf gesetzlichem Wege die natürlichen Rechte des Arbeiters zu schützen, entheben. Das natürliche Recht auf Existenz sei nur genannt, um zu zeigen, wie es auch Sache des Staates ist, bei gefährlichen Betrieben für die Sicherheit der Arbeitnehmer Sorge zu tragen, wo immer aus „Sparsamkeit" der Arbeitgeber solche Schutzmaßregeln unterlassen werden.

Das Naturrecht gibt aber auch Waffen gegen den Socialismus an die Hand, und zwar um gleich beim



Staatsbegriff zu bleiben. Der Socialismus zieht den Staatsbegriff ins Maßlose, er läßt Staat und Gesellschaft zusammenfallen und degradirt das Individuum zu einer willenlosen Puppe in den Händen eines despotischen omnipotenten Staates. Das Naturrecht weist diese maßlose Steigerung des Staatsbegriffes zurück und schützt durch seine Schranken den Einzelnen gegen die erdrückende Allmacht des Staates.

Der Socialismus greift das Eigenthum an, das er durch ein collektivistisches Gesellschaftseigenthum ersetzt wissen will. Was hat dieser Forderung des Socialismus gegenüber eine Eigenthumslehre aufzuweisen, welche das Naturrecht verwirft? Nichts, rein gar nichts.

Der Socialismus zerstört die Familie. Wie will man die monogame Ehe auf Lebensdauer vertheidigen ohne Naturrecht? Opportunitätsgründe ja, die lassen sich zwar für das Privateigenthum und die Einehe geltend machen, aber Opportunitätsgründe sind nicht durchschlagend und nur von relativem Werth, einen unerschütterlichen Standpunkt gegen die socialistischen Irrlehren gibt nur das Naturrecht.

Am Anfang seines Buches über den Marxismus thut Masaryk die Aeußerung: „Der gegenwärtige Socialismus zwingt mit seiner Praxis und mit seiner Theorie einen Jeden zur Revision seiner eigenen Weltanschauung und Lebensführung. Der Socialismus ist zum Prüfstein unseres Wissens und Gewissens geworden.“ [1]) Diese Worte gelten besonders für die Rechtsphilosophie der Gegenwart, welche bei einer gründlichen Revision ihres Bestandes die Nothwendigkeit der Rückkehr zum Naturrecht finden wird.

Dr. Franz Meffert.

---

1) Die philosophischen und sociologischen Grundlagen des Marxismus. Wien 1899. S. 2.



XXIX.

H. Schiller's Weltgeschichte.[1]

Der Verfasser, zumeist bekannt durch seine Geschichte des römischen Kaiserreichs unter Nero (1872) und seine Geschichte der römischen Kaiserzeit (1883), wurde vor kurzer Zeit plötzlich aus nicht weiter angegebenen Gründen seiner Stellung als Gymnasialrektor und Universitätsprofessor in Gießen enthoben. Da er in den beiden erwähnten, sonst gründlichen Werken gegenüber dem Christenthum eine ziemlich kühle Stellung einnimmt und namentlich die Berichte der christlichen Historiker mit starkem Mißtrauen verfolgt, so begann ich die Lektüre der Weltgeschichte mit einer gewissen Voreingenommenheit. Bald aber wurde dieselbe durch die Gewißheit behoben, daß der Verfasser sich redliche Mühe gegeben hat, möglichste Objektivität zu wahren. Es ist ihm dies vielleicht nicht durchweg gelungen, wie er denn für radikale Ideen besonders auf dem Gebiete der Philosophie (S. 726) Vorliebe zu zeigen scheint. Dadurch wird aber der Werth des Buches nicht gemindert. Im Gegentheil. Indem er seine protestantisch rationalistische Ueberzeugung nirgends verschweigt, werden seine maßvollen Urtheile um so größere Anerkennung finden. Denn sie bestätigen in erfreulicher Weise, daß die Bemühungen der katholischen

1) Hermann Schiller, Weltgeschichte. gr. 8°. Berlin u. Stuttgart. Verlag von W. Spemann. 1901. III. Bd: Geschichte des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit. (XXXXIX u. 771 S.) Quellensammlung und Register (über VI, 88 S.), 2 Karten.



und unabhängigen Forscher, die Verleumdungen gegen den Katholicismus und die katholischen Völker, Fürsten, Institutionen 2c. aus der Welt zu schaffen oder wenigstens sie als Geschichtsfälschungen zu brandmarken, immer mehr zum Durchbruch kommen.

Es muß daher jeden ruhig Urtheilenden mit Befriedigung erfüllen, wenn er den Historiker auf Schritt und Tritt mit alten Geschichtslügen aufräumen sieht. So nennt Schiller die Schriften Dr. Martin Luther's, „selbst an dem Tone der Zeit gemessen, zum Theil maßlos" (S. 14). Luther hat auch nicht die hochdeutsche Schriftsprache geschaffen — wie oft wird er noch als der Schöpfer der neuen deutschen Sprache gepriesen! — denn er fand sie bereits vor (bekanntlich seit der Regierungszeit des Kaisers Ludwig IV. des Bayern); aber er hat ihr zum Siege verholfen über die anderen Schreibweisen (S. 15).

Die große Mitschuld des zum Theil gänzlich verweltlichten deutschen Episkopats und des deutschen Mönchthums (Augustiner) an der so weiten Verbreitung der Reformation zeigen viele Beispiele (S. 15, 39, 42, 43, 47, 62). Die scheinheilige Rechtfertigung des Widerstandes der Protestanten gegen den Kaiser geißelt der Verfasser wiederholt: das Kaiserthum sei nur eine erwählte (sagten die Schmalkaldner), das Fürstenthum dagegen eine geborene Obrigkeit, das Gebot vom Gehorsam gegen die Obrigkeit beziehe sich nur auf diese... (S. 32). Der Verrath an Kaiser und Reich durch Moriz von Sachsen infolge seines Bundes mit Heinrich II. von Frankreich (Schloß Chambord 15. Jan. 1552) wird als das bezeichnet, was er war: „eine nationale Schmach" (S. 52). Unbegreiflicher Weise bringt Sch. aber sofort eine Entschuldigung der schmählichen That mit den Worten: „aber bei der Wahl, Deutschland sonst den Spaniern und der katholischen Reaktion auszuliefern, war dies doch das kleinere Uebel (so? der Verrath!); der damalige Deutsche kannte keinen Patriotismus in höherem Sinne" (S. 52). Wir geben letzteres zu. Dann höre man aber auch mit den Phrasen von den Helden Sickingen, Hutten, deutscher Nationalkirche, deutscher, kirchlicher und politischer Unabhängigkeit jener Tage auf.

Die Doppelheirath des Landgrafen Philipp von Hessen mit Genehmigung der Reformatoren nennt Sch. eine „unselige



Nebenehe" (S. 40). Es ist überaus charakteristisch, daß in vielverbreiteten neueren Geschichtsbüchern selbst für (bayerische) Mittelschulen der Verrath des sächsischen Kurfürsten und die Nebenehe des Landgrafen kaum mehr leise angedeutet oder ganz verschwiegen wird.

Einen schweren, unbegründeten Vorwurf erhebt Sch. gegen das Concil von Trident, das in seiner Mehrheit aus unwissenden, der Kurie völlig gehorsamen italienischen Prälaten bestehend und nach Köpfen stimmend genannt wird. — Ob die deutschen Kirchenfürsten, die den Protestantismus duldeten und förderten, tiefere theologische Kenntnisse gehabt haben, als die italienischen Prälaten, glaubt wohl Sch. selbst nicht.

Die Darstellung über die Gründung des Jesuitenordens enthält neben manchen schiefen Ansichten auch hoch anerkennende Urtheile (S. 59, 60). Dagegen beweist die Behauptung: „die katholischen Fürsten ... wußten, daß die Fortdauer ihrer Kirche nicht von ihrer inneren Kraft, sondern von der Erhaltung der geistlichen Fürstenthümer abhänge" (S. 65), wie zähe einmal verbreitete Irrthümer selbst klaren Geistern anhängen. Denn je mehr sich die deutsche Kirche ihres politischen Gewandes entledigte, desto nachhaltiger und tiefer ist ihre geistige Einwirkung auf das Volk geworden.

Die großen Päpste des 16. Jahrhunderts, Pius IV. (1559–65), Pius V. (1566—72), Gregor XIII. (1572—85) und Sixtus V. (1585—90), welche die Gegenreform aufnahmen, bezeichnet Sch. als eine ehrfurchtgebietende Reihe frommer und tapferer Päpste, Greise von reichster Lebenserfahrung und Kirchenfürsten mit starker Hand (S. 67).

Die Ermordung Wilhelms von Oranien auf den Einfluß der Jesuiten zurückzuführen, ist aber doch ein starkes Stück (S. 71).

Maximilian I. von Bayern erfährt gerechte und bewundernde Würdigung. Er ist „der bedeutendste und leistungsfähigste Fürst seiner Zeit" (S. 74, 75). Die Behauptung, daß die Katholiken „den Krieg wollten" (S. 81), die Protestanten ihn aber zu vermeiden suchten (S. 82), dürfte an Thatsachen wie der Stiftung der Union, Donauwörth, Prag allein als unrichtig erwiesen sein.

Das Restitutionsedikt war gewiß ein großer Fehler des Kaisers Ferdinand II., der die Protestanten zum Aeußersten



treiben mußte. Deshalb darf aber die Behauptung nicht gutgeheißen werden, daß „das deutsche Volk in der Reichsgewalt nur noch eine Fremdherrschaft erblicken" konnte; noch weniger war ihr Widerstand mit fremder Hilfe berechtigt (S. 95). Da waren die deutschen Katholiken zur Zeit des Culturkampfes doch bessere Patrioten.

Es ist richtig, daß die Protestanten „keinen wirklich großen und führenden Mann in ihrer Mitte hatten", „ein Fremder ist schließlich ihr Held geworden" (S. 82, 99).

Die verrätherischen Verhandlungen Wallenstein's werden zugegeben (S. 106); aber er „wollte nationale, nicht kirchliche ultramontane Politik treiben, d. h. mit den Brandenburgern und Sachsen die Franzosen, Spanier und vor allem die Schweden aus Deutschland herausschmeißen". Die Sache ist anders. Der übermüthige Feldherr spielte den Gegenkaiser und hätte kaum selbst die Zertrümmerung Oesterreichs behufs eigener Erhebung auf den böhmischen Königsstuhl gescheut.

Der westfälische Friede zerriß „jedes Band zwischen der großen Masse der Nation und den Deutschen in Oesterreich" [weil dort der Protestantismus nicht geduldet wurde] (S. 115). „Seitdem war eine Herrschaft der Habsburger über Deutschland auf die Dauer undenkbar" (S. 117). Gegen solche Geschichtsconstruktion kann von vornherein nicht energisch genug Front gemacht werden. Denn erstens waren die Habsburger noch fast zwei Jahrhunderte lang deutsche Kaiser, und dann führten die deutschen Katholiken in Oesterreich, Bayern, Süd- und Westdeutschland mit völlig gleichem Rechte ihre selbständige Existenz fort wie die Protestanten. Nicht Trennung, sondern Einigung aller Deutschen, gleichviel durch welches politische Band, ist das Losungswort und die Sehnsucht aller großen Patrioten der folgenden Jahrhunderte gewesen.

„Politische Revolution im Namen des Gotteswortes ist Pflicht des Christen." Diese Lehre Calvin's in seiner Institutio religionis christianae (S. 124) erklärt, daß die „Ermordung des Herzogs Franz von Guise (des Führers der Katholiken in Frankreich) durch den Hugenotten Poltrot de Méré allgemeine Billigung (doch nur bei den Hugenotten?) fand, und selbst Coligny, dem der Mörder sein Vorhaben mitgetheilt hatte,



diesen davon nicht abhielt. So groß war die sittliche Verwirrung" (S. 128).

Der mehr als wahrscheinlichen Thatsache der Verschwörung der Pariser Hugenotten gegen Karl IX. und seine Mutter tritt Sch. nicht näher, gibt aber die Zahl der durch die Bartholomäusnacht in ganz Frankreich Gefallenen nach den mäßigsten Berechnungen nur auf 6—8000 Menschen an (S. 132).

Die Ermordung der Könige Heinrich III. und IV. schreibt Sch. den stürmischen Predigten der Jesuiten und anderer Priester zu (S. 137, 145), ohne den urkundlichen Beweis zu erbringen.

In gewissem Sinne liegt eine Ehrenrettung der Königin Maria von England, der Tochter Heinrich VIII., in dem Zugeständniß: „Ihr Name der ‚blutigen Maria' war jedoch insofern unverdient, als sie nicht eigentlich grausamer als ihre Vorgänger war" (S. 173).

Die Kassettenbriefe der Königin Maria Stuart (vergl. Schiller, Maria Stuart, I, 1) erklärt auch der Verfasser als theilweise oder ganz gefälscht (S. 179). Ob sie den Mordplan Babington's gegen Elisabeth gebilligt hat (S. 185), ist aber doch mit dem einen Briefe der Fürstin noch nicht erwiesen.

Die Wirksamkeit des Cardinals und Erzbischofs Stanislaus Hosius für die Restauration des Katholicismus findet volle Anerkennung (S. 245).

Der Revolutionär und Königsmörder O. Cromwell ist zu wenig scharf und zu glimpflich gezeichnet (S. 230 f.) Doch ist seine entsetzliche Grausamkeit gegen die irischen Katholiken gehörig mit den Worten gebrandmarkt: „ .... aller Glaube an englische Gerechtigkeit war den Irländern geraubt und die Aussaat jener Unsumme von Haß und Mißtrauen gestreut, welche die folgenden Jahrhunderte vergiftete" (S. 203). Und S. 430 gesteht Sch.: „Unter den vielen herben und nie vernarbenden Wunden, welche die Erbitterung der Irländer gegen England nicht zur Ruhe gelangen lassen, ist heute noch die entsetzliche Wirthschaft der Puritaner die schmerzhafteste, und der verhaßteste Name auf der grünen Insel ist der Cromwell's. Freilich, die irische Nation als solche war vernichtet. .... Aehnlich machte es König Wilhelm III." (S. 489). — „Daß König Philipp II. von Spanien seinen



ältesten Sohn Don Carlos bis zu dessen Tod im Gefängniß hielt, war nicht zu vermeiden und ist nicht zu tadeln; denn dieser war schwachsinnig, und kein König hätte ihn als seinen Nachfolger auf dem Throne dulden dürfen; nicht ohne bittere Thränen erkannte er diese seine Pflicht" (S. 301).

Die schlimme sociale Wirkung der lutherischen Reformation kennzeichnet Sch. also: „So vollendete die lutherische Reformation im 16. Jahrhundert die Herrschaft des Adels und der städtischen Geschlechter über eine unterthänige, rechtlose und ausgenutzte Masse" (S. 340—344). Der Abschnitt ist lesenswerth.

Ebenso kann uns Katholiken die hohe Anerkennung des katholisch-jesuitischen Schulwesens durch Sch. erfreuen: „Das katholische Schulwesen, das besonders nach dem Tridentiner Concil unter dem Jesuitenorden bedeutenden Aufschwung nahm, unterschied sich in der Tendenz, nicht aber in Lehrgegenständen und Methode vom protestantischen, und es wird kaum festzustellen sein, wie weit es dessen Vorgang oder dem Zuge der Zeit dabei folgte. Jedenfalls sind die geläufigen Urtheile über seine Abhängigkeit vom protestantischen großentheils grundlos, die Studienordnung der Jesuiten übertrifft an sorgfältiger Vorbereitung, Durcharbeitung und technischer Virtuosität alle protestantischen" (S. 346). Eine sogenannte „Inferiorität" gab es also im Schulwesen bis zur Aufhebung des Jesuitenordens nicht.

Die Vernachlässigung der Kunst (Bildhauerei, Malerei) durch die Reformation wird gleichfalls eingeräumt (S. 345).

Der Preis „für die errungene Gewissensfreiheit und den modernen Staatsbegriff" durch den westfälischen Frieden war „sehr hoch . . . die Trennung Oesterreichs (?) und der Niederlande von der deutschen Entwickelung (und Schweiz?!), Zerreißung des Gesammtvaterlandes . . . die Ohnmacht nach Außen und die thatsächliche und die rechtliche Bevormundung des . . . Reiches durch Frankreich und Schweden. Noch ärger war die Zerstörung der Cultur, wie sie nie wieder ein anderes Volk erfahren, und deren letzte Nach-



wirkungen erst unser Jahrhundert beseitigt hat" (S. 349, 350, besonders auch 401).

Die in den letzten Jahrzehnten erschienenen Geschichten der deutschen Predigt und der deutschen Katechismen bis auf Dr. M. Luther kennt Sch. offenbar nicht, sonst hätte er nicht das Urtheil gefällt: „durch Calvin wird die französische Sprache in die Predigt und in die kirchliche Polemik eingeführt (?), wie es vor ihm Luther mit der deutschen gemacht hatte" (S. 354).

Der englische Minister Thomas Morus, bekanntlich durch die Raserei Heinrichs VIII. auf das Schaffot gebracht, hat das Verdienst, zuerst die Bedeutung, aber auch die rechtlichen Forderungen des Arbeiterstandes und den Grundsatz religiöser Duldung anerkannt zu haben. (Utopia, Nirgendheim) (S. 363).

Die Erhebung des Görlitzer Schusters und Gesichtersehers Jakob Böhme zum „deutschen Philosophen" geißelt Sch. mit den Worten: „Erst dem 19. Jahrhunderte blieb es vorbehalten, in diesem bis zum Wahnwitz phantastischen Kopfe ‚den deutschen Philosophen' und in seinen wirren Reden ‚die Aurora der deutschen Philosophie' zu entdecken." Daß König Karl II. von England wirklich zum Katholicismus übergetreten ist, war früher nicht so bekannt (S. 444), wohl aber, daß er durch seine Schwäche und Sittenlosigkeit der katholischen Kirche in England außerordentlich geschadet hat.

Die lächerliche und lästerliche Vergötterung des roy soleil und der anderen großen und kleinen Potentaten in und außer Frankreich mag eine Warnung auch für das deutsche Volk der Jetztzeit sein (S. 404).

Die Regierungszeit des großen Kurfürsten Friedrich-Wilhelm von Brandenburg-Preußen (1640—1688) ist im Ganzen ohne Forcirung dargestellt (S. 458 ff.). — Dagegen ist die Geschichte Bayerns von Ferdinand Maria bis Karl Albert sehr stiefmütterlich mit nur etwas mehr als einer halben Seite abgethan.

König Friedrich II., der Große, verdient den Ruhm des Begründers der preußischen Großmacht in vollstem Maße. Eine Umgestaltung der Reichsverfassung in früherer oder späterer Zeit war damit inaugurirt. Aber an die Einigung der deutschen Stämme unter Preußens Führung dachte damals noch niemand.



Es irren darum diejenigen, welche solche Einheitsideen selbst noch weiter bis auf den großen Kurfürsten zurücktragen. „Die Staatsrechtlehrer des 18. Jahrhunderts, wie Justus Möser u a., sagt darum Sch., erwarteten das Heil des Reiches von *dem österreichischen Kaiserthume*, an *Preußens Führung dachte niemand*, selbst die *preußischen Staatsmänner nicht*“ (S. 740). Erst infolge des deutschen Fürstenbundes (1785) tauchte der Gedanke einer Einigung Deutschlands mit Ausschluß Oesterreichs und unter Führung Preußens zum erstenmal auf (S. 637).

Das langsame Wiederaufblühen des deutschen Handels, Gewerbes und Ackerbaues im 18. Jahrhundert ist S. 728—30 schön dargestellt.

In dem kurzen Abschnitt über die Entwickelung der deutschen Literatur (S. 733—40) fehlt jegliche Erwähnung einer Theilnahme des katholischen Deutschlands (Jesuiten Balde, Spee u. s. w.)

Ins Gedenkbuch der voraussetzungslosen Forscher unserer Tage gehören Schillers Worte über die großen Verdienste der Benediktiner von St. Maur um die Geschichtswissenschaft: „Für *alle* Zukunft musterhaft (also wohl auch für das 20. Jahrhundert) legte der entsagende Sammeleifer der Benediktiner von St. Maur die *Grundlagen der Geschichtsforschung*. Neben Mabillon eroberten die Baluze, Ducange, Franc Duchesne *unvergängliche* Schätze mühsamer Forschung. Tillemont schrieb seine *unsterblichen* Werke über römische Kaisergeschichte und die Entstehung der Kirche, Fleury bereitete den Aufbau seiner Kirchengeschichte vor“ (S. 743).

Unumwunden anerkennt der Verfasser auch die Größe der französischen Kirche vom 16—19. Jahrhundert. „Sie war in dieser Zeit unbezweifelt die erste der Welt“ (S. 748, 749). Leider vermißt man den so nahe liegenden Vergleich mit dem Zustande der katholischen Kirche in Deutschland schmerzlich.

Die Wirkung des voltairianischen Geistes selbst noch in der höheren Gesellschaft des heutigen Spaniens (S. 745) mag gar viele Zustände und Ereignisse in jenem schwer geprüften Lande erklären helfen.

Die Verdienste der katholischen Missionäre um die Völkerkunde Asiens finden volle Würdigung (S. 726).

Den heutigen Jesuitengegnern mag das Beispiel des aufgeklärtesten Fürsten des 18. Jahrhunderts, Friedrich des Großen, immer zur Beschämung entgegengehalten werden. „Für die Universitäten geschah wenig. Breslau blieb den Jesuiten, die sogar nach Aufhebung des Ordens unter der Form eines ‚Königlichen Schulinstituts' die Leitung des schlesischen katholischen Gymnasialwesens erhielten" (S. 600).

Aber freilich dem Christenthum, speziell der katholischen Kirche, wurde gerade von den erleuchtetsten und voraussetzungslosesten Geistern des 17. und 18. Jahrhunderts, den Philosophen, jede Gerechtigkeit verweigert. John Locke (1632—1704) schloß von der allgemeinen Duldung, die er in seinen religiösen Schriften für alle anderen Menschen verlangt, die Katholiken und die Gottesleugner aus (S. 752). Die deistischen und materialistischen Philosophen Frankreichs verfolgten das Christenthum mit toller Wuth. Ganz unverständlich ist darum Sch.'s Bemerkung: „Vergessen wir aber nicht sein (Voltaires) größtes Verdienst: Duldung, Geistesfreiheit, Menschenwürde und Gerechtigkeit sind durch sein Verdienst uns heute gleichsam die natürliche Lebensluft geworden" (S. 745). Ich brauche nur an La Pucelle zu erinnern, die ein solches Urtheil fast als frivol erscheinen läßt.

Doch derlei Unrichtigkeiten enthält Sch.'s Weltgeschichte, wie eingangs erwähnt, nicht viele. Vielmehr bietet die Lektüre derselben lehr- und genußreiche Stunden.

Sch. verwirft, wie schon das Titelblatt besagt, die alte Eintheilung der Weltgeschichte. Die Neuzeit läßt er erst mit der französischen Revolution von 1789 beginnen. Das 16. bis 18. Jahrhundert bilden den Uebergang (aber langen!) vom Mittelalter zur Neuzeit.[1])

München, Dezember 1901. Dr. Franziß.

---

1) Vor Kurzem ist der vierte (u. Schluß-) Band, die Geschichte der Neuzeit, über 1000 Seiten füllend, erschienen, über den in einem späteren Artikel berichtet werden wird. D. R.



XXX.

Albert Kuhn's „Allgemeine Kunstgeschichte".

(Die Stilperiode der Renaissance.)

Unter den Epochen der Kunst hat bekanntlich die Renaissance die verschiedenartigste Beurtheilung erfahren. Häufig durch Abneigung, manchmal auch durch Gunst, die in ungebührlicher Mißachtung aller früheren Stilformen sich geltend machte, einseitig entstellt, schwankte bis vor Kurzem ihr Bild in der Culturgeschichte. Erst die neuere Zeit hat hierin eine objektivere Haltung gefunden, und zunächst war es Jakob Burckhardt, der unter großen Gesichtspunkten der Renaissance tiefes Verständniß und eine überaus werthvolle Würdigung entgegenzubringen vermochte. Auf den Bahnen Burckhardt's bewegt sich auch Albert Kuhn, dessen klares und ruhiges, schon in den früheren Abschnitten seiner Kunstgeschichte bewährtes Urtheil [1]) erwarten ließ, daß er auch dem schwierigen Thema, das die Renaissance bietet, vollauf gerecht zu werden vermöge. Diese Erwartung ist nicht getäuscht worden. Wer sich für Kunst ernstlich interessirt und vor allem auch zu einem richtigen Verständnisse der Renaissance durchdringen will, der darf getrost der Führung Kuhn's sich überlassen.

Die Renaissance ist nicht so ausschließlich die Wiedergeburt der Antike, wie man vielfach anzunehmen beliebt.

1) Siehe „Histor.-polit. Blätter", 126. Bd. S. 26 ff.

Die Ueberreife des Typischen, das in den vorhergegangenen Stilformen meist allzu strenge die Herrschaft geführt hatte, die Hinwendurg zur Natur und das Hervortreten individueller künstlerischer Kräfte sind bei Erzeugung der Renaissance nicht zu verkennende mächtige Faktoren. Die organische Gebundenheit der Gothik lieh dem künstlerischen Schaffen kein genügend reiches Entfaltungsfeld; es mußten gewisse Schranken durchbrochen werden, um in freierer Combination das erreichen zu können, was als berechtigte Forderung von der Kunst, sei es nach formaler, sei es nach der Seite eines erweiterten Darstellungsgebietes, beansprucht werden konnte. „Die Welt war anders geworden, und darum entstand auch eine andere Kunst." Weil nun die geistige Wandelung, welche der Humanismus des 15. Jahrhunderts herbeiführte, mancherlei Irrungen im Gefolge hatte und auch dem christlichen Geiste mehrfach nachtheilig sich erzeigte, hat man nicht selten schon die Kunst der Renaissance zum Prügeljungen erkoren und sie als das üble Produkt eines irreligiösen Geistes bezeichnet. Wenn nun auch Kuhn den Schatten, der durch den Humanismus auf die Entwicklung der Renaissance geworfen wurde, nicht verkennt, so macht er doch entschieden Front gegen die verfehlte Meinung mancher Eiferer, welche in der Renaissance nur eine „heidnische Kunst" ersehen wollen, und daher in Bausch und Bogen ihre Verdammungsurtheile abgeben. Die Renaissancekunst hat zunächst in formaler Hinsicht eben einfach alles Schöne uud Brauchbare, Altes und Neues, in sich aufgenommen und verwerthet, daher muß man „frei, billig und objektiv genug sein, um das Gute hier und dort zu erkennen und anzuerkennen". Es ist, um nur ein Beispiel zu nehmen, ungerecht, die Renaissance-Kirchen zu verurtheilen, weil sie einen festlichen, heiteren Eindruck machen; „denn die Religion verträgt sich mit diesen Stimmungen ebensogut, wie mit dem Ernste und der Strenge der romanischen Kirchen".

Wenn P. Kuhn den Anklägern der Renaissance mit Recht entgegnet, daß, wo viel Schatten, auch viel Licht ist, so möchten wir eine der größten Lichtseiten der Renaissance darin ersehen, daß einzig sie eine kosmische Kunstform zu schaffen wußte, die, zugleich jeder nationalen und volksthümlichen Einwirkung Rechnung tragend, die Befähigung unversiegbarer Fortentwickelung in sich trägt und dadurch eine Bedeutung besitzt, auf welche keine frühere Stilform Anspruch zu erheben vermag. Ferd. Gregorovius hat einmal gesagt: wenn der St. Petersdom in Rom den Baustil des Kölnerdomes tragen würde, müßte der Eindruck wohl ein noch viel tieferer und mächtigerer sein. Wir möchten dieser, unter germanischem Gesichtswinkel gegebenen Anschauung nicht beipflichten; gerade der Renaissancedom von St. Peter erscheint uns als das beste und vollendetste Architekturbild einer weltumspannenden Kirche. Daß das Eintreten großer Wandlungen — auch im Gebiete der Kunst — manche geistige Erschütterung mit sich bringt, kann zunächst im Hinblick auf die Zeit des Humanismus und der erstehenden Renaissance nicht geleugnet werden; aber die sich ergebenden Nachtheile fanden doch mehr oder minder wieder ihre Correktur. Uns erscheint die Kunst der Renaissance, in der die werthvollsten Errungenschaften des Alterthums mit neuen Anforderungen sich amalgamirten, als einer der imposantesten Erfolge. Daß dieser Prozeß vor allem in Italien und gewissermaßen unter den Fittichen der Kirche seine Entwicklung und Förderung erhalten konnte, ist wohl der glänzendste Beleg, daß gerade die Kirche als eine unverwüstliche Culturmacht sich erweist, der an Kraft und Verständniß keine zweite in der Welt gleichzustellen ist.

In solcher Auffassung und Wahrnehmung kann die Lektüre der Kuhn'schen Kunstgeschichte nur bestärken. Die Gediegenheit, auf welcher die principielle Würdigung der Renaissance aufgebaut sich zeigt, bleibt dem Werke auch in den Detailerörterungen treu; überaus lehrreich ist zunächst



der Abschnitt über die Architektur, über das Charakteristische des Kirchen- und Palast-Baues, über Dekoration und Ornamentik gegeben. Der Leser erhält gute Schulung, um in dem Reichthum der architektonischen Erscheinungen sich zurecht zu finden, und die hier und dort sich zeigenden Eigenthümlichkeiten, welche Begabung und Geschick der einzelnen Baukünstler, oder örtliche Bedingungen veranlassen, entsprechend zu würdigen. Das deutlich gezeichnete Grundmotiv der Renaissance: daß sie — unähnlich den früheren Stilen — nicht an ein einziges construktives Verfahren sich anklammert, aber auch keines, das mit ihrem ästhetischen Programme vereinbar erscheint, grundsätzlich ablehnt, daß sie nicht ausschließlich „des Zirkels Gerechtigkeit“, sondern künstlerische Phantasie und Individualität walten läßt, darf bei correkter Würdigung ihrer Gestaltungen freilich niemals außer Acht gelassen werden. — Die Gliederung in Früh-, Hoch- und Spätrenaissance hält P. Kuhn streng nach bisher gepflogener Sitte ein; hoffentlich wird sich auch kein Kunsthistoriker verleiten lassen, dem neuesten Vorschlage A. Schmarsows: die Architektur der Spätgothik als Frührenaissance zu reklamiren, Folge zu leisten, da ja solches Verfahren, dem übrigens Richard Streiter bereits die wohlverdiente Abfuhr zu Theil werden ließ,[1]) nur heillose Verwirrung in die Kunstgeschichte zu tragen vermöchte.

Es entspricht völlig dem Wesen der Renaissance, das ja der Individualität zu einer bevorzugten Stellung verhalf, bei Betrachtung der einzelnen Abschnitte die Künstler mehr in den Vordergrund zu rücken. So führt denn auch Kuhn, kurz und klar charakterisirend, zu den namhafteren Werken, die in der italienischen Frührenaissance an die Namen Brunellesco bis Giuliano da Sangallo, in der Hochrenaissance an Bramante bis Sansovino, in der Spätzeit an Vignola, Palladio u. a. enge geknüpft sich zeigen. Daß

1) S. „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ 1901 Nr. 103—105.



bei Beurtheilung der einzelnen Schöpfungen bekanntlich die Anschauungen der Kunstkundigen nicht immer völlig übereinstimmen, ist erklärlich; so dürfte es auch uns erlaubt sein, dem begeisterten Lobe, das Kuhn der Fassade der berühmten Certosa bei Pavia (I, 674) entgegenbringt, nur mit gewisser Reserve beizutreten. Die Wirkung einer auf Kosten der Architektur gespendeten Ueberladung wird ihr, besonders im Untergeschoße, doch nicht so ganz abzusprechen sein;[1]) über die entzückende Schönheit der dekorativen Details kann allerdings kein Zweifel sich erheben.

Wie die Renaissance thatsächlich aus dem italienischen Nationalstil zum Weltstil geworden, zeigen die fesselnden Erörterungen, welche der Architektur Frankreichs und Deutschlands gewidmet sind. Hier wie dort mischten sich freilich eine geraume Zeit zwei Stile enge ineinander, indem die Construktion der Gothik vielfach nur mit Renaissanceformen umkleidet ward. Doch gewann Frankreich insoferne einen Vorsprung, als man dort allmählig der Haupteigenschaft des italienischen Stiles: der großgedachten Raumbildung, nahe kam, während die deutsche Renaissance hierin immer einer gewissen Beschränkung unterlag. Wenn Kuhn die einzelnen günstigen Eigenschaften der deutschen Renaissance auch rühmend aufzählt und hervorhebt, so verhehlt er nicht die mannigfachen Schädigungen, welche in unserem Vaterlande der aufblühenden neuen Kunst durch die Reformation und die sich daran knüpfenden Kriege erwachsen sind. Nicht ohne ein Gefühl der Wehmuth kann man die hierauf bezüglichen, ernsten und gediegenen Erörterungen (I, 724 und III, 672) lesen; von mancher Seite werden dieselben nicht ohne Widerspruch bleiben — sie zu entkräften, dünkt uns ein vergebliches Mühen.

In keiner früheren Stilperiode haben die drei bildenden

---

1) Bd. II, S. 551 hält der Verfasser selbst eine theilweise Einschränkung seines ersteren Urtheils für angezeigt.



Künste einerseits so innig vereint, andererseits doch wieder so selbständig sich gezeigt, als in der Renaissance. Noch mehr als in der Geschichte der Architektur wird es uns aus jener der Plastik und Malerei klar, daß nicht nur das Aufgreifen antiker Formen, sondern vor allem die Umkehr zur Natur es war, welche das Erblühen und Erstarken der neuen Kunst ermöglichte. Prachtliebe und Ruhmeskult haben freilich auch das ihre gethan, um das riesige Schaffensfeld zu bieten, auf dem die unvergleichlichen künstlerischen Talente, die der Renaissance, zunächst in Italien, eigen, ihre staunenswerthen Erfolge sich zu holen vermochten. Dieses frohe Drängen und Treiben sprudelnder Kräfte, dieses emsige Tasten und Suchen nach Neuem, von dem das Quatrocento erfüllt ist, gestaltet sich zu dem anregendsten Bilde, das die Kunstgeschichte überhaupt aufzuweisen hat. Nicht immer fand man bei dem Streben nach realistischem Erfassen der Dinge mit dem ersten Griff sogleich auch das richtige Maß, und „wären die Vertreter der Frührenaissance nicht Meister von Gottes Gnaden gewesen, so hätten sie auf die schlimmsten Abwege gerathen müssen." Aber sie vermochten die Einseitigkeit abzustreifen und zur echten Schönheit sich durchzuringen. Dieser mächtige Schönheitssinn ist es, der die Triumphe der Frührenaissance kennzeichnet, indem er ihre Werke auf eine Höhe hob, wie sie die christliche Zeit bisher nie gesehen hatte.

Bekanntlich ist die Wiege der Renaissance Florenz, wo die Plastiker Ghiberti, Luca und Andrea della Robbia, vor allem aber Donatello als Bahnbrecher erscheinen. Die Würdigung dieser und anderer Meister, den Hinweis auf ihre Vorzüge und Schwächen gibt P. Kuhn in trefflicher Art. Strebt Ghiberti mit Vorliebe nach malerischer Composition und Wirkung, daß man ihn „den Raphael unter den Plastikern des Quattrocento" nennen möchte, so zeigt sich in Donatellos mannigfachen Werken gewissermaßen „der Vorläufer Michelangelos." Dem streng christlichen Empfinden dürften von

den Florentiner Bildhauern die beiden della Robbia ganz besonders sympathisch erscheinen, indem bei harmonischer Linienführung Milde und Anmuth als ihre Haupteigenschaften hervortreten. Welch glückliches Sichergänzen, welch ungestörtes Weiterbauen, das in den Schöpfungen all dieser Meister sich offenbart! Daher zeigt sich denn auch die Bahn, die, von den Broncethüren des Florentiner Baptisteriums ausgehend, durch Italiens reichgeschmückte Städte hinführt, als ein so hochentzückendes, fast märchenhaft geartetes Culturbild. Mittel- und Oberitalien erweisen sich zunächst als ein Museum der erhabensten Leistungen; in Kirchen, Palästen und auf öffentlichen Plätzen stauen sich förmlich die Werke der Kunst; kein Thema, kein Stoff bleibt unbeachtet, selbst die wuchtigen Gestalten gefürchteter Condottiere weiß die Kunst in ihre verklärenden Kreise zu ziehen: „der Gattamelatta von Donatello und der Colleoni von Verrocchio sind in Italien bis auf diesen Tag nicht übertroffen worden." [1])

Mit dem Namen Verrocchio nähern wir uns dem Höhepunkte der Plastik am Ausgange des 15. Jahrhunderts. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Bildhauerei der Hoch- und Spätrenaissance nicht alle Hoffnungen erfüllte, welche zu hegen die Frührenaissance Anlaß bot. Wir stimmen Kuhn vollständig bei, wenn er, troß der vielen bedeutenden Erzeugnisse dieser Abschnitte, betont, daß einerseits die besonders in der Künstlergruppe der Lombardi stark hervortretende Neigung zum Antikisiren, anderseits eine zu weitgehende Subjektivität nachtheilig sich erwies. Letztere offenbarte sich besonders in der Unzahl von Allegorien und Mythologien, denen viele Plastiker mit Vorliebe zuneigten. Es soll damit nicht gesagt sein, daß derartige Dissonanzen

---

1) Wir möchten letzteren Satz nur in Bezug auf Colleoni gelten lassen. — Eine sehr anregende Abhandlung: „Der Condottiere in der florentinischen Kunst" hat Emil Schaeffer in der „Beilage zur Allg. Ztg." 1901 Nr. 80 geboten.

durchgehends sich bemerkbar gemacht hätten; gar mancher Meister, so vor allen Andrea Sansovino, wußte in seinen Werken „echte, reine Schönheit" zu bieten und auf der Basis glücklicher Vorgänger Realität und Idealität harmonisch zu verbinden. Die Hauptgefahren nahten erst, als die Künstler dem Banne des gewaltigen Michelangelo verfielen, der nicht selten über die Wahrheit der Natur sich hinwegsetzte, um dafür um so energischer am Ausdrucke einer Idee festzuhalten. Letzteres machte seinen Nachahmern freilich weniger Sorge, umsomehr verfielen sie daher einer gewissen Manierirtheit, die ihre Schöpfungen zumeist „unruhig, gequält, nervös und vielfach hohl" erscheinen ließ. Alle die vielen Bildhauer des 16. Jahrhunderts, die unter die Räder des großen, in seiner Art einzigen Meisters geriethen, „scheiterten an Buonarrotis Subjektivität und an der eigenen Subjektivität, an Buonarrotis Größe und an der eigenen Unzulänglichkeit."

Die Charakteristik des genannten Künstlers, die Schilderung seiner plastischen Werke gibt Kuhn sehr selbständig und treffend. Es ist nicht leicht, in kurzen Zügen die Gestalt des in grübelnden Tiefsinn versenkten Meisters so markig und bestimmt, dessen Licht- und Schattenseiten so vorurtheilsfrei darzustellen, wie der Verfasser es vermocht hat. Der in die Welt seiner ureigensten Gedanken eingesponnene, über jede künstlerische und geschichtliche Ueberlieferung sich hinwegsetzende Michelangelo ist und bleibt eine der schwerstverständlichen und fremdartigsten Erscheinungen der ganzen Kunstgeschichte. Richtig ist jedenfalls, daß der leidenschaftliche, ungestüme Zug im Leben des Meisters, das Sprunghafte in seinem Handeln, in seinen Werken reflektirt; daß aber trotzdem viele seiner Schöpfungen in ihren ersten und letzten Entstehungsursachen sich nicht erkennen und erklären lassen, und daher stets als monumentale Räthselfragen dem Beschauer erscheinen. Was ist z. B. nicht alles schon über die merkwürdigen Figuren, welche die Mediceer-Sarkophage in der Kapelle bei S. Lorenzo in Florenz

belasten, geklügelt und geschrieben worden! Und dennoch dürfte kaum ein gelehrter Oedipus sich finden, der die hier dem Marmor anvertrauten Geheimnisse und Räthsel jemals völlig zu lösen vermöchte. Gleich Kuhn begnügen daher auch wir uns mit der summarischen Deutung, daß diese gewaltigen, fast unheimlichen Gestalten wohl zunächst nur vier Personifikationen der rastlos eilenden Zeit seien, welche über alles Irdische, auch über Fürsten und Herrscher, siegreich ihr geheimnißvolles Wehen entfaltet. —

Wie anregend für den Kunsthistoriker auch die Beachtung von Architektur und Plastik der Renaissance sich erweisen mag, die dankbarste Aufgabe wird ihm immer die Darstellung der Malerei dieser Periode bieten. Schon im grandiosen Wirken Giottos treten die Keime der neuen Stilweise hervor, die in glücklicher consequenter Entwicklung schließlich jene Wunderblumen entfalten mußten, welche wir in Raphaels und Lionardos Werken rückhaltlos bewundern. Wenn P. Kuhn, dem bisher üblichen Arrangement folgend, die Thätigkeit der Giottisten noch unter der Rubrik: „gothische Stilperiode“ eingliedert, so nähert er sich in seinen scharfsinnigen Darlegungen über das „Ideal Giottos“ (III, 369) doch so sehr den Anschauungen Henry Thodes, daß er den Beginn der Renaissance in der Malerei, ebenso gut wie dieser es gethan,[1]) mit der Gestalt Giottos hätte verbinden

---

1) H. Thode, dessen Anschauung über Beginn der Renaissanceperiode am bestimmtesten in seinem „Tintoretto“ (Band 49 der Knackfuß'schen Künstlermonographien) hinterlegt ist, bewegt sich auf ganz anderem Boden als Schmarsow mit seinem Versuche, die bisherige Eintheilung der Architekturperioden umzuändern. Um unserseits ein Bild aus der Natur zu gebrauchen, so verlegt Thode gewissermaßen den Frühlingsbeginn der Renaissance in den Februar, was bei italienischen Erscheinungen an sich nahe liegt, während Schmarsow bei seiner Architektureintheilung den November seines Charakters entkleiden und ihn ebenfalls zum Lenzmonate stempeln möchte.

können. Thatsache ist es ja, daß dieser bewundernswerthe Meister, wie nie ein zweiter es vermochte, epochemachend auf die Entfaltung der christlichen Malerei eingewirkt hat. Von der Grabkirche des hl. Franziskus zu Assisi, von der Kapelle S. Maria dell'Arena zu Padua geht in der Malerei Italiens jene Bewegung aus, die alles vordem Geschaffene weit überflügelt und den Verband aufhebt, der bisher einerseits mit byzantinischen, anderseits mit germanischen Reminiscenzen verknüpft hatte.

(Schluß folgt.)

XXXI.

Friedrich Spe.[1]

Im Jahre 1871 veröffentlichte P. Diel in den Histor.-polit. Blättern (Bd. 68) eine biographische und literarhistorische Skizze über den liebenswürdigen Sänger der Trutznachtigall. Aus dieser fein und warm ausgeführten Skizze ist dann das Jahr darauf, durch Zusätze erweitert, die erste Auflage des Lebensbildes (Freiburg 1872) hervorgewachsen, das jetzt nunmehr in zweiter Auflage vorliegt. Fast drei Jahrzehnte hat es zu dieser Neuauflage bedurft, aber die lange Frist ist dem Inhalt zu statten gekommen. Der Verfasser, P. Diel, ist schon 1875 aus dem Leben abberufen worden — er starb in der Verbannung zu Toulouse, erst 32 Jahre alt — aber P. Duhr

---

1) Friedrich Spe. Von Johannes Diel S. J. Zweite, umgearbeitete Auflage von Bernhard Duhr S. J. Mit Titelbild u. Facsimile. Freiburg, Herder 1901. VIII, 147 S. (1.60, geb. 2 M.)

hat sich des mit so viel Liebe verfaßten Schriftchens seines Landsmannes und Ordensgenossen angenommen und dasselbe, wie es der Stand der heutigen Forschung erheischte, einer verständnißvollen Umarbeitung unterzogen. Denn für die Kenntniß von Spe's bewegtem Lebensgang hat die geschichtliche Forschung in der Zwischenzeit manche werthvolle Aufklärung gebracht, nicht zum mindesten durch das Verdienst und die Vorarbeiten von P. Duhr selbst.

Ueber die Schreibung des Namens bemerkt Duhr, es kommen in den Urkunden beide Formen, Spee und Spe, vor; Friedrich und dessen Vater schrieben Spe und dies war für die Schreibweise in der vorliegenden Biographie maßgebend. Mit Theilnahme folgt man der eingreifenden Wirksamkeit Spe's als Missionär in der Stadt und Grafschaft Peine, wo es ihm in kurzer Zeit gelang, 26 Dörfer der Grafschaft dem Irrthum zu entreißen. Ueber den meuchlerischen Ueberfall in Woltorp bei Peine am 29. April 1629, der dem seeleneifrigen Priester fast das Leben kostete, haben diese „Blätter" 1899 einen aktenmäßigen Bericht veröffentlicht, der hier ganz entsprechend verwerthet ist. Vor allem aber hat das Büchlein gewonnen durch die klare und bündige Darlegung dessen, was dem edlen Manne seine Stellung in der Culturgeschichte begründet hat, seines muthigen Auftretens und Ankämpfens gegen die furchtbare Macht des Hexenwahns. Die drei Kapitel über die Entwicklung und Ausbreitung der Hexenprozesse, sodann über den Inhalt, die Aufnahme und Beurtheilung der berühmten Cautio criminalis sind völlig neu bearbeitet, und die bei aller Gedrängtheit lehrreiche und eindrucksvolle Kraft derselben wird erhöht durch den Auszug aus der Cautio criminalis selbst. Duhr gibt von dem Buche, dessen Stoff von Spe in 51 Fragen und ebensoviel, längern und kürzeren, Antworten behandelt wird, einen 47 Seiten (68—114) füllenden, „in allem Wesentlichen vollständigen" Auszug, der in seiner Plastik so recht geeignet ist, dem Leser eine lebendige Vorstellung zu erwecken von dem entsetzlichen Jammer, der mit den Hexenprozessen über die Menschheit gekommen. Spe schrieb ja aus unmittelbarster Erfahrung, aus innerster Empörung, mit blutendem Herzen. Ergreifend sind die Schmerzensrufe, die ihm die Schilderung

der eigenen Erlebnisse und Wahrnehmungen erpreßte, die Schrecknisse der Folterung, die Qualen der unschuldigen Gefangenen, die treibenden Motive der Ankläger, der Rattenkönig logischer Widersprüche und heilloser Trugschlüsse, womit die verkehrten Richter und Räthe und auch so manche bethörte Beichtväter das Verfahren vor sich selbst rechtfertigen. Das Ergrauen seines Haares kam, wie Spe sich selbst vernehmen ließ, von der Trauer über die nach seiner Ueberzeugung schuldlosen Hexen, die er zum Scheiterhaufen begleiten mußte. „Ich betheure unter einem Eid, heißt es einmal in der Cautio (zur 31. Frage), daß ich bis jetzt keine Angeklagte zum Scheiterhaufen geführt habe, die ich nach reiflicher Erwägung aller Umstände für schuldig erklären konnte".

Mit der Abfassung dieses Buches, in dem „der ganze Reichthum seiner schriftstellerischen Begabung, die ganze Fülle seiner christlichen Nächstenliebe und die ganze Kraft seiner sittlichen Energie zu einem erschütternden Akkorde zusammenklangen" (Cardauns), hat Spe sich ein Denkmal für alle Zeiten gesetzt und sich den Namen eines Wohlthäters der Menschheit verdient.

Die Vollendung des Buches fällt, wie Duhr (S. 119) nachweist, in das Jahr 1630—31; es erschien zu Rinteln anonym mit Rücksicht auf die Stellung des Ordens zu den mitunter schonungslos angegriffenen Fürsten und Räthen; die Veröffentlichung geschah durch Freundeshand, wiewohl der Name des Verfassers nicht lange verborgen blieb, und gab zu scharfen Erörterungen — Protesten und Zustimmungen — Anlaß, da die Stimmen innerhalb und außerhalb des Ordens getheilt waren. Aber schon nach einigen Monaten war die erste Auflage abgesetzt und mußte eine neue veranstaltet werden 1649 konnte unter dem Schutze des Grafen Moritz von Nassau bereits eine deutsche Uebersetzung erscheinen.

Thomasius, der protestantische Jurist und Professor in Halle, der sechzig Jahre später als Bekämpfer des Hexenglaubens auftrat, beruft sich in höchster Anerkennung auf das Büchlein des Jesuiten Friedrich Spe, der „so wuchtig den Nagel auf den Kopf getroffen" habe, und kann sich nicht bereden, daß sich ein Jurist oder Politiker mit gesundem Verstand finden werde, der nach Durchlesung



desselben noch irgend einen Zweifel an der Ungerechtigkeit der Hexenprozesse hegen könne.

Spe's letzte literarische Arbeit, sein „Güldenes Tugendbuch", kam erst etliche Jahre nach seinem Tode durch den Buchhändler Friessem zu Köln in Druck (1649). Schon vorher in vielen handschriftlichen Exemplaren verbreitet, erlangte es zahlreiche Auflagen und wurde eines der beliebtesten Erbauungsbücher jener Zeit. Ueber das Güldene Tugendbuch hat niemand wärmer gesprochen als Leibniz, der überhaupt ein aufrichtiger Bewunderer von Spe's schriftstellerischen Leistungen war, ja nach Onno Klopp's Darlegung „darauf ausgegangen ist, den Verdiensten des Paters Spe um sein Vaterland ein bleibendes Denkmal zu stiften".

Friedrich Spe beschloß sein Leben in einer die ganze Wirksamkeit des Priesters und Ordensmannes würdig krönenden Weise. Während einer pestartigen Epidemie, die in Trier ausgebrochen war, starb er daselbst als Opfer seines Berufseifers und seiner hingebenden Nächstenliebe, erst 44 Jahre alt, am 7. Aug. 1635. In der Jesuitenkirche zu Trier fand er seine Ruhestätte.

Der Biographie ist ein Porträt und ein Facsimile der Handschrift Friedrich Spe's beigegeben. In seiner neuen Gestalt bildet das Büchlein eine wahre Zierde der Sammlung historischer Bildnisse. Kein Leser wird das schöne, frisch anmuthende und belehrende Charakterbild des edlen Dichters und Ordensmannes, auf den das deutsche Vaterland mit Stolz blicken darf, ohne innere Befriedigung aus der Hand legen. F. B.

XXXII.

Deutsche Uebersetzungen von Schriften Savonarola's.

Als eines der hervorstechendsten Merkmale im Auftreten des gewaltigen florentinischen Bußpredigers darf unbedenklich sein entschiedenes und unablässiges Bemühen bezeichnet werden, der gerade in seiner Zeit zu üppigster Blüthe emporgeschossenen Veräußerlichung des Kirchenlebens entgegenzutreten und mit der ganzen Macht seines reichen Geistes und seiner unerschöpflichen Beredsamkeit einer Vertiefung und Verinnerlichung des Religionswesens die Bahn zu ebnen, wie sie einst im Heroenzeitalter des Christenthums geherrscht hatte, da zwar die Kelche noch hölzern, aber die Priester und Prälaten golden waren. Der außerordentliche Beifall, der dem kühnen Reformator nicht blos in Florenz, sondern aus allen Landschaften Italiens von den trefflichsten und wohlmeinendsten Männern zu Theil wurde, ist nicht zuletzt eben auf diese Bestrebungen zurückzuführen. Besonders in Deutschland mußte aber sein eindringliches Wort auf fruchtbarstes Erdreich fallen. War doch gerade hier das religiöse Gefühl breitester Volksschichten durch die beklagenswerthe, alle menschlichen Verhältnisse zerfressende Verweltlichung der Kirche am tiefsten verwundet worden, so daß jeder Anlauf, jeder mannhafte Versuch, dem allgemeinen Verderben zu steuern und die trotz all ihrer unleugbaren Schwächen noch immer mit kindlicher Zärtlichkeit geliebte Mutter in ihrer früheren jugendlichen

Reinheit und Schönheit erstrahlen zu lassen, von vorneherein freudigster Sympathien sicher sein durfte. So kann es denn nicht überraschen, daß Savonarola's Predigten und Schriften, wie sie schon zu seinen Lebzeiten in allen Ländern des christlichen Occidents begierig verschlungen und sogar ins Türkische übersetzt und vom Sultan gelesen wurden, auch nördlich der Alpen willkommene Aufnahme fanden. „Bis aus Deutschland, rief der Frate selbst aus,[1]) erhalten wir Schreiben von solchen, die an diese unsere Sache glauben.“ Auch an persönlichen Beziehungen mit Deutschen fehlte es nicht. Unter seinen besten und vertrautesten Schülern waren Deutsche. Es sei an den P. Anton von Holland erinnert, der Mönch von S. Marco war und 1496 von seinen Mitbrüdern zum Prior des mit Söhnen der Congregation von S. Marco neuzubesetzenden Klosters S. Dominikus zu Prato erwählt wurde.[2]) Als dann Savonarola im selben Jahre zu Prato predigte und dabei auch an die Studenten der seit der Rebellion Pisa's (1494) dorthin verlegten Universität das flammende Wort richtete, gelang ihm die Bekehrung eines jungen deutschen Rechtsbeflissenen, Nikolaus Schomberg, der in S. Marco das Gewand des hl. Dominikus nahm, nach dem Tode des verehrten Meisters ob seines tadellosen Wandels mit verschiedenen Ehrenstellen im Orden betraut, 1520 von Leo X. auf Betreiben Karls V. zum Erzbischof von Capua und 1535 von Paul III. zum Cardinal erhoben wurde; † 1537. P. Burlamacchi erzählt in seiner bekannten Lebensbeschreibung Savonarola's, er habe, da er noch als Laie zu Florenz wohnte zur Zeit, als der Frate dort predigte, englische Kaufleute zu Nachbarn gehabt. Dieselben seien dieser Lehre

1) Pred. s. Exod., ed. Venet. 1528 f. XIX.

2) Gherardi, Nuovi documenti e studi intorno a Gir. Savon., p. 83 sq. Ebenda p. 85 ein Schreiben Savonarolas an P. Anton, der 1499 starb.

so zugethan gewesen, daß sie eines Tages zu ihm gekommen seien und ihm 200 Dukaten in Gold und noch mehr, wenn er wolle, angeboten hätten, wenn er ihnen Savonarola's Predigten über Amos[1]) ins Lateinische übersetze. Er jedoch habe sich dessen entschieden geweigert, da dies über seine Kräfte ginge und Sache eines Gelehrteren sei, wohl aber sich bereit erklärt, sie mit jemanden bekannt zu machen, der ihnen besser zu dienen vermöge; so habe er sie nach S. Marco geführt zum Bruder Zanobi Acciaiuoli, einem in der lateinischen und griechischen Literatur gleich ausgezeichneten Manne,[2]) und ihn gebeten, daß er mit Bruder Girolamo rede und ihren Wunsch zu erfüllen trachte.[3]) — Allerdings war auch in der Reihe der Gegner des Frate ein Deutscher, ein Franziskaner Namens Johann, der in Hl. Kreuz zu Florenz, seiner Ordenskirche, wider ihn predigte;[4]) dafür zeichnete sich beim Sturm auf S. Marco am Palmsonntag

1) Gehalten in der Fastenzeit 1496.

2) † 2. Juli 1519 als Bibliothekar Leo's X.

3) Diese Erzählung findet sich nicht in der Druckausgabe der Vita, wohl aber in einer der ältesten Handschriften derselben, und zwar im Cod. Moreni 219 f. 185 v in der Bibl. Riccardiana zu Florenz. Ich habe mich über diese Handschrift im Arch. stor. Ital. 1901 dispensa 4 ausführlich verbreitet. — Hier mag übrigens bemerkt werden, daß noch i. J. 1509 englische Professoren der Theologie die Predigten Savonarola's kennen zu lernen suchten, und dieselben, da sie der italienischen Sprache nicht mächtig waren, ins Lateinische übersetzen lassen wollten; doch kam es nur zur Uebertragung der Predigt, die der Frate am Weihnachtsabend 1491 vor seinen Ordensbrüdern hielt. Wir ersehen dies aus dem ihr vorangeschickten Begleitschreiben des Uebersetzers: Bartholomaeus Gallus Mutilianensis Venerabilibus viris Sacrae Theologiae professoribus, Domino Doctori Johan. Yong ac Domino Stephano Douuce; die Predigt sammt Begleitschreiben ist der Expositio orat. Dominic. fr. Hieron. Sav., Ingolstad. in officina Alexandri Vueissenhorn 1544 beigegeben.

4) Gherardi p. 110.



1498 ein junger Deutscher, Heinrich seines Namens, durch unerschrockene Vertheidigung [1]) des Klosters wider den vereinten Angriff der wuthschnaubenden Compagnacci und Arrabbiati aus. Johann Franz Graf Pico von Mirandola will sogar wissen, ein Karthäusermönch Albert von Trient habe schon 1436 Savonarola's Auftreten vorausgesagt, [2]) und auch eine monacha sanctissima habe in Deutschland prophezeit, ein Predigerbruder, mit der Gabe der Weissagung ausgerüstet, werde die Kirche erneuern; [3]) sind das auch vaticinia post eventum, so setzen sie doch immerhin voraus, daß Pico auch von deutschen Verehrern des großen Dominikaners Kenntniß hatte. Sicher ist, daß in Deutschland das Interesse an seiner Person und Wirksamkeit mit seinem Tode keineswegs erlosch; verschiedene Schriftsteller beschäftigen sich mit ihm noch nach Jahrzehnten, wobei wir uns freilich nicht wundern dürfen, daß die widersprechende, ihn einerseits bis über die Wolken erhebende, dann wieder in die schwärzeste Finsterniß der Hölle tauchende Beurtheilung, der er in Florenz anheimfiel, ihren Weg auch ins Ausland fand und die Stimmen der Freunde wie Feinde auch in der deutschen Literatur ihren Niederschlag zurückließen.

So wiederholt der berühmte Benediktinerabt Trithemius [4]) getreulich den von den heftigsten Gegnern des Ferraresen wider diesen erhobenen Vorwurf eitler Ruhm- und Herrschsucht. Paul Lang, Benediktiner in Bosau bei Zeitz, sagt [5]) in seiner 1532 verfaßten Naumburger Chronik: „Anno 1497 jussu Pontificis Alexandri tres monachi ordinis praedicantium Savonorella Theologiae doctor cum aliis duobus fratribus tanquam manifesti haeretici Florentiae

1) „era cosi animoso questo Herico", sagt von ihm Burlamacchi, Vita ed. Lucca 1764 p. 140.

2) Vita Hieron. Savon., Quétif I, 151.

3) ib. p. 153.

4) De scriptoribus ecclesiasticis. Additiones.

5) Bei Menckenius, Script. rer. Germ. tom. II, 53 sqq. not. f.



damnati et combusti sunt, non sine magna et gravi causa; quos quidem Lutherus, omnium haereticorum defensor, qui paria sibi metuit, iniuste illos damnatos falsissime tradit." Auch Sebastian Münster kommt in seiner bekannten „Teutschen Cosmographey" (Basel 1553) auf Savonarola zu sprechen[1]) und beschuldigt ihn des Betruges, der Herrschsucht, Unbotmäßigkeit wider seine Oberen und Vermessenheit, gedenkt aber zugleich einer günstigeren Beurtheilung, die demselben von Anderen zu Theil werde. Er konnte dabei an den Pirnaer Dominikaner Joh. Lindner denken, der in seinem 1530 entstandenen Onomasticon schreibt:[2]) „Jeronimus von Savorel aus dem closter Ferraria prediger ordens, eines ganz unstreflich lebens, als er heftig zu Florenz wider der prelaten mißbrauch predigette, wart er aus S. Marcuscloster daselbst vormelten ordens (1498) mit frevelicher Hant genommen, gefancklich von ostern bis ascensionis domini gehalten, als den umb großer parteiheit der burger, der eins theils dem pabste beyfellig, des ergerliche unleidliche mißhandlung er auf der kanzel gestraft, dem och umb holdunge zu erlange, der ordens magister Joachimus anhengig war, mit II ordens frommer brüder, di sich in keinen wegen von ym wolten scheiden lassen, Dominicus von Pisa und Silvester, worden samptlich durch fewir gepeiniget." Der bekannte Berner Chronist Valerius Anshelm äußert sich am Schlusse seines Berichtes über den Jetzerhandel:[3]) „Dan vil geredt ward, der schelm Jetzer häts alles, das doch unmuglich, getan, und den frommen vätern beschehe, wie unlang hievor dem hochgelerten helgen Jeronimo Savonarola, Predigerordens, propheten, zu Florentz verprent, beschehen, namlich groß unrecht und gwalt."

Ein ungemein warmes und ausführliches Lebensbild

---

1) S. CCXVI.

2) **Menckenius** l. c. p. 1517.

3) Die Berner Chronik, Bern 1888, B. III, S. 165 f.

des florentinischen Reformators entwarf Cyriakus Spangenberg, der Sohn des bekannten Mansfelder Predigers, in seiner „Historia. Vom Leben Lere und Tode, Hieronymi Savonarole, Anno 1498. Zu Florentz verbrand. Wittenberg 1556", gedruckt „durch Peter Seitzen Erben". Die Schrift [1]), in 8°, ohne Paginirung, ist „Dem Wolgebornen vnd Edlen Herren Hern Hansen, Graffen zu Mansfeld etc meinem gnedigen Herrn" zugeeignet. Im Vorwort „geben im Thal Mansfeld 1556" wird gesagt: „Vnd mag warhafftig das wol ein recht Theologisch studium genant werden, wenn man mit demütigen glaubigen hertzen, ernstlich vnd mit vleis der lieben Heiligen leben, bestendigkeit, bekentnis vnd Todeskampff betrachtet, vnd darinnen Gottes eigentliches werck beschawet. Daraus auch vrsach schepffet, gleichsfals sich Gott zu ergeben vnd zu trawen." Es wird sodann „der Ehrwirdige vnd Hochgelerte doctor Ludwig Rabus" gelobt, er thue „wol vnd Christlich, das er jtziger zeit vieler fromer heiligen Gottes Historien in etliche Tomos zusamen gefasset in Druck gegeben". Die Quellen, aus

1) München, Staatsbibliothek. J. Can. P. 618. Zusammengebunden mit mehreren anderen der gleichen Zeit, nämlich: 1. Von Ketzeren. Ob man auch die verfolgen, oder wie man mit jnen handlen solle, des D. Martini Lutheri vnnd Johann Brentij, auch anderer viler der alten vnd vnserer zeyten glerten meinung vnnd bericht". S. l. et a. Das Vorwort ist von Martinus Bellius an den Herzog Christoph von Württemberg gerichtet. — 2. Christliche vnd einfeltige Auslegung der erschrecklichen, und doch auch tröstlichen Historien von der Sindflut, allen Menschen in diesen letzten Zeiten nützlich zu lesen. Durch M. Thomam Guntharum Hofpredigern zu Glaucham. Gedruckt zu Leipzig durch Georg Hantzsch MDLVI. 3. Vom Wucher Geitz vnd Reichtum. Item von Christlichem vnd Gotseligem gebrauch der zeitlichen güter, Unterrichtung der Heiligen alten Lerer. ꝛc. D. Andreas Musculus. Anno MDLVI. Gedruckt zu Frankfurt a. O. durch Joh. Eichorn. — 4. Die Historia. — 5. Kurtzliche doch grundtliche Außlegung deß heiligen Vatter vnser ꝛc. Davon später.

welchen der Verfasser seine Biographie geschöpft, werden auf der Rückseite des Titelblattes aufgeführt, nämlich: Philippus Cominaeus, Paulus Jovius, Johannes Poggius Flor., Hierony. Savono. (sic!) ipse Psal. 31. 51 et 80, Examen Hieronymi, Epistolae Alexandri pontificis sexti tres[1]), Johannes Peregrinus Petroselanus in convivialibus sermonibus, Raphael Volaterranus lib. 5, Epist. Joachimi Turrani Veneti Pr. Ord. Magist. Gen. et Franc. Ramapicii J. U. doctoris ad Alexand. 6, Dialogus quidam inter Tuscum et Remum de fratre Hieronymo, Joh. Trithemius in Append., Conradus Gesnerus in Bibliotheca, Sebastianus Munsterus in Cosmographia ex Volaterrano, Joannes Stumpfius Lib. 5. Spangenberg's Schrift enthält zwar eine Menge falscher Angaben und schiefer Urtheile, entbehrt aber auch nicht mancher treffender Bemerkungen; am Schlusse folgt „Die Historia Hieronymi Savonarole kurtz reim weise gefast aus dem Buch M. Cyriaci Spangenberg, von zweihundert vnd etlichen mehr Hieronymis". Wörtlich übernommen wurde die Spangenberg'sche Biographie einschließlich der Knittelverse am Ende von dem schon erwähnten Rabus in dem dickleibigen Werke „Historien der Martyrer", dessen zweiter Band, gedruckt „in der freien Statt Straßburg durch Josiam Richel MDLXXII", in Fol., neben Hus, Hieron. von Prag, Luther u. a auch Savonarola als Zeugen evangelischer Wahrheit behandelt.[2])

Doch noch viel mehr als nur in einzelnen gelegentlichen Aeußerungen und mehr oder weniger eingehenden Ausführungen über das Leben und Wirken Savonarola's kam das Interesse, das man in Deutschland für ihn hegte,

---

1) nämlich 1. ad conventum Minorum. 2. ad Francisc. Appulum. 3. ad Leonellum.

2) f. 95—109. — Bezüglich der Aeußerungen eines Beza, Wolf, Hottinger, Heidegger, Arnold, Fabricius, Gerdes, Buddeus, Naude, Bayle, Schröckh u. a. s. Meier, Gir. Savon. Berlin 1836. S. 322 ff.

in der Verbreitung seiner Schriften zum Ausdruck. Es wäre ein in mancher Hinsicht lohnendes und dankenswerthes Unternehmen, die zahllosen deutschen ehemaligen und jetzigen Kloster-, Anstalts-, Seminar- und Staatsbibliotheken nach ihren Savonarolabeständen zu durchforschen und festzustellen, welche Schriften vorhanden seien, welche Ausgaben und wie viele Exemplare derselben. Leider ist nicht zu erwarten, daß sich ein Einzelner dieser mühsamen und langwierigen Arbeit unterziehen werde, und so mag denn im Folgenden wenigstens ein schwacher Beitrag zur Bewältigung dieser Aufgabe geboten werden. Derselbe beschränkt sich auf die Münchener Staats- und Universitätsbibliothek [1]), und zwar auf die deutschen Uebersetzungen savonarolischer Schriften; nur ausnahmsweise soll das eine oder andere lateinische oder italienische Werk berücksichtigt werden.

Noch bei Lebzeiten Savonarola's erschien in Deutschland diejenige seiner Schriften, welche unter allen anderen geeignet war, das meiste Aufsehen bei den Zeitgenossen zu erregen, da sie die allgemein und längst gehegten Erwartungen einer durchgreifenden Kirchenreform in nahe Aussicht stellte, das Compendium revelationum. Dasselbe hatte am 18. August 1495 zunächst in italienischer Sprache die Werkstatt des s. Bonaccorsi zu Florenz verlassen und schon nach 12 Tagen ebenda einen Neudruck durch s. Lorenzo Morgianni erfahren; aber noch im selben Jahr, nonas mensis octobris, wurde es lateinisch ausgegeben [2]) und schon im folgenden Jahre ein lateinischer Neudruck nicht bloß in Florenz, sondern auch in Paris [3]) und, fügen wir bei, in Deutschland veranstaltet. Letzterer

1) Im Folgenden abgekürzt: MSB.; MUB.

2) Ebenfalls bei Bonaccorsi.

3) Villari I, 337 not. 1; derselbe erwähnt die deutsche Ausgabe nicht.

führt den Titel: Compendium reuelatioñ inutilis serui Jesuchristi fratris Hieronimi de ferraria ordinis predicatorum. Auf dem letzten Blatte am Schlusse des Textes steht: Impensis Vlme per Conradū Dinckmut Anno salutis. M·CCCC·LXXXXVI. In Vigilia Bartholmei. Das Buch, in 4° und ohne Paginirung, wird eingeleitet durch ein das erste Blatt füllendes Vorwort mit der Ueberschrift: Hieronimus Beniventus[1]) Ciuis Florentinus. Accepte veritati fidelis astipulator Ad Librum. Ein eigenes Titelblatt ist nicht vorhanden.[2])

Unter den deutschen Uebersetzungen savonarolischer Schriften seien an erster Stelle genannt: „Ettlich beschaulich betrachtunge des bytern leydens Jhesu geprediget vnd practicirt durch den andechtigen vatter bruder Jeronimum · Sauonarolam ferrariensem prediger ordes als er predigt mit grosser gnaden gottes in Florentz. Darnach transferirt auß welschen in dz latein Vnd zu dem letzsten von dem latein gemacht tzu teütsch. jm LXXXXVIIII. jar." Am Ende des Textes auf der letzten Seite: „Gedruckt vnnd volendet tzu Augspurg von Lucas Zeissenmair am mitwochen vor Galli do man zalt fünfftzehn hundert Jar." 4°, ohne Paginirung [3]) Die Betrachtungen sind in freier Wahl einem Schriftchen Savonarola's entnommen, betitelt: Trattato dell'amore di Gesu Cristo. Dasselbe wurde zuerst am

1) sic; gemeint ist Girolamo Benivieni, einer der frühesten und eifrigsten Anhänger des Frate, der am 1. November 1530 als achtzigjähriger Greis ein Schreiben zur Vertheidigung der Lehre und Prophetien seines Meisters an Clemens VII. richtete, gedr. bei G. Milanesi, Storia fiorentina di Benedetto Varchi, Firenze, Le Monnier 1857/8, t. III p. 307—330.

2) MSB., Inc. c. a. 1334; MUB., Inc. Q. 465.

3) MSB. Inc. c. a. 1816; P. lat. 1141/1: P. lat. 1394/3. MUB.

17. Mai 1492 durch Antonio Miscomini veröffentlicht und erlebte schon wenige Wochen später, am 26. Juni, eine neue Auflage, von einer Menge späterer Ausgaben zu geschweigen.[1]) Die Schrift athmet eine Innigkeit und Weichheit der Empfindung, eine Zartheit und Tiefe des Gemüthes, deren man sich bei einem vielfach als so hart und fanatisch unduldsam verlästerten Manne, wie Savonarola, wahrlich nicht versehen möchte; es ist, als stünden wir einem jener herzergreifenden Bilder aus der Leidensgeschichte des Herrn gegenüber, wie sie uns Fra Angelico, der gottbegnadete Künstler, in den Klosterräumen von S. Marco wie in zahlreichen entzückenden Altargemälden geschaffen hat. Die deutsche Uebersetzung hält sich nicht sklavisch an den Wortlaut des Originaltextes und ist dazu angethan, die Gluth unermeßlicher Jesusliebe, die den Betrachtungen entströmt, durch den Zauber ihrer treuherzigen Sprache eher zu verstärken, als abzumindern.[2])

Außerordentlicher und nachhaltiger Beliebtheit erfreuten sich in Deutschland die Auslegungen, welche der Frate während seiner Kerkerhaft vor dem Tode über den (L.) Psalm Miserere mei Deus, sowie über die ersten drei Verse des (XXX.) Psalmes In te Domine speravi verfaßte; weiter kam er nicht, da ihm das Papier hinweggenommen und er so an der Vollendung seiner Arbeit gehindert wurde.[3]) Beide Schriften waren ursprünglich lateinisch geschrieben; welche Verbreitung sie fanden, beweist der Umstand, daß man von der ersteren 8 lateinische und 5 italienische, von der anderen 5 italienische und eine lateinische noch dem 15. Jahrh. angehörende Ausgaben zählt.[4]) Schon 1499 erschienen sie in deutscher Uebersetzung; der florentinische Notar Bartholomäus Redditi erzählt in seinem 1501

1) Cf. Villari I, 118 not. 1.

2) Jüngst unter obigem Titel neu herausgegeben. Augsburg 1902. Mich. Seitz.

3) Cf. Villari II, 220–225.

4) Villari II, 221 not. 1; 222 not. 1.

verfaßten „Kurzen Abriß der von P. Girolamo aus Ferrara gepredigten und prophezeiten Wahrheit“,[1]) er besitze die Abschrift eines von einem deutschen Dominikaner am vorletzten September 1499 an einen florentinischen Freund geschriebenen Briefes, worin er diesen um die Werke Girolamo's bittet und ihm für die Betrachtungen über den Ps. Miserere und In te Domine speravi dankt und beifügt, dieselben seien von ihm in der Landessprache durch den Druck veröffentlicht worden und hätten den Anhängern des Dieners Gottes so sehr gefallen, daß viele, von tödtlicher Krankheit heimgesuchte Personen sofort von ihrem Leiden befreit worden seien, nachdem sie, durch diese Betrachtungen zu vertrauensvollem Gebete angeregt, einige Versprechen zum Dienste Gottes und zur Ehre des genannten Propheten gemacht hätten. Die MSB. allein besitzt nun die „Expositio ac meditatio in Ps. Miserere“, gedruckt zu Augsburg durch Johann Froschauer 1499, in nicht weniger als 7, einen Neudruck v. J. 1500 in 2 Exemplaren; die MUB. bewahrt 2 Exemplare der Expositio in Ps. In te Domine speravi; andere Ausgaben tragen weder über Ort noch über Zeit der Drucklegung einen Vermerk. Die deutsche Uebersetzung v. J. 1499 fand ich nicht, wohl aber eine solche v. J. 1501, die in MSB. in 5 Exemplaren vertreten ist und den Titel führt: „Auslegung des psalmē Miserere mei deus. Durch den aller bewertesten Jeronimum sauonarolam ferrariensem Do er was in dem florentiner sal Im kercker.“ Die Auslegung des Miserere endigt mit den Worten: „Hie endet sich die außlegung des psalmen Miserere mei deus. Gemacht durch dē andechtigē bruder Jeronimum etc. Vnd folgē nach die wort die er sprach ee er empfyeng das heilig hochwirdig

1) Breve Compedio e Sommario della verita predicata e profetata dal R. P. fra Girolamo da Ferrara. Firenze, Bibl. Nazionale. Ms. Ich werde dasselbe nächstens veröffentlichen.

sacrament.[1] vnd ward darnach abgesetzt vō seiner briesterlichen wirdigkeit vnd erhangen an einem strick vnd verbrent.“ Es folgt nun die Uebersetzung dieses Gebetes, woran sich schließt die „Auslegung der dreyer verß des dreissigistē psalmē In te domine speravi etc. Gemacht durch den andechtigen vater . bruder Jeronimū sauonarole . vo ferraria brödiger ordens als er lag in gefencknuß . vñ mocht den nit auß machē umb wüettigkeit willen der gemayn Die in durchechtē verfolgten vñ peinigetē . das si in übergeben de tod etc. Vñ hab auffmerckūg . auff die größ der bekümmernuß . engstigūg der traurigkeit . vñ störcke d' hoffnung . mag einem yetlichen menschen fast wol dyenen an seinem lößten ennde ꝛc. Als Jernimus lag einig verlassen von allen seinen freünden . ward teglichen gebeiniget vonn den feinden . sprach er also wye hernach geschriben stet.“ Am Schluß heißt es: „Also ēdet sich die auslegūg dreier verß des dreissigistē psalmē de er nit mocht enden als im nach anlag die zeit des schmehlichen tods Got sey gelobt er hat es überwunden. Gedruckt vnnd volenndet zu Augspurg von Lucas Zeyssenmair Am donrstag nach dem suntag Reminiscere In der fasten Anno ꝛc. Nach cristi gepurd Fünfftzehenhundert vñ ain Jahr.“ Das Buch ist in 4⁰ und ohne Paginirung und in den mir vorliegenden Ausgaben mit den Betrachtungen über das Leiden Jesu zusammengebunden.

In den Auslegungen zu den beiden Psalmen vernehmen wir den angsterfüllten, flehentlichen Nothschrei einer gequälten, von aller menschlichen Hilfe verlassenen, im tiefsten Sündenelend und doch innigstem Vertrauen zu ihrem Gott um Gnade und Erbarmung rufenden Seele — Stimmungen, die ja keinem Menschenherzen völlig fremd bleiben und in Savonarola einen beredten, die geheimsten Herzfasern in ihren leisesten Schwingungen belauschenden und die Tonleiter menschlicher Empfindungen vom Gefühl dumpfer Verzweiflung

---

1) Vgl. darüber Villari II, 239.



bis zur beseligenden Zuversicht des Heiles und der Rettung mit Meisterschaft beherrschenden Dolmetsch gefunden hat. Kein Wunder denn, daß die Auslegungen nicht bloß in ihrer lateinischen, sondern auch deutschen Gestalt Ausgabe um Ausgabe erlebten. Wir nennen zunächst eine solche gedruckt von Peter Wagner zu Nürnberg[1]) s. a., 8°, ohne Paginirung, mit einem Holzschnitte auf dem Titelblatt, einen vor dem Gekreuzigten mit ausgestreckten Händen knieend betenden Mönch darstellend, aus dessen Mund ein Spruchband flattert mit den Worten: Miserere mei Deus. Die Uebersetzung stimmt genau mit derjenigen der Augsburger Ausgabe v. J. 1501 überein, auch das Communiongebet am Schlusse des Miserere fehlt nicht, woran sich ebenfalls die Auslegung der drei Verse des Psalms In te Domine speravi reiht; am Ende findet sich nach den Worten: „Got sey gelobt er hatt es vberwunden“ der Zusatz: In vigilia Ascēsionis dñi. MCCCCXCVIII.

Ein Neudruck der Augsburger Ausgabe liegt ferner vor unter dem Titel:[2]) „Die weil sich in vil Cristglaubigen menschē in disen zeyten yrrige, vnnd parteysche handlung begeben. So ist ainem yetlichen gerechten notwendig, ynniglich in grundt des hertzens zu betrachten den Psalmen Miserere mei Deus. Mitt außlegung in disem büchlein würt angezaygt, durch bruder Jeronimum Ferrariensem. Miserere mei Deus. Gedruckt am XXX. tag Junius Anno Domini MDXXII. Jar.“ Broschirt, in

1) MSB. P. lat. 1773.

2) MSB., P. lat. 1141 d. — Der Text ist, von unbedeutenden orthographischen Abweichungen abgesehen, genau derjenige der Augsburger Ausgabe; nur werden hier gleich die ersten Worte des Originals „Infelix ego omnium auxilio destitutus“ nicht wie in der Augsburger mit „Ich vnseliger gemacht krafftloß vnnd beraubt aller hilff“, sondern mit „Ich armer sündiger Mensch“ übersetzt.

4° ohne Paginirung und Druckort: am Ende findet sich das Communiongebet.

Derselben Werkstatt entstammt: „Ain Außlegung der dreyer verß des dreyssigisten Psalmen. In te Domine speravi ꝛc. gemacht durch bruder Iheronimum. Gedruckt an dem vierden tag des Hewmonats. Anno domini MCCCCCXXII. Jar". Gleichfalls broschirt, in 4° und ohne Vermerk des Druckortes und der Paginirung.[1])

Zwei Jahre später ging die Augsburger Uebersetzung in neuem Gewande aus unter dem Titel:[2]) „Ain überauß Schön über alle Schöne Außlegung des lieblichenn Psalmenn Miserere mei deus, durch den allerbewertestē (mit seinē blut) Hieronimum Sauonarolam Ferrariensem, do er gefangen was inn aynem grewlichenn Kerker Inn dem Florenntiner Sal ꝛc. Widerumb zu ernewerunng inn truck gefürdert durch den Hochgelertē Doctor Verbanū Regium. Anno: MDXXIIII". Auf der Rückseite des Titelblattes ist zu lesen: „Dem ersamen weysen Hugo Zolner embeüt ich Verbanus Regius Cristum vnsern hayland. Ich hab newlich gelesen ayn künstliche außlegung Hieronimi Savōarole ferrariensis über den Bußpsalmen Miserere mei deus ꝛc. Darinn ich gesehen, wie zu aller zeyt gott der allmächtig, in mitten inn der finstre des vnglawbens, ayn finckle des rechten feürs erhalten hat, dann diser Iheronimus hatt gelebt zur zeytt da menschenn satzungen das liecht hayliger leer gar nahendt verfinstert hatt, aber er dannocht vonn glauben lieb vnd hoffnung, vnd rechter erkanntnuß gottes durch Christum so vil meldung gethan, dabey ab zunemen ist, das er sich Biblischer schrifft vil mer, dann menschen ler geflyssen, vnd gebraucht hat, vñ alls sein arbeit anzaigt, on zweiffel

1) MSB., P. lat. 1141 m.

2) MSB. Asc. 3017/2 und 1335/6.

durch des geystes salbung, wol gewüßt, was das wortt vnsers lebens vnd hails sey vnnd also nach dem spruch Petri ain auffmerken gehabt, auff das liecht, das vnns noch in dem finstern ort scheyndt, hat mich derhalb wirdig gedeücht, das er von vilen gelesen wurde. Darūb wöllest, Christlicher bruder, jn trucken lassen zu nutz allenn denen, so durch gesatzt jr ellend erkent, vnnd in betrachtung der Euangelische gnad jr ainigen trost vnd ergetzlichait haben, das du on zweyffel willigklich thun wirst, als der auch all sein lust in der götlichen schrifft suchest, Got wölle dir seins sones erkantnuß reychlichen mittayle Amen. Auguste 19. Septembris Anno dñi. 1524". Am Ende des Miserere steht auch hier das Communiongebet, worauf die Auslegung des Psalms In te Domine speravi folgt. Das Buch ist in 8° ohne Paginirung und mit zwei Schriften desselben Jahres zusammengebunden.[1])

Welchen Anklang die Auslegungen gerade in reformatorischen Kreisen fanden, beweist die Thatsache, daß Luther selbst sie herausgab mit dem Titel: „Meditatio[2]) pia et erudita Hieronymi Savonarolae a Papa exusti, super Psalmos Miserere mei, et Jn te

1) Nämlich: Sibenn Ermanung aines Christēlichen gebets, Auß der hayligen göttlichē geschrifft (des alten, vñ newen Testamēts) gegrundt vnd gezogen, begryffen vnd getaylt in Sybē vnderschayd diß Büchleins, nach yebung des gaystes nutzlich zu gebrauchen. Zusammengestellt durch Hansen Jacob Veler zu Newburg 1524. — Sodann: Das Vatter vnser Getailt in siben tail, nach den Siben tagen der wochen, durch D. Erasmū, von Roterdam beschriben. MDXXIIII.

2) MSB, P. lat. 1601; schon im Jahre 1524 erschien ein Nachdruck zu Straßburg, MSB. Exeg. 803. MUB. Bibl. 1483. Die Meditatio über den Ps.' Miserere findet sich auch in Luthers „Enarratio Psalmorum LI Miserere mei Deus etc. CXXX. De profundis clamavi, Argentorati apud Cratonem Mylium an. MDXXXVIII mense Septembri, die schon im folgenden Jahre Non. Maii einen Neudruck erfuhr. MUB., Luther Nr. 22. 23.

Domine speravi". Wittembergae 1523 in 4°, ohne Paginirung. Im folgenden Jahre, 1524, veröffentlichte er die Meditatio über den Psalm Miserere in deutscher Uebersetzung unter dem Titel:[1]) „Eyn andechtige vnd kunstreyche betrachtung odder auslegung Hieronimi Savonarole vom Bapst verbrand vber den eyn funffzigsten Psalm, Gott erbarm dich meyn. Trostlich allen Christen Gotts barmhertzigkeyt die du ynn diesem Buchleyn kanst spören. Wittemberg MDXXIII." Im Vorwort kündet Luther dem Leser an, er biete ihm hiermit die heiligen Betrachtungen des heiligen Mannes Hieronymus Savonarola, auf daß er an diesem Beispiel ersehen könne, was für Leute der greuliche Stuhl der Verderbniß umzubringen pflege. Denn eine Schlange aus der Zahl jener, die sich des Namens des hl Franziskus rühmen, habe diesen Mann, wie es heiße, ohne alle Schuld umgebracht, allein deswegen, weil derselbe geprebigt hatte, daß die Giftgrube zu Rom möchte gereinigt werden. Zwar habe der Antichrist das Gedächtniß eines solchen Mannes auslöschen und es dem Fluche überantworten zu können gehofft; aber siehe, er lebt, und sein Andenken ist in Segen, mögen gleich der Papst und die Papisten darüber bersten und die Papstmutter mit. Zwar sei die Befleckung der Menschenlehre zu Zeiten auch an Savonarola's Füßen gehangen, wie sich denn dazumal Niemand von derselben vollkommen rein zu erhalten vermocht habe; immerhin gebe er aber ein Beispiel evangelischer und christlicher Lehre, da er nicht von seinen eigenen Werken, Gelübden, Satzungen oder Messen, sondern allein von Gottes Barmherzigkeit sein Heil erwarte. Luthers Uebersetzung zeigt schwache Anklänge an die Augsburgische, ist aber von ihm selbständig angefertigt und ihrer Vorgängerin an sprach-

1) 8°, o. P. MUB., Bibl. 1483. — Köstlin, M. Luther, Elberfeld 1883, I, S. 681. Die Uebersetzung ist auch abgedruckt in der Walch'schen Ausgabe der Werke Luthers, Th. XIV, 223 f.; vgl. Meier, Gir Savon. S. 322.



licher Gewandtheit weit überlegen. Auch ihre Treue ist nicht zu beanstanden; aufgefallen ist mir nur, daß sie die Worte des Originals: „perfice contritionem meam, imple confessionem meam, perduc ad finem satisfactionem meam"[1]) mit „mache komen mein rew gar bis ynn das ende" wiedergibt, also Beicht und Genugthuung bezeichnender Weise ausläßt, während die Augsburger Uebersetzung sich genau an den Text anschließt und sagt: „mach vollkommen mein rew erfül mein beicht für zu einem guten end mein genugthuung".

Auch der schon erwähnte Mansfelder Prediger Johann Spangenberg trat als Uebersetzer savonarolischer Psalmen-Auslegungen auf mit seiner Schrift:[2]) „Der LI Psalm Davids, Miserere mei Deus, durch den Christlichen Bruder Hieronymum Sauonarolam, Prediger Ordens, vom Bapst verbrandt, inn gebets weise Lateinisch gestellet vñ Christlich außgelegt, Verteütscht durch Johañem Spangenberg, Prediger zu Northausen. 1542." Am Schluß: „Getruckt zu Augspurg durch Philipp Vlhart." Die Schrift, in 8° und ohne Paginirung, ist vom Uebersetzer „dem Erbarn vnd Vesten Sigmund Wurm", seinem Freunde, gewidmet; im Vorwort, dat. Northausen 1. Juli 1542, berichtet Spangenberg, er habe neulich Savonarolas lateinische Auslegung etlicher Psalmen bei dem Freunde gesehen und sei von diesem ersucht worden, sie in unser Deutsch zu bringen, was er ihm nicht habe abschlagen wollen. Die Uebersetzung, mit Benützung der Lutherischen gefertigt, nähert sich unserm modernen Sprachgebrauch weit mehr als jene und fand

1) Vers 4 gegen Ende.

2) MSB., 2 mal, Catech. 231/3. Ascet. 1678/7. Die mir vorliegenden Exemplare sind mit reformatorischen Schriften derselben Zeit und Art zusammengebunden.

solchen Beifall, daß sie 1547[1]) und 1564[2]) zu Leipzig, 1562[3]) und 1565[4]) zu Nürnberg neu verlegt werden mußte.

Derselbe Spangenberg übersetzte auch Savonarolas Auslegung zum 80. Psalm: Qui regis Israel intende. Dieselbe war zuerst veröffentlicht worden „Florentiae anno salutis 1496, IV Kalendas maii"; schon am 8. Juni erschienen ebenda zwei italienische Ausgaben und eine weitere im selben Jahre zu Modena[5]) Die Auslegung athmet ganz die kampfesfrohe Stimmung der Predigten über Amos und widerhallt wie diese von lauten Klagen über das Verderben der Kirche, besonders des Klerus.[6]) Dies war auch der Grund, warum sie von Spangenberg übersetzt und so dem deutschen Publikum zugänglich gemacht wurde; denn, sagt er in seiner an den „Erbaren vnnd fürsichtigen Caspar Maler", Rentmeister zu Stolberg, gerichteten Widmung, zu allen Zeiten habe es, wie jeder, der die Chroniken und Jahrbücher mit Fleiß überlese, finden könne, Leute gegeben, die sich in Gottes Wort und heiliger Schrift ernstlich geübt und die Christen vor den zukünftigen falschen Geistern und Lehrern gewarnt haben. Unter ihnen sei Savonarola nicht der geringste gewesen, habe auch über etliche Psalmen so reichlich geschrieben, daß ein betrübtes Herz einen besonderen Trost daraus schöpfen möge. „Vnd wiewohl die wort nit brechtig, nit scheinbar vnd geschmückt sind, nach menschlicher klugheit, so sind sie doch so vil reycher vnd köstlicher in Götlicher kunst vnd weißheyt. Er beschreibt in disem 80. Psalm gar eygentlich den weinberg des Herrn, wie er anfencklich von Gott so herrlich sey angericht, gepflantzet vnd verzeunet, von den heyligen Propheten vnd Aposteln

1) MSB., Catech. $^{263}/_{3}$. Gedruckt durch Valentin Babst.

2) MSB., P. lat. 1774. Zu Leipzig druckts Hans Rhambaw.

3) MSB., P. lat. 1773 m. Gedruckt durch Valentin Rewber.

4) MSB., 2mal, Ascet. $^{826}/_{2}$ und $^{2049}/_{3}$.

5) Villari I, 468 not.

6) Villari I, 467 sq.

so fleissig gearbeyt vnd begossen, vnd wie er so reychlich seine Reben, Zweyg vnnd gewechsse außgebreitet habe, an aller Welt ende, Aber hernach von den wilden Sewen vnnd Thieren, von den falschen Lehrern, Ketzern und Papisten, grewlich zertreten, zerwület und zerrissen." Die Uebersetzung trägt den Titel: „Der Achtzigst Psalm, Qui regis Israel intende, Durch den Christlichen Bruder Hieronymum Sauonarolam Prediger ordens, vom Bapst verbrant, In gebets weyse Lateinisch gestellet, vnd außgelegt, Verdeutscht Durch Johann Spangenberg, Prediger zu Northausen. Nürnberg MDLXV." Gedruckt durch Valentin Newber.[1])

Eine abermalige Uebersetzung und zwar wieder von lutherischer Seite wurde der Auslegung des Psalms: In te Domine speravi am Ende des 16. Jahrh. zu Theil. Sie erschien unter dem Titel: „Trostbüchlein Wider mancherley hohe vnd schwere Anfechtung. Erstlich in Latein beschrieben Durch Hieron. Savanorolam. Jetzund aber verdeutschet, sampt Christlicher Betrachtung der zwölff Artickel des Glaubens vnd des Vatervnsers. Bericht, Wie ein Christ täglich seine Sünde Gott beichten sol, aus Brentio vnd Regio. Etliche außbündige trostreiche Sprüche, darmit ein Christ sich wider allerley anfechtung trösten vnd auffhalten kan. Durch Michaelem Saxen, Pfarrherr zu Wechmar. In vorlegung Christoph. Kirchners Buchh. Leipzig MDXCVII." 8° ohne Paginirung.[2]) Das Vorwort entwirft ein düsteres

---

1) MSB., 2mal, Ascet. 2949/2 u. P. lat. 1773m, jedoch im Katalog nicht aufgeführt.

2) MSB., Ph Pr. 591/1. Zusammengebunden mit: „Cortegiano. Das ist: Der rechte wolgezierte Hofmann .... Durch Herrn Antonium De Guevara beschrieben. Jetzund aber ...... in Deutsche Sprach versetzet durch Aegidium Albertinum, Fürstl. Durchl in Bayern Hofraths Secretarium. Bey Henning Grossen dem Jüngern Buchhändlern zu Leipzig zu finden". Gedruckt im Jahre 1619.

Bild der damaligen religiössittlichen Zustände. Es sei schier kein Laster so groß, man schäme sich nicht allein gar nicht, dasselbe zu vollbringen und dem Teufel zu gefallen, Gott und den Pfaffen (wie die Weltkinder sagen) zum Trotz bis über die Ohren darin zu stecken, sondern man wolle dessen auch noch herrlich gerühmt sein; so werde denn auch der meiste Theil wie die undankbaren Juden sammt ihrem Herrn, dem Teufel, in die Hölle gestoßen, und „die kurze Sewfreude dieses Lebens, in ewigwerende Angst, Pein vnd Trawrigkeit" verkehrt. In diesen schrecklichen Sturmwettern des Teufels sei kein besserer Rath, denn daß man sich der blutfließenden Wunden Christi getröste und darinnen sich verberge, gleichwie ein kleines Waldvögelein sich vor dem Ungewitter in die hohen Bäume verkreucht. So sei auch Savonarola, da er im Gefängniß des Todes gewärtig war, den schwersten Versuchungen des Teufels ausgesetzt gewesen, habe sich aber mit dem 31. Psalm getröstet und darüber eine gar schöne, christliche und trostreiche Betrachtung gestellt, vom Kampf der Hoffnung und Traurigkeit in betrübten und der Sünde halben angefochtenen Gewissen, die, wenn auch nicht vollendet, doch voll christlicher Lehre, Tröstung und Vermahnung und demnach wohl werth sei, daß sie von christlichen Herzen oftmals gelesen werde. Daher habe er dieselben in deutsche Sprache gebracht mit Beifügung etlicher lehr- und trostreicher Zusätze, so dem Leser zur Erweckung der Andacht, Betfertigkeit, Gottseligkeit, Hoffnung, Geduld und Trostes dienlich sein können.

Waren die bisherigen Uebersetzer savonarolischer Schriften ausschließlich Theologen gewesen, so fehlte es auch nicht an Laien, die sich mit Uebertragung solcher beschäftigten. An erster Stelle sei genannt Nikolaus Mameranus,[1]) der

1) Ueber Mameranus Heinrich und Nikolaus s. die sehr spärlichen Notizen, die sich über sie in der Allg. D. Biogr. finden. B. XX, 158 f.

lateinische Dichter und Geschichtsschreiber, der eines der schönsten Bücher des Frate, die Schrift „De Simplicitate Christianae vitae“ in deutscher Sprache herausgab unter dem Titel[1]): „Von ainfaltigkait aines Christlichen lebens, durch den hochgelerten Herrn weiland, Hieronymum Sauanorola von Ferrar, prediger Ordens beschriben, vnd je vunff bücher gethailt, ainem jeden Christenmenschen zu lesen nutzlich, vnd wirdig numer mer auß den henden zu legen, jetzund erstlich auß dem latein jn Teutsch transferirt. Mit Kaiserlicher Maiestat Freyheit in ziehen jaren nit nachzutrucken, verbotten. Gedruckt zu Cöln, durch Henricum Mameranum, MDLII“. Das Werk, in 8° und ohne Paginirung, ist vom Herausgeber „Dem Edlen vnnd vesten Sebastian kurtzen zu Senftnau seinem Insondern gunstigen herren“ gewidmet; im Vorwort, datirt „zu Auspurg In Rö. Kay. Maiestatt Cantzeley am letzten tag Julii Año Im 51“, erzählt derselbe, er habe kürzlich das gegenwärtige Büchlein in lateinischer Sprache neuerdings erscheinen lassen, weil nur mehr wenige Exemplare davon zu bekommen gewesen seien. Da nun das Exemplar, welches er dem Gönner überreicht, demselben nicht allein wohlgefallen, sondern ihn auch dermaßen bewegt habe, daß er gebeten, es in deutsche Sprache zu bringen, damit es auch den des Lateinischen Unkundigen Früchte schaffe und viel heilsamer christlicher Lehr und Zucht daraus erwachsen und erstehen möge, habe er diesem Ansuchen willfahren und das Büchlein in unsere hochdeutsche Sprache übersetzen lassen. — Wir ersehen daraus, daß Nikolaus Mameranus nicht selbst der Uebersetzer unserer Schrift ist, sondern jemand Anderer, dessen Namen

1) MSB., P. lat. 1786 ᵉ. — Das Buch trat zuerst in die Oeffentlichkeit zu Florenz „anno domini 1496, quinto Kalendas septembris bei s. Piero Pacini, der am letzten Oktober 1496 auch die italienische Uebersetzung druckte. Cf. Villari I, 467 not. 1

wir leider nicht kennen; die lateinische Ausgabe derselben, auf welche er anspielt, liegt uns vor unter dem Titel [1]): „De Simplicitate Christianae vitae, Hieronymi Savanorolae, Ferrariensis, ord. Praed. viri et sanctimoniae et innocentiae rarae, libri quinque, plane digni qui ab omni Christiano homine haberi, legi et nunquam de manibus deponi debeant. Proverb. 10 et 11: Fortitudo simplicis, via Domini. Justitia simplicis, diriget viam eius. Cum gratia et privilcgio Caesareo ad deceñium. Coloniae Henricus Mameranus excudebat in Platea Judaica Anno 1550." Die lateinische Ausgabe ist wie die deutsche in 8°, aber paginirt und zählt 169 SS., wobei die zwei letzten Seiten nicht mitgezählt sind; hier steht außer verschiedenen Schriftstellen Politiani testimonium de Hieronymo Ferrariensi in epistola ad Jacobum Antiquarium.

Von einem Laien rührt sodann wohl auch her die „Kurtzliche, doch grundtliche außlegung des heiligen Vatter vnsers. Erstlich durch den Tewren vnd recht Gottsgelerten Mann, Hieronymum Sauonarolam von Ferrar gebürtig, Predigers Orden zu Florentz vnnd daselbst etwan gewesnen Apostel des warhafftigen wort Gottes seligklich in Latein gestellet, Nun aber zu nutz vnd gutem denen, so Lateinischer sprach vnuerstendig seindt, durch Bartolomeum Amantium, beyder rechten doctorem vnnd Keyserlichen Poeten &c. auffs einfeltigest in das Teutsch gebracht vnd zogen. MDLVI" Am Schlusse: „Getruckt zu Laugingen, durch Michael Mayer".[2]) Die Uebertragung erlebte schon 1561 eine neue Auflage, die ohne Angabe des Druckortes erschien.[3]) Die Schrift ist der

1) MSB., 2mal, Hom. 1108/1; P. lat. 1784.

2) MSB., J. Can. P. 618; in 8°, o. P., mit Cyr. Spangenbergs Historia zusammengebunden.

3) MSB., P. lat. 1797. Gleichfalls in 8° und o. P. und mit mehreren anderen verwandten Schriften zusammengebunden.

verwittweten Markgräfin Emilie zu Brandenburg-Ansbach gewidmet. Der höchst interessanten Vorrede ist zu entnehmen, daß Amantius, der sich hier wie auf dem Titel als Doktor beider Rechte, kaiserlichen Poeten und kurfürstlich pfälzischen und markgräflichen Rath zu Lauingen bezeichnet,[1]) vor acht Jahren durch den Sohn der Fürstin, den Markgrafen Georg Friedrich zu Ansbach, seinen gnädigsten Fürsten und Herren, ein feuchtwangisches Stipendium auf Lebenszeit erhalten, was besonders zu diesen jämmerlichen, elenden und schweren letzten Zeiten, da nichts denn Unglück, Krieg, Zank, verführerische Sekten, Untreu und alles Uebels Fülle herrschten und gute Künste bei männiglich verachtet seien und weder Ehre noch Belohnung fänden, sehr hoch anzuschlagen sei. Dafür wolle er sich, damit nicht auch er dem allgemein verbreiteten Laster der Undankbarkeit und dessen Strafen verfalle, erkenntlich erzeigen, und da er vernommen, wie der Markgräfin nichts lieber sei als die Beschäftigung mit Gottes Wort, so habe er sich entschlossen, die Auslegung des heiligen Vaterunsers, so der teure Mann und Martyrer Jesu Christi, Hieron. Savonarola lateinisch gemacht, ins Deutsche zu verkehren und ihr zuzueignen. Er hoffe, sie werde die Widmung gnädig annehmen, vorzüglich darum, weil der Bruder Hieronymus ein vergotteter Mann und in diese Welt als ein hoher Prophet und Apostel des hl. Wortes Gottes geschickt

---

1) In der Allg. D. Biographie wird Amantius nicht aufgeführt. In Jöcher-Adelungs Gelehrten Lexikon, Leipzig 1784, 1. B. S. 686 heißt es, die Nachrichten über ihn seien noch sehr mangelhaft und unvollständig; er sei zu Landsberg in Bayern geboren, um 1534 Professor der Beredsamkeit zu Ingolstadt, 1535 Professor der Rechte in Tübingen, 1544 Rath des Herzogs Philipp von Pommern und Professor in Greifswalde gewesen; von 1545—48 werde er unter den Advokaten zu Nürnberg, darauf zu Dillingen getroffen, wo er gleichfalls Professor gewesen sein soll. Letzteres ist sicher unrichtig; s. Specht, Geschichte der Univ. Dillingen. Herder, 1902.

und beauftragt gewesen sei, zu Florenz in der gewaltigen, mächtigen und volkreichsten Stadt in Welschland das reine Wort Gottes zu verkünden; er habe dasselbe auch wirklich herzhaftig und unverzagt gepredigt, höhere und niedere Stände nicht verschont, sondern die Wahrheit frei herausgesagt und die Laster gestraft. Da er jedoch hiedurch den Papst Alexander VI. erzürnt, so habe ihn dieser mit wunderbarlichen Praktiken heimlich erhenken und verbrennen lassen und ihn endlich in das Wasser Arnum in einen ungewirkten Gaisbalg eingenäht [1]) zu werfen befohlen. Daran sei leichtlich zu merken, was dies für ein Apostel, ja Prophet gewesen, der auch im Gefängniß über zwei Psalmen, den 51. und 70., herrliche Betrachtungen [2]) geschrieben habe. Wer seine Bücher gelesen, der wisse ja, was der Mann für einen Geist gehabt, wie denn ehrbare und unverdächtige Leute, so damals gelebt, ihn predigen hören und sonst gekannt haben, bezeugen, er sei ein solch vergotteter Mann gewesen, der seinesgleichen in rechten wahren Künsten nicht gehabt: wie Johannes Picus, ein Wunder aller Hochverständigen, Marsilius Ficinus, Angelus Politianus, Antonius Sabellicus, Laurentius Medices und andere. In demselben Sinne hätten sich neuerding ausgesprochen der hochberühmte Mann und Prophet Doctor Martin Luther, D. Johann Reuchlin, sodann Philippus Melanchthon, auch Johann Brenz, wovon er, Amantius, selbst, da Brenz einst zu Tübingen den 51. Psalm gelesen, Wunder gehört habe, mit was hohem Lob derselbe seinen Geist gepriesen und erhoben, ja frei gesagt habe, es habe der Mann in innerlichen Betrachtungen der Psalmen und Heiligen Schrift seinesgleichen nicht. Ueberdies sei er, fährt Amantius fort, vor etlichen Jahren von dem hochberühmten Herrn Philipp

1) Davon ist mir nichts bekannt.

2) Gemeint sind wohl die Auslegungen zu Ps. Miserere und In te Domine speravi.

Melanchthon, seinem ehrwürdigen und großgeliebten ehemaligen Herrn und praeceptor, den er etliche Büchlein Savonarolas habe lesen lassen, nicht wenig ermahnt worden, diese in den Druck zu geben und also an den Tag kommen zu lassen, was er auch zugesagt habe.. Doch habe sich dies nicht schicken wollen, bis er endlich nach Lauingen gekommen sei und da durch die Gnade Otto Heinrichs, Pfalzgrafen von Neuburg und Kurfürsten von der Pfalz, einen Drucker gefunden habe. Da er nun unter anderen vielen Büchern, so Bruder Hieronymus gemacht, die Auslegung des Vaterunsers besitze, so habe er nicht unterlassen können, sie ins Deutsche zu übertragen. Es seien zwar zuvor und nach ihr viele Auslegungen über das Gebet des Herrn ausgegangen, die wohl zu loben und zu lesen; die Savonarolas jedoch scheine ihm alle zu übertreffen von wegen des hohen Geistes, so der Mensch gehabt, so daß er nicht zweifle, derselbe sei auch von Gott bis in den dritten Himmel entzückt worden und habe da seltsam Ding gesehen und gehört. So gebe er sich denn der Hoffnung hin, die Fürstin werde die Schrift gut aufnehmen; sollte das der Fall sein, so wäre er gerne bereit, auch noch andere Werke Savonarolas zu übersetzen.[1])

Der überschwänglichen Weise, in der Amantius von Savonarolas Auslegung des Vaterunsers redet, entspricht wenig die Eigenmächtigkeit, mit der er über den Text verfügt Während nämlich das Original aus vier einzelnen, auf einander folgenden Auslegungen besteht, die als lectio, meditatio, oratio und contemplatio bezeichnet und mit einer gemeinschaftlichen und je einer eigenen Vorrede ein-

1) Ob letzteres geschehen ist, vermag ich nicht anzugeben. Jöcher-Adelung a. a. O. behaupten, seine deutsche Uebersetzung des 51. und 70. Psalms aus dem Lateinischen Savonarolas sei zu Lauingen 1556 erschienen; diese Angabe dürfte jedoch auf einer Verwechselung mit der Auslegung des Vaterunsers beruhen. Eine Uebersetzung jener Psalmen findet sich unter seinem Namen weder in der MSB. noch MUB.

geleitet werden, zieht Amantius die vier Auslegungen in eine einzige zusammen, doch so, daß nun jede Bitte in vier, aus den vier Auslegungen zusammengestellte Theile zerfällt; so zerlegt er z. B. die Bitte: „Dein Name werde geheiliget" in einen ersten Theil, wie man's lesen (lectio); in einen zweiten, wie man's auslegen (meditatio); in einen dritten, wie man's beten (oratio), endlich in einen vierten, wie man's innerlich betrachten soll (contemplatio). Aber auch innerhalb der eizelnen Theile fehlt es nicht an Willkürlichkeiten, eigenmächtigen Streichungen und Zusätzen. So gibt er z. B. die Worte des Originals: Verum quia eum non videmus et per visibilia invisibilia cognoscimus, in sacramentis visibilibus deus nobis proponitur honorandus. Non enim honoramus creaturam propter se, sed ipsum deum creatorem et patrem per creaturam significatum also wieder: „Weyl wir ja aber nit sehen, vnnd von sichtbarlichen dingen zu den vnsichtbarlichen kummen, so wirt vns Gott in den heiligen sichtbarlichen Sacramenten, als da ist der tauff vnd das nachtmal Jesu Christi, zu ehren fürgetragen, wir ehren aber nit die Creatur als wasser, wein und brot von jr selbst" rc. Die Stelle: Debemus etiam honorare eum genua flectendo et ipsum adorando, necnon et crucem imaginesque eius ac matrem ipsius et omnes sanctos, ecclesiae praelatos et sacerdotes, reges et principes iudicesque et omnes qui tenent personam eius. Similiter sacras scripturas honorare debemus" etc. übersetzt er: „Wir sollen jn auch ehren, mit biegung vnserer knye, mit anbetung, wir sollen auch ehren die Heylige schrifft" rc. Ebenso läßt er in der Bitte: „Gib uns heute unser tägliches Brot" die Mahnung Savonarolas, man solle den Leib des Herrn täglich wenigstens geistig empfangen, nämlich durch Anhören der hl. Messe und Concelebration mit dem Priester, aber auch sakramental je nach der Andacht unseres Herzens und dem Rathe des Beichtvaters, einfach aus. Es kann



daher seine Uebersetzung, trotz seines Schwärmens für den Frate, als eine zuverlässige und treue nicht bezeichnet werden.

Mit des biederen Pfarrherrn Michael Sax Uebertragung der Auslegung zum 30. Psalm hatte die Uebersetzung savonarolischer Schriften ins Deutsche auf mehr als zwei Jahrhunderte hinein ihren Abschluß erreicht; wenigstens vermochte ich in MSB. und MUB. Uebersetzungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert nicht aufzufinden. Aehnlich verhält es sich mit den lateinischen Ausgaben. Zwar wurden mitten in den Stürmen des 30jährigen Krieges (1633) zu Leyden lateinische Neuauflagen verschiedener Werke veranstaltet, der Auslegungen der Psalmen Miserere, In te Domine und Qui regis wie des Vaterunsers, der Schrift De Simplicitate und des Triumphus crucis; von letzterem mußte schon 1638 ein Neudruck hergestellt werden. Aber mehr als zwei Jahrhunderte verstrichen, bis es zur nächsten Ausgabe eines lateinischen Werkes Savonarolas kam; sie galt bezeichnender Weise den Meditationes in Psalmos LI et XXXI und wurde besorgt von Frid. Guil. Pistoth. Schöpff.[1]) Zwei Jahrzehnte zuvor war auch wieder eine deutsche Uebersetzung savonarolischer Schriften erschienen. Durch die wenn auch heutzutage überholten, für die damalige Zeit immerhin verdienstvollen Arbeiten eines Rudelbach[2]) und K. Meier[3]) war die Aufmerksamkeit weiterer Kreise wieder auf den großen Frate von S. Marco gelenkt worden, und es konnte nicht fehlen, daß nun auch das Interesse an seinen Schriften wieder rege wurde. Schon 1839 veröffentlichte Georg Rapp, Pfarrer zu Oberurbach, „Die erwecklichen

1) Aurora sive bibliotheca selecta ex scriptis eorum, qui ante Lutherum ecclesiae studuerunt restituendae. Tom. III. Dresdae apud Adler et Dietze 1857.

2) Hieron. Savon. und seine Zeit. Hamburg, Fr. Perthes 1835.

3) Gir. Savon. aus großentheils handschriftlichen Quellen. Berlin, Reimer 1836.

Schriften des Martyrers Hieronymus Savonarola;“ [1]) bei Auswahl derselben ließ er sich, wie er in seiner von aufrichtiger Verehrung für den Dominikaner getragenen Einleitung sagt, von der Rücksicht auf praktische Bedürfnisse leiten, wollte daher nur solche Schriften bieten, wodurch er sich eine Förderung des praktischen Christenthums versprach, nämlich: Die Einfalt des Christenwandels; die Auslegung des Vaterunsers; einige geistliche Lieder, vier Predigten, zwei weitere Dichtungen, die Betrachtungen über die Psalmen Miserere und In te Domine speravi und endlich das Communiongebet. Rapp zieht in seiner Uebersetzung den Text nicht selten zusammen und ist auch sonst nicht sehr genau; doch ist seine Sprache warm und gewählt. An ihn lehnt sich an Georg Liebusch, der 1871 mit einer neuen Uebersetzung der letzten Betrachtungen Savonarolas hervortrat,[2]) denen er Luthers Vorwort voranschickte und eine Einleitung und Anmerkungen beigab.

Hatte sich Rapp, der erste, der Predigten Girolamo's ins Deutsche übertrug, auf vier derselben beschränkt, so bot eine etwas reichere Auswahl (13) Wilhelm von Langsdorff;[3]) sie wurde von ihm unter dem Gesichtspunkte getroffen, den Frate, soweit dies im engen Rahmen möglich, „nicht bloß in verschiedenen Momenten seines Lebens, bei Behandlung verschiedener Gebiete, in seiner Art der Darstellung, sondern auch nach seiner Lehre“ [4]) zu zeigen und so dem Leser ein

1) Stuttgart, Liesching 1839. 8°, XXIX und 319 SS.

2) Girolamo Savonarolas letzte Betrachtungen. Erlangen, Deichert 1871. 8°. 84 SS.

3) Hieronymus Savonarola. Ausgewählte Predigten. Mit einer einleitenden Monographie in deutscher Uebersetzung herausgegeben. Leipzig, Richter 1890. 8°. XXX u. 150 SS. XI. Bd. des Sammelwerkes: Die Predigt der Kirche. Klassikerbibliothek der christlichen Predigtliteratur. Mit einleitenden Monographien. Herausgegeben von Gustav Leonhardi. Leipzig Richter 1890.

4) S. VII.*



selbständiges Urtheil über denselben zu ermöglichen. Noch dankenswerther als die Uebertragung ist die verständnißvolle und auf sorgfältigen Quellenstudien beruhende Charakteristik, wie sie von Langsdorff von der Predigtweise des Ferraresen entwirft; durch sie werden die einschlägigen Ausführungen von Christlieb,[1]) Rothe[2]) und Schaff[3]) vielfach ergänzt und berichtigt.

Ueberraschender Weise hatte eine Schrift Savonarola's, die vielfach sogar als sein Hauptwerk gefeiert wurde, der Triumph des Kreuzes, niemals einr deutsche Bearbeitung erfahren; erst jüngst wurde ihr eine wohlgelungene Uebersetzung zu Theil von Domkapitular C. Seltmann in Breslau.[4]) Endlich bot Hiltgart Schottmüller eine Auslese[5]) aus den Schriften des Frate, nämlich Briefe an seine Eltern, 12 Predigten, das Gedichtfragment De ruina mundi und die Betrachtung über den Psalm Miserere in gewandter Uebersetzung nebst dem Bildnisse desselben nach dem Gemälde des Fra Barth. Della Porta.

Ueberblicken wir nun die bisher besprochene Uebersetzungsliteratur, so sind hauptsächlich drei Thatsachen festzustellen, nämlich: 1) der weitaus größere Theil derselben ist den erbaulichen Schriften des Ferraresen gewidmet, gehört 2) dem 16. Jahrhundert und zwar 3) der protestantischen Kirche an. Man hätte erwarten mögen, daß bei den erbitterten religiösen Kämpfen, wie sie im 16. Jahrh. die deutschen Lande durchtobten und in zwei einander aufs heftigste befehdende Lager schieden, nicht so fast die erbaulichen,

1) Art. „Geschichte der christl. Predigt" in Herzog's Real-Encykl. XVIII S. 508 f.

2) Geschichte der Predigt, S. 335 ff.

3) Art. „Savonarola" in Herzogs R.-E. XIII, 421 ff.

4) Des Fr. Hieronymus Savonarola, Ord. P., Triumph des Kreuzes. Breslau, Aderholz 1898. 8°, 212 SS.

5) Hieronymus Savonarola. Predigten. Berlin, B. Behr (E. Bock) 1901. gr. 8°, XII und 132 SS.

denn vielmehr die Streitschriften und Predigten Girolamos mit ihren erschütternden Klagen über das Verderbniß in der Kirche und mit ihren scharfen Angriffen gegen Klerus und Kurie von den Neuerern hervorgezogen und als willkommene Waffen verwerthet worden wären. Dies ist doch, wie wir uns überzeugten, keineswegs der Fall: der Grund lag vielleicht in dem Umstande, daß Savonarolas Predigten so sehr lokal und individuell gefärbt und mit Anspielungen auf die florentinischen Verhältnisse und gleichzeitigen, örtlichen, anderwärts ganz unbekannt gebliebenen Ereignissen durchtränkt sind, daß sie ohne genaue Vertrautheit mit der florentinischen Lokalgeschichte bedeutend an Interesse verloren. Zudem drängte sich gerade in den Predigten die scholastische Geistesrichtung ihres Verfassers, sein streng kirchlicher, katholisch-orthodoxer Standpunkt immer wieder mit solcher Entschiedenheit in den Vordergrund, daß sie für protestantische Leser keine anziehende Lektüre bieten konnten; nicht einmal die Klagen und Angriffe wider den päpstlichen Stuhl vermochten auf dieser Seite zu befriedigen, da der Frate sich ängstlich hütete, von der praktischen zur theoretischen Bekämpfung desselben überzugehen und die göttliche Stiftung des Papstthums irgendwie anzutasten. Dagegen richteten sich die asketischen Schriften unmittelbar an jedes christliche Herz und mußten daher in einer religiös so bedürftigen und erregten Zeit, wie es das Jahrhundert der Reformation war, freudige Aufnahme finden. Sprach doch in ihnen nicht mehr bloß der Florentiner, nicht mehr bloß der religiös-politische Reformator; was hier zu vernehmen war, das war lediglich ein tiefreligiöses, von glühendster Liebe zum Heilande verzehrtes, von Weh und Traurigkeit über die begangenen Sünden mit Furcht und Zagen erfülltes, durch das unerschütterliche Vertrauen auf Gottes erbarmende Verzeihung doch wieder über alle Furcht und Bangigkeit hinausgehobenes, reiches, in seiner Weichheit und Tiefe fast deutsches Gemüth. Indem aber Savonarola im Gegensatze zu den Ge-



pflogenheiten seiner Zeitgenossen stets auf die Bibel zurückgriff, sie zum Ausgangs- und Endpunkte all seiner Betrachtungen, Predigten und Schriften machte, durch sie seinen Geist völlig durchdringen und sättigen ließ, indem er ferner bei allen religiösen Uebungen mit besonderem Nachdruck auf das eine Wesentliche, die Herstellung einer möglichst innigen und unmittelbaren Beziehung der Menschenseele zu ihrem Schöpfer und Heiland und deren Ausprägung und Auslebung in sorgsamer Erfüllung der göttlichen Gebote drang, wogegen alles Andere, wie Heiligenverehrung, gewisse Ceremonien u. s. w., als etwas Nebensächliches zurückzutreten habe[1]); indem er endlich, namentlich in seinen letzten Betrachtungen, niedergedrückt und gebeugt durch das beengende Gefühl seiner Sündhaftigkeit und seiner völligen Verlassenheit von allem menschlichen und göttlichen Troste, unter der Wucht seiner jüngsten furchtbaren Erlebnisse und der schrecklichen Folterqualen nahe daran, irre zu werden an seinem Leben und Lebenswerke, nur mehr auf Gott und Gottes Gnade die sehnsuchtsvollen, hilfeheischenden Blicke richtete, — glaubten Luther und seine Anhänger, ihn für sich in Anspruch nehmen und zu den Ihrigen zählen zu dürfen,[2]) und das umso mehr, als er ja ohnehin vom Oberhaupte der Kirche aus dieser ausgestoßen und dem Tode geweiht worden war. Und allerdings, obschon Savonarola als einer der treuesten Söhne des hl. Thomas von Aquin mit allen Fasern seines Herzens am Glauben seiner heißgeliebten Kirche hing, so darf er doch mit vollem Rechte als ein echtes Kind seiner Zeit, als ein Renaissance Mensch voller Kraft bezeichnet werden. Mächtig hämmert und pocht in ihm der Pulsschlag der neueren Zeit, sein ganzes Streiten und Leiden ist nichts Anderes als ein todesmuthiges Eintreten für die heiligen Rechte der Individualität gegenüber einer in leeren Formelkram ausartenden

1) Woraus freilich nicht folgt, noch von ihm je gefolgert wurde, als seien sie verwerflich oder unzulässig; s. Cantù, Gli Eretici d'Italia I, 232.

2) Cantù l. c. p. 233.



Frömmigkeit, einer über ihrem verweltlichten politischen Treiben, ihrem Nepotismus, ihrem verknöcherten juristischen Formalismus auf den wahren Geist Jesu Christi, den Geist inniger Gottes- und Nächstenliebe vergessenden Hierarchie. Je mehr aber der Frate von den Protestanten für sich reklamirt, gelobt und gepriesen wurde, umso verdächtiger wurde er den Katholiken. Ohne Zweifel war auf das scharfe Vorgehen Paul IV., der in ihm einen zweiten Luther erblickte und seine Schriften sammt und sonders verdammt wissen wollte, die Beobachtung nicht ohne Einfluß gewesen, daß dieselben in protestantischen Kreisen so lauten Beifall und weite Verbreitung gefunden hatten. Wider Verhoffen bestanden sie glänzend die strengste Prüfung. Selbst wer nicht zu seinen Verehrern zählte, vermochte sich dem Eindrucke nicht zu entziehen, daß in ihm eine ungewöhnliche Erscheinung über die Bühne der Weltgeschichte geschritten sei. Aus seinen Schriften spricht eine solche Klarheit und Besonnenheit des Geistes, eine solche Schärfe und Folgerichtigkeit des Denkens, eine solch überlegene Beherrschung eines reichen biblisch-scholastischen Wissensstoffes, er vermag seine Aufmerksamkeit in solchem Grade und so andauernd auf einen bestimmten Gegenstand zu concentriren, er legt insbesondere noch in seinen letzten, unter den schlimmsten und niederdrückendsten Verhältnissen verfaßten Betrachtungen eine solche Sammlung der Seele, einen solchen Adel der Gesinnung an den Tag, wie sie nur bei seltenen Menschen, die sich der höchsten geistigen Gesundheit erfreuen, zu treffen sind. Erst in unserer Zeit ist man auf den unglücklichen Einfall gerathen, ihn als geisteskrank zu verschreien und unter die Halbnarren zu versetzen, wie es denn eine charakteristische Eigenthümlichkeit unserer Tage ist, überall da Geisteskrankheit und Wahnsinn zu wittern, wo man in früheren Jahrhunderten auf Teufelsbund und Zauberei zu rathen pflegte und wo in Wirklichkeit nichts als das geheimnißvolle Walten des himmelentstiegenen Genius zu spüren ist.



Bei dieſer Gelegenheit ſei es mir geſtattet, auf die maßloſen Vorwürfe zu erwidern, die Franz Xaver Kraus unlängſt wider mich zu ſchleudern für gut fand.[1]) Zwar tragen dieſelben ſo ſehr den Charakter perſönlicher Gereiztheit, ſie ſind ſo offenſichtlich ab irato geſchrieben, daß ich mich einer eigenen Entgegnung umſomehr für enthoben hätte erachten dürfen, als über den Werth der von Kraus aufgeſtellten Behauptungen kein mit dem fraglichen Gegenſtande auch nur halbwegs Vertrauter irgendwie im Unklaren ſein konnte. Jedoch in Anbetracht des hohen Anſehens, deſſen ſich Kraus in weiteſten katholiſchen wie akatholiſchen Kreiſen als Kirchen- und Kunſthiſtoriker und namentlich als Kenner der Renaiſſancezeit erfreut, ſowie in der Erwägung, daß ein ſtillſchweigendes Hinnehmen ſeiner heftigen Anklagen leicht als indirekte Preisgabe meines bisherigen Standpunktes gedeutet werden könnte, ſehe ich mich genöthigt, das Wort zur Entgegnung zu ergreifen; und die überraſchende Trauerkunde vom unerwarteten Heimgange des gefeierten und geiſtvollen Gelehrten mußte zwar die Schärfe der Gegenrede etwas herabſtimmen und mildern, dieſe ſelbſt aber keineswegs zum Verſtummen bringen. Ferne ſei es von mir, Steine auf ſein friſches Grab zu werfen; aber bei aller Pietät für den Verſtorbenen bin ich es mir ſelbſt, der Liebe zur geſchichtlichen Wahrheit und nicht zuletzt den Leſern der „Hiſt.-politiſchen Blätter“ ſchuldig, ſeine leidenſchaftlichen Auslaſſungen gegen mich als das zu kennzeichnen, was ſie ſind, als haltloſe und ungerechtfertigte Behauptungen. Er beſchwerte ſich darüber, ich hätte zu wiederholten Malen die Leſer der gelben Blätter mit „der Mähre“ unterhalten, ſeine Anſicht über Savonarola ſei nur auf den Angaben Paſtors aufgebaut, wofür er ſich auf „S. 356 u. a.“ der Hiſt.-pol. Blätter CXXV (1900) beruft. An dieſer Stelle hatte ich eine von ihm in ſeiner Be-

1) Literariſche Rundſchau 1901 S. 292.

sprechung der Pastor'schen Broschüre „Zur Beurtheilung Savonarola's" gemachte Aeußerung, worin er die vom Frate eingerichtete Kinderpolizei „geradezu verrückt" genannt hatte,[1]) im Auge und hierauf bemerkt, ein solches absprechendes Urtheil könne nicht wundernehmen, da Kraus dasselbe auf Pastor's übertreibender Darstellung aufgebaut habe. Wie wenig ich nun aber hiemit den Lesern der gelben Blätter Märchen aufgetischt habe, zeigt der Umstand, daß sich Kraus selbst zur Stütze seiner erwähnten Aeußerung thatsächlich auf Pastor beruft, nämlich auf S. 55 der genannten Broschüre! Sodann hatte ich, wie für jeden Leser ohne weiteres ersichtlich ist, auf der angezogenen Seite 356 lediglich bezüglich jener einen Kraus'schen Aeußerung, also nur bezüglich eines einzelnen, noch dazu ziemlich untergeordneten Punktes der Savonarolafrage hervorgehoben, daß sie auf Pastor beruhe, keineswegs aber, wie Kraus mir unterstellt, geschrieben, seine Gesammtansicht über Savonarola sei nur auf den Ansichten Pastor's aufgebaut, was zu behaupten mir niemals auch nur im Traume eingefallen ist. Was ich sagte und sagen wollte, war lediglich, daß zwischen der Kraus'schen und Pastor'schen ungünstigen Beurtheilung des Frate ein geistiger Zusammenhang bestehe; daß ein solcher wirklich vorhanden war, hat aber Kraus selbst ausdrücklich betont. Wenn dieser sodann meine früheren Ausführungen über Girolamo's Verhalten gegenüber der Excommunikation beanstandet, da sie ihm „den ethischen mit dem canonistischen Standpunkte zu verwechseln scheinen", so vergißt er, daß sich dieselben auf die Lehre der bewährtesten Theologen und Canonisten stützen, eines Gerson, hl. Antonin, Silvester Prierias, Suarez, Kober, — lauter Gelehrte, die dem Studium einschlägiger Fragen ihr ganzes Leben gewidmet haben und über den Unterschied zwischen dem

---

1) Literarische Rundschau 1898 S. 68.

ethischen und canonistischen Standpunkt wohl ebenso gut Bescheid gewußt haben dürften, wie Franz Xaver Kraus. Wenn dieser ferner auf das Befremden hinweist, das der von mir „angeschlagene Ton der Polemik“ allgemein erregt haben soll, so macht er sich zum wenigsten einer starken Uebertreibung schuldig. Jeder unbefangene Leser meiner Artikel wird zugeben, daß dieselben durchaus ruhig und sachlich gehalten sind, wie denn ein gewiß unverdächtiger Gewährsmann, Dr. Ehses in Rom, nicht mir, wohl aber Pastor gegenüber den Wunsch ausgesprochen hat,[1]) daß ein etwas ruhigerer und vornehmerer Ton hätte beliebt und jede persönliche Färbung vermieden werden sollen. Die Klage über den „Ton der Polemik“ muß aber um so eigenthümlicher im Munde eines Mannes berühren, der keinen Anstand nimmt, seinem Gegner vorzuwerfen, derselbe habe die „sehr einfache“ (?!) Sachlage „wieder (!) vollkommen verwirrt und entstellt“. Kein Wort des Tadels, ja der Entrüstung kann hart und scharf genug sein, um die unverantwortliche Gewissenlosigkeit eines Mannes gebührend an den Pranger zu stellen, der, sich als Historiker gebärdend, die keusche Muse der Geschichte zu vergewaltigen, der Wahrheit Faustschläge zu versetzen und um einer vorgefaßten Meinung willen die überlieferten Thatsachen zu fälschen und zu verdrehen wagt. Kein parlamentarisch noch zulässiger Ausdruck kann aber andererseits stark genug sein, um das Gebahren eines Kritikers zu kennzeichnen, der seinem Gegner den Vorwurf wiederholter vollkommener Verwirrung und Entstellung macht, den schwersten und kränkendsten, den es geben kann, ohne hiefür auch nur die Spur eines Beweises zu erbringen. Vorwürfe dieser Art können mir nichts anhaben; sie prallen an dem, gegen den sie geschleudert wurden, wirkungslos ab und auf den allzu raschen Schützen zurück, der sie abgeschnellt. Wie jeder ruhige und un-

1) Römische Quartalschrift 1899 S. 379.

befangene Beurtheiler willig gestehen wird, kann von einer Verdrehung und Entstellung der Savonarolafrage durch mich gar keine Rede sein. Seit einer Reihe von Jahren beschäftige ich mich mit Studien über die Quellen zur Geschichte des Mönches, in wiederholtem längerem Aufenthalte zu Florenz habe ich die reichen ungedruckten Materialien, die Kraus nicht bekannt waren, einzusehen und zu verwerthen gesucht. Kam ich hiebei auch zu Ergebnissen, die von seiner Auffassung mitunter abwichen, so durfte mir das doch nicht als literarisches Verbrechen angerechnet werden, und auch Kraus hätte, so hoch er zu stehen glaubte, die Selbstverleugnung besitzen müssen, eine fremde wissenschaftliche Ueberzeugung ebenso zu achten, wie er die seinige geachtet und respektirt wissen wollte, und dies um so mehr, als er ja die Darstellung Pastor's, gegen welche meine Ausführungen zunächst gerichtet waren, selbst als zu schroff und einseitig bezeichnete und bei näherer Prüfung nicht hätte übersehen können, daß ich in den meisten und wichtigsten Punkten seine Meinung theilte und nur in einigen, allerdings bedeutsamen Fragen von ihm abwich. Ausbrüche, wie sie Kraus mir gegenüber sich erlaubte, kann ich mir nur aus dem bedauerlichen Zustande hochgradiger Reizbarkeit erklären, in welche er durch körperliche Leiden schwerster und schmerzlichster Art, die nun leider auch seinen allzufrühen Tod herbeigeführt haben, versetzt war und welche Manches wenigstens einigermaßen begreiflich und verzeihlich machen. Das alles kann mich jedoch nicht abhalten, die köstlichen Untersuchungen, die Franz Xaver Kraus dem Prior von S. Marco gewidmet hat, wenn auch nicht zum Tiefsten und Gründlichsten, so doch zum Glänzendsten, Geistvollsten und Schönsten zu rechnen, was über den vielgeschmähten und wenig verstandenen Frate je gesagt und geschrieben wurde.

Dillingen a. D. Jos. Schnitzer.



XXXIII.
Athen und Griechenland von heute.
II. (Fortsetzung.)

Wenigstens ebenso wichtig als die Eisenbahnen sind für ein modernes Volk die Straßen zu Lande und zur See, letztere für Griechenland mehr als für ein anderes Volk. Es existiren gegenwärtig sechs Dampfschiffahrtgesellschaften, von denen die bedeutendste ist die „Panhellenios Atmoploïa" mit 12 im Betrieb befindlichen Linien. Diese Gesellschaften vermitteln vor allem den Verkehr im Archipelagus und der Levante. Dem Reisenden, der durch „europäische Dampfer" verwöhnt ist, wird nicht alles auf diesen Schiffen gefallen, vor allem nicht die Unordnung und die gut gedeihende Insektenwelt. Wenn man aber für letztere Landeseigenthümlichkeiten durch längeren Aufenthalt schon etwas tränirt ist, so fährt sich's auf diesen Griechen ganz wacker und ich denke gerne an den „Poseidon" zurück und seinen ehrenwerthen, freundlichen Kapitän, unter dessen Führung wir das griechische Meer nach allen Richtungen durchkreuzten.

Entschiedene Vorwürfe aber muß man den Griechen machen wegen ihrer langjährigen Nachlässigkeit im Straßenbau und mehr noch wegen der Planlosigkeit, mit der sie vorgingen, nachdem die Sache endlich in Angriff genommen war; häufig entschieden bloße Partei- und Wahlmanöver dabei, so daß an manchen Stellen trotz der gewaltigen auf-



gebrauchten Summen nur Halbheiten erreicht wurden. Ohne ein gutes, zweckmäßig angelegtes Straßennetz ist kein geordnetes Staatsleben möglich; die Straßen sind sozusagen Nerven und Blutadern des staatlichen Organismus. Gerade in den ersten Jahrzehnten des neuen Königreichs geschah in dieser Richtung leider fast gar nichts, und so war es bedauerlicher Weise möglich, daß einzelne Bezirke dieses an allem so reichen Landes in den wichtigsten Gebrauchsgegenständen vom Ausland abhängig blieben, während anderwärts im eigenen Lande die nämlichen Erzeugnisse ungebraucht zu Grunde gingen; fehlte es ja doch an Beförderungswegen, um den Ueberfluß der verschiedenen Distrikte in gewinnbringender Weise auszutauschen. Heute noch liegen an der Westseite des Olonos die Baumriesen zu Tausenden umher und verfaulen, in Attika aber hat man kein Holz (Gesammteinfuhr 1898 für 7,7 Mill. Drachmen, 1896 nur für 5,38 Mill.). Es wäre besser gewesen, wenn die griechischen Millionäre die Unsummen, welche sie für Luxusbauten zur Verfügung stellten, in dieser allerdings prosaischen, aber nützlicheren Weise verwendet hätten. Doch ist auch hierin, wenn gleich leider viel zu spät, heute eine rasche Wendung zum Besseren zu constatiren. Im Jahre 1883/84 wurden z. B. 450 km Straßen neu eröffnet. Die Gesammtlänge des Straßennetzes beträgt zur Zeit circa 4000 km. Athen ist der Ausgangspunkt einer Reihe von Routen nach allen Richtungen; von besonderer Bedeutung sind Athen-Tatoi-Chalkis und Athen-Livadia-Lamia. Der Peloponnes aber weist nicht nur an seiner Küste eine bald ununterbrochene Communikation auf, sondern beginnt auch im Innern erschlossen zu werden, wenngleich hier noch unendlich viel zu thun bleibt. Aehnlich steht es leider auch in Aetolien und Akarnanien. Wege zu bauen ist eben, zumal im gebirgigen Griechenland, kein so billiges, auch kein so rasch sich abwickelndes Unternehmen.

Den Vortheil dieser besseren Verbindungswege haben



Landwirthschaft und Handel gleichermaßen; auch die Industrie[1]) wird dadurch Förderung erfahren. Letztere ist in Griechenland erst neuesten Datums. Ob ihre Einführung die gehoffte Fülle des Segens bringen wird, kann man dahingestellt sein lassen; an Leuten, welche die rauchenden Schlote mit Widerwillen auf jenem klassischen Boden sehen, fehlt es nicht. Jedenfalls aber sind die bisher gemachten Fortschritte achtunggebietend. Sehr Schönes ist bereits geleistet in der Baumwollenindustrie (Jahresproduktion annähernd 3 Mill. kg Baumwolle; es bestehen 20 Spinnereien und 12 Webereien) und in der Seidenindustrie (Hauptanbau im Eurotasthal und in Messenien). Es existiren 2 Maschinenfabriken, 2 chemische Fabriken, Nadelfabriken; raschen Aufschwung nimmt die Gerberei (jährlicher Durchschnittswerth der Produktion 20 Mill. Mark). Bedeutend hat sich entwickelt die Wollindustrie (4 Fabriken), Pulver- und Dynamitindustrie (1896: 29 Fabriken), Seifenindustrie (37 Fabriken), Oelfabrikation (4 Fabriken), Mühlenindustrie (13 Dampfmühlen). Seit 1899 besteht eine griechische Elektricitätsgesellschaft. Der Piräus hat sich rasch zu einer ansehnlichen Fabrikstadt emporgeschwungen. 1898 arbeiteten dort 86 Fabriken mit Dampfbetrieb, jetzt über 90, in denen über 8000 Personen beschäftigt sind. In den 10 Webereien und Spinnereien des Pyräus liefen 1899 allein 73,000 Spindeln mit einem jährlichen Umsatz von 15 Millionen Drachmen. Ja, Griechenland hat sogar schon für ein Gebäude zu Industrieausstellungen gesorgt (das Zappeion in Athen). So ist kraft der Thatsachen die Frage, ob die Griechen vermöge ihrer Eigenart je Gefallen an industrieller Bethätigung finden werden, als erledigt zu betrachten. Eine andere

1) Ein gut Theil des folgenden Zahlenmaterials verdanke ich Mittheilungen der kaiserlich deutschen Gesandtschaft in Athen; für das gütige Entgegenkommen derselben spreche ich auch hier meinen Dank aus.

Schwierigkeit ist aber die, ob Griechenland gegen die westeuropäische Concurrenz dauernd sich halten können wird. Der Kürze halber sei auf Philippson, Griechenland und seine Stellung im Orient, S. 13 u. 28 verwiesen. Die Griechen selbst zweifeln an ihrem Erfolg in diesem Wettbewerb nicht. So hat anläßlich eines Besuchs der Pariser Weltausstellung A. K. Christomanos zwei Artikelserien in die „Akropolis" geschrieben, welche nun auch im Sonderabdruck erschienen sind unter dem Titel: „Die Großindustrie in Griechenland. Unausgebeutete Reichthumsquellen des Landes" (Athen, Hestia 1901). Christomanos tritt mit Begeisterung und Geschick dafür ein, daß in Griechenland die Industrie noch viel eifriger als bisher gepflegt werden solle, zumal sie durch die natürlichen Reichthümer des Landes nachdrücklich unterstützt werde. Mit Recht betont er (S. 10): „Man fertigt in Griechenland vollkommeneres und festeres Schuhwerk, als anderswo, bei den Küfern können viele Europäer lernen, die Schneider von Athen wetteifern mit denen von Paris, das griechische Leder übertrifft vielfach das aus der Fremde eingeführte, und ich zweifle, ob die griechische Buchbinderei in irgend etwas hinter der europäischen zurücksteht." Viel verspricht sich Christomanos für die Industrie von der Popularisirung der angewandten Naturwissenschaften durch das Polytechnikum (S. 11).

Daß die Griechen als Kauf- und Handelsleute voll ihren Mann stellen, ist heute noch eben so wahr, wie in vergangenen Tagen. Die Handelsmarine zählte 1853 an Schiffen 4230, a. 1891: 5880, a. 1892: 5894. Doch werden nicht überall die nämlichen Zahlen angegeben. So rechnet Meyer's Conversationslexikon (5. Aufl.) für 1898 nur 1334 Schiffe, was beachtenswerth ist, da dem Verfasser des Artikels „Griechenland" offenbar gutes statistisches Material vorgelegen hat. Bei letzterer Zahl wären wohl nur die größeren Schiffe gerechnet; auch wird das Zahlenverhältniß sich ändern, je nachdem man die im Ausland

wohnenden Griechen gehörigen Fahrzeuge mitzählt oder nicht. Aehnliche Unsicherheiten ergeben sich in Hinsicht auf die Zahlen der Handelsdampfer. Deren sollen es 1895: 112, 1898: 159 gewesen sein, ja Philippson (Griechenland u. s. Stell. S. 28) hat schon für 1892 die Zahl von 162. Dem gegenüber weist die amtliche Statistik über die atmiris emporiki naotilia tis Ellados en eti 1900 (Nationale Druckerei, Athen 1901) folgende Angaben auf: 1. Januar 1900 waren es 82 Handelsdampfer, mit 88,933 Tonnen und einem Gesammtwerth von 34'839,486 Drachmen. Am 31. December desselben Jahres aber waren es 99 Handelsdampfer mit 113,505 Tonnen und einem Gesammtwerth von 44'026,446 Drachmen (Gold) und endlich am 31. Mai 1901 durch Erwerb 12 weiterer Dampfer insgesammt 111 Handelsdampfer. Aus diesen Zahlen erhellt die imponirende Thatsache, daß die Zahl der griechischen Handelsdampfer binnen 1½ Jahren um 50% gewachsen ist. Somit ist es keine Uebertreibung, wenn obiger amtlicher Bericht von „wirklich gigantischen Fortschritten" redet (S. 3). Für die Bewegung des griechischen Handels bezeichnend aber ist das Ergebniß, daß 1833—1887 die Einfuhr sich verzwölffacht, die Ausfuhr sich verzwanzigfacht hat (die Belege bei Kirchhoff, Unser Wissen von der Erde III, 273). Diese Tendenz, die Ausfuhr zu steigern und die Einfuhr zu verringern, hat seitdem angehalten. Es betrug z. B. 1898 der Gesammtumsatz 241'440,639 Drachmen (Gold), davon für Einfuhr 153'219,038 Dr., für Ausfuhr 88'221,601 Dr. Im Jahre 1899 dagegen bezifferte sich die Einfuhr auf nur 128'085,906 Drachmen. Um letztere Zahl richtig zu würdigen, muß man wissen, daß der Rückgang gegen 1898 theilweise nur ein scheinbarer ist, weil veranlaßt durch Ansetzung anderer Mittelpreise. Aber auch bei Festhaltung der früheren Mittel bleibt immer noch ein Rückgang der Einfuhr von 10—11 Millionen. Um so günstiger nimmt sich daneben aus die constante Steigerung der Ausfuhr, gewiß ein unanfechtbarer Beweis für die industrielle Kräf-



tigung des Landes. Die Ausfuhr wies folgenden Jahresdurchschnitt auf: 1887—1891: 45'570,601 Dr. (Gold); 1892—1896: 46'026,306 Dr.; 1896—1900: 51'935,515 Dr. Das stellt eine Zunahme von 14% während der letzten 14 Jahre dar. Zu bemerken ist hiebei nur, daß bei diesen Zahlen von der Korinthenausfuhr abgesehen ist, da sie immer noch die letzte Krise nicht überwunden hat. (Vgl. über das vorausgehende Material die Statistik von A. Panagiotides über den „Handel Griechenlands mit den fremden Mächten im Jahre 1898", Athen 1899.)

Weniger erfreulich sieht es bei der griechischen Landwirthschaft aus. Hier sind noch große Aufgaben zu erfüllen. Daran hängt Griechenlands Zukunft, daß dort wieder ein tüchtiges Bauernvolk ersteht. Denn ohne ein solches hat das Land keine Aussichten zuverlässiger Art. Ratzel bemerkt in seiner „Völkerkunde" treffend: „Nicht zufällig hat das Wort Cultur auch noch den Sinn des Ackerbaus." Von vornherein wird man allerdings festhalten müssen, daß der landwirthschaftliche Betrieb Griechenlands nie das wird werden können, was er bei uns ist. Das macht schon der ausgeprägte Gebirgscharakter des Landes mit seiner dünnen Humusschicht unmöglich. Dennoch wäre es falsch, dem griechischen Landbau die Existenzfähigkeit absprechen zu wollen. Die Geschichte und die bereits vorliegenden Erfolge würden eines Besseren belehren. In den Ebenen des Eurotas, im gesegneten Messenien, in Elis, in Böotien und Thessalien saßen in der guten Zeit Griechenlands kerngesunde Bauern; auch Attika hatte einst einen solchen soliden Grundstock, und weitsehende Männer, wie Plato, dachten mit Wehmuth an diese Zeit zurück. Athen in seiner Blüthe war reine Seemacht (die Verhältnisse hatten es dazu erzogen) und damit stets eine bedingte Macht. Man fühlte das in Athen instinktiv und so war der Spott über die böotischen und lakonischen Bauern zum Theil wohl diktirt durch ein gut Stück Neid. Gewiß hätte schon im



Alterthum mehr geschehen können. Aber heutigen Tags ist der Uebelstand ein schreiender, wenngleich auch jetzt noch, was desto vielsagender ist, der Ackerbau die wirthschaftliche Grundlage Griechenlands bildet. Skobel in seinem 1899 erschienenen „Geograph. Handbuch“ S. 344 gibt folgende Zahlen über die Bodenbenutzung in Griechenland: Aecker und Gärten 14%, Weinberge 4,6%, Wiesen und Weiden 37%, Waldland 9,3%, Unproduktiv 35,1%. Was Wunder, daß 1897 für 33,14 Mill. Drachmen Cerealien eingeführt wurden (inländischer Ertrag nur 6,64 Mill. hl), 1898 aber für 37,11 Mill. Dr. (Weiteres Zahlenmaterial bei Pertsch-Neumann, Physikal. Geographie Griechenlands S. 410.) Zu staunen braucht man über solche Zustände nicht. Das griechische Volk war Jahrhunderte lang gewohnt worden, daß dasjenige, was es mit seiner Hände Arbeit baute, zuletzt doch nicht ihm gehörte. Wie sollte da Liebe zur Scholle sich entwickeln? Nirgends wirkte die Türkenzeit tödtlicher, als eben hier. Ein Beispiel möge sprechen. Die fruchtbare, offene thessalische Ebene, aus der türkischer Druck die Bewohner verscheuchte, ist schlecht angebaut und arm, während die Gebirgslandschaften am Ossa und Pelion, wie die Halbinsel Magnesia, wohin sich die Griechen zurückgezogen hatten, in blühende Gartenlandschaften verwandelt worden sind (Kirchhoff, a. a. O. III, 265, 278). Die türkische Greuelwirthschaft mußte um so nachhaltiger wirken, als der Landbau in Griechenland bei der bergigen Natur des Landes (häufig Terrassenbau!) und der Seltenheit der Niederschläge (künstliche Bewässerung!) gewaltige Arbeit verlangt.

Allmählich aber beginnt die bessere Erkenntniß doch in den leitenden Kreisen zu dämmern. Seit 1860, wo zuerst eine Aufnahme des bebauten Landes stattfand, hat sich das prozentuale Verhältniß desselben gegenüber dem unbebauten bedeutend gehoben. Umgekehrt nimmt die Einfuhr der Cerealien stetig ab. Von 1887—1891 betrug das Mittel der Einfuhr von Cerealien circa 128'800,000 Okaden (1,28 kilo),



60 Okaden für den Kopf; von 1897 ab jedoch nur mehr circa 131'000,000 Okaden oder bei der gesteigerten Einwohnerzahl nur mehr 51 Okaden auf den Kopf. Wäre Getreideeinfuhr und Bevölkerung gleichmäßig gewachsen, so müßte das jetzige Mittel circa 192'000,000 Okaden sein, ein klarer Beweis für die Steigerung der inländischen Getreideproduktion (s. Panagiotides, Handel Griechenlands mit den fremden Mächten i. J. 1898, S. 19 f.). Ermuthigend ist weiter sicherlich die Thatsache, daß man sich an die riesige Aufgabe der Trockenlegung des Kopaissees gemacht hat, eine Aufgabe historischen Andenkens. Französische Ingenieure leiteten die Werke und heute ist das Unternehmen glücklich beendigt. Der Kanal führt in einer Länge von 4200 m theils über, theils unter der Erde zum Hylika-See, von da geht er zum Paralimni-See und zur Bucht von Anthedon. Damit sind 240,000 Morgen fruchtbarsten Landes ohne Schwertstreich erobert. Möge auf diesem Grund sich bald die schöne Sage von jenem Könige verwirklichen, der in dieser Ebene 200 Dörfer sein eigen nannte (B. Schmidt, Griechische Märchen, S. 22). Von jenen 240,000 Morgen waren bereits 1899 angebaut ca. 100,000, davon 90,000 durch 2100 Bauern, 11,000 Morgen durch die Kopaisseegesellschaft auf eigene Rechnung. Letztere Gesellschaft hat auch eine Musterwirthschaft von 8000 Morgen eingerichtet.

Allem nach wird man sich nicht Optimist schelten lassen müssen, wenn man der griechischen Landwirthschaft eine bedeutende Entwicklungsfähigkeit zuschätzt. Im Jahre 1887 wurden nur 8'300,000 Scheffel Getreide erzielt, 1900 aber schon 12 Millionen (Mittheilung des Asty vom 5. Febr. 1901). Diese und ähnliche Zahlen sprechen deutlich. Kommen zu dem schon Erzielten noch weitere, rationelle Verbesserungen, wie sie Christomanos, Großindustrie S. 21 ff., so warm empfiehlt, so ist guter Aussicht ein breiter Raum gegeben. Großgrundbesitz gibt es in Griechenland nicht, die wichtigsten Anbauflächen sind durch Schienenwege entweder schon erschlossen



oder werden es bald sein, der griechische Bauer aber wird sich, wie man hoffen darf, seiner großen Aufgabe gewachsen zeigen, dafür bürgen sein anstelliger Charakter und sein Fleiß. Jener scharfe Artikel über die „Faulheit“ in Griechenland, welchen 1899 die „Akropolis“ brachte, zielte jedenfalls auf ganz andere Kreise. Die Leiter der Ausgrabungen haben viel Lob für ihre Leute und ein Kenner, wie G. Hirschfeld, hat den griechischen Bauern große Anerkennung gezollt. Nach ihm ist der griechische Landmann „bieder und doch dem schnellen, leichten Gewinn nicht abhold, intelligent, strebend und lernbegierig und auch wieder im Alten zäh beharrend, gutwillig und jähzornig, aufopfernd für die Seinigen und störrisch gegen den Staat, gastfrei ohne Hintergedanken, für sich selber sparsam, mäßig, fast bedürfnißlos; ein Gemisch ungebändigter, noch nicht durch Cultur versöhnter Eigenschaften, das ein Segen werden kann in geschickter Hand, ein Fluch in ungeschickter oder auch nur unthätiger; nicht ein noch grünender Ast eines absterbenden Stammes, sondern die Wurzel eines jugendkräftigen, emporstrebenden Baumes“ (Aus dem Orient S. 308 f.).

Gute Aussichen dürfen wir umsomehr hegen, da eine Reihe wichtiger, landwirthschaftlicher Zweige bereits in schönster Blüthe steht. Schaf-, Ziegen- und Schweinezucht werden in großem Umfang betrieben, auch die Rinder- und Pferdezucht kommt allmählich wieder in Aufnahme. Einen reichen Ertrag liefern die vielen Produkte dieses unerschöpflichen Bodens: Tabak (jährliche Ernte ca. 7,5 Mill. kg, davon zur Ausfuhr ca. 6 Mill. kg), Baumwolle, Seide, Limonen, Mandeln, Kastanien, Pfirsiche, Aprikosen, Quitten, Granatäpfel, Orangen, Feigen (1900 Ertrag 270,600 Stateren, davon Messenien allein 230,000, Gesammtwerth 3 300,000 Franken Gold). Den größten Ertrag aber bieten auch heute noch der hl. Oelbaum und die Rebe (bezw. Korinthe). Die Oelbaumcultur hat in den letzten 70 Jahren sich sehr gesteigert. Am Ende des Freiheitskrieges waren nur etwas

über 2 Millionen Oelbäume übrig geblieben, jetzt sind deren wieder ca. 10 Millionen (1899 Jahresproduktion 13,3 Mill. Liter), bei der Eigenart dieser Cultur ein erstaunlicher Gewinn. Wer aber kennt nicht die Korinthen von Achaja, Elis und den jonischen Inseln, wer nicht die Weine von Kephallene und Patras, von Tripolitza und Santorin? Die Griechen würden vielleicht gut thun, den Korinthenbau nicht allzusehr zu bevorzugen (1898 Ausfuhr für 37,8 Mill. Dr.; 1900 Ausfuhr von 103'612,720 Pfund, davon 9'231,284 Pfd. nach Deutschland, das an 3. Stelle steht); unleugbar ist es auch in dieser Hinsicht eine Gefahr, alles auf eine Karte zu setzen. Es wird ja der jämmerliche Staatsbankerott von 1893 mit dem fortwährenden Sinken der Korinthenpreise in Zusammenhang gebracht, vielleicht nicht mit vollem Recht; wenigstens weisen meine Notizen über eine größere Reihe von Jahren bedeutende Contraste in den Preisen auf. Sicher aber ist, daß für den Weinbau noch recht viel geschehen könnte. In einer unglaublichen Fülle (1898 Gesammtertrag 1'518,000 hl, davon ausgeführt 230,000 hl für 4,9 Mill. Dr.) und in einer Unzahl von Arten gedeiht der edle Nektar auf diesem geweihten Grund, angefangen vom schwarzen Santoriner, den man in Likörgläschen nimmt, bis zum angenehmen peloponnesischen Landwein, der nach langer strapaziöser Tagestour Abends im geselligen Kreise gar wohl bekommt. Heute noch, wie in den Tagen der Vorzeit, gehören Wein und Oel zu den unentbehrlichen Bedürfnissen des Volkes, heute noch trifft das Wort des sonst so ledernen Plinii (H. N. XIV, 22, 150) zu: „Zweifaches Naß thut dem Menschenleib wohl, innen Wein, außen Oel, beides die werthvollsten Geschenke der Baumwelt, doch das Oel ein unentbehrliches." Pace omnium antialcoholicorum dixerim.

Ist somit das Land immer noch reich an Produkten, so sind die Schätze, welche das Innere seines Bodens birgt, womöglich nicht zu erschöpfen. Griechenland ist zum guten



Theil aus Marmor aufgebaut, namentlich an seiner Ostküste. Attika allein hat 3 vorzügliche Marmorarten, ebenso reich ist Euböa, Skiathos, Andros, Tinos, das vielgerühmte Paros, Siphnos, der weniger hiedurch bekannte Taygetos — Marmorsorten in allen Arten und Farben und in einer Fülle, die ganz Europa versorgen könnte. Seit 1898 sind denn auch zahlreiche Marmorbrüche eröffnet worden, so im Penteli, auf Paros, Tinos, Skyros, Euböa, in der Maina. Dazu kommen Braun- und Steinkohlen, Schwefel, Schmirgel, Eisen, Blei, Kupfer, Schiefer, Magnetstein, Serpentin, Trachyt, Thon. Eine besondere Stellung nehmen heute wiederum die Bergwerke von Laurion ein. Mindestens 4000 Arbeiter sind dort beschäftigt. Seit 1861, wo die Arbeiten in Laurion begannen, wurden 332 Concessionen ertheilt, von denen 132 schon erloschen sind. Im Ganzen sind gegenwärtig 44 Minen im Betrieb, die 16 größeren, meist ausländischen Gesellschaften gehören. Der Werth der jährlichen Ausbeute an Metallen und Erzen war 1897: 18'733,920 Drachmen, 1898: 21'324,913 Drachmen, 1899: 22'108,445 Mark (? Drachmen), während das Jahr 1900 einen Rückgang von circa 4 Millionen aufweist [Arbeitsbeschränkung und Entlassung mehrerer 100 Arbeiter] (siehe Reuter's Finanzchronik 1901 Nr. 27). Im Allgemeinen sind die Hilfsquellen des Landes noch lange nicht genügend erforscht, geschweige denn nutzbar gemacht. Es steht zu erwarten, daß bei fortschreitender Cultivirung noch ungeahnte Schätze aus dem Innern der Erde zum Vorschein kommen werden.

Unter Einem Mangel aber leidet Griechenland schwer, unter einem Mangel, der nicht so schnell, nicht in einem Jahrhundert sich beseitigen läßt, dem der beste Wille zunächst wehrlos gegenübersteht, unter dem Mangel des Waldes. Zwar ist das Eingehen des Waldes eine Erscheinung, die man nicht bloß in Griechenland beobachten kann, die sich in Anatolien, auf Cypern, auf Imbros u. a. ebenso constatiren

läßt; aber was nützt solch ein Trost? Auch sage man nicht, daß dieser Mangel ja nur theilweise sei, daß Griechenland immer noch ca. 820,000 ha Wald besitzt. Als ob jene waldumgürteten Gebirgsgipfel in ihrer unzugänglichen Weltferne für heutige Verhältnisse in Betracht kämen! Nein von den Berghängen Attikas und theilweise des Peloponnes, der Insel Euböa und der Megaris und besonders der Inseln muß man da reden. Voll mitleidigen Befremdens ruht anfangs das Auge des Abendländers auf ihnen in ihrer Nacktheit und Kahlheit. Welch außerordentliche Schäden diese Waldarmuth für ein Land bedeutet, sieht man erst an Ort und Stelle. Ganz abgesehen davon, daß der Wald an und für sich eine der wichtigsten Reichthumsquellen für ein Volk ist, möge man sich erinnern an seinen Einfluß auf die Bewässerung und Humusbildung. Zwar klagten die Alten schon über das Abnehmen des Waldbestandes und Platos Kritias ist ein bewegliches Zeugniß hiefür. Aber für die Fortdauer oder vielmehr Verschlimmerung dieses Zustandes sind in erster Linie die Griechen in ihrem Unverstand verantwortlich zu machen. Ja, es war schon so unter der Türkenherrschaft. Aber seit 1830 wäre zur Umkehr wahrlich Zeit genug gewesen. Es ist Unverstand, daß jeder frisch treibende Waldansatz schonungslos den Ziegenheerden überlassen wird; es ist Unverstand, des Harzes wegen die noch stehenden Bäume bis ins Mark anzubohren; Leichtsinn aber ist es, durch bald absichtlich, bald unabsichtlich veranlaßte Waldbrände den kargen Holzbestand vollends zu zerstören. Beinahe möchte man solcher Blindheit gegenüber die Hoffnung aufgeben und jenen Stimmen Recht geben, die weissagen, „daß in kurzer Zeit die letzten Wälder verschwunden sein werden" (so Philippson a. a. O. S. 9, der wohl zu den genauesten Kennern des heutigen Griechenlands gehört). Zu solchem Pessimismus wird man um so eher geneigt sein, als die wiederholt gemachten Versuche, eine geordnete Forstwirthschaft durchzuführen, schon an der Geldfrage gescheitert

sind. Dem deutschen Forstmann, der nun als Reorganisator berufen worden ist, kann man nur von Herzen guten Erfolg wünschen. Hoffnungslos scheint mir persönlich die Sachlage noch nicht, einmal wegen der ewig jungen Fruchtbarkeit des Bodens, die an vielen Stellen allein die Aufforstung besorgen würde, wenn nur der Mensch nicht eingriffe, sodann aber wegen deutlicher Zeichen einer besseren Einsicht. In ersterer Beziehung sind lehrreich die Erfahrungen, welche der Verwalter der königlichen Güter, der Däne Münter, bei der Aufforstung in Dekeleia und im Forst Baphi machte. Während man in Deutschland, Oesterreich und Rußland einen Zeitraum von 28—30 Jahren zu einer vollen Aufforstung braucht, genügen nach Münter in Griechenland 18—22 Jahre dazu. Auf einen Umschwung der öffentlichen Meinung aber wird man aus folgenden Punkten schließen können. Vor allem scheint allmählich eine nachhaltige Bewegung für den Forstschutz zu entstehen, die an der prinkipissa Sophia eine eifrige Förderin, in Christomanos, Professor in Athen, einen beredten Wortführer gefunden hat. Darf man vielleicht in der Abnahme der Zahl der Waldbrände einen ersten schönen Erfolg dieser Bewegung sehen? Im Jahre 1898 noch wurden durch 255 Brände 97,819 Morgen verheert (Schaden 974,460 Dr.), 1899: 120 Brände auf 49,060 Morgen (831,170 Dr. Schaden), 1900 nur mehr 82 Waldbrände auf 21,042 Morgen (360,996 Dr. Schaden). Aber auch positiv ist das Riesenproblem der Walderneuerung in Griechenland bereits in Angriff genommen worden. Auf den Höhen des Ardettos ist eine Baumschule angelegt worden; in derselben werden vor allem Fichten gezogen, die namentlich auf attischem Boden gedeihen sollen. Unterhalb vom Philopapposdenkmal ist ein Terrain bereits angepflanzt. Man trägt sich in Athen mit großen Hoffnungen. Der Aufseher der Forste, der Däne Olten, erklärte auf Befragen, binnen 5 Jahren werde die nackte Umgebung Athens sich mit Grün bekleiden

und das kommende Geschlecht werde unter kühlem Schatten lustwandeln („Asty", 13. April 1901). Mögen das keine Träume sein!

So fehlt es also im wirthschaftlichen Leben Griechenlands nicht an tiefen Schatten, nicht an Aufgaben, die dringende Lösung heischen, aber auch nicht an erfreulichen Lichtseiten, und noch weniger an verheißungsvollen Ausblicken. Noch mehr trifft letzteres zu im Hinblick auf das Geistesleben Neugriechenlands. Sein Schulwesen und seine Bildungsanstalten haben einen Aufschwung genommen, der jede Erwartung übertrifft, ja die höheren Schulen des Landes haben bereits einen Ueberschuß studierter Elemente, ein richtiges Bildungsproletariat herangezogen und damit eine Gefahr, die mit ihren Anhängseln wie Stellenjägerei, Parteiregiment in Besetzung von Beamten- und Lehrstellen niemals unterschätzt werden darf. Schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren die Ansätze zu diesem Aufschwung vorhanden, es bedurfte bloß der Freiheit, um dieselben zu staunenswerther Entwicklung zu bringen. Bereits im ersten Drittel dieses Jahrhunderts unternahmen es Männer, wie ein G. Kleobulos, die europäischen Methoden nach Hellas zu verpflanzen, mit welchem Erfolg, darüber geben etliche statistische Ziffern den besten Aufschluß. Im Jahre 1839 waren bereits vorhanden 190 Volks- oder Elementarschulen, 31 „hellenische "Schulen (in denen das Altgriechische gelehrt wird) und 4 Gymnasien. Dagegen zählte man im Jahre 1897 im Ganzen 2874 Volksschulen, die Zahl der Lehrer belief sich auf 1867, die der Lehrerinen auf 636; Schreibschullehrer waren es 963. Die Zahl der Schüler betrug 129,230, der Schülerinen 29,119 (ca. 6,6% der Bevölkerung). Im Schuljahr 1898/99 waren es 243 hellenische Schulen mit 647 Lehrern und 13,472 Schülern; Gymnasien zählte man 40 mit zusammen 291 Lehrern und 3822 Schülern. Das sind gewiß sehr schöne Ziffern; trotzdem bleibt noch viel, viel zu thun. Ueberhaupt habe ich in keinem Zweige



des neugriechischen Lebens einen so tiefen Einblick in die Schwierigkeit gewonnen, welche die Wiedererhebung eines gesunkenen Volkes bereitet, als eben im griechischen Schulwesen. Aeußerst lesenswerth sind die beiden Artikel von Papamarku und Zagojannis in der „Deutschen Zeitschr. für ausländisch. Unterrichtswesen 1900 (VI) S. 18—36, 177—204, 257—285. Vor allem wäre noch viel mehr für die Volksschulen zu thun. Ganz abgesehen sei davon, daß eine Reihe von Gemeinden mit zusammen 206,499 Einwohnern ohne Schule ist (Ethnike Agoge 1898, 15. April, Nr. 5). Der Staat sollte insbesondere mehr sorgen für bessere Lehrerausbildung; zwar bestehen 4 Lehrerseminare (Athen, Tripolis, Larissa, Korfu), dennoch müssen die Schreiblehrer und Hilfslehrer nicht selten von der Straße aufgelesen werden; auch würde, wenn die endlose Fabrikation von Schulgesetzen und Verordnungen, sowie das Hereinspielen der Parteipolitik ein Ende nähme, niemand darüber klagen. Aber auch im Mittelschulwesen werden Wünsche laut. Die „hellenischen Schulen“ thun zwar ihre Schuldigkeit als Vorstufe für die Gymnasien, der gewerbliche Mittelstand aber wird durch sie nicht befriedigt. Es lassen sich daher Stimmen vernehmen, die eine mehr praktische Schulung verlangen, etwa in der Art des bereits bestehenden praktikon Lykeion in Athen mit seiner, sagen wir, realgymnasialen Richtung. Volles Lob dagegen verdient die in Athen bestehende „Schule bedürftiger Knaben“, welche die vernachlässigten Helden der Straße, wie Zeitungsjungen und Lustri, aufsammelt.

An höheren Fachschulen ist kein Mangel. Außer den schon genannten Lehrerseminarien finden wir eine theologische Akademie, 4 Priesterseminare, eine Militärschule, eine nautische Akademie und 3 nautische Schulen, mehrere Handelsschulen, ein Polytechnikum, Conservatorium, eine Agriculturschule (Aïdinion), 7 landwirthschaftliche Stationen, im Arsakeion ein großartiges Erziehungsinstitut für junge Griechinen. Endlich, und dies letzte ist nicht das geringste, in allen

diesen Schulen ist der Unterricht frei, sei es, daß private Wohlthätigkeit oder die Gemeinden oder — allerdings meist zu einem kleinen Theil — der Staat für ihre Bedürfnisse aufkommt.

Noch müssen wir reden von der Universität zu Athen. Sie wurde gegründet a. 1837 mit 27 Docenten (darunter 7 Deutsche) und kaum 50 Studenten; die Einrichtung erfolgte ganz nach deutschem Muster, sogar das löbliche Institut der Preisaufgaben (agonismata) fehlt nicht. Das anfangs kümmerliche Pflänzchen ist herangewachsen zu einem Baum, der die ganze Levante überschattet. Im Sommersemester 1899 betrug die Zahl der Studirenden 2759, Docenten waren es 57, der Aufwand betrug 741,900 Dr. (davon 236,860 Dr. aus dem Vermögen der Universität, das andere aus der Staatskasse). Das Stiftungsvermögen beträgt über 5 Millionen, manche „europäische" Schwester dürfte sie darum neiden. Für die Unterrichtszwecke sind die modernsten Bauten und Mittel vorhanden. Die Universitätsbibliothek zählt schon 250,000 Bände und 2111 Handschriften. So ist Athen jetzt wieder, was es in einer goldenen Vergangenheit auch gewesen, die geistige Amme des Hellenenthums. Nicht bloß aus dem Königreich, nein, von Vorderasien, allen Inseln, Aegypten, Macedonien, Rumänien strömen die Schüler herbei.

(Schluß folgt.)



XXXIV.

Albert Kuhn's „Allgemeine Kunstgeschichte".

(Die Stilperiode der Renaissance.)

(Schluß.)

An eine Art von Arbeitstheilung werden wir gemahnt, wenn wir unter Kuhns Führung die verschiedenen Malerschulen Italiens durchgehen, um, hier die Pflege des Sanften und Lyrischen, dort jene des Herben und Dramatischen, schließlich aber den entzückend harmonischen Einklang des Gesammtwirkens wahrzunehmen. Innere und äußere Gründe begünstigten die unvergleichlich glückliche Entwicklung der italienischen Kunst des Quattrocento, um den Toskanern einen Masaccio und Ghirlandaio, den Umbriern einen Perugino und Pinturicchio, den Norditalienern einen Mantegna, den Venetianern, die durch die zauberischen Farben- und Lichteffekte der Lagunenatmosphäre vor allem auf gründliche Pflege des Colorites hingewiesen waren, einen Giov. Bellini zu geben. Viel früher als bei uns im rauhen Norden entwuchsen die Künstler der sonnigen Halbinsel den einengenden Zunftverhältnissen; im regeren Verkehr mit allen geistigen Elementen des Landes, damit zugleich in eine bessere gesellschaftliche und sociale Stellung gehoben, vermochten sie einen ganz anderen Gesichts- und Bildungskreis sich anzueignen, als dieses den zeitgenössischen außeritalienischen Malern ermöglicht ward. — Bei der Ueberfülle des Materials



ist es erklärlich, daß Kuhn den minderhervorragenden, kleineren Schulen und Künstlergruppen des 15. Jahrhunderts nur gedrängte Beachtung widmen konnte. In einzelnen Fällen hätten wir hier dennoch eine mäßige Erweiterung gewünscht, so z. B. bei Behandlung der Schule von Mailand (III, 476), aus welcher die beiden, von deutscher Seite bisher stets ignorirten, wackeren Meister Francesco und Cristoforo Zavattari stammen, die um 1440 in der Kapelle der Eisernen Krone des Domes von Monza den prächtigen Freskencyklus aus dem Leben der Lombardenkönigin Theodelinde schufen: ein sehr bedeutendes Werk, das — heute leider vielfach schadhaft — in Auffassung und Ausführung lebhaft an die Schaffensart des liebenswürdigen Gentile da Fabriano erinnert.

Selbstverständlich ist in dem vorliegenden Werke den genialen Vertretern des Höhepunktes der Renaissance-Malerei, dem Dreigestirne: Raphael, Lionardo da Vinci und Michelangelo, möglichst eingehende Berücksichtigung zu Theil geworden. Schon Kuhn's Einleitung hiezu (III, 481) wirkt wie eine grandiose, geistvolle Ouvertüre, die gründlich beachtet sein will, um mit richtigem Erfassen diesen merkwürdigen Künstlergestalten und ihren Schöpfungen sich zu nähern. Den unvergleichlichen Leistungen vollauf gerecht werdend, hat der christliche Aesthetiker hier zugleich die Gelegenheit wahrgenommen, hinsichtlich der kirchlich-religiösen Kunst die Grundsätze und Marken festzustellen, die, mag von mancher Seite noch so sehr Einspruch dagegen erhoben werden, stets Geltung besitzen müssen, solange man in der Menschheit dem wahrhaft christlichen Empfinden überhaupt eine Berechtigung zuerkennt. Man braucht nicht zu bangen, daß P. Kuhn allzu eng und ängstlich seine Kreise gezogen; gar treffend sagt er: „die Kunst keiner Zeit hat allgemeinen, für alle Zeiten giltigen Werth"; aber ebenso steht es fest, daß in religiösen Kunstaufgaben „das Uebernatürliche immer der wesentlichste Bestandtheil" zu bleiben hat. — Einer ge-

wissen Uebernatur hat. freilich auch Michelangelo gehuldigt, aber sie war vielfach anderer Art: seine wuchtige Individualität drängte ihn nicht selten über die Grenzen hinaus, die wir im Bereiche des Schönen und zunächst im Gebiete des kirchlich-religiösen Kunstwerkes beachtet wissen wollen. Darum wird sein „Jüngstes Gericht" auch allzeit nur gemischte Empfindungen und getheilte Beurtheilungen hervorrufen. Dem schwermüthigen, titanischen Meister gegenüber steht Raphael wahrhaft wie eine lichte, entzückende Engelsgestalt. Selten haben die Grazien und Musen ein Menschenkind mehr geliebt und reichlicher beschenkt, als diesen sanften Jüngling der umbrischen Berge. Hoheit und Liebreiz seiner Werke lagern auch über seiner anmuthsvollen, menschenfreundlichen Gestalt, und selbst sein früher Lebensabschluß entbehrt nicht der Verklärung: grüßte doch sein letztes Werk: „Transfiguration" auf die Leiche des begnadeten Künstlers nieder, der an einem Charfreitag in die Wiege und an einem Charfreitag in den Sarg gelegt worden ist.

Zwischen den zwei erwähnten, so verschiedengearteten Meistern steht in edler Männlichkeit Lionardo. Fast möchte man es bedauern, daß der große Gelehrte da Vinci dem großen Künstler da Vinci so manche Schaffenszeit vorweggenommen hat — dennoch ist es, angesichts des ergreifenden Bildes „Abendmahl", fraglich, ob sich der Meister hierin je übertreffen hätte können. Wir neigen der Anschauung Jener zu, die in dem genannten Werke Lionardo's das vollendetste Kunstwerk der christlichen Malerei ersehen. Schade, daß Kuhn bei Besprechung dieses Gemäldes nicht die gediegene, hieherbezügliche Abhandlung Johannes Schrott's[1]) vorgelegen hat, da er dann wohl kaum mehr der früheren, durch die auf der Copie von Ponte Capriasca und durch

1) Siehe „Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 89, 1889"; außerdem „Beilage zum Vereinsgeschenk für das Jahr 1888 des Vereins für christliche Kunst in München".



Goethe gegebenen Bezeichnung der Figuren, wonach drei Apostel eine unrichtige Deutung oder Verwechslung erhielten, sondern der unzweifelhaft gelungenen Schrott'schen Feststellung sich angeschlossen hätte.

Die auf Virgil bezüglichen Worte Dante's: „er ging voraus, ich folgte seinen Spuren" mochte mancher italienische Maler citiren, der in eines der großen Geleise eingetreten, welche das Künstler-Dreigestirn der Hochrenaissance zurückgelassen hatte. Auf den Bahnen Lionardo's dürfte Luini noch am glücklichsten geschritten sein; Michelangelo's Anhänger und Raphael's Schüler waren nicht mehr in allem ihrer Meister würdig. Der in der Villa Te zu Mantua von Giulio Romano dargestellte „Gigantensturz", ein rohes und abstoßendes Werk, kann als Gradmesser dafür gelten, wie rasch auch die Kunst von ihrer Höhe sank. — Nur Venedig, das stets eine gewisse Sonderstellung sich gewahrt, feierte in seinen großen Meistern, welche durch Farbenschmelz und Beleuchtungszauber die Malerei der Hochrenaissance zur allseitigen Vollendung führten, noch geraume Zeit glänzende Triumphe, deren Reflexe heute noch die altgewordene Marmorbraut der Adria so unvergleichlich festlich umwoben halten.

Minder begünstigt, als jenseits der Alpen, vollzog sich auf deutschem Boden die Entwicklung und Ausgestaltung der Renaissance-Malerei. Nicht mit der Kenntniß des klassischen Alterthums vertraut, nicht in dem Grade von Volks- und Fürstengunst getragen wie die italienischen Zunftgenossen, rangen die biederen deutschen Maler des 15. Jahrhunderts nach ihrer Vervollkommnung. Ein Vorzug, der geraume Zeit, bis über Dürer hinaus, sich geltend machte, lag allerdings in dieser den heimatlichen Meistern zugewiesenen Stellung: „Wenn die deutsche Malerei nicht die Schönheit der Formen, den hohen Schwung und die ideelle Richtung des italienischen Cinquecento erreichte, so besitzt sie

dafür einen unschätzbaren Vortheil: sie ist immer noch der reinste und lauterste Ausdruck urdeutschen, nationalen Wesens."

Mit Wärme und tiefem Verständnisse zeichnet P. Kuhn die verehrungswürdige Gestalt Dürers, in dem das Ringen aus dem Kleinlichen zum Großen zu erfolgreichem Ausdruck gelangt, durch den der deutsche Kunstbetrieb, der „bisher das Handwerksmäßige streifte", auf eine Höhe gebracht ward, welche unserer nationalen Kunst zu unvergänglichem Ruhme gereicht. Unzweifelhaft hätte dieser strebende Meister seine Schwingen noch gewaltiger und freier entwickeln können, wären ihm ähnliche Aufgaben, wie sie seinen italienischen Collegen erblühten, zu Theil geworden. Der Mangel an monumentalen Aufträgen, das ausschließliche Hingewiesensein auf das Tafelbild oder auf den Holzschnitt war für Dürer und andere schaffensfreudige deutsche Meister sicher eine schwere Benachtheiligung. Die Reformation und ihre Wirren schmälerten noch mehr das Arbeitsfeld; wir müssen Kuhn völlig Recht geben, wenn er sagt: „Unter der Ungunst der Zeit litt Dürer mehr als einer." Daß die Pflege des Bildnisses, des Holzschnittes und Kupferstiches in jener Zeit zur besonderen Entfaltung gelangen konnte, mag uns als theilweiser Ersatz für die auf anderen Kunstgebieten erlittenen Verluste gelten.

Die fränkischen, sächsischen, schwäbischen und andere Künstlerkreise durchgehend, verweilt der Kunstfreund und Kenner mit besonderem Interesse vor Holbein d. J., in welchem die deutsche Renaissance ihren vollkommensten Ausdruck fand. Durch mehrseitige Aufträge — besonders auf englischem Boden — merklicher begünstigt als Dürer, übertrifft er diesen an größerer Freiheit und Eleganz der Formen, ohne im Allgemeinen an dessen Gefühlstiefe und Gedankenreichthum hinanzureichen. Des Meisters „Madonna mit der Basler Bürgermeisterfamilie" (Darmstadt) wird gleichwohl allzeit den schönsten Perlen der Kunst beizuzählen sein, welche deutscher Fleiß und deutsche Innerlichkeit je zu bieten



vermochten. — Bei den von Italien her schließlich immer mehr einwirkenden Einflüssen lag es nahe, daß auch eine regere Pflege des Colorits sich einstellte, wofür die Werke Grünewald's, ganz besonders aber jene H. Baldung's, die deutlichsten Belege aufweisen.

Anschließend an die Renaissance-Bewegung in Deutschland, erweiterte auch die Malerei der Niederlande ihre Kreise, indem sie, wie anderwärts, einerseits zu freieren dramatischen Gestaltungen, anderseits aber vor allem zur Ausscheidung neuer Gattungen in der Malerei hindrängte. Wie theilweise in Deutschland schon durch Altdorfer der Landschaft besondere Aufmerksamkeit zugewandt wurde, so thaten es in den Niederlanden noch mehr die Brueghel und andere Meister. Daß die Genre-Malerei bei den realistischeren dortigen Neigungen besonderen Nährboden finden konnte, ist zur Genüge bekannt.

Wenn zunächst dem begnadeten, glücklichen Schaffen der Italiener, dann aber auch dem ernsten Ringen und Streben deutscher Meister die Erfolge der Malerei in der Hochrenaissance zufallen, und zwei Nationen somit als Gebende erscheinen, so zeigen sich Frankreich und Spanien hier noch als Empfangende. Den künstlerischen Kräften dieser Länder, soweit sie der Malerei angehören, ward oft in der Folgezeit eine besondere Entwickelung gegönnt. Im 16. Jahrhundert war es fast ausschließlich nur fremdländischer Einfluß, dem die eingesessenen Maler, mehr oder minder geschickt, sich hingaben. Bedeutende Künstler und Kunstwerke wurden von den Machthabern aus der Ferne, aus Italien, Deutschland und den Niederlanden geholt; bekannt ist ja die Vorliebe, die König Franz I. von Frankreich für importirte Kunst besaß, und auch Kaiser Karl V. und Philipp II. von Spanien haben es ähnlich gehalten. Die sogenannte Schule von Fontainebleau ist von Italienern gegründet und gebildet; auch in Madrid und Sevilla macht sich geraume Zeit eine Verquickung von flandrischen und italienischen Einwirkungen



geltend, aus der erst im 17. Jahrhundert jene national-spanische Kunst hervorging, die mit kräftigem Realismus zugleich tiefsten seelischen Ausdruck, religiöses Pathos und ernste Askese so eigenartig zu mengen vermochte.

Soweit die Darlegungen der Kuhn'schen „Kunstgeschichte". Ueberblicken wir das bisher Gebotene, so müssen wir gestehen, daß dieses monumentale Werk, welches nun seinem Abschlusse nahe rückt, als eine Leistung sich erweist, der auf dem weiten Gebiete der kunstgeschichtlichen Literatur und auch auf dem der technischen Ausstattung ein ganz hervorragender Ehrenplatz zuerkannt werden muß. Verfasser und Verleger haben wahrlich ihr Bestes geboten.

Noch wird für P. Kuhn seine schwierige Aufgabe sich darbieten, wenn er, die Behandlung von Barock und Rococo abschließend, der Kunst des abgelaufenen 19. Jahrhunderts, besonders jener des letzten Drittels, seine Blicke zuzuwenden hat. Wir zweifeln nicht im mindesten, daß er auch durch das Labyrinth, das die Gährungen und Bestrebungen der modernen Kunstströmung bieten, als kundiger, objektiver Beobachter, als ernst- und klarschauender Führer den rechten Pfad uns zeigen und geleiten wird.

München. Max Fürst.



XXXV.

Eine F. X. Kraus-Biographie.[1]

(1840—1901.)

Mit Vergnügen bringen wir dieses fein und warm gezeichnete Lebensbild des am 28. December 1901 zu San Remo verblichenen Professors hierorts zur Anzeige. Der Umstand, daß der gelehrte Verfasser mit ergreifender Pietät dem hingeschiedenen Amtsbruder und Freunde, nachdem kaum zwei Monate verflossen, seit das Grab ihn aufgenommen, dieses herrliche Denkmal errichtet, muthet den Leser in besonders hohem Grade wohl an. So nämlich ist die Möglichkeit gegeben, daß noch manches Vorurtheil gegen den Verewigten zerstreut, noch viele Irrthümer verbessert werden und in zahlreichen Gegnern die Leidenschaft eine Eindämmung empfange.

Der philosophisch, aber auch ästhetisch feingebildete Verfasser schildert in klassischem Stile den Werdegang seines Collegen, angefangen von den bescheidenen Anfängen im elterlichen Hause in Trier bis zu der Höhe der Entwicklung, welcher die göttliche Vorsehung vor wenigen Monaten ein so jähes Ende bereitet hat.

1) Zur Erinnerung an Franz Xaver Kraus. Im Namen der theologischen Fakultät an der Universität Freiburg i. Br. von Dr. Karl Braig, Professor an derselben Fakultät. Mit dem Bildniß von F. X. Kraus und einem Verzeichniß seiner Schriften. Freiburg 1902. Herder. Lex.-8°. 70 S. (ℳ 1.50.)



Aus der plastischen Darstellung tritt uns entgegen das Bild des Gelehrten, des Schriftstellers, des akademischen Lehrers, des mit feinstem Formensinn begabten Aesthetikers, aber auch dasjenige des ernsten Mannes, des tieffrommen Priesters, endlich des berechnenden Politikers und des mit geradezu herkulischer Arbeitskraft ausgerüsteten Publicisten. Es ist zum Erstaunen, wenn man die nicht weniger denn zehn volle Seiten umfassenden 129 Nummern betrachtet, unter denen Kraus' literarische Arbeiten untergebracht sind (61—70). Und diese Verwunderung steigt, wenn der Verfasser uns einen Einblick in die wissenschaftlichen Pläne des Professors eröffnet, von denen einer erst 1915 auf Grund buchhändlerischer Vereinbarung Gestalt und Verwirklichung empfangen sollte. Man würde sich täuschen, wollte man in dem Lebensbilde reichliche Notizen über Kraus' Entwicklung aus dessen eigener Feder suchen. Gemäß letztwilliger Verfügung dürfen solche erst nach Ablauf von fünfzig Jahren das Tageslicht erblicken. Dennoch nimmt man mit wahrer Befriedigung entgegen die dem dichterischen Born des Verewigten entquollenen Ergüsse, und nicht minder seine ergreifenden Aeußerungen über die Hinfälligkeit alles Irdischen, über den Werth der Tugend, über das Bewußtsein: Wir sind alle arme Sünder. Solche Mittheilungen wirken versöhnend gegenüber dem Zorn, welchen der Politiker, der Verfasser der Spectator-Briefe, insbesondere der Autor des Cavour hervorruft.

Dem fleißigen, geistvollen Verfasser haben Zuneigung und Gerechtigkeit die Feder geführt. Zu dem Verewigten muß er in besonders innigem Verhältnisse gestanden haben, was all die feinsinnigen kurzen Worte aus dem Munde des Geheimrathes bekunden. Gewisse Bemerkungen über die dem akademischen Lehrer sich entgegenwerfenden Kreise scheinen uns zu dunkel und zu allgemein (33), als daß man sich ein Werthurtheil darüber zu bilden vermöchte, und der Vergleich mit Döllinger dünkt uns übertrieben (37). Seit Jahren stand bei dem Berichterstatter die Auffassung fest, Kraus' vornehmlichstes Verdienst liege im Gebiet der Archäologie, Kunst, Aesthetik. Voll und ganz kann man deshalb das Urtheil des Herrn Verfassers unterzeichnen: „Er ist Aesthetiker, Kunst- und Cultur-

historiker" (38). Aus diesem Grunde sind auch das Dantewerk und die Geschichte der christlichen Kunst diejenigen Leistungen, welche den Namen des Freiburger Geheimrathes ehrenvoll auf die spätesten Zeiten tragen werden. Des Herrn Verfassers Würdigung des „Dante" trete ich bei, aber mit dem Vorbehalte, daß die großartige Leistung — ein reiches Gastmahl hat man sie sinnig genannt — in ihrem kirchenpolitischen Theile mit Vorsicht zu gebrauchen ist. Bei der Verarbeitung desselben mit der Feder in der Hand in der böhmischen Sprudelstadt wollte mich der Gedanke nicht verlassen: Ob der Geheimrath unter dem Politiker Dante nicht das Bild seiner eigenen Seelenqualen schildert? Und dann weiter: Hätte der verewigte Akademiker, anstatt seine beste Kraft in den parteiisch zugespitzten und ätzenden Spectator-Briefen zu vergeuden, in kraftvoller Selbstzucht sich auf sein eigenstes Gebiet beschränkt und den zweiten, in Aussicht gestellten Band mit der Theologie Dante's uns geliefert — wie tief und umfassend müßte unsere Erkenntlichkeit heute gegen ihn sich gestalten!

Zu dem Kapitel „Der Kritiker und Politiker" (42) nur eine Bemerkung. Der Verfasser würdigt diese Seite im Charakterbilde seines Helden eingehend und gerecht. Der Politiker Kraus stand tief im Banne des schwärmerischen Idealisten. Die höchst dankenswerthe, ja überraschende Mittheilung über eine Abhandlung des Verewigten „aus allerjüngster Zeit" (48) in der Encyclopaedia Britannica, einem nicht-katholischen Sammelwerke, über „The Vatican since 1870" läßt uns aber beim Geheimrath zugleich einen bedenklichen Mangel an Gerechtigkeit gegenüber dem Apostolischen Stuhle erkennen. Unter „die bedenklichen Seiten der neuesten Politik des Vatikan" rechnet Kraus unter anderem: „a) Zurücktreten der religiösen Momente im Leben der Kirche; b) Ausbildung der Leidenschaften und Gebarungen, welche die Beschäftigung mit der praktischen Politik nur zu leicht mit sich bringt und die fast auf allen Punkten mit dem Charakter und den Aufgaben des Priesters im Widerspruche stehen" (48). Das erlaubt sich dem Papste der nämliche Mann vorzuhalten, der in Berlin und Rom, in Karlsruhe und Straßburg und nicht in letzter Linie



in Freiburg und München selbst Jahrzehnte lang in verwegenster Weise Kirchenpolitik nach Herzenslust betrieben hat! Und diese kirchenpolitische Thätigkeit wurde entfaltet mit der Zunge und der Feder, in Denkschriften und Druckschriften, und, was ein katholisches Gemüth noch empfindlicher verletzen muß, in Tagesblättern zu München und Wien, denen nichts Katholisches, ja kaum etwas Christliches heilig ist. Was der Herr Geheimrath mit soviel Behagen geübt und als berechtigte Eigenthümlichkeit seines Geisteslebens beansprucht hat, das hätte er doch auch dem Vatikan vergönnen sollen.

Der vornehm ausgestatteten Schrift ist ein Brustbild des verewigten Professors beigegeben. Sie bildet einen erheblichen Beitrag zur Geschichte der katholischen Theologie in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Aachen. Alfons Bellesheim.

XXXVI.

A travers le Turkestan Russe.

In dem ersten Hefte der Zeitschrift Photographische Mittheilungen[1]) des neuen Jahrganges spricht sich Fritz Löscher über die Kunst in der Photographie aus. Er sagt unter Anderem: Es erscheint „nun zweifellos, daß die Bewegung, welche die Neuerer in unsere Reihen tragen, uns Vortheil gebracht hat. Wir sind alles in allem durch die letzten Kämpfe wohl doch von der verknöcherten Schablone der Photographie etwas abgerückt, der ‚Lichtbildkunst‘ ein Stück näher gebracht worden. Wir haben zwar bei diesem Sturmlauf ins Gebiet der Kunst die Grenze kennen gelernt, über die wir

1) Illustrirte Zeitschrift für das Gesammtgebiet der Photographie. Herausgegeben von Paul Hanneke. 1902. I. Seite 3 ff.



nach der Logik unseres Verfahrens nicht hinaus können, aber wir haben auch gesehen, daß wir innerhalb dieser Grenzen mehr leisten, mehr erstreben können, als wir das bisher gethan."

Gegenüber den bisherigen Leistungen der französischen Künstler-Amateurphotographen stehen unsere deutschen Darbietungen erheblich zurück. Das ist eine jedem praktischen Photographen bekannte Sache. Einen Beleg dafür bietet ein soeben erschienenes Prachtwerk über eine Reise durch das russische Turkestan.[1]) Der durch seine reich illustrirte Reisebeschreibung um den Erdball schon sehr vortheilhaft bekannte Verfasser und Lichtbildner bietet uns in dem vorliegenden Werke 70 Tafeln und nahezu 200 Textbilder, die er aus den fast zahllosen Aufnahmen, die er alle selbst gemacht hat, auswählte. In Bezug auf Bildausschnitt, Composition, Vertheilung und Abstimmung der Werthe sind weitaus die meisten Bilder des Verfassers schwer zu erreichende Mustervorlagen.

Man kann sich unschwer vorstellen, welche Wirkung erzielt werden muß, wenn Hugo Krafft für die künstlerischen Aufnahmen und Dujardin in Paris für die Vervielfältigung in Frage kommen. Krafft ist nie über die Grenzlinie hinausgegangen, die der denkende Photograph sich ziehen muß, sondern hat seine Camera nur dahin mitgenommen, wo er eine künstlerische Wirkung erreichen konnte und sie dann so aufgestellt, daß dieselbe wirklich eintreten mußte. Mag man die Volkstypen oder die Landschaften, die Monumente oder die Gruppenphotos, die Zeitaufnahmen oder die snapshots ins Auge fassen, fast ausnahmslos liegen Kabinetsstücke besonderer Art vor.

Der Recensent muß sich im Jahre so häufig mit höchst minderwerthigen Büchern herumschlagen, daß es ihm eine wahre Erleichterung bereitet, wenn er einmal ein Werk unter die Hand bekommt, das nach jeder Richtung hin auch den höchsten Anforderungen genügt. Allerdings muß dabei auch hervorgehoben werden, daß die Mittel sowohl zur Gewinnung

1) Hugues Krafft, A travers le Turkestan Russe. Ouvrage illustré de deux cent-soixante-cinq gravures d'après les clichés de l'auteur et contenant une carte en couleurs. Paris 1902. Hachette et Cie. VIII u. 230 gr. 4°.



des Materials wie zur Ausstattung und Drucklegung desselben in einem Umfange bereitgestellt worden waren, wie es leider nur zu selten der Fall zu sein pflegt.

Die Ausstattung des Werkes hat ein großes Studium erfordert, da die Eigenheiten des Inhaltes mit dem äußeren Kleide in ein absolut richtiges Verhältniß gesetzt werden mußten, wenn ein Kunstwerk der Buchtechnik nach jeder Richtung — wie es im Plane des Verfassers lag — geschaffen werden sollte. Nachdem in den letzten Jahren mehrere wissenschaftliche Untersuchungen sich mit der modernen Bucheinrichtung und deren Ueberlegenheit gegen früher befaßt haben, ist es durchaus angezeigt, diesem eigenartigen Bande eine eingehendere Beschreibung zu widmen.

Nicht etwa auf holländischem imitirtem Büttenpapier, sondern auf echtem geschöpftem Papier, das eigens für dieses Buch hergestellt wurde, ist das Werk gedruckt. Man mag das aus den Wasserzeichen ersehen, die sich bogenweise abwechseln: Marais 1901 (Fabrikzeichen), Au Turkestan Russe (der zuerst in Aussicht genommene und später geänderte Titel des Buches), Hachette et Cie. (Verlagsfirma), H Krafft (Facsimile der Unterschrift des Verfassers). Derartige Erscheinungen finden sich selten, erfreuen aber das Auge des Kenners und verleihen dem Buche einen eigenen Reiz. Für den starken Carton der Tafelbilder, die alle mit einem Schutzpapier versehen sind, das den Titel des Bildes in mattblauer Farbe trägt, ist dasselbe zu bemerken. Eine außerordentlich klare, große Renaissance-Antiqua ist für den Satz verwendet worden, die den monumentalen Eindruck des Ganzen wesentlich mit herbeiführt. Die Seitenzahlen stehen am unteren Rande und die Anmerkungen sind sammt und sonders an das Ende des Buches verwiesen worden.

Der Originaleinband ist ganz aus Leder. Der Rücken erscheint in kräftigem Roth, und die Deckelblätter von aufgeklebtem Leder sind in vert-pomme, einem leuchtenden Gelbgrün, gehalten. Der Titel des Buches auf dem Rücken ist in dem gleichen Farbton kunstvoll herausgearbeitet. Die Randverzierungen der Deckel sind nur eingepreßt, während drei senkrecht

übereinander stehende wundervolle centralasiatische Ornamente die Mitte desselben in feiner Abwägung des künstlerischen Gesammteindruckes beleben.

Wenn man das Tafelbild nach Seite 168, das Bild auf Seite 160, dasjenige auf Seite 147, namentlich aber jenes auf Seite 142 des Näheren studirt und die Zeichnungen der dort vorgeführten Gewänder betrachtet, so weiß man, woher die Vorlage für das prachtvolle Vorsetzpapier gekommen ist. Der harmonische Farbeneindruck desselben läßt sich schwer beschreiben; außerordentlich interessant ist jedoch der gewollte und eminent künstlerisch wirkende Gegensatz zwischen den leuchtenden, ruhigen Farben des Einbandes und den unruhig ausladenden Farben der Vorsatzblätter, zwischen der geschlossenen Zeichnung der Deckelblätter und dem offenen Muster der Innenverzierung. Die Vorsetzblätter vorne und hinten werden durch Pergamentblätter vom Texte geschieden — eine sehr anmuthende Neuheit — auf denen in mattem Golddrucke die drei Ornamente des Deckels wiederholt sind. Dieselben dienen vermuthlich für die uneingebundenen Exemplare als Decke; daß man sie bei den Originaleinbänden mitverwerthet hat, kann nur als glücklich bezeichnet werden.

Der äußere Gesammteindruck des Prachtwerkes ist ein völlig abgerundeter, nachhaltiger. Ohne modernen Errungenschaften der Buchtechnik und des Geschmackes aus dem Wege zu gehen, zeigt derselbe auf das klarste, welch hoher Werth in der historisch gewordenen Buchkunst liegt, wenn man die conservativen Gedanken mit modernem Blick in die Praxis umsetzt. Dabei vermag allerdings nur eine volle Börse vor Trivialitäten zu bewahren, und nur geläuterter ästhetischer Geschmack in die Augen fallende Lösungen des Problems zu zeitigen. Alles das ist hier in seltener Vollendung erreicht worden.

* * *

Wenn ich bisher nur von den Bildern und der Ausstattung gesprochen habe, so muß der Leser nicht etwa glauben, daß der Text nebensächlicher Natur wäre.

Wer die letzte, rein wissenschaftliche Abhandlung[1]) über Turkestan lesen will, greife zu dem Buche von A. M. Stein, A preliminary report of archeological and topographical exploration in Chinese Turkestan; published under the authority of H. M.'s Secretary of State for India in Council (London 1901. Eyre and Spottiswoode; 77 Seiten, 16 Tafeln). Er findet dort gewissermaßen einen Index des demnächst erscheinenden großen Buches über die äußerst werthvollen Ergebnisse der Ausgrabungen und Aufnahmen des Verfassers in Ost-Turkestan. Wer weitere Nachrichten über die untergegangenen Culturen Turkestans haben will, möge die Reiseberichte Professor Grünwedels und seines Begleiters Dr. Huth verfolgen, die zu archäologischen Ausgrabungen und linguistischen Untersuchungen nach dem Pamir und Ost-Turkestan aufgebrochen sind. Wer jedoch von schwerfälligeren wissenschaftlichen Büchern absehen und doch genau über den jetzigen Culturzustand des von den Russen besetzten Gebietes unterrichtet sein will, der greife zu Krafft's Buch. Dasselbe stellt sich dar als eine mit Bildern und Worten geschriebene knappe Culturschilderung von Russisch-Turkestan, in der die Geschichte der Länder ihre gebührende fachmännische Berücksichtigung gefunden hat.

Der berühmte ungarische Reisende H. Vámbéry, der vor 40 Jahren als Bettelderwisch verkleidet Turkestan mit größter Lebensgefahr bereiste, spricht im Pester Lloyd vom 8. Febr. von der neueren Literatur über Turkestan und sagt dann: „Was wir bisher noch vermißt haben, das ist eine genaue, kunstgerechte bildliche Darstellung der dortigen Natur und Menschen. Diesem Mangel hat Herr Hugo Krafft mit seinem soeben erschienenen Buche abgeholfen". Und den Einband des Buches nennt er einen „mit zierlichen orientalischen Arabesken geschmückten, echt centralasiatischen", was mit meinen Bemerkungen völlig übereinstimmt.

Die Form des Tagebuches oder der Reisebriefe ist zum Glück vermieden, vielmehr das Geschaute, Erlebte und Studirte

1) Vergl. auch Schröder, Neue Entdeckungen in Ostturkestan, in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 31. Bd. 1901.

in systematische Darstellung gebracht worden. Im ersten Abschnitte werden die von den Russen geschaffenen Städte berücksichtigt. Es ist außerordentlich bezeichnend für die Russificirungsmethode der Eroberer, daß sie die muselmännische Bevölkerung der Städte nicht durch Einbau von Kasernen, Verwaltungsgebäuden u. s. w. in dieselben beengt haben. Unmittelbar bei oder nur wenige Kilometer von den Städten entfernt entstehen die gleichnamigen russischen Niederlassungen, die einen durchaus europäischen Anstrich haben. Die alten Städte der Eingeborenen erfahren im zweiten Abschnitte eine liebevolle eingehende Beschreibung. Samarkand ist außerordentlich reich an alten, wunderbar schönen Monumenten, von denen die meisten infolge der starken Erdbeben dem Untergange geweiht sind. Was jetzt noch zu sehen ist, hat der Verfasser mit der Camera fixirt, so daß seine musterhaften Aufnahmen später einen Ehrenplatz in der Kunstgeschichte Centralasiens einnehmen werden, wenn der unausbleibliche Zusammenbruch der noch stehenden Reste erfolgt sein wird. An der Beschreibung der Monumente erkennt man den geschulten Aesthetiker von hoher Receptivität, an der glänzenden Darstellung den geborenen Stilisten. Im 4., 5. und 6. Abschnitte werden der Reihe nach die typischen Eigenschaften der Landschaften und ihre Schönheiten, die Wohnungen und Gebräuche der Eingeborenen, sowie die ethnographisch wichtigen Volkstypen und die Trachten der einzelnen Stämme untersucht. Das Schlußkapitel zeigt dem Leser, wie die dortigen Moslem ihre großen Feste feiern.

Der obengenannte Forscher Vámbéry nennt jedes Bild des Buches ein Kunstwerk und fährt darnach fort: „Wenn wir den Bildern im fünften und sechsten Abschnitt eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, so geschieht dies aus dem ganz triftigen Grunde, daß die in diesen Bildern dargestellten Seiten des centralasiatischen Lebens, abgesehen von den wenigen Zeichnungen Wereschtschagins, bisher unbeachtet und unbekannt geblieben sind“. Und am Schlusse sagt der gewiß competente Beurtheiler: „Ich wiederhole: ein schöneres Buch über Mittelasien ist bisher nicht erschienen“.

Den am Ende des Bandes stehenden Anmerkungen hat der Verfasser eine besonders sorgfältige Aufmerksamkeit zu Theil



werden lassen. Die linguistischen, culturhistorischen und geschichtlichen Erklärungen stehen sämmtlich auf der Höhe der jetzigen Forschung und wohlthuend berührt die absolut genaue Transscription der russischen und orientalischen Namen.

Wer je ein Buch zu illustriren hatte und nicht in der Lage war, den Text genau nach den vorhandenen Bildern einrichten zu können, wird verstehen, wie schwer es ist, überall Text und Bild in entsprechenden räumlichen Zusammenhang zu bringen, d. h. das Bild oder die Bilder gerade dort einzufügen, wo der zugehörige Text steht. Dieses Problem hat Krafft in ganz hervorragender Weise gelöst. Da ich aus alter Gewöhnung dieser Frage besondere Aufmerksamkeit zu schenken pflege, so habe ich das auch bei dem Studium dieses Buches gethan. Wenn ich nun feststelle, daß trotz der großen Bilderzahl nirgendwo eine Discrepanz vorhanden ist, so glaube ich dem Geschicke des Verfassers ein hohes Lob zu spenden und seine Leistung als durchaus vorbildlich zu bezeichnen.

Für Kenner noch die Bemerkung, daß der Photograph Krafft keine landschaftliche oder architektonische Aufnahme gegemacht hat, ohne in unauffälliger, häufig den künstlerischen Eindruck des Bildes wesentlich erhöhenden Weise einen Maßstab in Gestalt eines oder mehrerer Menschen in das Bild hineinzusetzen. Inwieweit dadurch die wissenschaftliche Brauchbarkeit der Aufnahmen gehoben wird, brauche ich nicht auseinanderzusetzen.

Wenn ich noch hinzufüge, daß der Prachtband der Petersburger französischen Botschafterin, Marquise de Montebello, gewidmet ist, so glaube ich alles Wesentliche hervorgehoben zu haben.

Paul Maria Baumgarten.

XXXVII.

Zur fränkischen Reformationsgeschichte.[1]

Die fränkische Reformationsgeschichte, speciell die Einführung des Protestantismus in der Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth, bildet seit mehr als anderthalb Jahrhunderten den Gegenstand eifriger Forschung. 1731 schrieb Consistorialrath Schülin seine „Fränkische Reformationsgeschichte", nachdem bereits 1672 C. v. Lilien den „gottseligen Glaubens- und Religionseifer der Durchleuchtigsten Herren Markgrafen von Brandenburg" den Zeitgenossen näher gebracht hatte. 1733 folgte von der Lith mit seinen „Erläuterungen zur Reformationshistory"; 2 Jahre vorher hatte Pfarrer Hocker den „Heilsbronnischen Antiquitätenschatz" erscheinen lassen, dem 1739 die „Supplemente" folgten, worin eine Reihe interessanter Dokumente veröffentlicht wird. Lang's „Neuere Geschichte von Preussen" (1791 ff.) bietet schon deswegen werthvolles Material, weil ihm noch das ganze, ungetheilte Plassenburger Archiv zur Verfügung stand. Seine Beurtheilung der ansbachischen Reformationsmänner: Kasimir und Georg, der „fromme", Vogler (Kanzler) und Schopper (Abt) sticht bedeutend ab von den — fast möchten wir sagen „hieratischen" — Darstellungen seiner Vorgänger. Das 19. Jahrhundert brachte nebst einer Reihe anderer (prot.) Publikationen, deren Erwähnung zu weitläufig wäre, einen weiteren Fortschritt in der Beurtheilung dieser bedeutungsvollen Ereignisse durch

---

1) Schornbaum, Die Stellung des Markgrafen Kasimir von Ansbach zur reformatorischen Bewegung 1524—1528.



Pfarrer Muck. In seinen „Beiträgen zur Geschichte des Klosters Heilsbronn“ 1859 veröffentlicht er aus dortigen Klosterrechnungen und Jahrbüchern sehr interessante Details, welche die „väterliche“ Fürsorge, die „edle, ächte Frömmigkeit“ der reformatorischen Markgrafen in wenig günstigem Lichte erscheinen lassen. In seiner 3bändigen „Geschichte des Klosters Heilsbronn“ (1879/80), die leider vielfach die Datirung der Urkunden und ihre Quellenangabe vermissen lassen, wagt er es bereits, wiederholt von einer „Oktroyirung“ der Reformation im Ansbachischen und Heilsbronnischen Gebiete zu reden. 1894 behandelt Westermeier die Ansbachisch-Nürnbergische Kirchenvisitation von 1528 und 1533 in einer größeren Arbeit, deren erster Theil als Dissertation der Universität Erlangen erschien. Rechnen wir zu den wenigen aufgeführten Werken, die leicht verdoppelt, ja verdreifacht werden könnten, noch die von Th. Kolde in Erlangen herausgegebenen „Beiträge zur bayrischen Kirchengeschichte“, die sich vielfach mit den „Ansbachischen Religionsakten“ des Nürnberger Kreisarchives befassen, dann können wir gewiß mit vollem Rechte sagen: auf protestantischer Seite ist das Gebiet der fränkischen Reformationsgeschichte kein unbebautes Feld.

Leider können wir diesen zahlreichen Publikationen auf katholischer Seite so gut wie gar nichts entgegenstellen. Denn die Werke von Döllinger („Die Reformation“ Bd. I, 1846 u. ff.) und Jörg („Deutschland in der Revolutionsperiode 1522–1526“, 1851) behandeln ein viel weiteres Gebiet, wenngleich sie auch zur fränkischen Reformationsgeschichte manch schätzenswerthen Beitrag liefern. Wenn wir ferner von einer Monographie über den Augsburger Bischof Graf von Stadion (Beilage zur Augsburger Postzeitung) und von Steichele's 3. Band des „Bisthums Augsburg“ absehen, Arbeiten, die wiederum das angeführte Thema nur per incidens besprechen, so ist uns nur im Eichstätter Pastoralblatt 1869 und 1870 unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte des Protestantismus im Bisthum Eichstätt“ eine größere Arbeit bekannt geworden, die wenigstens einen sehr großen Ausschnitt aus der Ansbachischen Reformationsgeschichte in anregender Darstellung behandelt.

Daß trotzdem immer noch Neues zu finden ist, zeigt die Schrift des protestantischen Pfarramtskandidaten **Schornbaum**

in Nürnberg: „Die Stellung des Markgrafen Kasimir von Brandenburg zur reformatorischen Bewegung in den Jahren 1524 bis 1528", eine Erlanger Dissertation des Jahres 1900, die freilich mit ihren 324 Seiten weit über den Rahmen und demgemäß auch über die Bedeutung derartiger Gelegenheitsschriften hinausgeht. In recht anziehender Weise zeigt der Verfasser, wie Markgraf Kasimir erst der einbrechenden lutherischen Bewegung mit verschränkten Armen zusah, dann bald selber — zunächst aus Oppositionsgeist gegen die Bischöfe des fränkischen Kreises — sie positiv förderte durch Tagungen der Kreisstände, Ausarbeitung von Religionsgutachten und ganz besonders durch den Landtag von 1524. Wenn der damalige Landtagsabschied auch wegen des eben eingetroffenen kaiserlichen Mandats über Nichtabhaltung von Religionsdisputen in absichtlicher Zweideutigkeit sich bewegt, so hat er doch durch die Verordnung: „es sei das Evangelium rein und lauter zu predigen", und noch mehr durch eine gewisse Protektion der „neuen Lehre" viel zu deren Verbreitung beigetragen. Kasimir verstand es, aus dem Summepiscopat Nutzen zu ziehen: er zog unter dem Vorwande einer im (Bauern-) Kriege drohenden Gefahr der Stiftspersonen die Klöster seines Landes ein, und gedachte sie „bis auf fernere Handlung künftigen Reichstags und gemeinen Beschlusses inhändig zu behalten" (Hocker, Supplemente 3. Theil Nr. 19, S. 172).

Auf einmal tritt in der Stellung Kasimirs ein Umschwung ein. Er befiehlt (1526) die Abhaltung des Fronleichnamsfestes in allen Städten seines Landes, gibt die Klostergüter zurück, gestattet den Klöstern selbst eine Scheinexistenz (unter Regierungsrespicienz) und erläßt auf dem Landtage von 1526 eine ganz katholisirende Religionsordnung für Ansbach-Bayreuth, die in sehr vielen Punkten die Gedanken der Regensburger Einigung aufgreift, er treibt die lutherischen Pfarrer und Prediger, die sich dieser Ordnung nicht fügen wollen, aus dem Lande, läßt den Hauptreformationsmacher, den Vicekanzler Vogler, plötzlich in's Gefängniß werfen, und dringt in wiederholten Schreiben an seine „Statthalter und Räthe" in Ansbach auf genaue Durchführung des Landtagsabschiedes: kurz, er ist auf einmal in das katholische Fahrwasser gekommen.



Und der Grund hiefür? Es ist die politische Stellung Kasimir's. Er ist kaiserlicher Commissär auf dem Speierischen Reichstag geworden, er hofft vom Papste Versorgung seiner geistlichen Brüder, hat vom König Ferdinand den Oberbefehl einer Armee in Ungarn erhalten. Hier nun liegt unseres Erachtens ein Punkt in Schornbaum's Schrift, der unbedingt näherer Würdigung, besonderer Hervorhebung bedurft hätte: eine eingehende Motivirung dieses Systemwechsels. Denn die Ernennung zum kaiserlichen Commissär und die wohl daran sich knüpfende Bestallung als Feldherr in Ungarn erklärt ja Vieles, aber lange nicht alles, ganz besonders auch nicht, warum Kasimir dem „frommen" Georg gegenüber so entschieden seinen Landtagsabschied aufrecht hält. Der von Friedrich Myconius (Historia reform. cap. 13 pag. 75) überlieferten Erzählung, daß der Kaufpreis für Kasimir's „Umfall" ein ungarisches Fürstenthum war, hätte unbedingt mehr kritische Aufmerksamkeit geschenkt werden müssen, als dieses S. 248 Anm. 324 geschieht. Denn mit der Bemerkung von der Lith's (Reformationshistory 202 ff.), es sei diese Meinung einem „Geschrei" entsprungen, kann doch die Sache nicht abgethan sein.

Bei der Erzählung vom Eindringen der lutherischen Lehre in Schwabach (S. 19) darf nicht übersehen werden, daß Stadtpfarrer Link ein sehr tüchtiger, sittenstrenger, seeleneifriger Priester war; der Prediger Engelhard Nunhofer war (1502) schriftstellerisch im Pastoralfach thätig, also durchaus kein ungebildeter Mann. Von einer Vernachlässigung der Pfarrei in seelsorglicher Beziehung kann deshalb nicht geredet werden. Das „Evangelium" kam vielmehr durch eine andere Thür herein: es war die nach „oben" (Schwarzenberg, Vogler!) sich richtende Beamtenschaft (Amtmann v. Wiesentau, Kastner, Herbst) und das auf „Theilung" gierige Proletariat — die Tuchmacherknappen spielen eine besondere Rolle (Näheres im Eichstätter Pastoralblatt 1869 im angezogenen Artikel). Schornbaum scheint deshalb den um Anstellung eines evangelischen Predigers Petitionirenden, die natürlich die Farben satt auftragen mußten, etwas zu viel geglaubt zu haben. Ob es in anderen Städten, die als Pioniere der Reformation im Ansbach-Bayreuthischen galten, nicht ähnlich bestellt war, vermögen wir augenblicklich mangels des nöthigen



Materials nicht zu sagen; sicher ist, daß man die vielen Petitionen gegen die katholischen Pfarrer nur sehr vorsichtig aufnehmen darf: man weiß ja, wie solche Dinge gemacht wurden — und noch gemacht werden. Speziell für die Ansbachische Reformationsgeschichte haben wir den Beweis, daß sie vielfach auf Bestellung von „Oben" geliefert wurden: man denke nur an die vom Vicekanzler Vogler aufgesetzte (Ansb. Rel.-Akt. Tom. I fol. 9—11) und expedirte Eingabe der Städte Ansbach, Gunzenhausen, Roth, Schwabach ꝛc. vom Jahre 1525 (A. R. A. Tom. II fol. 25—51 im Nürnb. Kreisarchiv) und an den Beschluß des Staatsrathes v. J. 1528, wornach die Ansbachischen Unterthanen in Orten, in welchen das Präsentationsrecht dem Markgrafen nicht zustand, zur Einreichung von Petitionen gegen die treugebliebenen katholischen Pfarrer veranlaßt werden sollen (A. R. A. Tom. VIII fol. 426a).

Als Kleinigkeit ist uns auch noch aufgefallen, daß an ein paar Stellen das Datum falsch aufgelöst ist; denn der Ausdruck „Abend" in Verbindung mit einem Feste (z. B. am Abend von U. L. Fr. Lichtmeßtag) bedeutet nicht etwa den Nachmittag dieses Festtages, sondern den Vorabend desselben.

Als besonderen Vorzug des Werkes müssen wir hervorheben die anerkennenswerthe Objektivität, deren sich der Verfasser befleißigt (von den wohl unnöthigen Details über die Feuchtwanger und Hofer Stiftsherren bezw. den Klerus S. 156 Anm. 65 und S. 157 Anm. 72 sehen wir ab), und das große Quellenstudium, von welchem jede Seite, namentlich aber die sehr wissenschaftlich gehaltenen Anmerkungen zeugen. Zum ersten Male ist das von Vogler's Hand (in Tom II fol. 102a ff. der A. R. A. des Nürnberger Kreisarchivs) geschriebene Landtagsprotokoll des Jahres 1524, eine Reihe auf den ersten lutherischen Pfarrer von Ansbach sich beziehender Akten und der sogen. 2. Nürnberger Rathschlag veröffentlicht worden. Wer schon einmal sich mit der Entzifferung des in wahren Hieroglyphen geschriebenen Landtagsprotokolles beschäftigt hat, wird sicherlich dem Verfasser nicht böse sein, weil er manchmal unbedeutende Auslassungen und Wortumstellungen sich erlaubte, wie es vielleicht der Umstand mit sich brachte, daß dieses Protokoll nicht in den Beilagen, sondern im Texte selbst (S. 40 ff.) publicirt wurde. Welcher

Fortschritt in gerechterer Beurtheilung katholischer Defensivschriften aus dem Reformationszeitalter sich erfreulicher Weise auch auf protestantischer Seite allmählich anbahnt, zeigt wohl eine Gegenüberstellung der beiden Urtheile, die von der Lith (Reformationshistory) und Schornbaum über den „Rathschlag" abgeben, den 1524 die katholischen Stände auf dem Landtage überreichten. Ersterer schreibt (S. 49): „Ihre Arbeit ist so gerathen, daß wohl Niemand dadurch zum Papstthum ist verleitet worden" und (S. 113): „Der von den Prälaten, Stiftern und Klöstern übergebene papistische Rathschlag ist zwar so elend gearbeitet, daß er fast keiner Widerlegung werth erscheinen möchte". Letzterer dagegen urtheilt (S. 49): „Das Eine ist sicher, daß der Verfasser nicht nur seine Kirchenlehre genau kannte, sondern auch in der biblischen Begründung Bescheid wußte."

Wir schließen unser Referat mit dem Wunsche, es möchte auch von katholischer Seite der Ansbachischen Reformationsgeschichte mehr Beachtung geschenkt werden als bisher. Die Gestalt des letzten katholischen Abtes von Heilsbronn z. B., des Johannes Wenk, verdiente gewiß eine eigene quellenmäßige Darstellung. Abt Schopper von Heilsbronn, der unentschieden hin und her schwankend, bald erzlutherisch ist, bald katholisirend, schließlich aber der Ansbachischen Kirchenordnung sich unterwirft, Vicekanzler Georg Vogler, der große „Intrigant", Hans von Schwarzenberg, der römische Jurist: alle diese Männer böten bezüglich ihres inneren Entwicklungsganges sehr viel des Lehrreichen. Möchten auch die einzelnen Ordinariatsarchive etwas durchgesehen werden: Interessantes und vielleicht auch Neues würde man oftmals finden!

Roth a/S. Joh. B. Götz, Pfarrexpositus.



XXXVIII.

Neue socialwissenschaftliche Literatur.

I. Staatslexikon. Zweiter Band.[1])

Der rasche Fortgang in der Neuauflage des Staatslexikons der Görresgesellschaft ist mit Freuden zu begrüßen. Derselbe macht der Redaktion wie dem Stabe der Mitarbeiter alle Ehre und beweist, daß beide Theile sich mit unermüdlichem Eifer ihrer Aufgabe hingeben.

Innerhalb dreiviertel Jahr ist der zweite Band erschienen. Die Vorzüge, welche wir schon bei dem Referat über den ersten Band in diesen Blättern (s. Bd. 127 S. 605 ff.) hervorgehoben haben, gelten in gleichem Maße auch von seinem Nachfolger. Ein gewaltiger Stoff aus den verschiedenen Zweigen der Staatswissenschaften, der Nationalökonomie, Wirthschaftsgeschichte, dem Staatsrechte, der Rechts- und Moralphilosophie ist hier aufgestapelt und wissenschaftlich verarbeitet.

---

1) Staatslexikon. Zweite neubearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem, Rechtsanwalt in Köln. 2. Band. Freiburg 1901. Lex. 8. 1444 Sp. Preis 13,50 Mk.

Wir haben uns schon bei der Ankündigung des ersten Bandes der zweiten Auflage über die große Bedeutung, welche das von der Görresgesellschaft herausgegebene Staatslexikon für uns Katholiken besitzt, ausgesprochen. Bei dem engen Zusammenhang, der zwischen wirthschaftlichen und socialen Fragen mit der subjektiven Weltanschauung besteht, ist eine Bearbeitung der in der Gegenwart wichtigsten Fragen, der socialen, im christlichen Sinn für uns eine Nothwendigkeit.

Der zweite Band reicht vom Stichwort „Dienstgeheimniß" bis zum Artikel „Heerwesen". Weit über hundert Artikel, natürlich von verschiedener Bedeutung und verschiedenem Werth, sind in demselben enthalten. Das am Schlusse des Bandes beigegebene Register nennt zahlreiche Mitarbeiter, unter denen klangvolle Namen sich finden. Besondere Hervorhebung verdienen namentlich die auch in formeller Hinsicht hervorragenden Artikel von Frhrn. von Hertling. Eine Reihe von juristischen Artikeln stammt aus der Feder des Reichsgerichtsrathes Spahn, wie die Abhandlungen über Dienstgeheimniß, Durchsuchungsrecht, Enteignung, Erbrecht, Gewerbeaufsichtsbeamte, Grundbuchamt. In eine Reihe anderer ins Gebiet der Jurisprudenz entfallenden Artikel, wie Gefängnißwesen, Gerichtsverfassung, Gemeinde, Gemeindelasten, Gewerbegerichte u. s. w. theilen sich Juristen wie Julius und Karl Bachem, Menzinger u. a. Die rechtsphilosophischen Fragen sind von Frhrn. von Hertling (Freiheit, Gleichheit), die völkerrechtlichen meist von Prof. Lentner behandelt (Exterritorialität, Freihafen, Fremdenrecht, Friede, Friedensgesellschaften, Politisches Gleichgewicht). Die ins Gebiet des Steuerwesens eingreifenden Artikel, wie Einkommensteuer, Grund- und Gebäudesteuer, die in der ersten Auflage zumeist von dem verstorbenen Frhrn. von Huene bearbeitet worden waren, sind in der zweiten Auflage zum Theil neu bearbeitet, zum Theil sachgemäß revidirt von Dr. Schweyer, der auch schon im ersten Band die schwierige Materie des Börsenwesens in gründlicher, mustergiltiger Weise behandelt hatte. Wie in der ersten Auflage sind die ins kanonische Recht einschlägigen Artikel wie Ehegesetzgebung, gemischte Ehen,



Ehescheidung, sowie die ganze Materie über den Eid von Kreutzwald bearbeitet.

Während der zweite Band in seiner ersten Gestalt bei größerem äußerem Umfang bloß bis zum Stichwort Großbritannien reichte, enthält er jetzt noch den umfassenden Artikel über das Heerwesen, trotzdem er fast zweihundert Spalten weniger umfaßt. Aeußerliche Gründe, wie die Zurückstellung mancher früher unter dem Buchstaben „C" behandelter Artikel, die jetzt unter dem Buchstaben „K" zur Darstellung kommen, sind theilweise mit dafür maßgebend gewesen. Aber ebenso sehr hat auch die haushälterische Verwendung des zur Verfügung stehenden Raumes seitens der Redaktion und der Mitarbeiter diese Reduktion des Umfanges ermöglicht.

Durch größere Knappheit hat das Werk in seiner neuen Form sicherlich gewonnen; ein Nachschlagewerk, wie das Staatslexikon, kann sich nicht darauf einlassen, ausführliche auf alle Details eingehende Monographien zu bieten, sondern es kann und muß sich mit Hinweisen und Winken für eine Weiterverfolgung der aufgeworfenen Fragen begnügen. Möglichst kurze Fassung, soweit der Gegenstand es verträgt, ist ein Haupterforderniß eines derartigen Werkes. Wir haben indeß schon bei Besprechung des ersten Bandes hervorgehoben, daß wir eine eigentliche Reduktion des Umfanges, den das Werk in der ersten Auflage besaß, nicht wünschen würden angesichts der hervorragenden Wichtigkeit mancher aktueller Themate, und mit Rücksicht darauf, daß eine ganze Reihe von neuen Stichworten Platz finden muß. Eine solche Verringerung des Umfanges ist auch gar nicht beabsichtigt. Wenn der zweite Band in seiner jetzigen Gestalt um ein ziemliches dünner gerathen ist, so ist es der Redaktion darum zu thun gewesen, die Bände auch ihrem Umfang nach gleichheitlicher zu gestalten und den erübrigten Raum dem fünften Bande zu gute kommen zu lassen, der in der ersten Auflage gegen die übrigen Bände in dieser Beziehung etwas stark abstach.



Wenn wir das Werk durchblättern, fällt uns auf, daß der Tod unter den Mitarbeitern der ersten Auflage nur zu reiche Ernte gehalten hat. Die Redaktion war vor die Aufgabe gestellt, neue Kräfte zur Mitarbeit heranzuziehen Gut, daß im katholischen Deutschland das Interesse für die socialen Zeitfragen so rege geworden ist! Die Redaktion hat sich mit Erfolg bemüht, für die Bearbeitung einzelner, gerade für unsere Zeit interessanter und wichtiger Fragen tüchtige Kräfte zu gewinnen. So ist an Stelle des knappen Artikels über „Frauenemancipation“, die doch nur eine Seite der modernen Frauenfrage behandelt, eine eingehendere Darstellung der ganzen Frauenfrage getreten, und zwar aus der Feder des gerade auf diesem Gebiete hervorragend bewanderten Redemptoristenpaters Rösler. Der Artikel Gewerkvereine, der in der ersten Auflage Kämpfe zum Verfasser hatte, hat durch den Generalsekretär des Volksvereins für das katholische Deutschland, Dr. August Pieper, eine treffliche Neubearbeitung gefunden.

Andererseits galt es aber nicht bloß neue Mitarbeiter zu gewinnen, sondern auch das Erbe der verstorbenen pietätvoll zu behandeln. Ihre Arbeiten sind zum Theil in die zweite Auflage wieder aufgenommen worden, wie der Artikel „Ehre und Ehrenrechte“ von dem Philosophen Stöckl, der Artikel „Politischer Eid“ Dr. Bruders, des verstorbenen ersten Redakteurs des Staatslexikons, die Artikel Finanzzoll, Gebühren von Huene, Föderalismus, Staatsrechtliche Garantien von Kämpfe; zum Theil sind sie von anderen Mitarbeitern revidirt und dem jetzigen Stand der wissenschaftlichen Literatur entsprechend ergänzt worden, so Arbeiten von Bruder, Haffner u. a.

Gegenüber der ersten Auflage zeigt somit das Staatslexikon auch in diesem zweiten Band eine Reihe von Verbesserungen und Vorzügen. Es ist nur zu wünschen, daß mit derselben Energie seitens der Redaktion fortgeführt, die Neuauflage in Bälde ihren glücklichen Abschluß finde. Sache der gebildeten Katholiken wird es sein, das wichtige Unternehmen der Görresgesellschaft thatkräftig zu fördern, demselben eine Unterstützung in materieller und ideeller Weise angedeihen zu



lassen, insbesondere die in demselben aufgestapelten Früchte wissenschaftlicher Arbeit in Theorie und Praxis zu verwerthen. **Durch das Werk ist auf katholischer Seite eine tiefe, empfindliche Lücke nun endlich ausgefüllt.** Ehedem war man beim Studium aller socialwissenschaftlichen Fragen fast ausschließlich auf die Arbeiten von Juristen und Volkswirthschaftslehrern angewiesen, die eine dem Christenthum, insbesondere dem Katholicismus wenig freundliche Stellung einnahmen. Diese Lücke ist nun endlich beseitigt. Wir haben in dem Staatslexikon ein Werk, das auf einem schwierigen Gebiet sicher orientirt. Vom Boden des Christenthums aus werden die Fragen des Staatslebens und der Volkswirthschaft in Angriff genommen und erörtert. Bei dem großen und stets wachsenden Antheil, den die deutschen Katholiken an den Fragen des öffentlichen Lebens nehmen, ist die Nothwendigkeit auch eines literarischen Führers durch die so oft complicirten Fragen des modernen Gesellschaftslebens ganz außer allem Zweifel.

Dr. F. Walter.

XXXIX.

Athen und Griechenland von heute.

II. (Schluß.)

Welch eifrige Pflege in diesen Anstalten allen höheres Geistesleben findet, wie viele Namen dort schon Ruhm erworben, ist im Westen leider viel zu wenig bekannt. Schöne Literatur und ernstes wissenschaftliches Streben kommen dabei gleichermaßen zum Recht. Wer die (leider ungenügenden) Compendien über die Geschichte der neugriechischen Literatur von Rangabé-Sanders oder Nikolai durchblättert, wird nicht wenig überrascht sein von der Fülle von Leben, das uns hier entgegentritt. Seit den Tagen des Fürsten Alexander Maurokordatos, dem seine Nation so viel dankt, der namentlich die neugriechische Vulgärsprache im Fanar zu Konstantinopel einführte, wo nun heute neben Athen das feinste Neugriechisch gesprochen wird — wie viel ist seit den Tagen dieses Maurokordatos geschehen! Da ist Eugenios Bulgaris (1716–1806), dessen Sprache lange Zeit mustergiltig war. Da ist Adamantios Korais (geb. 1748), der sprachliche Gesetzgeber von Junghellas mit seinem erstaunlich reichen schriftstellerischen Nachlaß; wäre nur seine Maxime, ein ebenso correktes wie allgemein verständliches Neugriechisch zu schreiben, das den Bedürfnissen des Volkes und der Gelehrten gleicher Weise ent-

spräche, immer in Geltung geblieben! Da ist Konstantin Rhigas, geb. 1754 in Velestino, 1798 auf Befehl Ali Paschas in Belgrad erschossen, der megalomartys Neugriechenlands, sein Tyrtäus und Arndt. Da ist ein Athanasios Christopulos, der moderne Anakreon (geb. 1770), da ein Karasutsos, ein C. Paparrigopulos, der berühmte Geschichtschreiber des alten Griechenlands, und sein Sohn, der Dichter Demetrius Paparrigopulos, ferner Stephanos Kumanudes, der treffliche Archäologe, Bernardakis, die beiden Sutsos und unter den vielen Rangabé's A. Rh. Rangabé, Staatsmann, Gelehrter und Dichter zugleich. Das sind lauter Namen guten Klanges, und mag auch Manches unter ihren Erzeugnissen unserem Geschmack weniger zusagen oder den Charakter einer wilden Kampfzeit offenbaren — Aehnliches ist in allen Literaturen wiederzufinden; in ihnen allen aber pulsirt ein neues, frisches Leben, und das ist das Erfreulichste, daß wir in ihnen die Morgenluft eines neuen Tages spüren. Neben der Kunstform der Sprache kann sich auch das griechische Volkslied sehen lassen, ja es überrascht uns theilweise durch originale Empfindung und Dramatik. Einige Proben dieser Volksdichtung fanden Goethe's völligen Beifall und Niebuhr war so entzückt, daß er allein schon in ihnen die sichere Gewähr einer Wiedergeburt Griechenlands erblickte.

Es wäre zu verlockend, Proben dieser Literatur im Detail zu geben. Doch muß ich mir das versagen, kann mich aber nicht enthalten, wenigstens ein paar Einzelheiten kurz zu streifen. Ein vielcitirtes Volkslied schildert uns in markigen Zügen den Charos, den in Neugriechenland, allerdings mit etwas verändertem Zuschnitt weiterlebenden Todtenfergen Charon; er reitet mit seiner Beute über die Berge dahin, daß sie dunkeln und wie in Trauer gehüllt sind; vor seinem Rosse ziehen die Jünglinge einher, die Alten hinken hinter ihm und an den Sattel hat er die zarten Kinder gekoppelt; ihr Wandern ist ruhelos, ver-



geblich all ihr Flehen um eine Rast am nahen Dorf oder am kühlen Quell. In anderen Stücken überrascht uns die Wucht der Bilder und der Sprache (Der Ringkampf zwischen Charos und seinem Opfer, s. Schmidt, Volksleben S. 230 f.), wieder in anderen die Tiefe und Zartheit der Empfindung (s. Schmidt, Märchen S. 177 f.). Unter den Dichtern zeichnet sich durch Eleganz und Farbenschmelz Christopulos aus, so z. B. seine „Ode an den Frühling". Die Schönheit desselben singt Nachtigall und Schwalbe, die Begleitung säuselt ihnen Zephyrs Hauch, hoch oben in der Mitte des Aethers dreht sich glänzend der Wagen der Sonne, in ihrem Glaste aber lacht die Erde und enthüllt ihre unnachahmliche Schönheit; durch die grünenden Felder und blühenden Gärten aber flattert überall der neckische Eros. Ein reizendes Pendant hiezu bildet A. Rh. Rangabé's „Frühlingslied": „Nun springet und singet — In fröhlichem Chor! — Schnee schwindet, es windet — Das Grün sich empor! — Das wallende Blut in den Adern, wie glüht es, — Das Auge, wie sprüht es! — In rosigem Flor — Kommt luftig und duftig — Der Abend hervor." Anderen Klang schlägt Rhigas an. Am bekanntesten ist der Aufruf, mit dem er sein Volk zu den Waffen ruft und der den Namen der griechischen Marseillaise erhalten hat. Seine berühmte Kriegshymne beginnt mit den Worten:

„Wie lange, Pallikaren, wie lange sollen wir
Wie Löwen einsam hausen in Bergeswildniß hier,
Wie lang in Schluchten wohnen, nur Wald und Felsen seh'n,
Der Menschen Städte meiden, den Ketten zu entgeh'n?"

Dann bietet er in lodernden Worten ganz Griechenland zum Heldenkampf auf und schließt mit den goldenen Zeilen:

„Zerschmettern wir die Wölfe, die, selbst in Sklaverei,
Der Griechen Söhne drängen mit blut'ger Tyrannei.
Das Kreuz des Heilands leuchte hoch über Land und See!
Gerechtigkeit erscheine, des Feindes Macht verweh'!
Der Knechtschaft grause Geißel sei aus der Welt verbannt,
Als Freie laßt uns wohnen im freien Vaterland!"



Von ähnlichem patriotischen Geist ist getragen Karasutsos' „Attische Kapelle“; Hellas' Schmach und Noth ist ergreifend gezeichnet, aber versöhnend leuchtet darüber der Christenglaube. „Die Reigentänze der Dämonen, die auf Olympos' Höhen wohnen, was helfen sie, wenn Menschen weinen?“ Neben dem Liede nimmt die Bühnendichtung einen breiten Raum ein, namentlich die Tragödie, und wenn auch hier noch kein einheitliches Ganze von bleibendem Werthe erschienen ist, so fehlt es durchaus nicht an einzelnen Scenen und Partien von erschütternder Größe, nicht an Gestalten, deren erhabener Faltenwurf an einen Sophokles und Euripides erinnert.

Noch erfolgreicheren Anbau hat aber die gelehrte Prosa gefunden, sowohl in der Theologie als in der Philologie, namentlich auf dem Gebiet der Geschichte und Alterthumswissenschaft sind die schönsten Ansätze vorhanden. Heute schon greift eine Reihe griechischer Gelehrter achtunggebietend in die abendländische Diskussion ein; man denke z. B. an die zahlreichen griechischen Artikel in Krumbacher's „Byzantinischer Zeitschrift“ oder an die Aufmerksamkeit, welche die „Archäologische Zeitschrift“ allgemein findet. Gerade auf dem Gebiet der Ausgrabungen haben ja die Griechen, wie oben schon erwähnt, Außerordentliches vollbracht. Als weitere Zeitschriften von Namen seien nur genannt die Publikationen der „christlichen archäologischen Gesellschaft“ in Athen; „Parnassos“, „Pandora“, das „Athenaion“ u. s. w. Welch bedeutenden Umfang die literarische Produktion bereits erreicht hat, zeigt der neueste Katalog (1901) der Druckerei „Hestia“ mit 88 Seiten.

Alles dies sind Leistungen von nur 7 Jahrzehnten. Wer wollte in solcher Frist mehr erwarten und mit dem Erreichten unzufrieden sein? Für die Zukunft aber darf man, ohne ein Phantast zu sein, noch Besseres hoffen. Dieses Volk ist nämlich vor allem in seinem innersten Wesen noch unverdorben und kernhaft. Darin stimmen alle ernsten



Beobachter überein, Lästerzungen aber, wie ein About, verdienen nicht, daß man sie hört. Dieses Volk hat vor vielen voraus, daß es noch festen religiösen Grund unter seinen Füßen besitzt. Ich weiß wohl, daß das orthodoxe Kirchenthum im Abendland meist schlechten Kurs hat. Ob aber dieses Urtheil in seiner Allgemeinheit ein gerechtes ist, wollen wir hier nicht entscheiden. Das jedenfalls ist zweifellos, und wer etliche Zeit mit dem Griechenvolk in Berührung gekommen ist, wird es bestätigen: das hellenische Volk hängt treu an seinem Christenthum. In seiner Art allerdings, aber wenn italienische und französische Praxis ihre Vertheidiger, ja sogar Bewunderer findet, warum sollte man den Griechen gegenüber nicht wenigstens ein Verständniß probiren?

Das lärmende Wesen des Südens fehlt auch im griechischen Cult nicht. So wohnte ich z. B. am 5. April n. St. in der Metropolis zu Athen dem abendlichen Gottesdienst bei; es war Vorabend von Mariä Verkündigung und zugleich griechischer National-Festtag, Erinnerungsfeier der Unabhängigkeitserklärung. Schon der Platz vor der Metropolis machte einen echt südländischen Eindruck. Zwischen den beiden Thürmen der Kathedrale und jedem derselben einerseits über den Metropolisplatz, andererseits über die Aeolusstraße waren Taue gespannt, die beflaggt waren mit zahllosen blauweißen Fahnen. Ringsumher strahlte ein Meer von Lichtern. Ueber den nicht unansehnlichen Platz und rund um die Metropolis drängte eine zahllose Menge, ein imposanter Anblick. Nicht weniger eigenartig präsentirten sich die Hallen des Tempels mit ihrem reichen Schmuck, der uns überladen dünkt, dem Orientalen aber unentbehrlich ist. Durch die Räume aber wogte festliches Volk, alle trugen sie Kerzen in der Hand, unablässig sich bekreuzend zogen sie von Bild zu Bild, ihre Verehrung zu bezeugen. Vorn an der Ikonostas aber steht ein Priester, der abwechselnd mit einem Doppelchor liturgische Gesänge vortrug;



ich hätte von ihnen vielleicht mehr verstanden, hätte ich nicht erasmische Aussprache gelernt. Die Männerwelt zeigte im Allgemeinen Würde und Sammlung. Weniger gemessen verhielt sich das weibliche Geschlecht. Hinten am Portal der Metropolis standen drei Pyramiden, bestimmt zur Aufnahme von Kerzen, Pyramiden, wie man sie theilweise bei uns an Lichtmeß benützt; wer nun eintrat, kaufte von einem rechts oder links bereitstehenden Kleriker eine Kerze, zündete sie an und steckte sie in die Pyramide. Die Kerze wurde aber, nachdem sie nur wenige Augenblicke gebrannt hatte, wieder abgenommen und in einen bereitstehenden Korb geworfen. Dabei gab es nun viel Reden und Widerreden, Streit und Aufregung; über den Grund dieses Gebahrens konnte ich mir nicht klar werden, bis ich andern Tags in der „Akropolis" las, daß das liebe Publikum bisan gewohnt war, die von ihm aufgesteckten Kerzen auch verbrennen zu sehen. Dieses Jahr aber war die Neuerung getroffen worden, daß die Kerzen alsbald abgenommen und jedenfalls für späteren Gebrauch reservirt wurden. Das war es also, was das rasche Blut in Wallung gebracht hatte. Für uns Kaltblüter vom Norden sind derartige Auftritte zunächst befremdlich. Man braucht aber nicht bis Griechenland zu fahren, um dieses Befremden zu verlernen.

Ein ähnliches Bild bot sich mir am 29. April, am Vorabend von Ostern, an der nämlichen Metropolis. Als wir Abends, von einem sehr schönen Rundgang beim Dipylon herkommend durch die Straßen wanderten, da konnten wir über die Nähe des Festes nicht im Zweifel bleiben. Ueberall sahen wir das Osterlamm, denn jede griechische Familie, der es irgendwie möglich ist, schlachtet sich ein solches. Vor jedem Haus hängt das längst herbeigesehnte Pascha-Arnaki, die abgezogene Haut noch über die Vorderfüße baumelnd, das Blut aber träuft nieder auf das Trottoir und sucht von da seinen Abfluß in den Kandel, — ein Straßenbild, wie es in dem zu polizeilicher Sittsamkeit



erzogenen Norden, zudem in einer Hauptstadt, völlig undenkbar ist, und doch voll eigenen Reizes. Die eigentliche Auferstehungsfeier begann um 10 Uhr und dauerte eine schöne Zahl von Stunden, da die Liturgie erst Nachts ½3 Uhr ihren Abschluß fand. Trotz verzweifelter Versuche gelingt es uns späten Ankömmlingen nicht mehr, in die Kathedrale zu gelangen, und es war gut so. Denn allein schon das bunte Menschengewühl auf dem Vorplatz konnte köstlich unterhalten. In der Mitte des Platzes war eine Tribüne aufgeschlagen für höhere Wesen; wie ich alsbald sah, wäre es auch uns xenoi möglich gewesen, dort anzukommen. Von ½12 Uhr ab begann sie sich allmählich zu füllen. Es fuhr, escortirt von einer schönen Truppe Militärs, der königliche Wagen an. Dann steigen die Minister, Offiziere, bedeutende politische Persönlichkeiten, hierauf eine Reihe mir wohlbekannter xenoi empor, die sich unter dem Deckmantel von episimi (offizielle Persönlichkeiten) Zugang zu öffnen gewußt hatten, und endlich prangte auch ein echter rechter athenischer Friseur, jedenfalls von irgend einem Deputirten eingeschleppt, auf der königlichen Tribüne. Man darf nie vergessen, daß man im Hellas heute noch im Lande der Vollblutdemokratie ist. Schlag 12 Uhr öffnen sich die Pforten der Metropolis und ein Zug von Papadás, die den Metropoliten begleiten, erscheint, alle in kostbaren, goldstrotzenden Gewändern, der Metropolit mit einer schimmernden Krone auf dem Haupt. Nach einem einfachen, nicht unschönen Gesang, nach vorgenommenem Incens und erfolgter Weihwasserbesprengung ist der große Augenblick gekommen: der Metropolit singt mit weithinhallender Stimme: „Christos anesti, Christus ist erstanden.“ Das Volk aber — man hört aus den Tönen sein Entzücken — antwortet tausendstimmig: „Alithos anesti, er ist wahrhaft erstanden.“ Wie ein elektrischer Strom zuckt nun mit einem Mal die festliche Freude durch das vorher an sich haltende Volk, über den weiten Platz, durch die angrenzenden Straßen



Plötzlich flammen Tausende von Kerzen auf, Raketen steigen, Schüsse knallen nah und fern. Christos alithos anesti, rufen sie immer wieder, umarmen sich und küssen einander. Als endlich der Jubel sich gelegt hatte und die Priester inzwischen wieder in die Kathedrale zurückgekehrt waren, da beginnt ein neues Intermezzo. Wieder tönt das Christos anesti, diesmal schrill und durchdringend, es sind Athens Zeitungsjungen, welche die Osternummer austragen, Zeitungen in allen möglichen Verzierungen und Farben, und auch sie alle verkünden uns das Christos alithos anesti. Rasch aber verläuft sich nunmehr die Menge. Man eilt heimwärts zum Osterlamm, um sich für eine lange Fastenzeit nachhaltig zu entschädigen. Für dieses Ostern allein wurden in Athen 12,000 Arnakis und 3 Millionen Eier eingeführt. Anderen Tags wollte ich mir einmal einen griechischen Festgottesdienst bei helllichtem Tage ansehen und ging zu guter Zeit nach der Kirche der hl. Irene. Aber was sah ich da! Die Kirche wurde eben gescheuert; einen Gottesdienst nach unserer Art gab es da nicht; erst Nachmittags sollte wieder Vesper gehalten werden, auf diese aber verzichtete ich. Hatte ich Recht, dabei mir Gedanken zu machen über einen möglichen Zusammenhang zwischen dem Osterarnaki nebst dem zugehörigen ungemischten Wein und der Oede dieser Kirchen am Osterfest?

Was da erzählt wurde, sind etliche Aeußerlichkeiten des religiösen Lebens unter den Griechen, aber Aeußerlichkeiten, die doch für sich allein schon zeigen, wie das Christenthum das ganze Volksleben bis in den Grund durchwurzelt. Doch fehlten mir weitere Anlässe nicht, um auch etwas tiefer zu sehen. Geradezu überraschend ist die Strenge des Fastens, und merkwürdig, je tiefer die Leute stehen, je härter sie arbeiten, desto härter ihr Fasten. Lauchstengel, Oliven und andere Gemüse, dazu Brod bildet die Nahrung der ärmeren Schichten während dieser langen Zeit, zu der noch eine schöne Zahl weiterer Fasttage kommt, so daß ihrer im Jahre



wohl anderthalbhundert sind. Ich erinnere mich mit Erbauung an die Agogiaten (Treiber der Reitthiere), die uns auf unserer Peloponnesfahrt eben während der Fastenzeit begleiteten. Stundenlang eilten sie neben unseren Pferden und Mularia her; über Stock und Stein, über aufreibende Felsrücken, durch glühenden Sonnenbrand waren sie marschirt; bot man ihnen aber aus einer Conservenbüchse, von denen wir damals leben mußten, ein Stücklein Fleisch, so schüttelten sie das Haupt und sagten: nistevome, ine sarakosti (wir fasten, es ist das vierzigtägige Fasten.) Ja es begegnete mir sogar einer, der eine Cigarette zurückwies und so ein bei der Rauchlust der Orientalen hochanzuschlagendes opus supererogatorium vollbrachte. Neben solcher Strenge nimmt sich das abendländische Fasten allerdings etwas weniger gut aus und ein Korn Wahrheit steckt in Gelzers Oxymoron: „Bei den Griechen ist das Fasten nicht, wie bei dem römischen Katholiken, eine sehr angenehme Abwechslung des Menus, sondern man ißt wenig und schlecht". (Geistliches und Weltliches aus dem Orient S. 47.) Das Auffallendste aber ist nach meiner Ansicht, daß solche Erfolge eine unseren Idealen scheinbar so wenig entsprechende Geistlichkeit erzielt. Was schadet gegen diese Thatsache gehalten irgend eine boshafte Anzüglichkeit oder ein schalkhafter Witz, wie ihn auch das griechische Volk für seine Kleriker bereit hat (vgl. z. B. das Sprüchwort: O papas k'i papadiá pente minas tria paediá). Mit Erbauung (ich gebrauche den Ausdruck absichtlich noch einmal) erinnere ich mich ferner an die Wallfahrtsstätte der Griechen auf Tinos, über die ich ein andermal mehr zu erzählen hoffe, an den Glauben und an die Andacht, die ich dort gefunden habe. Auch die Unruhe in den Kirchen hat, wenn man öfter beobachtet hat, nicht mehr das Störende, das es anfangs dem Fremden bietet. Man kann auch dabei viel Sammlung und Ueberzeugung gewahren. Warum wollen wir denn immer alle Nationen über einen Kamm scheeren, und zwar gerade in der intimsten Form ihres Denkens und



Lebens? Wir Deutsche haben mit dieser unserer Unduldsamkeit wahrlich noch nicht viel Gutes gestiftet. Doch entgleisen wir nicht und suchen wir zum Schlusse noch eine besondere Seite der öffentlichen Sittlichkeit im Griechenvolk zu würdigen, nämlich die wunderbare Schönheit und Reinheit ihres Familienlebens. Alle jene, die Jahre lang in Hellas weilten, sind hierüber des Lobes voll. Die Familienglieder hängen mit rührender Liebe aneinander, Blut ist hier wirklich ein guter Kitt. Eltern und Geschwister hungern für einen studirenden Sohn und Bruder. Die Brüder heirathen nicht, ehe die Schwestern versorgt sind. Greise Väter und Mütter sind von zartester Pietät umgeben. Hohen Ruhmes werth ist auch die Schranke der Zucht und strenger Sitte, die zwischen den beiden Geschlechtern vor der Ehe waltet. Den sprechendsten Ausdruck hiefür können wir finden in der Eigenart des griechischen Volkstanzes. Jünglinge tanzen mit Jünglingen, Jungfrauen mit Jungfrauen, nur daß event. einer der ersteren die Führung des Jungfrauenreigens übernimmt. Tänze nach Art der „europäischen" konnte ich in Griechenland nicht sehen. Wahrlich, ein Volk dessen innerstes Mark noch so gesund ist, kann kein absterbendes Volk sein.

Da ich nun so viel von Erbauung gesprochen habe, muß ich auch von etwas reden, was mich weniger erbaut hat, nämlich von der Art und Weise, wie die Griechen ihren Sonntag heiligen. Es war am 16. April, einem Sonntag, als wir von der Station Leontarion der Bahnlinie Nauplia-Kalamata auf Megalopolis zuwanderten. Ich war nicht wenig überrascht, die Leute allgemein auf den Feldern arbeiten zu sehen. Sind die Menschen hier oben schlechtere Christen, dachte ich bei mir. Acht Tage hernach dampften wir mit dem sidirodromos von Pyrgos gen Patras; es war griechischer Palmsonntag. Ich war zum zweitenmal überrascht, als ich nach der Station Karakuzi auf dem dort sich öffnenden weiten Flachland Bauern pflügen sah. Aber solches sieht man doch auch bei uns! Gewiß, und doch war mir die



Sache räthselhaft. Vor der Abreise in den Peloponnes, just wieder an einem Sonntag (9. April), war mir das Mißgeschick begegnet, daß beim Packen einer meiner Brillenstäbe zerbrochen wurde. Die Sache war schlimm, denn ich hatte nur eines dieser Marterwerkzeuge bei mir, andern Tages aber sollte ich in aller Frühe reisen. Die Läden, wo vielleicht Ersatz zu finden gewesen wäre, waren alle geschlossen, an jenen Ständen aber in der Stadionstraße, die auch Sonntags „arbeiten“, war nichts Brauchbares zu bekommen. So mußte ich mich denn entschließen, durch den Hoteldiener mein Glück bei einem Optiker zu versuchen. Dieser aber versicherte sofort: „Heut am Sonntag wirds keiner thun“. Ich versprach ihm ein gutes Trinkgeld und erklärte mich bereit, jeden Preis für die Reparatur mir gefallen zu lassen. Richtig, nach ein paar Stunden kam die getreue Seele samt der Brille und ihrem Beinbruch wieder, nirgends hatte er Erhörung gefunden. Die moreotischen Bauern arbeiten also ruhig, während die Optiker der Großstadt bedingungslos ihren Sonntag einhalten. Ich bin aus der Sache nicht klug geworden.

Es sind das Gegensätze, die schwer zusammenzuräumen sind. Sie ändern aber nichts an der Thatsache, daß die christliche, besser gesagt die orthodoxe Religion das geistige Rückgrat dieses Volkes ist. Mit unvergleichlicher Zähigkeit hängen die Hellenen an ihrem Glauben. Aufgeklärte mag es geben, aber sie bedeuten in der Oeffentlichkeit nichts. Ein drastisches Beispiel jener Zähigkeit haben wir kürzlich erst beobachtet; der conservative Geist der Massen ruhte nicht, bis die geplante, neugriechische Schriftübersetzung in der Versenkung verschwunden war. Allüberall tritt dieses prononcirte Glaubensbewußtsein zu Tage. Es sei an zwei der oben genannten Gedichte erinnert. Daß ein führendes Tagesblatt in breiter eindringlicher Ausführung dafür eintritt, daß in jedem Hause eine Bibel sein müsse, wäre bei uns etwas Seltsames; seitens der „Akropolis“ ist dies im Jahr-

gang 1899 geschehen. Aehnlich neu muthete mich ein Artikel des „Neologos“ an, der in ernster Weise seine Leser in die Charwoche einführte und namentlich vom Palmsonntag sprach, „dem ersten Tag der Geschichte der Leiden“. Dieses Volk weiß eben genau, was es dem Christenthum schuldet. Neben seiner Rasse und Sprache verdankt es seiner Religion die Rettung in so vielen grauenvollen Stürmen. Die Kirche zuvörderst war es, welche die Nation zusammenhielt, und der Geschichtschreiber derselben singt ihr mit Recht ein ehrenvolles Loblied (Hertzberg, Geschichte Griechenlands II, 548 ff. III, 77 ff). Mohammed II. war genial veranlagt; aber daß er das Patriarchat in Konstantinopel und die Hierarchie des griechischen Klerus bestehen ließ, um durch Patriarchat und Klerus die unterworfenen Griechen zu regieren, das war nur ein scheinbarer Meisterzug von vorübergehender Wirkung, in That und Wahrheit ein Mißgriff, durch den nach Gottes Vorsehung ein edles Volk gerettet werden sollte. Als das Osmanenthum die griechische Welt zu begraben drohte, da war es der Phanar, die Residenz des Patriarchen in Stambul, der immer wieder die Rettung brachte. Dort lebten die alten Erinnerungen weiter, dort wurde so manches Unheil abgewendet, dort liefen die Fäden zusammen, aus deren Gewirre Neugriechenland allmählich wieder emporstieg. Diese Patriarchen sind lange nicht alle ohne Vorwurf und Tadel gewesen; aber das soll auch sonstwo vorgekommen sein. Manche von ihnen hätten zuweilen dem Serail gegenüber einen steiferen Nacken haben können. Aber wenn trotzdem heute noch der Neugrieche über seinen Metropoliten, „diesen kleinen Zaunkönig zu Athen“, wegschaut und mit ehrfurchtsvoller Scheu zum Patriarchen im Phanar emporblickt, so offenbart er damit ein historisches Bewußtsein und eine kritische Selbständigkeit, die dem Volk alle Ehre machen. Man darf ja bloß etliche Zeit die griechischen Zeitungen lesen, um zu sehen, mit welch kindlicher Theil-



nahme alle Wendungen in der Geschichte des Erzsitzes am goldenen Horn verfolgt werden.

Daß aber zu Athen dieser „petit roitelet“ sitzt, das hat seine eigene Bewandtniß. Wir kommen damit zu einer neuen Krankheit Griechenlands, und richtig zu einer, womit der so selbstbewußte Westen das Ländchen inficirt hat. Wer sich über diese kirchenpolitische Frage unterrichten will, dem ist nicht dringend genug zu empfehlen das meisterhafte Buch eines Kenners ersten Rangs, nämlich H. Gelzers „Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient“ (Leipzig, Teubner 1900). Dieses Autokephalenthum — nachgerade ist in der griechischen Kirche alles autokephal, die Griechen, Serben, Bulgaren, Rumänen, Montenegriner, Bosnier — wird, wenn die Sache kein Ende nimmt, zu den schwersten Krisen für die Balkanvölker führen müssen. Denn wie sollte bei solchem Separatistenthum noch ein Zusammenschluß möglich sein, und wie nothwendig wäre eben der Zusammenschluß! Wie lieben sie sich doch alle, die Bulgaren, Serben, Griechen und Rumänen; alle Welt weiß das. Welches Aufsehen hat es mit Recht gemacht, als kürzlich der Griechenkönig mit dem rumänischen Karol in Abbazia sich zusammenzufinden getraute. Sie müssen eigene Nöthen gehabt haben!

Woher aber dieses Autokephalenthum? Es ist eine richtige Importwaare, und zwar stammt es für Griechenland wenigstens aus — Bayern. Wie jedes andere erleuchtete Gemeinwesen ist natürlich auch Bayern schon in den dreißiger Jahren des vorigen Säculums staatsomnipotent gewesen. Die üppigen Segnungen dieser Raison konnte man unmöglich dem heißgeliebten Hellas entziehen. Die Logik war zwingend. Es gab ja jetzt ein Königreich Griechenland, und weil es ein solches gab, so konnte doch niemals die hellenische Kirche unter einem „fremden“ — „ultramontanen“ hatte nicht ganz gestimmt — Haupte, dem altehrwürdigen Patriarchate verbleiben, und so schuf man sich sein griechisches Metropolitenthum. Der bayerische Staatsrath L. von Maurer war es, der diese



zwingende Logik besaß und sie ins Werk umsetzte (1833). Was nützte es, daß der strenggläubige Theil der griechischen Geistlichkeit sich energisch wehrte; man denke an die Controverse zwischen Oekonomos und Pharmakides. Die Theologen verstehen ja solche Dinge immer am wenigsten. Herr von Maurer aber konnte sich getrösten, daß er das ius inspiciendi wahrte, die Kirche aber zum Werkzeug des Staates erniedrigte. Die späteren griechischen Staatsmänner waren fähige Leute, sie haben nicht umsonst gelernt, und sie haben es vollends fertig gebracht, die uralte kirchliche Gliederung des Landes, welche selbst die Türken überlebt hatte, zu zerschlagen. Wir wollen mit historischen Details uns nicht aufhalten, sondern nur den heutigen Stand darlegen. Die neue Nomeneintheilung (Kreiseintheilung vom 1. Jan. 1900) warf die kirchliche Eintheilung vollends über den Haufen. In Zukunft werden in Griechenland nur mehr 32 Bischofssitze bestehen, die Unterschiede zwischen Erzbischöfen und Bischöfen fallen fort, alle führen fürderhin den Titel Bischof, nur derjenige von Athen erhält den Titel Metropolit und ist der Präsident des hl. Synod. So ist dem Bureaukratismus Genüge geschehen, Griechenland aber hat den Segen, daß, wie Gelzer (S. 88 f.) sagt, „die kirchlich selbständige Constituirung des Königreichs der Ruin der griechischen Nationalität gewesen ist. Welch ein Machtzuwachs wäre das für den geborenen Vertreter der hellenischen Interessen im türkischen Reich, für den Patriarchen, wenn die Griechen einfach wie früher sich demselben unterordnen würden. Wenn in nationalen Fragen Niederlage auf Niederlage folgt, so können die politischen Führer von Griechenland sich ruhig eingestehen, daß dieselben durch ihre gründlich verfehlte, aller höheren Gesichtspunkte bare Kirchenpolitik hervorgerufen sind.“ Selten ist wohl eine schlagendere Verurtheilung des Versuchs, religiöses Leben zwischen die vier Wände eines Staatswesens einzukerkern, geschrieben worden.

Das aber ist und bleibt wahr, daß Griechenland während der



letzten Jahre „in nationalen Fragen nur Niederlage auf Niederlage“ zu verzeichnen hatte. Seit 1878 setzen sich dieselben in angenehmer Abwechslung fort: heute eine diplomatische Abfuhr, morgen kostspielige militärische Rüstungen, die zum Glück meist Rüstungen bleiben oder, wenn es wirklich Ernst wird, kläglich endigen, nur ausnahmsweise zum Ziele führen; (1881 Thessalien und ein Theil von Epirus erworben); dann folgt wieder ein Ministersturz, hierauf schöne finanzielle Vorsätze, die aber hinterher den Weg zur Hölle, zum offenen Staatsbankrott, pflastern helfen; weiter unbegreifliche Aeußerungen der Parteisucht, Auflösung der Kammer, Blokade des Piräus, wobei die Athener die erwünschte Gelegenheit haben, fremde Kriegsschiffe in effektvoller Zahl zu sehen; antimonarchische Kundgebungen, Straßenkrawalle, und wenn das Potpourri allmählich langweilt, irgendwo in einem Winkel des Landes ein größerer oder kleinerer Putsch. Mit kinematographischer Geschwindigkeit und Lebendigkeit zieht das alles an uns vorbei. Unterhaltlich ist ja solch ein Anblick, aber vortheilhaft für das Renommee eines Landes ist er keinesfalls. Griechenland kann sich denn auch rühmen, daß es auf dem Punkte ist, den Serben und Bulgaren, was die Achtung oder vielmehr Mißachtung Europas anlangt, den Rang abzulaufen. Griechenland, sage ich. Ich meine nicht das Volk mit seinen herrlichen Anlagen und seiner vielverheißenden Tüchtigkeit, ich meine die Parteiregierungen und die Parteien mit ihrer verabscheuungswürdigen Unvernunft

So schuldlos aber ist „Europa“ wieder an all dem nicht; es kann sich die Pose des händewaschenden Pilatus ersparen. Jene drei Erbübel des heutigen Hellenenthums haben die Westmächte mitverschuldet: die ewige Unruhe nach außen, die heillose Zerfahrenheit im Innern und das Finanzelend.

Europa war es, welches nach dem Befreiungskrieg bei „diplomatischen“ Halbheiten stehen geblieben ist und dem Lande vor allem eine erbarmungswürdige Grenze gegeben hat.

Wie kann Griechenland sich zufrieden geben, solange ihm im Süden das noch immer türkische Kreta wie ein riesiger Querriegel vorliegt oder vielmehr eine Bresche bildet in seiner Grenze, durch welche jederzeit der Feind einbrechen kann. Die Griechen hatten schon im 9. und 10. Jahrhundert zur Genüge durchgekostet, was Kreta für sie bedeutet; auch die Venezianer wußten wohl, weßhalb sie neben Euböa gerade Kreta als ihren wichtigsten Stützpunkt im ägäischen Meer bis zum letzten Athemzug vertheidigten. Noch zu frisch war in aller Erinnerung, welch treffliche Operationsbasis für Ibrahim Pascha diese Insel im Februar 1825 abgegeben hatte. Und Griechenland hätte ruhig zusehen sollen, wie die christliche Bevölkerung dieser herrlichen Insel von den Türken unter den empörendsten Scheußlichkeiten ausgemordet wurde (cfr. 1866—1869)! Zu solchem Stillehalten mag die europäische Diplomatenwelt fähig sein (Burenkrieg!), niemals ein so nationalgesinntes Volk, wie die Griechen. Noch kläglicher stand es womöglich an der Nordgrenze oder vielmehr steht es noch. Was ist Griechenland ohne Epirus, das ebenso seiner geographischen Natur wie seiner griechischen Bevölkerung nach doch griechisch werden muß. Welch herrliche Grenze hat Griechenland in Epirus. Sie schneidet die Markung vieler Ortschaften mitten durch und trennt z. B. die Stadt Arte von ihrem eigenen Gebiet (Philippson a. a. O. S. 22). Was war Griechenland ohne Thessalien? Schon des Getreidewesens halber war „ein griechischer Staat ohne Thessalien nicht lebensfähig“ (Kirchhoff a. a. O. III, 206). Ja nicht einmal Thessalien kann es zufriedenstellen, solange die Pässe des Olympos und Thessalonike in Türkenhand sind. Erst durch den Besitz von Thessalonike gewinnt Griechenland Eisenbahnanschluß nach dem Westen, ohne Thessalonike ist es immer von türkischer Gnade abhängig, bleibt es stets ein Stück Orient. Den einzigen freien Zugang zu Europa bildet für den Griechen nach jetziger Sachlage das Meer; wie kläglich aber ist es, in einer Centrale wie



Athen eigentlich außer der Welt stehen zu müssen. Nur dreimal wöchentlich kommt (mit den Lloydschiffen) nach Athen die Post. Wie viele deutsche Gebirgsdörfer werden in ähnlichen Verhältnissen sein? Von den Inseln aber, von Samos, Chios, Limnos, Karpathos, haben wir noch gar nicht geredet, Inseln, deren Bevölkerung seinerzeit im Freiheitskampf heldenmüthig mitfocht, Inseln mit reinhellenischem Volk, deren griechische Bildung, Sprache und Intelligenz dem Königreiche so außerordentlich zu statten käme.

Was sollte ferner dieses Land mit dem modernen Constitutionalismus beginnen, was konnte ihm der Parlamentarismus, und vollends noch das Einkammersystem frommen! Gewiß haben die Griechen zum Theil darnach verlangt, A. Sutsos hat darum seine leidenschaftlichen Kampflieder gesungen. Aber gibt man den Kindern das Messer in die Hand, und wenn sie es noch so stürmisch verlangen? Den Segen des Parlamentarismus hat Europa selbst schon genug zu kosten bekommen und es wird von diesem Segen, wenn nicht alle Zeichen täuschen, noch gründlicher erquickt werden. Aber nun in Griechenland der Parlamentarismus, bei einem Volk, das einerseits gebildete, ja hochstehende Kreise genug zählt, daneben aber zum allergrößten Theil noch vollständig politisches Kind ist! Was sollen mit dem parlamentarischen Wesen die armen Bewohner der griechischen Dörfer anfangen, die Ziegen- und Schafhirten, die von der Welt abseits hausenden Bauern des Peloponnes, Aetoliens und Böotiens, sie, die zum guten Theil noch nicht wissen, was ein rechtes Bett ist und was ein bewohnbares Haus! Sie sind eben Spielball in der Hand politischer Faiseure und zugleich die Vertreter ihrer kleinlichsten Kirchthumsinteressen. So ist das politische Leben Griechenlands das geworden, was es ist, der Tummelplatz von Einzelinstinkten, so daß man recht lebhaft an den Kantönligeist oder, wenn man lieber will, an die poleis von Althellas erinnert wird. Man täusche sich nicht,

die parteipolitischen Zustände bilden die schwerste, vielleicht die einzige Gefahr für die Zukunft des griechischen Volkes. Man bedenke nur, daß die unzähligen Ministeriumswechsel jedesmal auch einen Wechsel im Beamtenpersonal der Rechtspflege, der Verwaltung, ja sogar des Schulwesens bedeuten.

Ueber die griechischen Finanzen braucht eigentlich nichts gesagt zu werden. Der griechische Credit ist kolossal entwerthet, besser gesagt, er existirt nicht mehr. Diese Drachmenwährung besitzt thatsächlich nur einen Dreiviertelkurs. Vor allem das unbeschreibliche Papierfetzenwesen, mit dem man es hier zu thun hat. Der Fremde allerdings stellt sich, wofern er die Augen aufmacht, nicht übel dabei. Man wechsle sein Gold nur immer beim Nahen des Monatsersten, und man wird erstaunt sein, wie viel man dafür aufbekommt. Die Griechen brauchen da, so meinen böse Leute, die Dukaten nothwendig, um die Beamten zu bezahlen, und darum das überraschende Emporschnellen der Zwanzigfrankenstücke gegen Ende des Monats. Ist das nicht ein wirkliches Leben von der Hand in den Mund? Und wiederum, wir müssen die gallige Frage noch einmal stellen, wer hat es so herrlich weit bringen helfen? Die Philhellenenmächte England und Frankreich. Was half es diesem mißhandelten Volke, etliche Millionen vorgeschossen zu bekommen, wohlverstanden mit einem Aufgeld von 100% und 8procentiger Verzinsung! Die Engländer waren damals schon trotz allem idealistischen Aufputz recht derbe Realisten, und wenn sie ihr Geld hergaben, so vergaßen sie dabei nicht ihren Profit. Für die Griechen hatten am Ende des Freiheitskrieges Anleihen keinen Werth, Subsidien hätten sie brauchen können; diese aber zu geben, dazu war der englische Philhellenismus zu nüchtern. Der junge Staat bedurfte ungeheure Summen, um auch nur die dringendsten Anforderungen eines Culturvolkes zu befriedigen; die aufgenommenen Anleihen aber wurden infolge der oben charakterisirten Parteiwirthschaft unsinnig verpufft und so geschah



es, daß endlich die Staatsschuld des kleinen Königreichs die horrende Summe von 600 Millionen Mark erreichte.

An all diesen Dingen brauchen wir Deutsche uns keine Schuld beizumessen. Deutschland war bei Setzung der Faktoren, welche heute das griechische Leben beherrschen, als politische Größe unbetheiligt. Das ist anders geworden. Heute spricht es in der Levante ein gewichtiges Wort mit und es ist unvergessen, wie es während des letzten Krieges sich scharf gegen Griechenland stellte und leider alles that, um Kreta für die Türken zu retten. Daß die Griechen darüber sehr wenig erbaut waren, läßt sich begreifen. Die bisher allgemeinen Sympathien mit Deutschland waren mit einem Schlag vernichtet; die deutsche Colonie in Athen hatte damals nicht die gemüthlichsten Tage, und die Stimmen, die aus ihrem Kreise über diese Stellungnahme Deutschlands laut wurden, klangen ganz anders als Lobeshymnen. Doch war schon 1899 an der Oberfläche wenigstens von jener feindseligen Strömung wenig mehr zu bemerken. Die Einsichtigeren verstehen die kühleren Erwägungen unserer Staatsmänner, die nur den deutschen Vortheil im Auge haben. Ob aber derselbe so unfehlbar auf türkischer Seite zu suchen ist, das ist eine Frage, die doch nicht so apodiktisch zu beantworten ist. Mehr als ein Grund läßt für nähere oder fernere Zukunft das Zusammengehen mit Griechenland als vortheilhaft erscheinen. Einmal sind unsere materiellen Interessen dort ganz bedeutende; unsere Einfuhr nach Griechenland dürfte jetzt schon die dritte Stelle einnehmen. Noch wichtiger ist die Thatsache, daß fast der ganze Handel durch Griechenhände geht, ein wichtiger Fingerzeig! Ferner ist Griechenland auf der Balkanhalbinsel für uns von unschätzbarer Bedeutung als Bollwerk gegen die Hochfluth des Slaventhums; seine Stärkung fordert unser Selbsterhaltungstrieb. Dazu kommt noch der ideale Gesichtspunkt, daß innige Beziehungen geistig-cultureller Art jetzt schon zwischen Deutschland und Griechenland walten. Deutsche Sprache,

deutsche Wissenschaft haben schon nennenswerthe Eroberungen gemacht. Mit Vorliebe besuchen die Hellenen deutsche Universitäten, besonders Jena, Halle, Berlin und Tübingen. Das gilt für Philosophie, Staatswissenschaften und zumal Theologie. Aus einem anderen Grunde noch ist der gemeine griechische Mann entschieden deutschfreundlich und jederzeit gerne zu einem sito i Jermania (hoch Deutschland) zu haben. Deutsche Archäologen und Architekten leben seit Jahrzehnten in allen Theilen dieses Landes, bis vor wenigen Jahren waren es fast ausnahmslos Deutsche, welche die großen Ausgrabungen unternahmen und ganz bedeutende Summen Geldes unter die Leute brachten. Das aber ist ein Umstand, der geeigneter ist als jeder andere, Sympathie zu erwecken. (Ueber das Vorausgehende sei auf die weiteren Bemerkungen bei Philippson a. a. O. S. 43 f. verwiesen.)

Da wir nun schon einmal den Faden politischer Erörterungen aufgenommen, so wolle diese Spule noch weiterlaufen. Die letzten Punkte zeigten uns, daß das politische Leben Griechenlands tief krankt, dieses Volk fiebert und das Fieber hat ein überraschendes Phantasma bei ihm erzeugt, die megali idea, den Traum von einem Wiedererstehen Großgriechenlands mit der Hauptstadt Konstantinopel. Konstantinopel ist heute wieder mehr als je für die Griechen „die Stadt" par excellence, schon den kleinen Kindern singt man von ihr (s. Engel, Griechische Frühlingstage S. 154. Philippson a. a. O. S. 41 bestreitet das Vorhandensein einer großgriechischen Idee, m. E. mit Unrecht). Nichts wäre verderblicher für die Hellenen, als die Wiederaufnahme einer solchen Wolkenkuckucksheimpolitik. Selbst im Falle des Gelingens dieser Pläne würde gewiß nur das Elend der letzten Paläologen wiederkehren. Noch viel wahrscheinlicher aber würde das Griechenvolk an dieser Riesenaufgabe verbluten. Ein Zugeständniß allerdings muß man auch hier machen. Es ist nämlich nicht so ganz unverständlich, wie ein solcher Gedanke entstehen konnte. Die



hellenische Nation ist nämlich in der Levante und in Kleinasien auf einem ungeahnten Eroberungszug begriffen. Handel und Wandel geschieht ohnehin schon durch ihre Vermittlung. Aber auch als Nation erobern sie Position um Position zurück und der Großtürke wird dem gegenüber über kurz oder lang Farbe bekennen müssen. Die wichtigsten Plätze der Türkei sind entweder schon griechisch oder haben achtunggebietende griechische Gemeinden. Die Chalkidike ist fast rein griechisch, in den Häfen Makedoniens bilden Griechen die Mehrzahl, so in Thessalonike und Seres Ja in Adrianopel sogar sitzen mehr Griechen als Türken. Das Gebiet um Konstantinopel ist überwiegend griechisch; ich nenne nur Gallipoli, die Dardanellenstadt, die reingriechischen Dörfer längs des Hellesponts und des Marmarameers, ja sogar den Bosporus und den Pontos umsäumen sie. Konstantinopel selber dürfte insgesammt über 200,000 Griechen haben. Kadiköi, das alte Chalkedon, ist der Hauptsache nach griechisch. Wollte ich die griechischen Colonien Kleinasiens und die griechischen Inseln aufzählen, so käme ich an kein Ende. Thasos, Limnos, Imbros, Mitilini, Chios mit dem gegenüberliegenden ganz griechischen Tschesmé, Samos, Cypern, Kreta sind alle griechisch. Smyrna hat vollständig griechischen Charakter, ebenso Ephesus, Magnesia, Bergama. Von diesen Centren aus dringen sie erobernd vor ins Innere. Schon haben sie Komä erreicht und rühren sich selbst in Beirut und Alexandrien. Besonders interessant ist auch die Stellung, welche sie sogar in der anatolischen Landwirthschaft einnehmen (s. Herrmann, Anatolische Landwirthschaft S. 22). Auf Grund solcher Thatsachen können die Griechen wohl selbstbewußt werden; bezeichnend für ihre Zukunftspläne in handelspolitischer Beziehung sind die Worte des obencitirten Christomanos (S. 12): „Wir können darauf abzielen, für Anatolien der Westen, für den Westen Anatolien zu werden.“ Europa steht zweifellos in dieser Entwicklung vor einem der interessantesten zeitgenössischen Probleme, vor



einem merkwürdigen Gegenstück zu der einstigen Colonisirung Vorderasiens durch die Griechen. Wir stehen mitten in der Rückhellenisirung Anatoliens. Das sind Leistungen eines vielverachteten Völkleins, die aller Anerkennung werth sind, Leistungen, die der Lebenskraft des Hellenenvolkes das glänzendste Zeugniß ausstellen, Leistungen allerdings, durch welche die Verhältnisse im Wetterwinkel Europas, die der Vereinfachung so dringend bedürften, nur noch verwickelter werden. Zum Schaden des Westens, besonders des Deutschthums, kann das unmöglich ausschlagen. Je schärfer der Antagonismus zwischen Slaventhum und Griechenthum sich gestaltet, desto ferner rückt die Gefahr eines slavisch-griechisch-orthodoxen Riesenreiches im Osten.

Damit mögen diese Betrachtungen geschlossen sein. Hätten sie die Frucht, daß sie in einzelnen Kreisen unseres Vaterlandes Interesse für die Griechen und etwas mehr Liebe zur Griechenwelt erwecken, so wäre ihr Zweck erreicht. Das dürfte erwiesen sein, daß das griechische Volk kein sinkendes, absterbendes, sondern ein einer hoffentlich recht schönen Zukunft entgegenwachsendes Volk ist.

Riedlingen, im December 1901. Bernhard Krieg.



XL.

Samuel Rawson Gardiner.

(Ein Nachruf.)

Gardiner ist den Lesern dieser Blätter keine unbekannte Persönlichkeit. Es sind gerade sie, die früh auf diesen Schriftsteller hingewiesen und in ihrer Abwehr ungerechter Angriffe auf ihn sich bezogen haben. In Gardiner läßt sich der Mensch von dem Historiker nicht trennen. Alle die Eigenschaften, die er im Kreise der Familie, im Verkehr mit Freunden und in der Gesellschaft an den Tag gelegt, die finden sich in seinen Schriften wieder. Gardiner war ein Ritter ohne Furcht und Tadel, er hat nie nach dem Beifall der Menge gebuhlt, nie dem Fanatismus und den Vorurtheilen Zugeständnisse gemacht, er ist nie mit dem Strome geschwommen, so große Vortheile ein solches Benehmen auch verhieß, sondern hat stets nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt, gesprochen und geschrieben.

Dr. Gardiner ward am 4. März 1829 zu Ropley in Hampshire geboren, machte glänzende Studien in Winchester College und Christ Church Oxford, erhielt 1850 eine Collegiatenstelle, bestand ein ausgezeichnetes Examen in literis humanioribus 1851, machte sein Examen als Baccalaureus, mußte aber seine Stelle aufgeben und Oxford verlassen, weil er zum Irvingianismus übergetreten war 1851. Das damals so liberale Oxford hatte keinen Platz für den tiefreligiösen, begeisterten Irvingianer. Gardiner begab sich nach London und



fand daselbst ein seinen Talenten entsprechenden, freilich höchst beschwerlichen Wirkungskreis als Professor der Geschichte. Ungleich so vielen andern, die sich als tüchtige Privatlehrer und Einpauker großen Ruhm erlangten und viel Geld machten, aber nicht länger an ihre wissenschaftliche Ausbildung und Fortsetzung ihrer Studien dachten, fand Gardiner Zeit für geschichtliche Forschungen, die ebenso gründlich waren und ebenso befruchtend wirken sollten, als die seines etwas älteren Mitschülers in Christ Church, William Stubbs. Für Letzteren, der immer in Oxford blieb, abgesehen von den Jahren, die er auf einer Pfarrei zubrachte, waren die Pfade geebnet, lagen alle Hülfsmittel bereit, während Gardiner mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte. Er hatte nämlich Isabella, die jüngste Tochter Edward Irvings geheirathet (1855). Erst zwanzig Jahre später trat er aus der Sekte der Irvingianer aus, ohne jedoch wiederum nähere Verbindungen mit Oxford anzuknüpfen. Die Hauptstadt London bot ihm mehr Anregung, hier war er den großen Bibliotheken und den im Reichsarchiv (Record office) und im British Museum aufgehäuften handschriftlichen Schätzen näher, hier konnte er durch seine geschichtlichen Vorlesungen in Kings College, als Wanderprofessor (Extension Lectures) unter zahlreichen Zuhörern die Liebe zur vaterländischen Geschichte wecken. War es auf der einen Seite ein Verlust für die Wissenschaft, daß Gardiner als Professor der Geschichte an verschiedenen Lehranstalten, als Examinator der Universität London so viel kostbare Zeit auf schwere Arbeit verwenden mußte, so war es doch für das englische Publikum und ihn selbst ein unberechenbarer Gewinn, denn er blieb stets in Fühlung mit dem Volke und blieb frei von den Fehlern so mancher akademischer Lehrer, deren Vorträge abstrus und eintönig werden und die Zuhörer abschrecken. Gardiner pflegte ganz frei vorzutragen und hatte nicht nöthig sein Gedächtniß durch Noten aufzufrischen. Eines seiner besten Bücher, „Cromwells Place in History“,

mußte aus den Aufzeichnungen seiner Zuhörer zusammengestellt werden, denn es waren weder Manuskript noch Noten vorhanden. Es ist zu bedauern, daß andere Vorlesungen, z. B. die in Toynbee Hall vor der ärmeren Arbeiterklasse gehaltenen nicht veröffentlicht wurden, denn sie könnten als Muster dienen, wie populäre Vorträge zu gleicher Zeit wissenschaftlich sein können. Stubbs, der spätere Bischof von Oxford, hatte als Regius Professor der Geschichte keine Gelegenheit, seine angeborenen Anlagen für Charakterschilderungen zu entwickeln und mußte sehen, daß seine Vorlesungen nur von wenigen Studenten besucht waren, sein Nachfolger Freeman erhob dieselben Klagen über schlechten Besuch. Der Fehler lag jedoch nicht einzig bei den Studenten und dem verkehrten System Oxfords. Sowohl Stubbs als Freeman vertraten zu einseitig den anglikanischen Standpunkt und ließen dem Katholicismus und Dissens nicht dieselbe Gerechtigkeit widerfahren wie Gardiner und die neuere historische Schule.

Streng genommen hat Gardiner keine historische Schule gegründet, und doch hat er weit mehr für die Wiederbelebung des Geschichtsstudiums geleistet, als jeder andere; in einer andern und zwar sehr wichtigen Beziehung war er wirklich bahnbrechend. Haben Stubbs und Hadden dem englischen Volke die Geschichte des Mittelalters erschlossen und die durch die Reformer und ihre Neuheiten verbreiteten Irrthümer und Vorurtheile zerstreut, so hat Gardiner durch seine Geschichte Englands von 1603—56 dem englischen Volk das Verständniß der Periode erschlossen, in der die drei großen Religionsgesellschaften Anglikaner, Dissenters und Katholiken sich constituirten und von einander getrennt nun selbständig ihre Bahn durchliefen. Vorher hatte man noch immer eine Aussöhnung für möglich gehalten. Gardiner wählte, wie er seinem Freunde Firth gestand, gerade diese Periode als sein Arbeitsfeld, weil sein Billigkeits- und Gerechtigkeitsgefühl gegen die Darstellung eines Forster,



Godwin, Hallam sich empörte. Männer wie Stafford und Laud, so sagte er sich, ein Jakob I und ein Karl I würden wohl, wenn man die volle und lautere Wahrheit kennete, in ganz anderem Lichte erscheinen.

Es gehörte im Anfang der sechziger Jahre nicht wenig Muth dazu, gegen einen Hallam und Macaulay in die Schranken zu treten und Männer wie Laud und Karl I zu vertheidigen, deren theologische Richtung mit der der Traktarianer und Ritualisten viel gemein hatte; noch viel bedenklicher war es, Kritik an der den Katholiken gegenüber befolgten Politik Jakobs I und seiner Parlamente zu üben. Es charakterisirt den tiefen Ernst und die Wahrheitsliebe Gardiners, daß er im Jahre 1860 in den Notes und Queries eine Reihe von Aufsätzen über Jakob I und sein Verhältniß zu den Katholiken und dem Parlamente veröffentlichte, in denen er den landläufigen Urtheilen entgegentrat. Diesen vielversprechenden Aufsätzen folgten in den Jahren 1863, 1869, 1875, 1877, 1881 eine Reihe von Monographien, welche die erste zusammenhängende Geschichte Englands von 1603—42 enthielt und schon damals die Aufmerksamkeit des englischen Publikums auf sich gezogen hätte, wenn Gardiner sein Werk unter einem andern Titel und in einer andern Form veröffentlicht hätte. Der Verleger hatte den Preis sehr hoch gestellt und verhältnißmäßig wenige Exemplare drucken lassen, die zum Theil bald vergriffen und nicht wieder abgedruckt wurden. Als im Jahre 1884 das Werk in vielfach verbesserter Auflage in 10 Bänden erschien, da hatte es einen guten Absatz. In Deutschland und Frankreich hatte man lange vorher die Verdienste des englischen Gelehrten anerkannt und sich darüber gewundert, daß England einen seiner besten Söhne so wenig ehrte. Die Auszeichnungen kamen zuerst vom Ausland, von Göttingen und von Prag. Erst im Jahre 1878 verlieh ihm Christ Church eine Ehren-Collegiatstelle, 6 Jahre später wurde er zum Fellow von All Souls und nach Ablauf des Termins 1892 zum Fellow von Merton-



College ernannt. Nach dem Tode Freemans erwartete die gelehrte Welt, daß Gardiner die erledigte Professur der neuen Geschichte erhielte, aber der damalige Premier Salisbury gab dem süßlich tändelnden Schönschreiber Froude den Vorzug, und erst nach des Letzteren Tod wurde die Professur dem, der die meisten Ansprüche darauf hatte, angeboten, aber selbstverständlich abgeschlagen, 1894. In seinem 65. Lebensjahre hatte er seine Zeit zur Vollendung seines Lebenswerkes nothwendig. Leider war es ihm nicht vergönnt die zwei letzten Bände, welche die Geschichte von 1656—60 behandeln sollten, abzufassen, der Tod ereilte den rastlos Arbeitenden; aber eine ausgezeichnete Charakteristik Cromwells hat er uns hinterlassen, die Zeugniß dafür ablegt, daß er bis an sein Ende die geistige Frische und Reife des Urtheils bewahrt hat.

Was hat, so fragen wir, die englische Regierung für den Gelehrten gethan, der in 17 Bänden[1]) die beste und vollständigste Geschichte der ersten Stuart, der Republik und des Protektorates geschrieben, der durch eine Reihe werthvoller Quellenpublikationen die Kenntnisse dieser Periode erweitert hat? Sie hat ihm durch Gladstone seit 1882 ein Jahresgehalt von £ 150 = 3000 Mk. ausgeworfen. Dank dieser Unterstützung und dem Erträgnisse eines Oxforder Fellowships konnte er seine Professur in Kings College London niederlegen. Daß er je ein Reisestipendium oder irgend welche Vergütung für seinen Aufenthalt in Madrid, Stockholm, Paris, Prag 2c. erhalten, ist uns nicht bekannt, ebensowenig hat eine Akademie die Kosten der von ihm herausgegebenen Quellenschriften bestritten. Es ehrt den Mann, daß er nie über Zurücksetzung und Verkennung seiner Verdienste klagte, daß er bis an sein Lebensende den elementaren Unterricht in der Geschichte mit derselben Lust und Liebe ertheilte, wie

1) **History of England** from the accession of James, 10 Bände; **History of the Civil wars, 4** Bände; **History of the Protectorate 3** Bände.



im Beginne seiner Laufbahn. In seiner Bescheidenheit wollte er nie gelten lassen, daß die dem Unterrichte der Anfänger gewidmete Zeit eine verlorene sei. In gewisser Beziehung hatte er Recht, denn dank dem ständigen Verkehr mit seinen Zuhörern verlor er sich nie in Abstraktionen und ließ sich nie dazu verleiten, die Thatsachen einer Theorie zu liebe zuzustutzen.

Der Leser ist begierig zu erfahren, wer Gardiner angeregt, wer ihn als sicherer Führer geleitet habe? In Oxford hat er nichts gelernt, das historische Studium lag damals darnieder, auch in Londoner Kreisen fand er keinen, der dem Idealbild eines Geschichtschreibers, das er sich entworfen hatte, irgendwie nahe gekommen wäre. Für die Diplomatik, für die Herausgabe von Urkunden fand er einen trefflichen Führer an Bruce, dem langjährigen Direktor der Camden Society und dem Herausgeber der Calendars der Regierung Karls I. Bruce hatte in einer Kritik von Gardiners Buch letzteren auf einen Fehler aufmerksam gemacht und ihn zu einer Unterredung eingeladen. Beide wurden nachher die besten Freunde. Was ihm das damalige England nicht bot, das fand er in Deutschland an Ranke, dessen Einfluß weit größer war, als man gewöhnlich annimmt. Der ältere und jüngere Forscher haben, so verschieden ihre Charaktere und ihre Lebenswege auch waren, viel miteinander gemein. Beide besitzen die Gabe des Anempfindens, des sich Hineinversetzens in die Gedanken und Anschauungen der Männer, deren Thaten sie beschreiben; beide verweilen mit Vorliebe bei Staatsaktionen und legen größeres Gewicht auf die gewaltigen politischen und religiösen Bewegungen, als auf individuelle Züge, welche dem Zeitbild einen besonderen Reiz verleihen; beide zeichnet das Bestreben nach Unparteilichkeit und Mäßigung aus; beide vermeiden die grellen Farben und sind weit mehr geneigt Fehler zu entschuldigen, als sie zu übertreiben. Der heftige ungestüme Freeman machte deßhalb Gardiner den Vorwurf, daß in seiner Geschichte sich keine



Schatten fänden, daß er dieselben stets reinwasche. Firth in seiner Erinnerung an seinen alten Freund schreibt: „Jedermann lobt Gardiners Unparteilichkeit, es wäre jedoch besser, wenn man sich darüber klar machte, worin diese Unparteilichkeit eigentlich bestand. Es war nicht die des modernen Kritikers, der von der Höhe seines durch die Erfahrungen von zwei Jahrhunderten gereiften und geklärten Urtheils Männern, deren Leidenschaften er nicht theilt, deren Ziele er nur halb versteht, nach Umständen Lob oder Tadel ertheilt; nein, sie hat ihren Ursprung in der allseitigen Erkenntniß der Verhältnisse, in der Abwägung der Beweggründe, in der lebhaften Sympathie, die das geistige Auge schärft und ein gewisses Wohlwollen gegen die historischen Persönlichkeiten einflößt, die von kalter Gleichgiltigkeit und Kühlheit weit entfernt ist. Er sah die Schwierigkeiten, mit welchen die Staatsmänner des 17. Jahrhunderts zu kämpfen hatten, er trug den Vorurtheilen und Traditionen, unter deren Einfluß sie standen, Rechnung, er zürnte ihnen nicht, weil sie das, was uns sonnenklar ist, nicht erkannten, war vielmehr geneigt, wo immer es möglich war, die Selbstlosigkeit ihrer Beweggründe und die gute Absicht anzuerkennen, er verstand es, aus der Umhüllung der Parteileidenschaft den echten Kern herauszuschälen".

Wir treten Ranke nicht zu nahe, wenn wir die Unparteilichkeit des Schülers höher einschätzen als die des Lehrers. Eben weil Gardiner die Wirkungen der Unduldsamkeit an sich hatte erfahren müssen, weil er weit mehr als der am Hofe angesehene Universitätsprofessor Ranke mit allen Schichten des Volkes verkehrte, konnte er den politischen und religiösen Parteien gerechter werden, als Ranke, der von oben herab auf das Gewühl zu seinen Füßen hinschaute und wohl nie seinen Fuß in ein Versammlungslokal der Arbeiter gesetzt hatte. Ranke vereinigte bekanntlich die Vorzüge eines Geschichtsforschers und Geschichtschreibers in einem seltenen Grad, während Gardiner's



Verdienst vornehmlich in der Forschung beruht. So sehr sein Stil, seine Darstellungsgabe hinter der Ranke's zurücksteht, so hat er doch als Forscher manches voraus. Er kam lange nach Ranke, er konnte manche Quellen benutzen, die dem Meister unzugänglich waren, er konnte aus dessen Fehlern lernen und beschränkte sich demgemäß auf ein streng abgegrenztes Arbeitsfeld, auf eine Periode von 60 Jahren englischer Geschichte. (Die kleineren Schriften, in denen er aus diesem Rahmen heraustrat, sind strenge genommen als Abfälle seiner Werkstätte zu betrachten.) Ranke dagegen hat außer der Geschichte der europäischen Staaten und einzelnen Monographien noch eine Weltgeschichte geschrieben und mußte nothgedrungen vielfach aus abgeleiteten Quellen schöpfen, während Gardiner aus dem Ganzen und Vollen geschöpft hat.

Man hat Letzteren wohl einen mikroskopischen Schriftsteller genannt. Wenn man damit sagen will, daß derselbe auch bis ins kleinste Detail genau sei, so lassen wir diesen Titel gelten; wenn man aber an diesen Ausdruck einen Tadel knüpft und behauptet, er habe vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen und die großen Gesichtspunkte nicht gewürdigt, dann beweist man, daß man Gardiner nicht aufmerksam gelesen und studirt hat. Die so oft wiederholte Klage, daß Gardiner's Geschichtswerk bewundernswerth, aber unlesbar sei, ist eine maßlose Uebertreibung. Rhetorische Schnörkel und Tiraden, fein abgezirkelte, mit Antithesen gespickte Perioden wird man bei ihm vergebens suchen. Man sieht, der Verfasser hat uns wichtige Thatsachen mitzutheilen, Irrthümer zu berichtigen, er wählt deshalb den einfachsten und klarsten Ausdruck und überläßt es in der Regel dem Leser, die Schlüsse zu ziehen, die Nutzanwendungen zu machen. Deshalb ist er auch frei von der bei guten Stilisten häufigen Breite, von den bei rhetorisirenden Historikern, zu denen wir Freeman rechnen, so leidigen Wiederholungen. Wer sich die Mühe nähme, aus



Gardiner's Geschichte körnige Gedanken, treffliche Charakteristiken zusammenzustellen, würde sich reich belohnt finden, sie sind jedoch nur dem aufmerksamen Leser erkennbar. Das englische Publikum ist durch seine Gibbon, Hallam, Macaulay, Froude verwöhnt und muß allmählich lernen, an einfacher und solider Kost sich zu laben. Der Schriftsteller, der dem Leser das Denken erspart, ist dessen größter Feind und zieht oberflächliche Halbwisser groß.

Das große Publikum findet besonderes Gefallen an Schriftstellern, die mit großer Prätension auftreten, die an die Persönlichkeiten und Ereignisse der Vergangenheit den eigenen Maßstab anlegen und dabei ihre eigene Weisheit zum Besten geben. Gardiner vermied diesen Fehler, er suchte die Verhältnisse aus sich selbst heraus zu verstehen, und benützte spätere Ereignisse nicht als Schlüssel; darum legte er großes Gewicht auf die Chronologie und setzte den Leser in den Stand, dem Entwicklungsprozeß zu folgen, anstatt, wie so manche Andere, von den Wirkungen auf die Ursachen zu schließen. Wo immer es möglich war, suchte er die Ursache, die Beweggründe der handelnden Personen, die Einflüsse der Umgebung zu entdecken.

Die meisten englischen Schriftsteller nehmen sich nicht die Mühe, ihre Bücher zu verbessern und die Resultate der neuesten Forschung nachzutragen, während bei Deutschen fast jede neue Auflage eine vielfach verbesserte ist. Ranke, dessen neue Auflagen sich wenig von den früheren unterschieden, befolgte die englische, Gardiner die deutsche Praxis. Eben weil er an sich die höchsten Anforderungen stellte und in seiner Bescheidenheit von den eigenen Leistungen gering dachte, war er jederzeit bereit, Belehrung anzunehmen, von welcher Seite sie kommen mochte, und offen anzuerkennen was er von Andern gelernt habe, statt wie so viele andere sich die Resultate Anderer anzueignen oder seine Leser glauben zu machen, daß dies von jeher seine Ansicht gewesen sei. Gardiner war ein Freund der Polemik, nicht



wie Freeman, der seine Gegner in den Grund zu bohren suchte und nach Umständen mit Invektiven überschüttete, sondern aus Liebe zur Wahrheit. Er hielt darauf, die Verdienste des Gegners ehrlich anzuerkennen. Von Hohn, Spott, von Beleidigung der Gefühle des Gegners fand sich keine Spur; er machte sich durch seine Polemik eher Freunde als Feinde. Ein schönes Beispiel ist seine Controverse mit dem Jesuiten Gerard betreffs der Pulververschwörung. Gerade in diesem Buch hat er den Verschwörern und den Katholiken überhaupt das schönste Zeugniß ausgestellt und dem Vorurtheil, das sich an diese Verschwörung knüpft, den Gnadenstoß versetzt. Wie sehr zu seinem Vortheil unterscheidet sich Gardiner von Froude, der mit einer verblüffenden Naivetät behauptete, seine Kritiker hätten ihm höchstens zwei bis drei ganz nebensächliche Fehler nachgewiesen, oder von Freeman, der durch allerlei Sophismen seine Fehler zu verschleiern suchte.

Voraussichtlich wird Gardiner ebenso wie Ranke die englischen Geschichtschreiber, welche der Tag geboren, welche für die jetzige Generation geschrieben haben, überdauern und mehr und mehr Anerkennung finden. Es ist zwar höchst wahrscheinlich, daß ein späterer die Culturgeschichte und die Literatur weit mehr als Gardiner in seine Darstellung verweben und ein vollständigeres Bild von dem Leben und Weben des englischen Volkes entwerfen wird, aber Gardiners Werk wird er deßwegen nicht überflüssig machen, für den Forscher wird er immer ein Wegweiser durch das Labyrinth der zeitgenössischen Berichte bleiben.

Jeder echte Geschichtschreiber ist ein Lehrer, denn er hält der Mitwelt ein Spiegelbild der von ihm geschilderten Periode vor und zeigt ihr, was sie zu thun, was sie zu meiden hat. Aber gerade hier ist es äußerst wichtig, sich wie Gardiner innerhalb gewisser Schranken zu halten und die Lehren mehr anzudeuten, als genau anzugeben, mehr anzuregen, als die Consequenzen zu ziehen. Das 16. Jahrhundert

hat vieles mit dem 19. gemein, die religiösen und politischen Parteien sind sich im Großen und Ganzen gleich geblieben, nur die schroffen Gegensätze sind gemildert. Die Geschichte des 17. Jahrhunderts hat gezeigt, daß die Bemühungen der verschiedenen Confessionen, die sich um die Herrschaft stritten und durch Ausrottung der Gegner den Sieg sich zu sichern suchten, für sich selbst eine Grube gegraben. Was England noth thut, ist eine weitherzige Duldung, ein einmüthiges Zusammenwirken und eine gemeinsame Bekämpfung der drohenden socialen Uebel. A—nn.

XLI.

Kirchenpolitisches aus Paderborn.

Was man wohl von den Büchern sagt, daß sie zuweilen ihre eigenen Geschicke haben, das gilt auch von anderen menschlichen Schöpfungen. Da gründet eine edle, vom ächtchristlichen Geiste lauterster Nächstenliebe erfüllte Seele ein Heim zur Pflege der armen, hilfsbedürftigen Kranken; es fehlt auch nicht an hochherzigen Menschenfreunden, welche der so wohlthätig wirkenden Anstalt ihre Theilnahme zuwenden. Sie glauben für die Zukunft des Hospitals, für die liebevolle, hingebende Verpflegung der Leidenden nicht besser sorgen zu können, als indem sie katholische Ordensschwestern, Töchter des hl. Vincenz von Paul, die allgemein verehrten und bewunderten Engel barmherziger Nächstenliebe, durch Ueberweisung ansehnlicher kirchlicher Mittel in den Stand setzen wollen, ihres hehren

Berufes zu walten und ihren Pflegebefohlenen alle mögliche Hilfe und Linderung angedeihen zu lassen. Wirklich gelingt es denn auch, die Zustimmung der kirchlichen wie staatlichen höchsten Obrigkeit zu erlangen, und alles scheint in bester Ordnung zu sein. Leider läßt sich aber der Hausvater allzufrüh in falsche Sicherheit wiegen; während er schläft, kommt der Feind und säet Unkraut. Bedauerlicher Weise ist es von Seiten der kirchlichen Behörde versäumt worden, die Besitztitel der neugegründeten religiösen Genossenschaft nach allen Seiten hin genau festzulegen und zu umschreiben, das üppig wuchernde Unkraut schiefer Auffassungen und verhängnißvoller Mißverständnisse schießt aus dem Boden, und es kommt soweit, daß man das, was ursprünglich frommen Schwestern zu ihrem wie zum Unterhalte ihrer Pfleglinge zugedacht war, ihnen völlig entwinden und der Krankenanstalt als solchen zusprechen möchte, hiedurch das einstmalige Rechtsverhältniß auf den Kopf stellend und beträchtliche kirchliche Vermögenstheile ihrem Stiftungszwecke gänzlich entfremdend.

Das ist, in wenigen Strichen gezeichnet, die Geschichte des unter Obhut der Barmherzigen Schwestern stehenden Landeshospitals zu Paderborn, das jüngst im gefeierten Canonisten Joseph Freisen einen ebenso scharfsinnigen wie gründlichen und besonnenen Geschichtsschreiber gefunden hat. [1]) Erwägungen praktisch-juristischer Art waren es zunächst, die dem Verfasser die Feder in die Hand gedrückt haben. Es handelt sich vor allem um die Beantwortung der folgeschweren Frage: Wer ist als Rechtsnachfolger des Vermögens des früheren Kapuzinessenklosters zu Paderborn zu betrachten, das dortige Institut der

1) Landeshospital, Kapuzinessenkloster, Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern zu Paderborn. Historisch-juristische Abhandlung von Joseph Freisen. Paderborn 1902, Junfermann (A. Pape). 8°. VIII u. 272 S. (M. 3.60.)

Barmherzigen Schwestern oder das Landeshospital? An der Hand eines weitschichtigen, mit peinlichster Sorgfalt zusammengetragenen, mit gewissenhaftester Akribie meist im Wortlaut in extenso angeführten Quellenmaterials, in dem nicht leicht auch nur das unbedeutendste Aktenstück unberücksichtigt geblieben sein dürfte, werden zunächst die Verdienste des menschenfreundlichen Arztes Dr. W. A. Ficker um Gründung des Paderborner Krankenhauses, die weiteren Schicksale des letzteren bis zu seiner Verlegung in das dortige Kapuzinessenkloster, die langwierigen Verhandlungen wegen Umwandlung des Kapuzinessenklosters in ein Institut der Barmherzigen Schwestern, der allmähliche Uebergang der Verwaltung des Klostervermögens in weltliche Hände, die Umwandlung des Klosters in ein Institut der Barmherzigen Schwestern und die Verbindung des Hospitals mit demselben mittels Kabinetsordre vom 17. November 1827, die Aufhebung des Kapuzinessenklosters durch päpstliches Breve vom 28. April 1833, bezw. permutatio huius monasterii cum suis redditibus in Institutum s. Domum religiosam Sororum, quae de Misericordia dicuntur, die Uebernahme des Hospitals durch die mit großer Mühe ins Leben gerufene Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern, endlich die zwischen dem Krankenhause einer- und dieser Genossenschaft andererseits obwaltenden Rechtsverhältnisse auf's eingehendste dar- und klargelegt.

Ohne uns auf eine detaillirte Würdigung der hier einschlägigen Fragen einlassen zu wollen, begnügen wir uns mit der Constatirung, daß es für Jedermann, der die vom Verfasser mit bewundernswerther Zurückhaltung und Sachlichkeit vorgelegten Materialien einer unbefangenen Prüfung unterzieht und Augen hat, zu sehen, keinem Zweifel unterliegen kann: Das Vermögen des ehemaligen Kapuzinessenklosters zu Paderborn ist nach kirchlichem wie staatlichem Recht

in das Eigenthum der Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern übergegangen. Daran ist im Hinblick auf die Kabinetsordre vom 17. November 1827 wie des päpstlichen, von Staatswegen ausdrücklich bestätigten Breves vom 28. April 1833 nicht zu rütteln noch zu deuten, namentlich darf nicht übersehen werden, daß beide hochwichtige Entscheidungen nicht von einer Säcularisation des Klostervermögens, sondern von einer Umwandlung, permutatio, desselben reden, und daß die mehrfach erwähnte Kabinetsordre vom 17. Nov. 1827, die durch die späteren königlichen Ordres vom 16. März 1837 und vom 2. Juli 1847 keineswegs widerrufen, sondern nur ausgeführt werden wollte, das Institut der Barmherzigen Schwestern als das principale, das Hospital als das accessorium, nicht aber umgekehrt, betrachtet.

Sonach vermögen wir den Unmuth und die Erbitterung leicht zu begreifen, welche sich der Katholiken Paderborns angesichts einer so schroffen Verkehrung klarer Rechtsverhältnisse bemächtigt. Ob es klug ist, das Rechtsbewußtsein weitester Volksschichten so empfindlich zu kränken und von Obrigkeitswegen selbst mit dem verführerischen Beispiele rücksichtsloser Brüskirung historischer Rechtsverhältnisse voranzugehen, mag der ernsten Erwägung der betheiligten Kreise anheimgestellt bleiben. Dem Verfasser aber gebührt alle Anerkennung für sein lehrreiches Buch, das nicht etwa bloß für Stadt und Diöcese Paderborn von Bedeutung ist, sondern weit über das Lokalinteresse hinausgreift. Bietet es doch dankenswerthe Beiträge zur Geschichte des Armen-, Ordens- und kirchlichen Verwaltungswesens; und wenn auch manche schwere Mängel der früheren kirchlichen Verwaltung aufgedeckt werden mußten, so kann die offene Darlegung derselben dem Verfasser nicht bloß nicht zum Vorwurf, sondern nur zum Lobe und zur Ehre gereichen. Erste und heiligste Pflicht des Historikers wird stets die sein und bleiben, keinen menschlichen Rücksichten,



sondern nur der Wahrheit zu dienen, und Menschen und Dinge so darzustellen, wie sie wirklich waren, nicht wie man sie jetzt gerne sehen möchte. Wer aber das nicht zu ertragen vermag, der suche es dahin zu bringen, daß er selbst und die Anderen alle ihren kirchlichen, bürgerlichen und gesellschaftlichen Aufgaben tadellos nachleben, dann wird sich der Historiker der Zukunft in der neidenswerthen Lage sehen, mit farbenfrohem Pinsel nur mehr Lichtbilder ohne Nacht und Schatten auf die Leinwand zu zaubern.

J. Sch.

XLII.

Die „Superiorität" des Protestantismus.

(Fortsetzung.)

31. Ueber das lutherische und das reformirte Kirchenwesen wird in unsern Tagen selbst von protestantischen Theologen sehr nüchtern geurtheilt:

32. Freilich Jesus selbst, versichert E. Tröltsch,[1] hat keine Kirche gegründet.[2] Er hat nur den Samen ausgestreut, der in stillen und gottergebenen Herzen Frucht bringen sollte, und als er nach kurzer Wirksamkeit schied, hat er nur eine Gemeinde hinterlassen, die seine Hoffnung auf Weltgericht und Erlösung

1) Preußische Jahrbücher 1895. 81, 230. 235 ff. — Tröltsch, der wissenschaftliche Hauptführer der „Jungen der Ritschlschen Partei" ist Professor in Heidelberg. Vgl. Chronik der christlichen Welt. 1901. S. 434.

2) Wurde von dem Herrn nicht die Gründung einer Kirche in Aussicht gestellt? Matth. 16, 18; Eph. 1, 22; 1 Tim. 3, 15. Vergl. Döllinger, Christenthum und Kirche in der Zeit der Grundlegung. Regensburg 1860. S. 27 ff.; Th. Simar, Die Theologie des hl. Paulus. Freiburg, 1864. S. 207 ff.



theilte, seine Gebote hielt und seine Liebe und Gnade dankbar erkannte und seine Wiederkunft von den Wolken des Himmels erwartete.[1])

Auch für Luther, bemerkt er weiter, war wie für den Katholicismus die Kirche eine von Christus gestiftete Anstalt des Heils, auf festem, objektivem Grunde erbaut und von einem göttlich bestellten Amte getragen.[2]) Vom Gedanken der Heilsanstalt und der sie begleitenden göttlichen Autorität hat er sich nie getrennt.[3]) Nur war diese Autorität für ihn nicht der durch Succession und Gnadenbegabung zu rechtsgültiger Entscheidung befähigte Bischof, sondern die heilige Schrift, das niemals wirkungslos bleibende, immer von innerer Geisteswirkung getragene Wort Gottes. Dabei kam für ihn zunächst nur das Evangelium, d. h. die Botschaft von der in Christus gestifteten Sündenvergebung mit ihrer einer unmittelbaren subjektiven Aneignung fähigen religiösen Bedeutung in Betracht.[4]) Aber seine Betrachtung der Sakramente und des Amtes, sowie seine Verwerthung einzelner Schriftstellen zeigen von Anfang an, wie durch und durch objektiv diese Bestimmung gemeint ist.[5]) Als es dann aber galt, die Autorität genauer zu umschreiben, rückte immer mehr die inspirirte Schrift als solche in den Vordergrund. Seine Genossen und Nachfolger haben sie dann

1) Vgl. R. A. Lipsius, Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik. 2. Aufl. Braunschweig 1879. S. 768.

2) Von der protestantischen Lehre wird das geistliche Amt als solches und seine Gliederung lediglich auf menschliche Ordnung zurückgeführt. Lipsius, a. a. O. S. 785.

3) Es ist niemand verpflichtet zu glauben, Tröltsch habe die Schriften Luther's, von dessen „Lehrsätzen" er mit solcher Bestimmtheit und Sicherheit spricht, auch wirklich gelesen.

4) Tröltsch übersieht, daß Luther die Freiheit des menschlichen Willens läugnete. Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, 2 (1879) 80.

5) Es sollen alle Sacramente frei sein jedermann, lehrte Luther; wer nicht getauft sein will, der laß anstehen; wer nicht will das Sacrament empfahn, hat sein Vollmacht; also wer nicht beichten will, hat sein Macht für Gott. Vergl. Alzog, Handbuch der Universal-Kirchengeschichte. 9. Auflage. Mainz 1872. 2. 143. Lipsius, a. a. O. S. 716.



folgerichtig im strengsten Sinne zur Grundlage des Kirchenthums gemacht. Sie, die sich selbst auslegt, durch und durch klar und sicher, immer Buße und Rechtfertigung wirkend, sie ist das eigentliche organisirende Prinzip der neuen Kirche. An ihr und der ihr entsprechenden Sacramentsverwaltung ist die Kirche immer sichtbar und controlirbar, während freilich ihre geistlichen Wirkungen unsichtbar sind. Von diesem festen Punkte, von der reinen Schriftlehre aus, werden die neuen Kirchen organisirt. Die Lehre, die durch sich selbst klar und fertig ist, muß in ihrer Reinheit aufrecht erhalten werden gegenüber allen Trübungen, Häresien und Irrthümern, sie muß in ihrer Wirksamkeit unterstützt werden durch Regelung der Verwaltung der Schrift, d. h. durch Unterstützung, Versorgung und Controlirung der Beamten, der Ausleger der Schrift. Beides wird als Aufgabe der Landesgewalt bezeichnet, die als Inhaberin der Landfriedensgewalt alle Vergehungen gegen Lehre und Sittengesetz zu bestrafen hat und als vornehmstes Mitglied der Kirche ihre Macht für Bestallung, Besoldung und Beaufsichtigung der Geistlichen ihr leihen muß. Die Schrift und deren theologische Interpretation wird von der Landesgewalt in ihrer Reinheit und Alleinherrschaft geschützt und die Diener am Wort von ihr erhalten und controlirt. Da sich hierzu die politischen Amtsbehörden doch nicht sachkundig genug bewährten, wurden Collegien von sachkundigen Geistlichen und Juristen gebildet, die im Namen des Landesherrn diese Schutzmacht und Beaufsichtigung ausübten. Damit war die lutherische Consistorialverfassung begründet. Es ist eine eigenthümlich complicirte Organisation, welche die Selbständigkeit der religiösen Einwirkung mit dem Zwangsapparat des Kirchenthums zu vereinigen sucht. Die Folge davon war die Auslieferung der Kirche an die Landesherren und deren Hoftheologen, die volle Unmündigkeit der Gemeinden, welche rein passiv das Wort über sich ergehen lassen mußten und sonst nichts zu thun hatten. Eine weitere Folge der Begründung des Instituts auf die so zu behütende Reinheit der Schriftlehre war ein ungeheurer Doctrinarismus. Die Schrift ist die Grundlage der Lehre, des Gottesdienstes, aller Casualhandlungen, des Unterrichtes. Ueberall muß die reine Lehre ertönen, welche von selbst das Heil wirken wird.

Die lutherischen Kirchen predigen ohne Unterlaß; ja ihr Idealismus besteht gerade darin, daß nichts gethan wird als gepredigt. Sie leben vom „Wort" und sie kranken am „Wort". Ein jeder muß die ganze reine Lehre kennen und darf sich nicht wie der Katholik mit der allgemeinen Bereitwilligkeit zum Gehorsam begnügen.[1]) Diese tief innerliche Frömmigkeit des Herzensglaubens schuf sich eine auf die reine Lehre gebaute Kirche und erwuchs so selbst unlösbar mit der reinen Lehre. Daher die tiefe Erschütterung dieser Kirchen seit dem Aufkommen des Toleranzstaates und der modernen Wissenschaft. Ihre kirchliche Organisation ist in einer von den Juristen nur schlecht verhüllten völligen Unterordnung ihrer Lehre in einem vollen Widerspruch zwischen wirklichem Bestand und offiziellem verpflichtendem Grund. In diesen wenigen Worten ist der kirchliche Jammer der Gegenwart erschöpfend[2]) ausgedrückt und damit ist auch gesagt, daß er aus dem Wesen dieser Kirchenordnung heraus unheilbar ist.

In scharfem Gegensatz zu diesen leidsamen, cäsaropapistischen Kirchen stehen die von gewaltiger Energie und lebhafter Gemeindethätigkeit erfüllten Kirchen Calvin's, welche in verzweiflungsvollen Riesenkämpfen den Protestantismus in Europa gerettet und nach der neuen Welt hinübergetragen.[3]) Ihr Hauptgedanke ist nicht die Heilswirkung der Schrift, sondern die prädestinatianische Wirkung Gottes, die sich zwar der Schrift bedient, aber nicht schon durch die Schrift selbst allein wirkt. Hieraus ergab sich für die reformirte Frömmigkeit überhaupt eine mehr atomistische Betrachtung der Gemeinden als Gemeinschaft der Erwählten, das Drängen auf Bewährung der Erwählung im rechten christlichen Lebenswandel. So wurde hier die Kirchenbildung begründet auf das demokratische Prinzip der Selbstregierung der Gemeinde durch ihre Vertreter, welche die reine Gemeinde in der Gemeinde aufrecht erhalten und für den

1) Die Behauptung, der Katholik dürfe sich mit der allgemeinen Bereitwilligkeit begnügen, ist unwahr.

2) Erschöpfend?

3) Eine wahrheitsgetreue Darstellung dieser „Riesenkämpfe" wäre wohl manchem erwünscht.

reinen Wandel durch die Kirchenzucht sorgen. Die so zu übende Disciplin als Mittel, Wandel und Lehre in der Gemeinde der Erwählten zu reguliren[1]) und in streng christlichem Sinne zu gestalten, ist das grundlegende Prinzip der reformirten Kirchen und wurde dementsprechend als in der Schrift vorgeschriebene und eingesetzte Stiftung d. h. als Gegenstand des Glaubens angesehen. Es ist bekannt mit welchem Opfermuth, mit welchem harten Ernst diese Gemeinden sich behauptet und gestaltet haben und wie diese ihre lebendige Kraft den Protestantismus zu einer Weltmacht erhob. Die feste Begründung der Kirche auf das Repräsentativsystem und die Stärke der durch die Disciplin ausgeübten Gewalt ermöglichten ihr auch die Behauptung einer größeren Unabhängigkeit vom Staat, auf dessen Mithilfe für die Execution der Gemeindeurtheile Calvin noch nicht hatte verzichten wollen, der aber bei der feindlichen Stellung der französischen und englischen Kirchen zur Staatsgewalt bald entbehrlich wurde. Aber dieses auf menschliche Disciplin begründete Kirchenrecht hatte doch bedenkliche Lücken. Sowie das Interesse an der bisherigen Lehre zurücktrat, konnten die independentischen Consequenzen des atomistischen Gemeindebegriffes hervortreten und konnte die Erwählung in der rein subjektiven, inneren Erleuchtung gefunden werden. Beides ist in der großen englischen Reformation der Fall gewesen. Independenten und Quäker haben die Consequenzen des religiösen Individualismus gezogen und damit die reformatorische Religionsbewegung in die weltliche Bewegung des modernen Individualismus überzuführen geholfen. Die Pilgerväter haben das neue kirchliche Prinzip der independenten Gemeinden, der völligen Freiheit der Kirche vom Staate und des Staates von der Kirche nach Amerika hinübergetragen. Seitdem hat sich Sekte auf Sekte aus der reformirten Kirche entwickelt, hat sich Freikirche auf Freikirche innerhalb ihrer alten Organismen gebildet. Ihre demokratischen Vertretungs- und Synodalprinzipien sind in die lutherischen Kirchen eingezogen und sind dort nur deswegen nicht zur Ausübung ihrer zersprengenden

1) Die Merkmale, an denen die Erwählten mit Sicherheit zu erkennen sind, sollten genau angegeben werden.



Wirkungen gekommen, weil in Wahrheit doch die alte staatliche Begründung und Aufrechterhaltung des Kircheninstituts in Geltung geblieben ist und weil die religiöse Indifferenz in den vertretenden Körperschaften das Feld den conservativen, mit den alten Rechtsgrundlagen einigen Richtungen überlassen hat. Die auf das Repräsentativsystem begründete Freikirche ist das Ergebniß der reformirten Entwickelung. Aber die größere Freiheit und Beweglichkeit dieser Kirche besteht doch nur in der größeren Leichtigkeit, sich zu zertheilen und in Einzelkirchen sich zu zerlegen. Innerhalb einer so entstandenen Einzelnkirche pflegt dann um so strengere Tyrannei der Lehrzucht und Sittenzucht zu herrschen. Beispiele hierfür sind die Freikirchen der Schweiz und das Gewimmel der amerikanischen Denominationen.

33. Zu dieser Zeichnung der reformirten Kirche fügt Krogh-Tonning ein paar Striche bei. Sie, bemerkt er,[1]) ist eigentlich etwas ganz von dem Verschiedenes, was die lutherische Kirche ihrer ursprünglichen Tendenz nach sein wollte. Sie ist und will sein eine Neubildung. Ihr System beruht auf einem principiellen Bruch mit dem kirchlich Ueberlieferten. Die Regierung kommt in die Hand der „Gemeinde“, d. h. der Laien. Eine Anzahl von Gemeindeältesten wird als Gemeinderath oder Presbyterium über den Pfarrer gesetzt. Diese Aeltesten sind „Väter der Kirche“ und ihre Sache ist es, diese „durch ihren nützlichen Rath zu lenken“. Sie sollen den Geistlichen controliren („Aufsicht über die Diener führen, daß diese fleißig ihre Pflicht thun“, heißt es in einer Kirchenordnung) und „nöthigenfalls sie zurechtweisen“. Der Pfarrer ist der „Diener“ der Lokalgemeinde. Durch ihren Gemeinderath übt die Gemeinde ihre Selbstverwaltung und ihr absolutes Dominium über den Pfarrer, der nur ihr dienendes Organ ist. Ein Regierungscollegium aus Laien ist das Charakteristische an der reformirten Verfassungsidee. Die Verfassung ist wesentlich Presbyterial-

1) Der Katholik. 1892. 2, 496.

verfassung: demokratische Selbstverwaltung von unten herauf.[1]) Ein Complex von Gemeinden untersteht einer Synode, die aus Geistlichen und Laien der betreffenden Gemeinden besteht, aber mit dem Schwerpunkt im Laienelement — Synodalverfassung.

34. Diese Verfassung erhielt die reformirte Kirche wohl zumeist darum, weil sie in Zürich und Genf, auf republikanischem Boden entstand. Daß in den Generalsynoden in der Regel wenigstens zwei Parteien vorhanden sind, die sich mehr oder weniger unfreundlich gegenüberstehen, ist eine Thatsache, die kaum bestritten werden wird. Auch wird nicht in Abrede gestellt werden, daß die Zusammensetzung der Synode, die Wahl ihrer Mitglieder nicht immer in allweg zu loben ist.

35. Aehnlich wie Tröltsch äußert sich Harnack. Man arbeitet mit einem katholischen Kirchenbegriff, sagt er,[2]) der Artikel VII der Augustana kommt nicht mehr zu seinem Rechte. Die Kirche ist das Institut mit seinen Majoritäten, Lehrordnungen und Ausstattungen. Auf dieses Institut werden unbedenklich alle Verheißungen Christi übertragen. Die Kirchenregierungen haben Mühe, sich diesem Begriffe zu widersetzen. Man identificirt die Kirche des Glaubens und die empirische Kirche. Die Majorität der Frommen gilt. Die Folgen sind: der Fanatismus, die Herrschsucht, die Ungeduld, die Verfolgungssucht, die kirchliche Uniform, die kirchliche Polizei. Es wird die Geltung des Bekenntnisses sans phrase erhoben. Es wird Jedem überlassen, wie er sich zu den einzelnen Stücken desselben innerlich verhält,

1) Bei der Feststellung der kirchenrechtlichen Bestimmungen des „Preußischen Landrechts" drang Svarez' Meinung durch, wonach im Allgemeinen bestimmt wird, der Geistliche solle in Amtsvorträgen wie im öffentlichen Unterricht nichts gegen die Anschauungen der Gemeinde vortragen. Allgemeine Zeitung vom 30. Januar 1897.

2) Vgl. Neue kirchliche Zeitschrift. 1898. S. 4 f.



aber er soll das Bekenntniß in keinem Stücke anzweifeln, es soll die intangible Grundordnung der Kirche bleiben. In jeder Controverse wird eine Auflehnung gegen die Kirche erkannt. So wandeln sich die Lehrprozesse in Insubordinationsprozesse. Die Erwiderungen erfolgen aus verletzter Autorität und beleidigtem Selbstgefühl. Dem Gegner muß beigebracht werden, daß seine Häresie in der Auflehnung wider eine Rechtsordnung besteht. Zum dritten gehen Hand in Hand damit die Bestrebungen, die gottesdienstliche Ordnung überall kirchenpolizeilich zu uniformiren und die Lehre agendarisch festzulegen. Der Gottesdienst soll etwas Freies und Innerliches sein, die Normen sollen nur Normen sein, nach denen sich der Geistliche, die Gemeinde und der Einzelne frei bewegen kann. Es ist nicht evangelisch, eine Gottesdienstordnung als Rechtsordnung auferlegen und das Ritual mißbrauchen, um gewissenhafte Christen zu bedrücken, zu ängstigen, zu belasten. Der Puritanismus des Protestantismus wird durch Redensarten wie „die heiligen Gefäße“ und viele ähnliche, sowie durch eine Art von Heiligkeit, die man gottesdienstlichen Dingen, Formen und Zeiten beizulegen anfängt, gröblich verletzt. Schilderungen von Kirchenvisitationen und anderen kirchlichen Feiern werden in einem Tone gegeben, als handle es sich um hierarchische Veranstaltungen. Der geistliche Stand wird in bedenklicher Weise aus den übrigen Ständen herausgehoben.

36. Es ist nicht wenig, was Tröltsch und Harnack — und sie stehen durchaus nicht allein — an dem protestantischen Kirchenwesen auszusetzen haben. Und doch werden sie vielleicht zugestehen, daß es in der Gegenwart da und dort besser ist als vor einigen Jahrzehnten.

Das Jahr 1848, schreibt Wilhelm Dilthey,[1]) brachte auch in die deutschen Universitätsverhältnisse einen frischeren Luftzug; dies kam Eduard Zeller zu gute, und er wurde

1) Deutsche Rundschau, Februar 1897, S. 294.

als Professor der Theologie (von Bern) nach Marburg berufen, doch wurde er in die philosophische Fakultät versetzt, da bald in Kurhessen ein etwas anderer Wind zu wehen begann. Die große von Ferdinand Christian Baur (Tübingen) hervorgerufene Bewegung war nun von den theologischen Kathedern fast gänzlich verdrängt. Strauß war in das Privatleben geschoben worden,[1]) Vischer hatte sich der Aesthetik zugewandt. Schwegler war durch das Jahr 1848 ebenfalls zuerst in eine äußere Stellung gebracht worden, doch wurde auch er hinübergeschoben in die philosophische Fakultät, wandte sich der römischen Geschichte zu und hat sich früh in maßloser Arbeit zerstört; ein großer Unsegen für die Theologie waren doch diese Eingriffe der Verwaltung in ihre innere Entwicklung.

37. Vor einem solchen „Unsegen" ist vornehmlich Baden heutzutage bewahrt. Die Regierung, heißt es,[2]) proklamirt „die Gleichberechtigung der Richtungen innerhalb der evangelischen Kirche als den einzigen Weg zum Frieden". Und unter diesen Richtungen ist auch gerade die radikalste einbegriffen, welche die Grundwahrheit der christlichen Kirche, den Grund- und Eckstein des ganzen Christenthums — nämlich die Gottheit Christi — verwirft; ja gerade dieser Richtung zuliebe ist die Gleichberechtigung proklamirt worden. Diese Richtung hat kürzlich ein Dekan Kneucker in der denkbar rücksichtslosesten und herausforderndsten Weise in einer Schrift, in welcher diese Gleichberechtigung gefordert wird, zum Ausdruck gebracht. Der Mann hat die Stirn, aller wirklichen Bibelkenntniß und aller Kirchengeschichte zum Trotz zu behaupten, die Lehre von der Gottheit Christi sei „unbiblisch", „widerbiblisch", ein „leeres, unwahres Gedankending", ein „todtes Schattenbild", eine „Fälschung", ein „alter Menschenwahn", eine „katholische Menschensatzung" u. s. w.

1) Vgl. Der Protestant. 1901. S. 470.

2) Der Reichsbote vom 20. 24. März 1898.



38. Doch auch außerhalb Badens hatte und hat die „liberale“ oder „wissenschaftliche“ Richtung Vertreter. Ritschl, schreibt E. Koch,[1]) leugnet bekanntlich nicht nur die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit, sondern auch die Persönlichkeit des heiligen Geistes. Der heilige Geist ist ihm nur eine Kraft, ist ihm nur der Geist, der in der Gemeinde waltet, der aber außerhalb derselben keine Existenz hat. Nicht minder leugnet Ritschl die Gottheit Christi im wahren und eigentlichen Sinne des Wortes. Der Herr Christus ist ihm ein bloßer Mensch, allerdings ein heiliger, sündloser Mensch, ein Mensch, der den Endzweck Gottes, den Bau des Reiches Gottes auf Erden, zu seinem eigenen Lebenszwecke gemacht, und dem deshalb seine Gemeinde das Prädikat der Gottheit auf das Haupt gesetzt hat. Gleichwohl fordert nun Ritschl, daß wir Christum anbeten sollen als einen Gott und ihm wie Gott, dem Vater, vertrauen sollen. Wie dürfen wir aber einen bloßen Menschen anbeten? Das wäre geradezu eine Gotteslästerung. Ritschl läugnet die Erbsünde. In seiner Auslegung thut er den Schriftworten häufig Gewalt an und legt einen ganz fremden Sinn in sie hinein.

A. Ritschl als den letzten protestantischen Kirchenvater preisend, sagt Oberconsistorialrath Buchrucker,[2]) bezeichnete A. Harnack (auf einer Versammlung zu Eisenach im Jahre 1896) als dessen unsterbliches Verdienst, uns die beiden Grundgedanken des Protestantismus gezeigt zu haben, nämlich daß die Religion nichts anderes sei als die stetige Stimmung des Herzens im Vertrauen zu Gott und daß dieses Kindesvertrauen zu Gott untrennbar bleibe von der einfachsten und schlichtesten Moral. Den alten Protestantismus mit seinem Drängen auf reine Lehre, mit seinem Material- und Formalprincip bezeichnet er als Intellektualismus, dem gegenüber wir uns zu bemühen hätten, eine neue Glaubens-

1) Sonntagsblatt des Reichsboten vom 15. Aug. 1897.
2) Neue kirchliche Zeitschrift 1897. S. 8 f.



lehre herzustellen, die das Wesentliche am Protestantismus, eben jenen von Ritschl gefundenen Doppelsatz, klar und knapp ausspreche und gegenüber allen Zeitströmungen festsetze. Daneben müßten wir unsere Volkserziehung reicher gestalten und der Gegenwart zeigen, daß das Ziel aller Religion die geschlossene und einheitliche Persönlichkeit ist; es ist also das positive Gut der Religion, die sittliche Förderung des Menschen, vor „das negative der Sündenvergebung" zu stellen. Wir sehen, Jesus findet hier gar keine nothwendige Stelle mehr, die rein persönliche Ueberzeugung bleibt das religiöse Ideal im Gegensatz zum alten Glauben, von dem man sagt, er gehe auf Krücken.[1])

Harnack's Vorlesungen,[2]) bemerkt Kraus,[3]) sind ein Absagebrief, der hier optima forma der gesammten bisherigen Dogmatik — heiße sie katholisch, byzantinisch, lutherisch oder calvinisch — und dem gesammten Kirchenthum, wie es sich geschichtlich entwickelt hat, zugesandt wird. Der Vorgang ist nur zu vergleichen mit dem Auto-da-Fé, welches Luther am 10. Dezember 1520 an dem Corpus juris canonici vollzogen hat. Man hat nur das Holz gespart. Daß in den gläubigen Kreisen der evangelischen Kirche Deutschlands, wie namentlich auch in England, angesichts dieser Dinge sich manche schmerzliche Empfindung regte, war selbstverständlich und Professor Harnack wird es nicht anders erwartet haben. Man darf überzeugt sein, daß einem so hochdenkenden Manne, wie ihm, es nicht leicht geworden ist, das Tischtuch zwischen sich und so vielen seiner eigenen Glaubensgenossen zu zerschneiden. Bei all dem steht eine Thatsache fest, das ist die, daß diese neueste Phase der protestantischen Theologie weder auf eine starke kirchliche Reaktion gestoßen, noch irgend

1) Vgl. Chronik der christlichen Welt. 1897. S. 50 f.

2) A Harnack, Das Wesen des Christenthums. Sechzehn Vorlesungen vor Studirenden aller Fakultäten im Wintersemester 1899—1900 an der Universität Berlin gehalten.

3) Allgemeine Zeitung vom 5. Febr. 1901.

einer bedeutenden Stimme begegnet ist, die ihr mit nennenswerthem Erfolge entgegengetreten wäre.[1])

39. Vielleicht ist die Richtung, zu deren Vertretern Ritschl, Harnack, Tröltsch gerechnet werden, nicht so weit über die sogenannte Mittelpartei hinausgegangen, als man glauben möchte.

Wir alle, spricht W. Beyschlag,[2]) ein Führer derselben, haben das Gefühl und Bewußtsein, daß die alte kirchliche Dogmatik, katholische wie protestantische, veraltet und unbefriedigend geworden ist und daß Ansätze einer verjüngten christlichen Weltanschauung unter dem verwelkenden alten Laube sich regen; aber sie sind noch nicht im Stande, diese Decke abzuwerfen und als gereifter Ausdruck christlichen Gemeinglaubens an den Tag zu treten. Rm.

(Fortsetzung folgt).

1) Die sogen. Positiven geben sich alle erdenkliche Mühe, in ihren Blättern und Blättchen „eine lebhafte Erregung, in weiten Kreisen des evangelischen Deutschlands", eine „allgemeine Bewegung", einen „Sturm" gegen Harnack's „Wesen des Christenthums" zu constatiren, der „Reichsbote" und gleich „christlich"-gesinnte Blätter sammeln sorgfältig Resolutionen, Recensionen, Aeußerungen über das Buch — aber von einem Sturm kann vorläufig nicht die Rede sein, man scheint nur eifrig an der Arbeit, ihn zu inscenīren, vielleicht will man eine „landeskirchliche Versammlung" zusammentrommeln, um den Kirchenregimenten, die besonders in Preußen ja lange keinen Pastor abgesetzt haben, von denen man munkelte, sie hätten eventuell Weingart bestätigt, die so lange einen Mann von Geist, wie Reicke, unter sich duldeten, ja ihn jetzt nicht cum infamia absetzen, sondern ihn nur versetzen, den nöthigen Respekt vor der zielbewußten Rechtgläubigkeit wieder einmal beizubringen. Vorläufig haben nur einige Schreier gegen Harnack geschimpft, einige Synoden und Pastoralconferenzen haben im Chor „bekannt", einige Berufene und einige Unberufene haben Gegenschriften geschrieben. Der Protestant. 1901. S. 512. 515. Vgl. Chronik der christlichen Welt. 1901. S. 305 ff. 319 f. 321 ff. 423 f. 435 ff.; Theolog. Literaturblatt. 1901. S. 433 ff.

2) Deutscher Merkur 1896. S. 38.



XLIII.

Herr Karl May von der anderen Seite.

Veranlassung der folgenden Ausführungen ist nicht das Pamphlet,[1]) das im Januar d. J. „ein dankbarer May-Leser“ anscheinend zuerst in Elberfeld[2]) verbreiten ließ und das seitdem auch anderswo massenhaft verbreitet worden ist. Der Entschluß, Herrn May dem deutschen Publikum im Allgemeinen und seiner blindgläubigen Gemeinde im Besonderen „von der andern Seite“ zu zeigen, stand längst fest und war schon im vorigen Jahre in einem Vortrage zu Dortmund (6. November) ausgeführt worden, dessen wesentlicher Inhalt nach dem Bericht der Tremonia[3]) durch einen großen Theil der deutschen Presse lief. Eine Menge von Blättern der verschiedensten Richtungen äußerte sich zustimmend, ablehnend meines Wissens nicht ein einziges — da begriff man im Lager der „May-Käfer“, daß etwas geschehen

1) „Karl May als Erzieher“ und „die Wahrheit über Karl May“ oder die Gegner Karl May's in ihrem eigenen Lichte von einem dankbaren May-Leser. Freiburg i. Br. F. E. Fehsenfeld. 1902. Preis 10 Pfg. 159 S. 8.

2) Auf Dienstag 14. Jan. war dort mein Vortrag über Literarische Curiosa (Taxil, Graßmann, May) angekündigt. Pünktlich am Sonntag 12. Januar erschien in der Elberfelder Zeitung ein Riesen-Inserat, welches mittheilte, „Karl May als Erzieher“ sei „für 10 Pfennige von Montag Mittag an in den Buchhandlungen &c. zu haben“.

3) „Leo Taxil, Robert Graßmann und Karl May“. Feuilleton der Tremonia Nr. 474 vom 8. November.

müsse, und ließ die Broschüre los. Dieses handgreiflich von K. May selbst wenn nicht geschriebene so doch inspirirte Machwerk, das um die Sache sorgfältig herumgeht, um so eifriger aber mit Reklame für den großen Mann und blanken Erfindungen operirt, hat mich nicht veranlaßt, an meinen Ausführungen auch nur ein Wort zu ändern; höchstens hat es zu Wege gebracht, daß „die Wahrheit über Karl May" jetzt noch etwas deutlicher gesagt wird, als es sonst geschehen wäre.

Sachlich wird mein Aufsatz nicht viel enthalten, was ich nicht schon in verschiedenen öffentlichen Vorträgen — bei dem allmählichen Anschwellen des Materials in sehr verschiedener Form — gesagt habe. Außer den Quellenbelegen werde ich nur Dinge beifügen, die an sich nicht wesentlich, aber zur Kennzeichnung des ganzen May-Rummels werthvoll sind. Die eigentliche Grundlage der Beweisführung werden May's eigene Schriften und Erklärungen bilden, in erster Linie die fünf wüsten Romane, die er in den Achtziger-Jahren, mit einer einzigen Ausnahme pseudonym oder anonym, erscheinen ließ und von der Verzeichnung in Kürschner's Literatur-Kalender ausgeschlossen hat. Die Charakteristik dieser vielfach geradezu infamen Produkte und ihre Vergleichung mit gleichzeitig erschienenen Werken ganz anderer Art wird zur Evidenz zeigen, in welchem Maße es diesem seltsamen Manne gelungen ist, weite Kreise viele Jahre lang an der Nase herumzuführen, und wie nothwendig es war, dem endlich ein Ende zu machen. Um so nothwendiger, als einerseits jene Produkte jetzt, wenn auch von May desavouirt, in neuer Auflage erscheinen, andererseits Hr. May in seinen ‚Himmelsgedanken' (Freiburg, Fehsenfeld 1901) unter die religiösen Lyriker gegangen ist. Da ist die dringende Gefahr vorhanden, daß namentlich die Jugend, die bisher für May's Reise-Erzählungen schwärmte, durch schmutzige Colportage-Romane vergiftet wird.

Hie und da ist der plumpe Versuch aufgetreten, die Frage auf das confessionelle Gebiet hinüber zu spielen. Aber die katholische Familienzeitung Deutscher Hausschatz, die ihn früher zu ihren bevorzugten Lieblingen zählte, befindet sich in sehr großer und sehr gemischter Gesellschaft, worüber gleich Weiteres, und schon unter diesem Gesichtspunkt sollte man



sich hüten, ihn als „Ultramontanen" zu frisiren.[1]) Umgekehrt fällt es mir nicht ein, für May's literarische Sünden den Protestantismus verantwortlich zu machen, weil der Mann Protestant ist. Ich erwähne diesen Umstand auch nur 1) als Abkühlungsmittel für seine katholischen Verehrer, und 2) weil er ein so merkwürdiges Licht auf May's katholisirende Romane wirft. Die mir längst bekannte Thatsache wird mir neuerdings von verschiedenen protestantischen Bekannten May's bestätigt. Ich beschränke mich auf die Feststellung der (amtlich bezeugten) Thatsache, daß er 1856—57 dem Proseminar, dann mehrere Jahre dem Fürstlich Schönburg'schen Seminar Waldenburg (Sachsen) angehörte, einer Anstalt, die nur evangelische Schüler aufnimmt. Damit erledigt sich die Angabe eines mir kürzlich zugegangenen Schimpfbriefs aus New-York, er heiße eigentlich Karl Mayer und sei am 2. September 1872 von einem katholischen Geistlichen in Amerika getauft worden. Offenbar handelt es sich um einen schlechten Scherz. Ein sonstiges Zeugniß für das Gerücht von seinem Uebertritt zum Katholicismus ist mir nicht bekannt geworden.[2]) May selbst hat zwar je nach Bedarf in seinen Romanen fleißig

---

1) So geschehen in der Literar. Rundschau f. d. evangel. Deutschland (Beilage zur Kirchl. Correspondenz, Ulm) Nr. 1 Januar 1902 S. 8, wo eine May-Persiflage der Münchener Jugend mit der Ueberschrift „Der ultramontane Klassiker Karl May" abgedruckt wird.

2) Man müßte denn Gewicht auf eine Notiz in Nr. 42 des (Coblenzer) Rhein- und Mosel-Boten vom 20. Februar 1902 legen: „Wir haben persönlich aus dem Munde von Karl May's Schwester vernommen, er sei Katholik". Dahinter wird ein Loblied abgedruckt, das der (protestantische) Pfarrer E. Bollow in Leubus in Nr. 1 Jahrg. 1898 des Evangelischen Gemeindeblattes ‚Der Protestant' auf Karl May angestimmt hat; darin erscheint May als „überzeugter katholischer Christ" und „seltener Charakter in der Kirche Roms". Auf S. 148 der Broschüre des „dankbaren May-Lesers" findet sich dasselbe Citat, aber mit Lücken: u. a. ist der „katholische Christ" durch einen einfachen „Christ" ersetzt, und das zweite Epitheton ist spurlos verschwunden! Offenbar gehört der „Dankbare" unter die Wissenden.

katholisirt, aber meines Wissens nie behauptet, er sei katholisch, und seinen Himmelsgedanken fehlt jede confessionelle Färbung.

Der Reiseschriftsteller. Etwa seit den Achtziger-Jahren erregten die abenteuerlichen Geschichten Karl May's (laut Kürschner's Literatur-Kalender Dr. phil., geb. zu Hohenthal in Sachsen am 25. Februar 1842) wachsendes Aufsehen. Eine Reihe derselben erschien im Deutschen Hausschatz (Pustet'scher Verlag in Regensburg), wodurch er Eingang in weitere katholische Kreise fand, aber auch sonst begegnete man ihnen vielfach. Massenhaft schrieb er für den Colportage-Verlag F. G. Münchmeyer in Dresden, worüber unten mehr; in Rosegger's Heimgarten (Jahrg. 1877/78) erschien mit seinem Namen eine morgenländische Erzählung „Die Rose von Kahira" [1]) und eine Humoreske „Die falschen Excellenzen"; eine gräßliche Klapperschlangengeschichte habe ich einmal in irgend einem Volkskalender, eine höchst schaudervolle Geschichte vom „blutigen Fuchs" in einem Jahrbuch für Knaben gefunden, ich glaube im Guten Kamerad (Union, deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart); eine Episode aus dem Leben des alten Dessauers, „Fürst und Leiermann", stand in der Volksbibliothek des Lahrer hinkenden Boten, „Die Wüstenräuber" im 4. Band (1885) der Bachem'schen Romansammlung. [2])

Seit 1892 erschienen bei F. E. Fehsenfeld (Freiburg i. Br.)

---

1) Bedenkliche Glossen dazu macht P. Pöllmann in dem Aufsatz „Neuestes von Karl May", Histor.-polit. Blätter, Band 127 (1901) S. 827.

2) Der „dankbare May-Leser" hat dies zum Ausgangspunkt einer längeren Phantasie (S. 31 ff.) gemacht, deren Grundlage eine Brieffälschung massivster Art bildet. Eingehender Nachweis Köln. Volksztg. Nr. 73 vom 24. Januar 1902. Ganz dasselbe Märchen war in Nr. 14 der Elberfelder Zeitung vom 14. Jan. 1902 zu lesen, nur wird hier die Fälschung durch das Sätzchen „Karl May erzählte mir" eingeleitet. Seitdem hat der Adressat der May'schen „Erzählung" in aller Form widerrufen (Elberf. Ztg. Nr. 58. Zweites Blatt vom 27. Febr. 1902). Die nöthigen Schlüsse über K. May, seinen „dankbaren Leser" und das Verhältniß dieser beiden Herren können den Lesern überlassen bleiben.

„Karl May's gesammelte Reiseerzählungen" (27 Bde.). Auf diese Sammlung hat sich längere Zeit die Kritik fast ausschließlich beschränkt.

Es sind Ich-Erzählungen. Hr. May (auch Kara ben Nemsi Effendi genannt oder Old Shatterhand, weil er es so ausgezeichnet versteht, unzählige Feinde mit einem einzigen Fausthieb zu Boden zu schmettern) erzählt seine eigenen Erlebnisse, und die sind so wunderbar wie der Mann selbst. Er weiß alles und bringt alles fertig. Er spricht eine Menge der verschiedensten Sprachen und Dialekte mit fabelhafter Geläufigkeit, besitzt sehr respektable theologische, ärztliche und sonstige wissenschaftliche Kenntnisse, vor allem aber ist er unübertrefflich in allen Sport- und Kriegskünsten. Reiten kann er wie ein Cowboy, laufen wie ein Hirsch, schwimmen wie ein Fisch, und vollends im Anschleichen und Fährtensuchen macht er den findigsten Indianerhäuptling platt, allenfalls mit Ausnahme seines Busenfreundes Winnetou, des großen Häuptlings der Apachen; sein Bärentödter und sein Henry-Stutzen mit 25 Schüssen verfehlen niemals ihr Ziel, aber auch mit Lasso und Bola, Säbel und Kolben, Schlacht- und Wurfbeil, Lanze und Messer weiß er gleich sicher umzugehen. Kein Wunder, daß er in den verschiedensten Welttheilen die gewaltigsten Heldenthaten verrichtet. Daß er gefangen, gefesselt, eingeschlossen, an den Marterpfahl gebunden wird, aber dank seiner großen Schlauheit und Tapferkeit glücklich davonkommt, das geht in die Dutzende, denn merkwürdigerweise versäumen seine Todfeinde regelmäßig, ihm rechtzeitig eine Kugel vor den Kopf zu geben, und dann brennt er durch. Ein Segen für die Menschheit! Denn wer sollte all die dummen Kerle retten, die wegen Nichtbeachtung seiner Instruktionen in die größte Lebensgefahr gerathen? Wer sollte all das Geld verschenken, das er selbst so gründlich verachtet? Mit ihm würde ja der reinste Uebermensch zu Grunde gehen, dessen ganzer Lebensweg mit Werken der leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit gepflastert ist!

Dabei ist er ein sehr frommer Mann, gelegentlich auch rechtgläubiger Katholik. Hier einige Beispiele aus den im 23. Band unter dem Titel „Auf fremden Pfaden" vereinigten kleineren Erzählungen. Ein mohammedanisches Kind schwebt



in dringendster Gefahr, in einem Salzsumpf zu ertrinken, und die anwesenden Tuareg rufen den Propheten an; „ich setzte mich, als ob uns gar nichts dränge, gemächlich wieder in den weichen tiefen Sand;“ erst als die Leute dreimal gerufen haben: „Jesus der Sohn Marias ist größer,“ bequemt sich dieser christliche Menschenfreund zu einer ungeheuerlichen Rettungsthat (S. 250). Wenn er eine Strafpredigt gegen die verruchten Armenier hält, gebraucht er „mit Absicht das Wort Schismatiker“ (S. 395); es gibt ja auch katholische Armenier! In einem Winkel Kurdistans wohnen mohammedanische Schiiten im selben Dorf zusammen mit frommen Katholiken, denen der Erzähler am Rosenkranzfest Laiengottesdienst mit Predigt hält. Während die Schiiten im Vertrauen auf eine mohammedanische Heilige in den Kampf mit benachbarten Kurden ziehen, bleiben die Katholiken betend zurück, Herr „Ich“ besiegt die Kurden auf eigene Faust, baut ein neues Dorf mit Kirche und Marienbild und läßt den beschämten Schiitenhäuptling als Marienverehrer zurück (Maria oder Fatima S. 455 ff.). In anderen Bänden stirbt sein Freund Winnetou eines höchst erbaulichen Todes unter den Klängen eines Marienliedes — irre ich nicht, so hat Hr. M. es auch in Musik gesetzt — und eine alte Chaldäerin irgendwo hinten in Asien hält eine flammende Rede über den Primat des Papstes (Ges. Reise-Erzählungen II, S. 629).

Aufschneiderei und Reklame. Das Alles ist nun ja an und für sich nicht schlimm. Das Erfinden ist das Vorrecht des Romanciers, auch des Ich-Erzählers, und ob ein Jules Verne in der ersten oder in der dritten Person phantasirt, ist gleichgiltig. Ob er es zu arg treibt, ist zunächst eine Geschmacksfrage, und wenn er in jugendliche Hände kommt, eine Frage der Pädagogik, aber auf das achte Gebot wird man einen geschickten Münchhausen nur unter besonderen Umständen prüfen. Die aber liegen hier vor. Man braucht es Hrn. May nicht übel zu nehmen, wenn er das Blaue vom Himmel herunter erzählt. Auch wer dabei den Kopf schüttelt, kann seine mannigfachen Kenntnisse, seine Formgewandtheit und Erfindungsgabe anerkennen, wenn auch mit starken Reserven bezüglich der Wiederholungen und des mangelhaften Stils. Hier soll auch nicht eingehender von der



Wirkung die Rede sein, welche seine ausschweifende Romantik auf jugendliche Leser ausübt oder doch ausüben kann — der Eine hat darüber bitter geklagt,[1]) der Andere tröstet sich mit der Erwägung, daß seine Reiseromane schlimmere Lektüre verdrängen — aber ernstlich übel nehmen muß man es ihm, wenn er *ernst genommen* sein will. Und das thut Hr. M. Im 19. Band findet man als Titelbild einen sehr unternehmend dreinschauenden Herrn mit Schlapphut, Kanonenstiefeln und einem mächtigen Schießprügel, Unterschrift: „Old Shatterhand (Dr. Karl May) mit Winnetou's Silberbüchse"; auf einer Verleger-Reklame erscheint „Old Shatterhand (Dr. Karl May)" mit Lasso und einem Halsschmucke, der anscheinend aus Bärenzähnen besteht. Am Schluß eines dreibändigen Romans[2]) führt er bittere Klage über einen verlogenen amerikanischen Advokaten und bemerkt mit gemüthlicher Selbstironie: „Wenn so ein Mr. Fred Murphy *meine Erlebnisse* für die seinigen erklärt, so kommt man leicht auf den Gedanken, fernerhin hübsch daheim zu bleiben, Mr. Murphy aber reisen zu lassen." Ich fürchte, das Daheimbleiben bei „seinen Erlebnissen" hat er gründlich besorgt. In der kolossalen Selbstreklame, die er im Deutschen

---

1) Brieflich ist mir eine Reihe bitterer Beschwerden über diese Wirkung von Jugendlehrern, namentlich von katholischen Geistlichen zugegangen. Georg Ruseler behandelt in Warnecke's Monatsblätter für deutsche Literatur VI (1901/2) S. 31 die „May'schen Räuberromane" als „eine Gefahr für unsere Jugend" Die Deutsche Postzeitung (1902 Nr. 4) läßt diesen „Volksverderber" sogar „Jugendverwüstung" treiben, anscheinend ohne seine schlimmsten Leistungen zu kennen. Bei einer Gerichtsverhandlung in Freiburg i. Br. (20. Juli 1901) gegen zwei jugendliche Verbrecher betonte Medicinalrath Dr. Fritschi als Sachverständiger (nach dem Bericht der Frankf. Ztg.) den „Einfluß ungeeigneter Lektüre, wie gewisser May'scher Bücher". Auf das Schärfste beurtheilt „den phantasiereichsten aller Fabulisten" W. v. Heidenberg (Literar. Warte v. 1. Febr 1902 S. 305, 310), der bereits auf die von mir vollzogene „Entlarvung" Bezug nimmt.

2) Gesammelte Reise-Erzählungen 22, 612. Eine ähnliche Anspielung daß er *Erlebtes* berichte, ebenda 19, 562.



Hausschatz[1]) unter dem Titel „Freuden und Leiden eines Vielgelesenen" drucken ließ, versichert er mit dem ernstesten Gesicht, „meist Selbstgesehenes und Selbsterlebtes" geschrieben zu haben. An anderer Stelle[2]) erfahren wir: „Ich bemerke, daß ich nicht eigentlich schriftstellere, sondern Erlebnisse niederschreibe." Am 6. Juni 1899[3]) schreibt er an ein Blatt in Speyer aus dem „Bischari-Lager, sechs Reitstunden von Schallal in Nubien entfernt", er reise jetzt nach dem Sudan, dann über Mekka nach Arabien zu seinem alten Freund Hadschi Halef und mit ihm durch Persien nach Indien. „Sie sehen, daß meine Bücher nicht in meiner Studirstube entstehen." Leider erfahren wir durch einen weiteren Brief[4]) vom 12. Okt. 1899, datirt von Colombo auf Ceylon, einem recht civilisirten Ort, daß dieser kleine Spaziergang durch den Ausbruch der Pest unmöglich gemacht worden sei; darum reise er zunächst nach Sumatra, dann nach Indien, Persien und den Tigris hinab zu seinen geliebten arabischen Haddedihn, für die er früher einmal eine glorreiche Schlacht gewonnen hatte. Erfreulicher Weise hat er „ein reiches, ausgedehntes Goldfeld" entdeckt, „vielleicht ein orientalisches Klondyke, aber dieser Fund läßt mich sehr kalt; ich brauche ihn nicht. Ja, wenn die Gegend in der Nähe einer deutschen Colonie oder Ansiedelung läge, dann würde ich vielleicht nicht schweigen, aber Fremden — —? Nein!" Und so ist zu befürchten, daß Hr. M. „dieses Geheimniß mit ins Grab nehmen" wird.

Aber mehr als das! Hr. M. will nicht nur „meist Selbstgesehenes und Selbsterlebtes" berichten, er schreibt auch

1) Wer diese Schilderung „eines bescheidenen, durch seine Erfolge schwer niedergedrückten Schriftstellers" in ihrer ganzen Ueppigkeit auf sich wirken lassen will, versäume nicht, sich das Original zu verschaffen. Es wird ihm eine sehr vergnügte Viertelstunde bereiten. Auszüge in der Frankf. Ztg. vom 17. Juni 1899 und in der Köln. Volksztg. vom 5. Juli 1899.

2) Aus „Im Land des Mahdi", citirt von Pöllmann, Histor.-polit. Bl. Bd. 127 S. 825.

3) Pfälzer Ztg. vom 16. Juni 1899.

4) Dortmunder Tremonia vom 8. Nov. 1899.



aus den denkbar idealsten Beweggründen, er ist ein Apostel und Missionar. Unzähligemal läßt er sich das in seinen selbstgeschriebenen „Freuden und Leiden“ bescheinigen, und in den der Broschüre des „dankbaren May-Lesers“ beigegebenen Belobigungsbriefen desgleichen. Wenn der Prinzipal einer Cartonnagefabrik — laut Zeugniß einer Arbeiter-Deputation — erklärt, er „wär ein wahrer Segen für seine ganze Cartonnage“, so ist das einer der gedämpftesten Ausdrücke. Alle möglichen Leute werden durch die Lektüre seiner Bücher bekehrt, Socialdemokraten und ein „protestantischer Millionär“, „ein böser Mensch“, der „Vater und Mutter in das Grab geärgert“ hat, wie „acht Studenten der Philosophie“ usw. Kein Wunder bei seiner tiefen Frömmigkeit! „Was ich bin und schaffe, das bin und schaffe ich durch Gottes Barmherzigkeit. Wenn meine Erzählungen hier und da Gutes wirken, so habe ich dies nächst Gott nicht mir, sondern den Gebeten meiner Leser zu verdanken.“ Das Gebet ist der Fels, „auf den er sich so oft in der Noth gerettet“; durch „die Zuschriften, welche sich auf die religiösen, ethischen und socialen Wirkungen seiner einfachen (!) Erzählungen beziehen“, fühlt er sich „am tiefsten berührt“ „Ich will“, schreibt er am 6. Juni 1899,[1]) „meine Leser für alles Gute, Schöne und Edle begeistern und ihre Herzen zu Gott führen. Vor einiger Zeit schrieb mir ein Regierungsrath: ‚Sie schreiben nicht Reiseerzählungen, sondern Predigten an die Völker.‘ Dieser Herr hat mich begriffen.“ Und am 15. April 1901:[2]) „Ich habe nun über ein Vierteljahrhundert lang — man beachte die aus später sich ergebenden Gründen sehr bemerkenswerthe Zeitangabe — an der schriftstellerischen Aufgabe gearbeitet, die deutsche Volksseele hinaus zu fremden Völkern zu führen, damit sie sich für den Gedanken begeistere, daß diese Seelen ebenso wie sie Gott gehören. Diese Missionsarbeit ist nicht ohne Erfolg gewesen.“

May-Schwärmerei und Kritik. Wie man sieht, beansprucht M. sehr entschieden, ernst genommen zu werden,

1) Pfälzer Ztg. vom 16. Juni 1899.

2) Wiener Reichspost vom 17. April 1901.



und das ist ihm in kaum glaublicher Weise geglückt. Man hat nicht nur seine Bücher verschlungen, sondern ihm auch alles Mögliche und Unmögliche geglaubt und ihm persönlich eine ans Burleske streifende Verehrung gewidmet. Was er in seinen „Freuden und Leiden" von den Briefen und Besuchen erzählt, die er an einem einzigen Tage erhalten habe, ist gewiß nicht bloße Renommage, und Dutzende von tollen Anerkennungsschreiben in den Broschüren des „dankbaren Lesers" ebenso wenig. Ich habe zu viele Beweise von der hypnotisirenden Wirkung bekommen, welche die Abenteuer Old Shatterhands selbst auf sonst ganz vernünftige und gebildete Männer machten, um bei den eigentlichen „May-Käfern" irgend etwas für unmöglich zu halten. Daß sich in einer rheinischen Stadt ein besonderer May-Club gebildet hat,[1] ist durchaus glaublich, und von den Audienzen, die er auf Reisen seinen Verehrern ertheilte, sind die drolligsten Geschichten erzählt worden. Sein Verleger Fehsenfeld sorgte fleißig für seinen Ruhm. Eine Menge deutscher Bischöfe, vermuthlich alle, hat er mit den Werken des großen Mannes beglückt, und die einlaufenden Antworten ließ er natürlich zu Reklamezwecken drucken. Ein Theil der Herren hat die Sammlung belobt, hauptsächlich weil sie im Gegensatz zu anderer Lektüre reinlich war, andere haben sich auf eine höfliche Quittung beschränkt; von Einem weiß ich, daß er die Bescheerung ungelesen zurückgeschickt hat — andere, die Hr. Fehsenfeld *nicht* nennt, werden es ähnlich gemacht haben. Kritik oder gar entschiedenen Widerspruch fand er selten. Namentlich bei den ersten Bänden war man vielfach froh, in ihnen ein Gegengewicht gegen volksverderbende Bücher und namentlich eine „spannende" Lektüre für die Jugend gefunden zu haben, die in sittlich-religiöser Hinsicht keinen Anstoß bot.[2] Es ist eine Ausnahme, wenn schon Anfang 1898 eine

1) Frankf. Ztg. 17. Juni 1899.

2) Eine Unzahl Besprechungen in Zeitungen und Zeitschriften verschiedener Richtung hat die May-Broschüre S. 146 zusammengestellt. An der Spitze prangt in Fettdruck eine anerkennende Besprechung der Köln. Volksztg.; von den *kritischen* Sätzen, die vor einer Reihe von Jahren in demselben Blatt gestanden haben, hören wir nichts.



amerikanische katholische Zeitung[1]) eine Warnung bringt, und wenn im gleichen Jahre Dr. Muth[2]) von der „literarischen Geschmacksverderbniß dieser reiseliterarischen Taxiliaden" spricht, „mit ihren als captationes benevolentiae eingeflochtenen religiösen Phrasen".

Erst im folgenden Jahre wurde man in weiteren kritischen Kreisen aufmerksam. Die Nachricht eines bayerischen Blattes, May's Werke sollten, als für die Jugend gefährlich, aus den Bibliotheken mehrerer Mittelschulen ausgeschlossen werden, veranlaßte damals ausgedehnte Preßerörterungen. Es ist nicht gerade schmeichelhaft für die kritische Veranlagung mancher journalistischen Kreise, daß dabei ernsthaft die Frage diskutirt werden konnte und mußte, ob M. wirklich seine Reisen gemacht und seine Abenteuer erlebt habe. Die weitaus überwiegende Mehrzahl freilich faßte den curiosen Fall vorzugsweise von der komischen Seite auf, und in jenen Tagen ist manche gute und schlechte Humoreske zum Preise Old Shatterhands geschrieben worden.[3]) Dabei fiel natürlich manches scharfe Wort über M.'s seltsamen Anspruch, ernst genommen zu werden, und nicht minder über sein dick aufgetragenes Christenthum. In diesem Punkte begegneten sich die intimsten Gegner. Es war nicht bloß die Frankfurter Zeitung,[4]) welche „die süßlich-

---

1) Der Wanderer (St. Paul) Nr. 1580 vom 16. Febr. 1898.

2) Veremundus, Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? S. 71.

3) Einige Jahre später haben sich mehrere Blätter des dankbaren Stoffes in ihren Faschings-Nummern bemächtigt, so 1901 die Münchener Neuesten Nachrichten in einem „Indianer-Roman von K. M. Die blaue Schlange". Am Schluß wird M. nach fürchterlichen Abenteuern von einem glorreich besiegten Indianerstamm zum Häuptling gewählt, antwortet jedoch: „Kinder, euer Antrag ehrt mich, aber der Verein für Volksverdummung in Deutschland hat mich engagirt, und ich muß in drei Wochen 20 neue Bände Reisebeschreibungen zur Vertrottelung der Leserwelt meines Vaterlandes abliefern". Fastnacht 1902 persiflirte ihn das Aachener Echo der Gegenwart (9. Februar) in einem Feuilleton: „Ich in Aachen".

4) 17. Juni 1899.



fromme Propaganda für den wahren Glauben widerwärtig" und „den Kultus der Unwahrheit unmoralisch" fand; eine ruhig abwägende Würdigung des Nassauer Boten[1]) schloß sich diesem Urtheil an, und als die Köln. Volkszeitung[2]) den Satz aussprach: „Wir können uns nicht helfen, uns ist der Mann zu fromm", meinte wieder das demokratische Frankfurter Blatt, dieses Wort werde wirken wie ein Peitschenhieb. Andererseits fand M Vertheidiger und selbst begeisterte Paladine. Hr. Richard Plöhn schrieb eine Apologie für den geliebten Meister nach der andern.[3]) Ein rheinisches Blatt sprach unter spitzigen Bemerkungen gegen die Tadler seinen Glauben aus, „daß er die meisten Reisen selbst gemacht und das Erzählte zum größten Theile auch erlebt habe", erachtete aber doch im Uebrigen M. für „stolz, eingebildet, einen Schwärmer und Phantasten." Das Stärkste soll eine süddeutsche Zeitschrift geleistet haben, indem sie — ich habe das betreffende Heft nicht zur Hand — von M.'s „Laienmission, Wanderapostolat und Bekehrungen" sprach und ihn als Reisenden neben — Sven Hedin und Nansen stellte!

Eine Unterhaltung mit solchen Kritikern etwa über May's Sprachkenntnisse und die Treue seiner Ortsschilderungen würde schwerlich Erfolg haben. Erheblich leichter wird eine Verständigung erfolgen, wenn wir M. unter einem anderen Gesichtspunkte als dem seiner Glaubwürdigkeit als Reporter betrachten. Wir kommen damit zu einem unerquicklichen Kapitel von höchst mangelhafter Reinlichkeit, aber es ist nicht zu vermeiden.

Die ersten Enthüllungen. Bei den Preßerörterungen von 1899 brachte ein amerikanisches katholisches Blatt[4]) die kurze Notiz: „K. M. hat neben seinen Reiseromanen auch noch — nun, sagen wir es gerade heraus! — Schundromane (Die Liebe des Uhlanen, Waldröschen u. s. w.) geschrieben".

1) 2. Juli. 2) 5. Juli.

3) Ein drolliger Brief vom 11. Juni erschien in der erwähnten Nummer der Frankf. Ztg., eine donnernde Philippica „Karl May und seine Gegner", 14 Feuilletonspalten, in drei Nummern der Dortmunder Tremonia (26. Sept. ff.).

4) Der Wanderer (St. Paul) 1659 vom 23. August 1899.



Diese kräftige Andeutung blieb unbeachtet. Erst Anfang 1901 kam die Kugel ins Rollen. Im Wahlzettel (Leipzig, C. W. B. Naumburg) Nr. 54 vom 19. März 1901 erschien folgende halbseitige Anzeige:[1])

In Bezug auf Karl May's Illustrirte Werke, angekündigt von H. G. Münchmeyer, Dresden, mache ich alle Sortimenter, welche dabei etwa an meine bekannten „Reiseerzählungen“ denken, darauf aufmerksam, daß ich gegen die genannte Firma gerichtlich vorgegangen bin. Radebeul-Dresden. Villa Shatterhand. Karl May.

Am 23. März erließ Adalbert Fischer, „Inhaber der Firma H. G. Münchmeyer“, in Nr. 58 des Wahlzettels vom 25. März eine Entgegnung, in der es heißt:

Die unter dem Gesammttitel „Karl May's Illustrirte Werke“ erscheinenden Romane und Reiseerzählungen sind von demselben Karl May, der die „bekannten“ Reiseerzählungen geschrieben hat. . . . Von einem gerichtlichen Vorgehen gegen mich ist mir zur Stunde leider noch nichts bekannt, obgleich ich seit zwei Jahren Hrn. K. M. fortgesetzt aufgefordert habe, seine diesbezüglichen, vollständig unbegründeten Drohungen wahr zu machen. Ich erkläre ferner, daß sämmtliche Werke von K. M., die in meinem Verlage erschienen sind, in mein unbeschränktes Eigenthum übergegangen sind. Ich bitte den Buchhandel um fernere thätigste Verwendung für die zu K. M.s besten und ureigensten Schöpfungen gehörenden Werke meines Verlags.[2])

Sofort antwortete K. M. mit einer Erklärung vom 26. März (Wahlzettel Nr. 60 vom 28. März):

Ich schrieb [für Münchmeyer] die Erzählungen, um die es sich hier handelt. Münchmeyer wußte, daß ich keine Zeit hatte, die Correkturen oder gar die fertigen Werke wieder durchzulesen, und so entdeckte ich nur durch Zufall, daß er mein heimlicher Mitarbeiter gewesen war. Er hatte geändert, weil sein Verlangen nach Liebes-



1) Eine ähnliche Anzeige stand im Leipziger Buchhändler-Börsenblatt.

2) Eine großentheils wörtlich übereinstimmende Erklärung Fischers vom gleichen Tage (Buchhändler-Börsenblatt Nr. 69) bezeichnet auch „die Liebe des Uhlanen“ als von K. M. herrührend und fügt bei: „Hr. K. M. hat Hauptfiguren und ganze Handlungen aus den von ihm für meinen Verlag geschriebenen Werken ohne mein Wissen und Willen in den „bekannten“ Reiseerzählungen verwendet“.

scenen vernachlässigt worden war. Ich brach mit ihm und habe seitdem kein Wort mehr für ihn geschrieben. Diese Werke waren so geschrieben, daß sie später ohne alles sittliche Bedenken Aufnahme in meine „Gesammelten Werke“ finden konnten. . . . Herr Fischer liefert diese Werke nicht nach meinen Originalen, sondern Umarbeitungen.

In derselben Nummer und am gleichen Tage machte Fischer dazu eine „letzte Entgegnung“, in der es heißt:

Von einer Mitarbeiterschaft des Hrn. Münchmeyer an den Werken des Hrn. K. M. erfahre ich erst durch des Letzteren Erklärung. Meines Wissens bestand Hrn. Münchmeyers Mitarbeiterschaft lediglich darin, Correkturen zu machen und Streichungen im Manuscripte vorzunehmen. Daß Herr Münchmeyer Verfasser von den Liebesscenen sein soll, wird Hr. K. M. kaum im Ernste behaupten können. . . . Die Umänderungen [in der Ausgabe der Illustrirten Werke May's durch Fischer], von denen Hr. K. M. redet, betreffen keineswegs den Inhalt, sondern sind rein formelle.[1])

Die sonstigen Auseinandersetzungen May's und Fischers über geschäftliche Fragen, Stand des Processes rc. sind für weitere Kreise ohne Interesse. Um so interessanter ist der Federkrieg, der kurz darauf in der Wiener Reichspost geführt wurde. Das Blatt hatte (Nr. 77 vom 3. April 1901) vor einer neuen Ausgabe „schmutziger Colportage-Romane“ mit M.s Namen gewarnt und mitgetheilt, die Redaktion des Deutschen Hausschatz (Pustet'scher Verlag in Regensburg) habe

1) Neuerdings erläßt A. Fischer noch eine Erklärung in F. E. Fischers (Leipzig) Mittheilungen für Colportage- rc. Geschäfte (Nr. 3, März 1902): „Die Beschuldigung, daß der Gründer meiner Firma, der verstorbene Heinrich Münchmeyer, oder ich in Karl May's Werke meines Verlags die darin enthaltenen Liebesscenen rc. hineingebracht hätte, weise ich energisch zurück. Ich bin geschäftlich zu sehr in Anspruch genommen, als daß ich alle Werke meines Verlages selbst lesen könnte, aber mein Redakteur und meine Correktoren versichern mir — und ich glaube ihnen dies — daß der ganze Gedankengang und die ganze Handlung in May's Werken aus meinem Verlage Form und Inhalt dieser Scenen bedingen, und daß sie Karl May in Radebeul selbst geschrieben hat und geschrieben haben muß“.

die Verbindung mit M. lösen müssen. Darauf antwortete M. am 15. April (Reichspost 17. April):

Ich habe niemals ein ethisch anfechtbares Wort geschrieben. Jetzt nun tritt ein mir vollständig fremder Verleger [Adalbert Fischer] mit sogenannten Werken von mir auf.. Er hat einen Verlag [Münchmeyer] gekauft, für welchen ich früher einmal geschrieben habe, ganz ebenso sittlich rein wie stets. Er hat diesen Verlag eingestandenermaßen nur zu dem Zwecke gekauft, meine alten Werke .. in einer seinen Zwecken entsprechenden Umarbeitung herauszugeben. Welche Zwecke das sind, sieht man den beigegebenen Illustrationen sofort an, ohne daß man zu wissen braucht, daß ihm in kurzer Zeit zwei unsittliche Romane confiscirt worden sind und er am 5. April wegen unzüchtiger Schriften wieder verurtheilt worden ist.... Es handelt sich [bei seinen angeblichen „Illustrirten Werken", die er aufs Strengste verurtheile], nicht um Erzeugnisse einer Sturmperiode, die ich niemals gehabt habe, sondern um Bearbeitung vollständig sittenreiner Originalarbeiten von mir.

Der Pustet'sche Verlag habe nicht mit ihm gebrochen, sondern umgekehrt.

Weitere Schlußfolgerungen vorbehaltend, mache ich hier schon auf einen sehr auffälligen Widerspruch aufmerksam: In der Erklärung M.s vom 26. März wird die Schuld für das, was er sehr zart „Liebesscenen" nennt, auf den „heimlichen Mitarbeiter" Münchmeyer geworfen, von den „Umarbeitungen" durch Fischer ist in ganz anderem Zusammenhang die Rede; am 15. April dagegen ist der Sündenbock Münchmeyer verschwunden und ersetzt durch seinen Nachfolger Fischer, der M.s „vollständig sittenreine Originalarbeiten" zu unzüchtigen Zwecken umarbeitet!

In diesem Stadium griff der Pustet'sche Verlag ein durch eine Erklärung vom 27. April (abgedruckt Reichspost Nr. 106 vom 9. Mai):

Wir waren aufmerksam gemacht worden, daß K. M. 1883—1887 bei H. G. Münchmeyer Hintertreppen-Romane der allerbedenklichsten Sorte herausgegeben habe. Nachdem wir uns durch Autopsie von dem über alle Maßen unsittlichen Inhalt überzeugt und uns die wiederholte Erklärung des Verlegers [Fischer] gesichert hatten, „daß der Verfasser der Romane identisch sei mit K. M., der für Fehsenfeld in Freiburg schreibe", wurde M. von uns befragt. May



antwortete am 16. Juli 1897 hierauf: „Ich werde die Münchmeyer'sche Verlagshandlung gerichtlich belangen und Ihnen das Resultat mittheilen". Dr. K. M. hat aber weder den Rechtsweg beschritten noch auch sonst den allermindesten Versuch gemacht, sich von der schweren Anschuldigung zu entlasten. Damit war für uns die Sache entschieden.

M. hat dann am 12. Mai (Reichspost vom 18. Mai) erklärt, er klage, wann und wie es ihm passe, seine Arbeiten seien „von Münchmeyer und Pustet verstümmelt worden. Ich habe nie etwas sittlich Unreines geschrieben. Meine Originale sind schon früher und jetzt zum zweitenmale verstümmelt worden. Aber selbst wenn ich in vergangenen Zeiten in der mir nachgelogenen Weise gesündigt hätte, so würde ich das mit meinem Herrgott, nicht aber mit irgend einem Verlagsbuchhändler abzumachen haben".

K. M. hat hier eine andere Instanz vergessen: das deutsche Publikum. Demselben können seine Streitigkeiten mit diesem oder jenem Verleger, sogar der Ausgang seines Processes[1]) mit Hrn. Fischer höchst gleichgiltig sein, aber es besitzt doch ein Recht darauf, zu erfahren, ob ein Schriftsteller von der großen Tugend und apostolischen Wirksamkeit des Hrn M. im Nebenamt Pornographie getrieben hat oder nicht. Diese Frage ist schon im vorigen Jahr von P. Ansgar Pöllmann[2]) angeschnitten worden. Da sein Material sehr unvollständig war — er hat die Erklärungen in der Reichspost nicht gekannt und keinen der fraglichen Original-Romane vor sich gehabt — fand er den Fall zwar bedenklich, enthielt sich aber eines bestimmten Urtheils. So blieb die genauere Prüfung mir vorbehalten.

Die „Schundromane". In den Achtziger-Jahren erschienen aus K. May's Feder im Münchmeyer'schen Verlag fünf Romane von gewaltigem Umfang, vier pseudonym in Colportageheften,

1) Gedroht hat M. mit Proceß im Sommer 1897. Im März 1901 ließ er durch die Redaktion des Wahlzettels (Nr. 60) die Erklärung seines Rechtsanwalts bestätigen, daß er „das Gesetz angerufen habe". In welchem Stadium sich dieser Rechtshandel jetzt befindet, ist mir unbekannt.

2) Histor.-polit. Blätter. Erstes Juniheft 1901.



einer mit seinem Namen in der „Illustrirten Unterhaltungs-bibliothek Deutscher Wanderer“. Jahreszahlen tragen diese Erscheinungen nicht, aber schon durch Russell's Gesammtkatalog des deutschen Buchhandels ließ sich das Nöthige feststellen, und innere Gründe haben dessen Angaben bestätigt. Auch die in der oben angeführten Pustet'schen Erklärung angegebene Entstehungszeit stimmt fast genau überein.[1])

Als Hauptbeweisstück wähle ich den ersten Roman: „Waldröschen oder die Verfolgung um die Erde. Großer Enthüllungsroman über die Geheimnisse der menschlichen Gesellschaft. Von Capitän Ramon Diaz de la Escosura,“ 109 Lieferungen zu 10 Pfg. mit ganz miserablen Bildern, 2612 Seiten zu 45 Zeilen, also weit über 100,000 Zeilen. Verfasser ist Karl May. Das 11. Kapitel „Die Höhle des Königsschatzes“ (Lief. 16—21, S. 376—481) kehrt fast wörtlich als Episode wieder in dem Roman Old Shurehand (II, 251—420), der bei Fehsenfeld in May's Reise-Erzählungen erschienen ist; eine lüsterne Scene ist hier erfreulicher Weise weggelassen. Als Erscheinungsjahr gibt der Gesammtkatalog 1882 an; dazu stimmt, daß die 51. Lieferung die Einladung zur Subskription auf Luther's Handpostille anläßlich des Luther-Jubiläums von 1883 enthält.

Es ist ein Hintertreppen-Roman ungeheuerlichster Art, aus dem Hundertsten ins Tausendste gehend. Der Stil ist ähnlich, aber schlechter wie in anderen Romanen, und es begegnet uns eine Menge alter Bekannter; gelegentlich werden Old Shatterhand,

1) Als Verfasser aller fünf Romane ist May genannt im Verlags-Katalog von H. G. Münchmeyer (ohne Jahr) S. 2, wo religiöse Bilder, Schauerromane, Patriotica u. s. w. in anmuthiger Mischung angepriesen werden. Ein Curiosum findet sich S. 9; hier werden hintereinander angezeigt ein „Auszug aus dem Großen Leben Christi von dem hochwürdigen Martino von Cochem“, der „Familientempel, Andachtsbuch für alle Christen“ und „Doktor Martin Luthers Haus-Postille“. Zur Abwechslung hat dieser vielseitige Verlag auf dem Umschlag eines May'schen Colportage-Romanes auch einmal „Gold-, Silber- und Talmi-Waaren“ angekündigt.

Winnetou, Sans-ear, Firehand genannt, wir hören von dem Bärentödter und dem Henry-Stutzen &c. Für die Erfindungsgabe zwei Pröbchen. Wiederholt kommt die großartige Scene vor, daß Jemand so dicht über einem Teich voll hungriger Krokodile aufgehenkt wird, daß er die Beine in die Höhe ziehen muß, widrigenfalls sie ihm abgebissen werden; mehrmals werden Leute durch Gift irrsinnig gemacht, aber man kann sie heilen durch den Geifer eines Menschen, der durch Kitzeln bis an die Grenze der Tollwuth gebracht wird! Zwischen solchem Zeug gar nicht üble Gedichte, auch fromme, als Hauptwürze aber eine großartige Schamlosigkeit. Von den endlosen Kuß- und sonstigen Liebesscenen will ich gar nicht reden. Ein bevorzugtes Thema bilden tiefe und tiefste Negligées, durchsichtige Kleider, Nuditäten, üppige Formen, lüsterne Bilder aller Art, furchtbare Rohheiten, Verführung, Sittlichkeitsverbrechen, Ehebruch, gemeine Wüstlings- und Dirnen-Erlebnisse, eine unendliche Bordellgeschichte — oft bis zur Unerträglichkeit ausgemalt, und unzählige Male derart bei den Haaren herbeigezogen, daß man den Zweck, Befriedigung der niedrigsten Instinkte, mit Händen greifen kann. Zuweilen geht es längere Zeit leidlich anständig her, die letzten Kapitel sind von groben Anstößigkeiten frei, aber am Schluß wird „der Verlorene Sohn“ desselben beliebten Verfassers angekündigt, und dann geht es mit frischen Kräften wieder los.

„Der Verlorene Sohn oder der Fürst des Elends“, wo ebenso fleißig die Schweine gehütet werden wie im „Waldröschen“, erschien 1884 in 101 Colportageheften. Vielleicht ist die Sache hier noch schlimmer als im „Waldröschen“; ganze Riesenkapitel von 100—200 Seiten enthalten fortgesetzt Bordell- und verwandte Geschichten mit Schamlosigkeiten, die sich der Beschreibung entziehen. Auch hier findet sich der Vers von „Christi Blut und Gerechtigkeit“, der in einem kurdistanischen Abenteuer der May'schen Reise-Erzählungen eine Rolle spielt, und fast wörtlich einige Verse, die 1901 wieder in May's frommen Himmelsgedanken auftauchen.

In dasselbe Jahr (1884) fällt „Die Liebe des Uhlanen, Originalroman aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges“, durch 108 Hefte des Deutschen Wanderers laufend, nicht so



schlimm wie die beiden vorher genannten Romane, übrigens wieder echtes Colportage-Futter, einige Scenen von auserlesener Gemeinheit.

Sofort im folgenden Jahre (1885) kommt: „Deutsche Herzen deutsche Helden, vom Verfasser des Waldröschen und Der Fürst des Elends", 109 Colportagehefte, anfangs in Konstantinopel, Egypten und Tunis spielend und hier nicht ungeschickt, wenn auch mit tollen Unmöglichkeiten und einer Dirnengeschichte von 35 Seiten ausgestattet. Später springt die Erzählung nach Amerika und dann nach Sibirien über. Summa 2610 Druckseiten, hier und da ein halber Druckbogen oder mehr mit schmutzigen Scenen, eine Portion einzelner Ekelhaftigkeiten, das Ganze ethisch etwa auf dem Standpunkt der „Liebe des Uhlanen".

Endlich 1887: „Der Weg zum Glück, vom Verfasser des Waldröschen, Der verlorene Sohn, Deutsche Herzen rc.", wieder 109 Colportagehefte. Am Schluß wird der Tod König Ludwigs II. im Starnberger See (13. Juni 1886) erwähnt, der eine Hauptrolle spielt. An ausschweifender Phantasie leistet dieser Roman wieder Erkleckliches, und an Schmutz desgleichen. Er mag nicht in solcher Massenhaftigkeit auftreten, wie im Waldröschen und im Verlornen Sohn, aber wüste Anspielungen, Lüsternheiten, Schamlosigkeiten begegnen noch immer dutzendweise. Den Kern eines einige hundert Seiten füllenden Kapitels bildet eine Verführungsgeschichte, und in einem andern Riesenkapitel hört alles auf: Ein Ehebruch drängt den andern, und einmal wird eine Unzuchtscene geradezu scheußlich ausgemalt. Daß hier wie in den anderen Romanen Menschenliebe, Edelmuth, Patriotismus und Christenthum faßweise verzapft werden, macht den Fall nur noch widerwärtiger.

Aber stammen denn diese Scheußlichkeiten wirklich aus May's Feder? Er selbst behauptet ja und läßt neuerdings wieder von seinem „dankbaren Leser" andeuten: [1]) sein „heim-

1) Karl May als Erzieher S. 13 wird das sehr zart gemacht: „Er (May) fand nicht die Zeit, den Druck mit dem Manuscript zu vergleichen. Man konnte ändern, ohne daß er es bemerkte". S 47 hören wir dann, „daß ein gewisser Fischer seine über



licher Mitarbeiter“ Münchmeyer habe „geändert“, um mehr „Liebesscenen“ auftischen zu können, und als er (May) es endlich gemerkt, habe er ihm den Stuhl vor die Thüre gesetzt. Man denke: Ein Schriftsteller von höchster Tugend und Sittlichkeit, der während fünf Jahren für einen Colportage-Verlag fünf Romane von weit über einer halben Million Druckzeilen schreibt, wirft in all der Zeit aus Zeitmangel keinen Blick in die Correkturen und in die fertigen Werke, und mittlerweile, fünf Jahre lang, schreibt ihm der verruchte Verleger in seine hochsittlichen Manuscripte nicht etwa einzelne „Liebesscenen“ hinein, sondern viele Dutzende der schändlichsten Schmutzereien, ja ganze pornographische Riesenkapitel, hunderte und wieder hunderte von Druckseiten, bis der ahnungslose Verfasser „nur durch Zufall“ dahinter kommt! Dann aber geht er nicht etwa an's Gericht, er flüchtet nicht in die Oeffentlichkeit, erläßt keinen donnernden Protest zur Rettung seiner schmachvoll besudelten schriftstellerischen Ehre, nein er schweigt, schweigt dreizehn Jahre lang, von 1887, wo „Der Weg zum Glück“ erschien, bis anfang 1901, wo er endlich zum Reden gezwungen wird. Daran kann auch der stärkste Mann nicht glauben.

Aber nehmen wir einmal an, daß es so starke Männer gibt — unmöglich ist ja für die ganz Dummen eigentlich gar nichts — und daß diese Ausrede May's noch erörterungsfähig sei: auch für diesen Fall ist gesorgt, und zwar durch May selbst. Die Geschichte vom „heimlichen Mitarbeiter“ Münchmeyer hat May am 26. März 1901 zum Besten gegeben; sie war insofern nicht übel, als Münchmeyer damals gestorben war (irre ich nicht, 1891), und die Todten reden nicht. Aber schon am 15. April 1901 hatte Mai seine eigene Geschichte vergessen. Da ist keine Rede mehr von Münchmeyer, der ihm seine Romane verschmutzt haben soll, da ist es der böse Adalbert

zwanzig Jahre (!) alten Sachen in einem ganz umgeänderten Gewande als „Neuheiten“ von ihm herausgegeben habe“. Abgesehen von der Wiederholung dieser doppelten Insinuation drückt sich das Pamphlet an der heiklen Frage selbst vorbei — man müßte denn einen Wasserfall von hohlen Deklamationen für eine Antwort halten.

Fischer, der seine „sittlich reinen“ alten Sachen „in einer seinen (d. h. pornographischen) Zwecken entsprechenden Umarbeitung herausgibt“. Da ist May nicht nur an einen Lebenden gerathen, der diese Behauptung rundweg bestreitet, sondern sie läßt sich auch urkundlich widerlegen. Die Urkunden sind hier einerseits die ersten Auflagen der Romane „Liebe des Uhlanen“ und „Deutsche Herzen“, andererseits die von Fischer veranstalteten Neuauflagen. Zufällig sind mir die letzteren zuerst in die Hände gekommen, und ich notirte mir eine Reihe von Anstößigkeiten, mehrere ganz massiver Art, obwohl es sich hier, wie schon bemerkt, um die verhältnißmäßig anständigeren der fünf Romane handelt; erst später konnte ich mir die ersten Auflagen verschaffen und feststellen: die sämmtlichen notirten Scenen standen schon darin. Ich habe keinen Grund, den Anwalt Fischer's zu spielen, aber soweit ich vergleichen konnte, kommen auf sein Schuldconto nur einige gemeine bzw. bedenkliche Illustrationen; den Text hat er zum Mindesten nicht verschlimmert, und May's bezügliche Beschuldigung ist eine blanke Erfindung. So sieht es mit May's Insinuation gegen den Lebenden aus; wie glaubhaft seine Anklage gegen den Todten ist, ergibt sich ohne Weiteres.

Nun könnten gute Menschen noch einwenden: Aber wozu dieser Feldzug gegen unseren lieben hochverehrten Hrn. K. M.? Vielleicht ist er ein reuiger Sünder! Er thut's ja nicht mehr, er wehrt sich gegen die Neuauflagen, und läßt neben den sexuell einwandfreien „Reiseerzählungen“ sogar die hochfrommen „Himmelsgedanken“ drucken — warum ihn also in seiner Bekehrung stören? Leider hat diese wohlwollende Annahme zwei große Haken: 1) Ist Hr. M. wirklich ein so guter Mensch und Schriftsteller geworden, dann ist es doch recht häßlich von ihm, daß er sich mit kolossalster Selbstreklame als einen immerwährenden Tugendbold aufspielt und seine alten Sünden mit eherner Stirn ableugnet, ja andere Leute fälschlich dafür verantwortlich macht; und 2) hat er es fertig gebracht, gleichzeitig in „Missionsarbeit“ und im Gegentheil zu machen. Seine reinliche und seine unreinliche Periode folgen sich nämlich nicht, sondern sie fallen zusammen, mindestens für den Zeitraum 1882—87. Für den Deutschen Hausschatz

des Pustet'schen Verlags hat er seit dem 5. Jahrg. (1878/79) geschrieben. Er hat diese Thätigkeit bis zum großen Krach etwa 20 Jahre lang fortgesetzt, zwischen durch aber Schmutzromane drucken lassen. Und zwar unter sehr erschwerenden Umständen. Am Schluß des Romans „Durchs wilde Kurdistan" (Gesammelte Reiseerzählungen II, 629) findet sich sein nächtliches Gespräch mit Marah Durimeh, der alten Christin, die mitten unter wilden Völkern als Engel des Friedens wirkt. „Ich habe heut", spricht sie, „das Christenthum verkündet, aber nicht das Christenthum des Wortes, über dessen Sinn die Abgefallenen streiten, sondern das Christenthum der That, daran Niemand zweifeln kann. Sendet Männer, vor denen sich der Unterdrücker fürchtet, dann wird das Wort von einem Hirten und einer Heerde sich erfüllen. Hat nicht dieser eine Hirt bereits seinen Stellvertreter auf Erden? Warum wendet ihr selbst euch von ihm weg? Kehrt zu ihm zurück, dann seid ihr einig, und die Macht dessen, der euch sendet, wird die Erde zu dem heiligen Lande machen, in dem Milch und Honig fließt!" Nun schildert der Erzähler sich selbst als „Boten der That". „Dann ergriff sie (Marah Durimeh) langsam mit beiden Händen meine Rechte. Herr, sagte sie, ich liebe Dich." Man könnte die Scene poetisch und ergreifend finden, wenn man vergessen dürfte, wer sie schrieb und wann sie zuerst gedruckt wurde. Aber sie steht im Deutschen Hausschatz VIII, 406, im Jahrgang 1881/82; das ist just die gleiche Zeit, allenfalls eine Kleinigkeit früher, in der auch das infame „Waldröschen" des „Kapitäns Ramon Diaz" entstand, und dann schrieb dieser, d. h. Hr. May, fünf Jahre für Münchmeyer und für Pustet, rechts und links! Und dabei passirte es diesem Marienfänger und Papstverehrer, daß er einen in Tunis zum Islam übergetretenen Deutschen radebrechen läßt: „Ist es nicht ejal, ob wir sagen Allah oder ob man lautet auf Gott und den heiligen drei Königen! Hat die Religion dem Herzen, so sind die Aeußerlichkeiten keinem Werth und Bedeutung".[1]) Und an anderer Stelle: „Sie knieeten nebeneinander und

1) Deutsche Herzen, Colportage-Ausgabe von 1885. S. 240.

beteten. . . . Welchen Namen man ihm auch geben möge, ob man ihn Herr, Gott, Manitou oder Allah nenne, er ist doch ein und derselbe. . . der nicht nach der Verschiedenheit der Bekenntnisse fragt. . . Vor ihm sind alle gleich, Christen, Juden, Türken, Heiden. Nicht das Bekenntniß thut es, nicht die Confession, sondern der eine, große Gottesgedanke“.[1]) Hr. M. kann so, aber er kann auch anders.

Das ist Hr. K. M., alias Kara ben Nemsi, alias Old-Shatterhand, alias Kapitän Ramon Diaz de la Escosura, alias, wie aus Kürschners Literaturkalender ersichtlich, K. Hohenthal, alias E. v. Linden, alias Latréaumont! Das ist der Mann, der „nie etwas sittlich Unreines“, „niemals ein ethisch anfechtbares Wort geschrieben hat“, der „über ein Vierteljahrhundert lang (so geschrieben 1901, also mindestens seit 1876) an der schriftstellerischen Aufgabe gearbeitet hat, die deutsche Volksseele hinaus zu fremden Völkern zu führen, damit sie sich für den Gedanken begeistere, daß diese Seelen ebenso wie sie Gott dem Herrn gehören.“ [2])

Der Kern der vorstehenden Feststellungen ist schon seit November v. J., anläßlich meiner Vorträge über „Literarische Curiosa“ im Allgemeinen und Hrn. M. im Besonderen, durch zahllose deutsche Blätter gegangen; sie fanden Zustimmung auf der ganzen Linie, auch in Zeitungen, die mir politisch und religiös schroff gegenüberstehen. Hr. M. selbst hat nicht geantwortet, man müßte denn einen Privatbrief von ihm als Antwort betrachten, der am 28. November 1901 in der Münchener Zeitung gedruckt wurde; hier heißt es: „Ich habe mir nicht das Mindeste vorzuwerfen. Die Angriffe sind keineswegs geeignet, auf meine Seelenruhe störend einzuwirken. Diese Gegenströmung trägt mir die Gebilde einer mir bisher unbekannten geistigen Atmosphäre zu, und ich lausche schweigend, um ja nicht durch störende Einwürfe zu verscheuchen, was meine Menschenkenntniß zu bereichern hat“. Hr. M. „lauscht

---

1) Ebenda 584.

2) Genauere Angabe der betreffenden Stellen oben.

schweigend.“[1]) Mir schien es angebracht, zu reden. Vor Jahren, als ich den tapferen Kapitän Ramon Diaz de la Escosura zu kennen noch nicht die Ehre hatte, habe ich einmal die Parallele zwischen Hrn. K. M. alias ꝛc. und Hrn. Gabriel Jogand alias Leon Taxil alias Miß Diana Vaughan nur in ganz beschränktem Sinne acceptirt, übrigens aber abgelehnt. Heute sehe ich ein, daß die beiden Herren doch näher verwandt sind.

Hermann Cardauns.

XLIV.

Neue Ausgabe der Rundschreiben Leo's XIII.[2])

Die fünf ersten Bände dieser mit den mannigfaltigsten Vorzügen geschmückten Ausgabe der Ansprachen, Briefe, Constitutionen, Dekrete und anderen Kundgebungen Papst Leo's XIII. wurden in dieser Zeitschrift (Bd. 101 S. 234, Bd. 113 S. 623, Bd. 122 S. 231) zur Anzeige gebracht. Der bedächtig, aber gründlich arbeitende Herausgeber ließ inzwischen den sechsten Band erscheinen, welcher nach dem Beispiel seiner Vorgänger wiederum die Urkunden aus einem Zeitraum von vier Jahren zusammenfaßt. Das edle Geschlecht der alten Mauriner, an deren Väterausgaben die heutigen Gelehrten noch zehren, ist

---

1) Wie hübsch sein „dankbarer Leser“ ihm das abgeguckt hat, mag man in Karl May als Erzieher S. 7 nachlesen: „Die Wahrheit kann niemals die Besiegte sein. Ihre beste und unwiderstehlichste Waffe ist das Schweigen“ ꝛc.

2) Sanctissimi Domini Nostri Leonis Papae XIII allocutiones, epistolae, constitutiones, aliaque acta praecipua. Volumen VI (1894—1897). Typis societatis s. Augustini Desclée, de Brouwer et soc. Brugis 1900. 8°. 377 pag.



noch nicht erloschen. Das ist der Eindruck, welchen diese in jeder Beziehung mustergiltige Ausgabe beim Leser hervorruft. Die emsigen Benediktiner in Maredsous haben sie an's Licht gestellt, ihnen schuldet die Gelehrtenwelt wahrhaften Dank für diese Gabe, welche von aktueller wie von bleibender Bedeutung sich erweist.

Die einzigartigen Vorzüge dieser Ausgabe der Benediktiner bestehen in sauberen Texten, mögen sie lateinische, italienische oder französische sein; in kostbaren Randnoten, welche den Inhalt eines jeden Alinea kurz und bündig enthalten; in namentlichen Verzeichnissen sämmtlicher Dokumente; im analytischen Index, in welchem jedes Schriftstück nach seinen Hauptgedanken meisterhaft skizzirt wird, endlich in einem die beiden Bände (5, 6) umfassenden trefflichen Register. Besonders ragt der analytische Index hervor, welcher von vollständiger Beherrschung des Inhalts durch die Herausgeber zeugt, anderseits aber wiederum so hoch geeigenschaftet ist, den Leser ebenso leicht wie wirkungsvoll in den seltenen Reichthum der Gedanken des hl. Vaters einzuführen. Der Gelehrte von Fach, aber nicht minder der praktische Seelsorger, wie der Staatsmann, Parlamentarier und Vertreter der Presse findet in dieser Ausgabe das vorzüglichste Mittel, um sich leicht und rasch zu orientiren und im Drange der Geschäfte jene hohen christlichen Grundsätze sich anzueignen, welche über die Behandlung so vieler gewichtiger Fragen, die täglich zur Erörterung stehen, Licht ausgießen.

Auf den Reichthum des Inhalts kann hier nur kurz im Allgemeinen hingewiesen werden. Da erscheinen die machtvollen Aktenstücke, welche sich mit dem katholischen wie mit dem anglikanischen England befassen: das Schreiben des Papstes vom Ostersonntag, 14. April 1895, „an die das Reich Christi in der Einheit des Glaubens erstrebenden Engländer", sowie die große dogmatische Bulle Apostolicae curae vom 13. September 1896 über die Ungiltigkeit der anglikanikanischen Weihen. In dem inhaltschweren Lehrbrief über die Einheit der Kirche vom 29. Juni 1896 scheint der hl. Vater ebenfalls vorzüglich die Engländer im Auge gehabt zu haben. Mit Frankreich befassen sich nicht wenige Schreiben aus Anlaß der vierzehnten Hundertjahrfeier des Uebertritts Chlodewigs zur katholischen

Kirche und die in Betreff der Congregationen bestehenden Meinungsverschiedenheiten. Ungarn und seine kirchlichen Verhältnisse werden beleuchtet in den Schreiben des Papstes über Civilehe, Kirchenzucht der Geistlichkeit und das Jubiläum der Errichtung der ungarischen Kirche durch den hl. König Stephan. Während Spanien nur selten erscheint, mußte sich der hl. Vater wiederholt mit schwierigen Fragen der Kirche in den Vereinigten Staaten befassen. In Argentinien hat er eine neue Vertheilung der Bisthümer vorgenommen und mehrfach in Brasilien eingegriffen, wo die weltliche Gesetzgebung nicht stets innerhalb des ihr eigenthümlichen Gebietes sich bewegte. Zu den kirchenrechtlichen Bestimmungen im engeren Sinne des Wortes zählt die Constitution über die verbotenen Bücher nebst anderen Dekreten über die Aufnahme neuer Mitglieder in religiöse Congregationen, über die fruchtbare Verwaltung des Predigtamtes und des Kirchengesanges — zweier Gebiete, auf denen Bestrebungen sich geltend machten, die energisch eine reformatorische Hand erheischten. Die christliche Archäologie berührte Leo XIII. in jenem Briefe an Cardinal Parocchi, welcher die Fortsetzung der Roma sotterranea des unvergeßlichen Giovanni Battista de Rossi befahl, und mit den philosophischen Wissenschaften befaßt der Papst sich in einem Schreiben an Cardinal Goossens von Mecheln über das thomistisch-philosophische Institut in Löwen. Ein kleiner, unscheinbarer Brief des Papstes an den Professor Vittorio Constantini, Verfasser einer Moraltheologie, dürfte besonderer Erwähnung würdig sein. Der Papst belobt ihn, weil er der Klarstellung der Principien der Moral durch Herbeiziehung der Philosophie eingehende Beachtung gewidmet — theologiae morali philosophiam comitem eamdemque adiutricem esse (221). Unter den Gelehrten aus kirchlichen Orden wurden durch Briefe des Papstes ausgezeichnet der Benediktiner F. A. Gasquet, Abt der anglo-cassinesischen Congregation, sowie sein Ordensgenosse Dom G. Morin in der Abtei Maredsous, der hervorragende Kenner der Periode der Kirchenväter, sodann die Jesuitenväter Cornely, Knabenbauer und v. Hummelauer, deren großer Bibelcommentar vom Papst belobt wird.

Nicht wenige Schreiben sind an die mit dem heil. Stuhl in Gemeinschaft lebenden Morgenländer gerichtet: den



Patriarchen von Babylon, die Kopten und den syrischen Patriarchen von Antiochien. In Verbindung damit stehen die Briefe des Papstes an den Obern der Assumptionisten P. Picard über seine Bemühungen zur Förderung der Wallfahrten nach Palästina und die Entfaltung christlicher Schulen im Orient. Außerdem finden wir noch ein besonderes Schreiben über die hohe Bedeutung der Palästinafahrten. Auch das von reinster und edelster Liebe zum italienischen Vaterlande durchwehte Schreiben an König Menelik von Aethiopien zur Erlangung der Befreiung der von ihm gefangenen italienischen Soldaten soll ebensowenig mit Stillschweigen übergangen werden, wie der inhaltvolle Brief über Torquato Tasso, dessen Andenken aus Anlaß der dritten Hundertjahrfeier seines Hinscheidens 1895 erneuert wurde.

Zu den vornehmlichsten Urkunden dieses Bandes gehört eine, die uns von weltgeschichtlicher Bedeutung dünkt. Sie ist der Feder des geistesmächtigen Papstes nach Inhalt und Form entflossen, sie offenbart eine Gluth der Empfindung, die den Leser zu Bewunderung und Rührung zugleich stimmt, sie betrifft die theuersten Interessen des apostolischen Stuhles. Es ist das mit den Worten „Le insolite manifestazioni politiche“ anhebende Schreiben des heiligen Vaters an den Cardinalstaatssekretär Rampolla vom 8 Oktober 1895. Die zum 25. Jahrestage der Wegnahme Roms am 20. Sept. 1895 unter den Augen des Papstes angeordnete Feier, bei welcher das savoyische Königshaus vor den Vertretern der Revolution und den Beschützern der Königsmörder in den Hintergrund trat, während der Exminister Crispi bei der Enthüllung des Garibaldi-Denkmals eine Lobrede hielt, deren Geschichtsphilosophie seiner Moral entspricht, mußte den Papst zu einer außerordentlichen Kundgebung zwingen. Ueber eine bloße Verwahrung weit hinausgehend, legt der inhaltsschwere Brief das innerste Wesen und die letzten Ziele der Einnahme Roms mit einer Stärke des Freimuths und einer Kraft der Ueberzeugung offen, die auch der Feind anerkennen muß. Die seiner Person zugefügten Beschimpfungen übersieht der Papst. Was er nicht hinnehmen kann, das sind die fortgesetzten Vergewaltigungen seines hohen Amtes. Denn das Ideal der Urheber seiner Gefangenschaft, mit der er sich, wie sie meinen, hoffnungslos



(senza speranza) zufrieden geben müsse, sei nicht blos politischer Natur; mit der Einnahme Roms verfolge man die Zerstörung der geistlichen Gewalt des Papstes, die Einrichtung eines neuheidnischen Rom, die Verbreitung einer antichristlichen Denkweise. Und das alles unter dem Deckmantel der Rechte des italienischen Volkes. „Ist das", ruft der Papst im Hinblick auf die geistigen Verwüstungen, die Rom seit 1870 heimgesucht, „vielleicht der Triumph der Sache Italiens, oder nicht vielmehr der Beginn des Abfalles von Gott?" (99) Bewundernswerth erscheint des Papstes Gottvertrauen, von dem erfüllt er die Bedeutung der weltlichen Macht des heiligen Stuhles darlegt, an die Segnungen erinnert, welche Italien dem Papstthum verdankt, und endlich seiner Hoffnung auf den Sieg der gerechten Sache Ausdruck leiht. Den Muth eines Papstes in der Vollkraft der Jahre zu brechen, sind die heutigen Verhältnisse Italiens geeignet. Als neunzigjähriger Greis steht Leo XIII. ungebeugten Hauptes und ungebrochenen Herzens ihnen gegenüber. Eine Verjährung seines Rechtes auf Rom läßt er mit nichten aufkommen.

Den studierenden Jünglingen aller Fakultäten möchten wir diese herrliche Sammlung von Papstbriefen angelegentlich empfehlen. Von der Bedeutung des römischen Pontifikats, von der Geistesmacht Leo's XIII. und seinem segensreichen Wirken legen dieselben wahrheitsgetreues Zeugniß ab.



XLV.

Die Kirche in Frankreich.

Das katholische und selbst auch nichtkatholische Ausland ist gezwungen, sich fortwährend mit den kirchlichen Verhältnissen Frankreichs zu beschäftigen. Denn Maßnahmen, Gesetze gegen die Kirche folgen ohne Unterbrechung auf einander, bilden einen wesentlichen, ja den Haupttheil, den eisernen Bestand, der Aufgaben der sich so oft ablösenden Regierungen. Seit dem Rücktritt Mac Mahons hat es noch kein Ministerium gegeben, welches nicht irgend einen Schlag gegen die Kirche geführt oder zu führen gesucht hätte. Wenn ein Ministerium ohne solche Leistung geblieben, so ist es weniger sein Verdienst, als der Umstand, daß ihm die Zeit dazu nicht gelassen wurde. Das Ausland kann sich dabei nicht recht erklären, daß das Volk fortfährt, dieselben kirchenfeindlichen Abgeordneten zu wählen, sich nicht gegen diese Verfolgung aufbäumt. Ebenso ist man mit Recht erstaunt, daß die Geistlichkeit selbst sich so wenig zu regen scheint, ihre Sache nicht kräftiger vertheidigt, auf das Volk in diesem Sinne wirkt; überhaupt das Volk so wenig Theilnahme für seine verfolgten Priester und Ordensleute bethätigt. Weiß man doch anderseits, daß dies Volk zahlreiche Priester (52—54000) und ungemein viele Ordensleute (30—32000 männliche, 140—150000 weibliche) stellt. Es darf daher gerechnet werden, daß wohl drei, vier Millionen Personen nah oder fern

mit Priestern oder Ordensleuten verwandt, persönlich befreundet sind, also besondere Ursache haben, für sie einzutreten. Anderseits mehren sich die Stimmen, welche abfällig über das Concordat urtheilen, dessen so oft angedrohte Aufhebung sehr kühl aufnehmen, wenn sie dieselbe nicht geradezu als wünschenswerth bezeichnen. Es gibt sogar Leute, welche das Concordat als einen Strick bezeichnen, mit dem man fortwährend der Kirche den Hals zu schnüren, zu würgen sucht, welcher deshalb sobald als möglich abzuschneiden sei.

Es ist überflüssig, den Wortlaut des Concordates und der eigenmächtig durch die Regierung beigefügten, Organische Artikel genannten Ausführbestimmungen hier zu wiederholen. Der Papst hat gegen die Organischen Artikel Einspruch erhoben und stets aufrechterhalten. Aber ihrerseits hat die Regierung an mehreren, gerade den wesentlichsten Sätzen der Organischen Artikel festgehalten, nützt auch die ihr durch das Concordat eingeräumten Rechte auf's Aeußerste aus. Freilich haben alle Regierungen ebenso gehandelt, wenn sie auch sonstwie der Kirche, Bischöfen und Geistlichkeit einiges Wohlwollen bethätigten. Es kommt hier darauf an, was kraft des Concordates und der Organischen Artikel geschieht, gethätigt wird, welches die *wirkliche* Lage der Kirche und der Geistlichkeit ist.

Da die durch die Staatsumwälzung von Grund aus vernichtete Ordnung der Kirche nicht einfach wieder neu hergestellt werden konnte, mußte eine vollständige Neuordnung aller kirchlichen Verhältnisse platzgreifen. Als Grundsatz wurde aufgestellt und durchgeführt: genaue Anpassung der kirchlichen an die politische Eintheilung des Landes: Jedes Departement (neben dem Präfekten und Obergericht) ein Bischof (oder Erzbischof), jeder Bezirk ein Pfarrer erster, jeder Kanton ein Pfarrer zweiter Klasse. Der Unterschied in diesen Klassen besteht nur im Gehalt. Nur die Pfarrer sind festangestellt, unabsetzbar. Außerdem Hilfspfarrer (desservants) nach Bedürfniß in Anlehnung an die politische Gemeinde. Der Geldfrage halber waren anfangs vielfach

mehrere Departemente zu einem Sprengel vereinigt, was auch im Concordat festgesetzt war. Allmälig sind die übrigen Bisthümer, zusammen 43, eingerichtet worden, so daß jetzt jedes Departement einen Sprengel bildet, einige wenige Ausnahmen abgerechnet. So erhielt noch unter Napoleon III. 1855 das Departement Mayenne ein eigenes Bisthum in seiner Hauptstadt Laval. Die Abtrennung des Departements Loire (620,000 E.) von dem Erzbisthum Lyon, durch Errichtung eines Bischofsitzes in Saint-Etienne, ist schon oft genug angeregt worden. Lyon (Departement Rhone) würde dann noch immer 820,000 Einwohner zählen. Unter der dritten Republik ist wiederholt in der Kammer beantragt worden, die nachträglich, seit Abschluß des Concordates, errichteten Bischofsitze aufzuheben. Dieses Jahr wurde gefordert, die savoyischen Bisthümer Moutiers en Tarentaise und Saint-Jean de Maurienne aufzuheben, welche übrigens zusammen nur 172 Pfarreien und 137,000 Seelen zählen. Waldeck-Rousseau lehnte ab: der Bischof von Tarentaise habe ein Blatt gegründet, welches die Republik vertheidige. Das Blatt hält sich nämlich streng an die päpstlichen Weisungen, bekämpft wohl Handlungen, aber nicht das Daseinsrecht der Regierung und Republik.

Da der Staat in schlechter geldlicher Lage sich befand, die Rückgabe der schon in dritte, vierte Hand übergegangenen Kirchengüter unmöglich war, wurden nur äußerst sparsame Bezüge ausgeworfen: 15,000 Fr. für die Erzbischöfe, 10,000 für die Bischöfe, 1500 für die Pfarrer erster, 1000 für die zweiter Klasse, 500 für die Hilfspfarrer. Seither wurden die Erzbischöfe auf 20,000, die Bischöfe auf 15,000 gesetzt, aber von der dritten Republik wieder auf den alten Satz zurückgeschraubt. Die Pfarrer welche auf 1800, 1200 und 900 erhöht worden sind, blieben unberührt, weil dies gar schwer von den Bauern und von den kleinen Städten empfunden worden wäre. Die Hilfspfarrer waren übrigens erst unter Napoleon III. von 750 auf 900 Fr. erhöht worden. Neben

ihnen sind die Lehrer auf 1200 erhöht worden, steigen bis 2400, in den Städten bis 4000 (mit Nebenbezügen). Hierin liegt wenigstens das Bekenntniß, daß der Pfarrer mit 900 Fr. nicht auskommen kann. Die fortgesetzte Besserstellung — wozu 1902 wiederum weitere 17 Mill. bewilligt wurden — hat den offenen, selbst von Ministern eingestandenen Zweck, die Lehrer über die Pfarrer zu stellen, diese in den Augen des Volkes herabzudrücken. Dies wird noch dadurch verstärkt, daß der Schullehrer, als Wahltreiber der Regierung, auch bei dieser mehr gilt, mehr vermag, als der Pfarrer. Letzterer gilt nichts als Fürsprecher, selbst da wo er dazu berechtigt wäre. Der Abbé Lemire erzählte in der Kammer, der arme Pfarrer stehe so allein, werde von allen Seiten so bedrängt und bedroht, daß selbst seine eigenen Verwandten ihn verleugnen müssen; Beamte, Angestellte aller Gattung verheimlichen ihre Verwandtschaft mit Geistlichen, bitten diese, dasselbe zu thun, um nicht übel angeschrieben, in ihrer Laufbahn benachtheiligt zu werden. Es gibt 32,799 Hilfspfarrer neben 3434 Pfarrern erster und zweiter Klasse in Frankreich. Nur letztere besitzen alle pfarrlichen Rechte, namentlich dasjenige der festen Anstellung. Daß die Kirche die Hilfspfarrer als kirchlich vollberechtigte Pfarrer ansieht, ist selbstverständlich.

Laut Concordat hat das Staatshaupt, sofern es katholisch, das Recht, die Bischöfe zu ernennen. Ludwig Philipp, welcher die Kirche mit Geringschätzung behandelte, als eine Unmacht ansah, ernannte gute Bischöfe. Die im Amt befindlichen Bischöfe verzeichneten in einer Liste die Priester, die sie der Mitra würdig hielten. Und die Regierung ernannte diejenigen, deren Namen am öftesten auf der Liste genannt waren. Dadurch verschwand der Gallikanismus fast gänzlich aus dem Episkopat wie aus dem Priesterstand. Napoleon III. dagegen suchte ergebene Bischöfe, Stützen seiner Gewalt zu ernennen. Daher ein Wiederaufleben des Gallikanismus, wenn auch nur in beschränktem Umfang.



Die dritte Republik sucht gefügige, machtlose Bischöfe zu haben. Wie bei allen öffentlichen Stellen ist der Einfluß der Abgeordneten und Senatoren sehr beträchtlich auf die Ernennungen; wenigstens suchen diese Tagesmächtigen sich einzumischen, die Ernennung von Bischöfen zu hintertreiben, die ihrem Einfluß, ihrer Wiederwahl hinderlich sein könnten. Es wurde namentlich ein Abgeordneter (Guinot), dann Senator, Maire einer namhaften Stadt, dazu Verwandter Felix Faures, genannt, welcher sehr wesentlich auf die Ernennung mehrerer Bischöfe gewirkt haben soll, von denen einer darauf Erzbischof geworden ist.

Die Ernennung liegt in der Hand des Ministeriums, wird hauptsächlich von der Cultusabtheilung (des Justiz- oder Inner-Ministeriums) vorbereitet, an deren Spitze seit langen Jahren der Direktor Dumay steht. Dieser erklärte ungescheut einem Anfrager: Wir müssen Bischöfe haben, welche der Regierung keine Schwierigkeiten bereiten, besonders nicht in politischer Hinsicht, die Ziele der Regierung fördern, gute, stille Verwalter sind, sich nicht geräuschvoll vordrängen (d. h. keinen Ruf als eifrige Priester, Gelehrte, Redner genießen), sich streng auf ihre kirchlichen Angelegenheiten beschränken, selbstverständlich sich guten Rufes und Wandels erfreuen. Schon mehrfach ist es vorgekommen, daß Rom die Ernannten ablehnte, Einspruch erhob. Gewöhnlich wird jedoch der Nuntius über die Ernennungen im voraus verständigt. Unter solchen Umständen darf man sich nur wundern, und es ist ein gutes Zeugniß für die französische Geistlichkeit, daß die von der Regierung Gekürten durchweg würdige, treue, fromme Männer sind. Freilich, unerschrockene, kampfmuthige Streiter, welche bei jedem Anlaß in die Schranke treten, finden sich wenige, fast keine unter ihnen, die willensstarken Charaktere sind heutzutage ohnedies selten. Die Bischöfe sind aber sämmtlich eifrig auf dem rein kirchlichen Gebiet, werkthätig in jeder Richtung.

Es ist auch kaum anders möglich. Der Einzelne vermag



nicht viel auf die Oeffentlichkeit, besonders im Kampf gegen vielfältige Mächte, wie es heutzutage Regierung, Beamtenheer, Kammern, Presse, geheime Gesellschaften, Parteien sind. Verständigen können sich aber die Bischöfe nicht, denn die Organischen Artikel verbieten ihnen streng, sich zu versammeln. Alle Regierungen haben diese ungerechte Beschränkung mit Nachdruck aufrecht erhalten. Selbst nicht 1870 haben die Bischöfe daran gedacht, angesichts des Sturzes der Regierung und der allgemeinen Zerrüttung, sich als fester Punkt in der Erscheinungen Flucht zu offenbaren. Da Alles aus den Fugen ging, das ganze Volk von Entsetzen erfüllt war, nach Trost und Aufrichtung verlangte, hätte die einzige noch unverletzt dastehende Ordnung, die kirchliche, eingreifen müssen. Eine Versammlung der Bischöfe hätte durch ein gemeinsames Sendschreiben Muth einflößen, die Getreuen sammeln, zur Thätigkeit anspornen können. Selbstverständlich brauchte ein solches Sendschreiben nicht gegen die bestehenden Gewalten gerichtet zu sein; es sollte nur zur Aufrechthaltung der Ordnung, zu vaterländischer Thätigkeit anspornen, beitragen. Durch eine solche That wäre die durch die Organischen Artikel auferlegte Einschränkung ebenso gefallen, wie diejenige, welche den Bischöfen verbietet, ohne Erlaubniß der Regierung ihre Diöcesen zu verlassen. Das Episkopat wäre zu einer Macht geworden, denn es würde einer Regierung schwer gehalten haben, die durchbrochene Schranke nochmal aufzurichten. Gegen den gemeinsamen Einspruch des Episkopates hätten die meisten der seit 1878 ergangenen kirchenfeindlichen Maßnahmen kaum durchgeführt werden können. Die Katholiken hätten Führung, eine Losung, eine Fahne gehabt, um die sie sich sammeln konnten. So aber haben wir erlebt, was keine frühere Regierung gewagt: die dritte Republik hat mehrfach ganz gegen Recht und Staatsgrundlagen nicht nur Pfarrer, sondern auch Bischöfe durch Entziehung ihres Staatsgehaltes, vielmehr Rente, für sehr berechtigte, wenn auch etwas freie Aeußerungen bestraft. So namentlich die



Erzbischöfe von Aix und Lyon, sogar auch mehrfach den Bischof von Annecy, Msgr. Isoard, welcher sich zuerst und ausdrücklich für den Anschluß an die Republik ausgesprochen und mit Verständniß, den päpstlichen Weisungen gemäß, an der Aussöhnung der Kirche und Republik arbeitete. Bei dem mindesten Anlaß oder Vorwand tritt der appel comme d'abus (vor dem Staatsrath) ein, worauf Entziehung der Rente folgt. Ja, würden sofort alle Bischöfe einmüthig eintreten, dann wäre es anders. Aber solches ist bei den dargelegten Zuständen unmöglich. Es kann kein Gemeingeist unter den Bischöfen vorhanden sein, da sie sich nicht persönlich kennen, sich nicht zu berathen, verständigen vermögen.

Der Bischof ernennt alle Pfarrer. Aber die Ernennung der (3500) Pfarrer erster und zweiter Klasse bedarf der Zustimmung der Regierung, welche dadurch ein gewichtiges Mittel der Beeinflussung, Einschüchterung, selbst Beherrschung besitzt. Aber auch die Hilfspfarrer stehen unter ihrem Druck. Sie erzwingt ihre Versetzung, wenn dieselben ihre Berechnungen stören, den Abgeordneten und Beamten unbequem sind, zuviel Ansehen und Einfluß in ihrer Gemeinde besitzen. Des lieben Friedens willen gibt der Bischof schließlich nach, um Schlimmeres zu vermeiden. Er kann eine Versetzung kaum verweigern, da die Hilfspfarrer ihm ganz zur Verfügung stehen, nicht festangestellt sind. Oder die Regierung greift zu ihrem beliebten Mittel, der Einbehaltung der Bezüge. Der Priester N. N. wird nicht eher wieder Gehalt bekommen, bis er auf eine andere Pfarrei versetzt ist, lautet dann der Ukas.

Napoleon I. wird als Wiederhersteller der Kirche in Frankreich gepriesen. Thatsächlich war schon vor dem Concordat der öffentliche Gottesdienst in fast allen Gemeinden Frankreichs durch die zurückgekehrten Priester wieder hergestellt worden. Freilich damit nicht auch alle früheren kirchlichen Einrichtungen. Es herrschte vielfach Unordnung und Mangel. Napoleon I. hatte hauptsächlich den Zweck,



sich in der Kirche ein Werkzeug, eine Stütze seiner Macht und Herrschaft zu schaffen. Deshalb gebrauchte er auch alle Mittel, Ränke und List, selbst Wortbruch, bei den Verhandlungen mit dem Papste, die denn auch mehrere Mal zu mißlingen drohten. Daß er seinen Zweck in hohem Grade erreicht, die seitherigen Regierungen im selben Sinne die Einrichtungen weiter gebildet haben, erhellt sattsam aus Vorstehendem. Nur wenn man diese Verfassung, diese Verhältnisse der Kirche richtig in's Auge faßt, erklären sich die Zustände. Die Kirche vermag höchstens mittelbar auf die öffentlichen Einrichtungen zu wirken, politisch ist sie auf den Gefrierpunkt gedrängt. Jede freimüthige Aeußerung über Gesetze und politische Einrichtungen, so sehr diese die Kirche betreffen und schädigen mögen, wird scharf geahndet, die Kirche hat nur das Recht, den Gehorsam gegen die weltliche Regierung zu lehren — welche ihr als Entgelt vorschreibt, die vier (gallikanischen) Artikel von 1682, sowie die Organischen Artikel in den Priesterseminarien zu lehren. Also eine gegen Verträge und Recht gerichtete Vorschrift.

Von Anbeginn wurde zugestanden, daß die vom Staate, als Entgelt für die durch die Revolution weggenommenen Kirchengüter, den Bischöfen und Pfarrern gezahlten Bezüge sehr ungenügend seien. Es wurde deshalb — in Erwartung der versprochenen Besserstellung — durch staatliche Gesetze Bedacht genommen, der Geistlichkeit wie den Pfarrkirchen weitere Einnahmen zu verschaffen. Der Staat übernahm die Kathedralen, eine Anzahl als Kunstdenkmale werthvolle Kirchen, die Häuser der Bischöfe und Seminare als Eigenthum, mit der Pflicht der Instandhaltung, soweit die Mittel der Kirche, freiwillige Beiträge, nicht reichten. Die Pfarrkirchen und Pfarrhäuser wurden Eigenthum der politischen Gemeinde, welche ebenfalls für deren Erhaltung nur insoweit aufkommt, als die Einkünfte der Pfarrei nicht genügen. Thatsächlich sind die meisten Kirchen u. s. w. seither weit überwiegend, oft ganz vollständig, durch die kirchliche Gemeinde, Samm-



lungen, Schenkungen, erbaut und erhalten worden, bleiben aber trotzdem Eigenthum der politischen Gemeinde.

Um den Pfarrkirchen Einnahmen zu schaffen, wurde die Stuhlmiethe eingeführt. Die Kirchenstühle wurden entweder meistbietend auf das Jahr verpachtet, oder aber es wird bei jedem Gottesdienst ein Stuhlgeld (gewöhnlich 5–15 Centimen) erhoben. Von dem Ertrag wird ein Zehntel an die Diöcesankasse abgeführt, aus welcher der Bischof die Diöcesananstalten unterhält, arme Kirchen unterstützt u. s. w. Das Uebrige dient zu den Ausgaben der Pfarrkirche, Bestreitung der Kosten des Gottesdienstes. Den Pfarrkirchen wurde auch das Monopol des Begräbnißwesens verliehen. Die für Leichenfeiern gezahlten Gebühren dienen, nach Bestreitung der sachlichen Unkosten (für niedere Kirchendiener, Todtengräber ꝛc.) dazu, dem Pfarrer seine Stolgebühren zu zahlen. Die Kirche erhält eine Entschädigung für Kerzen, Bahrtuch u. s. w. Je nach dem dabei verlangten Prunk sind mehrere Klassen, in Paris 8 oder 9, mit verschiedenen Zusätzen für Beerdigungen eingeführt. Dafür müssen Mittellose unentgeltlich begraben werden. In den Landgemeinden sind die Einkünfte der Pfarrkirche (wie der Pfarrer) aus den Beerdigungen sehr bescheiden, betragen oft kein Hundert Franken das Jahr. Der Gemeinderath aber hält sehr auf diese Einnahme, da die Gemeindekasse für den Ausfall der Pfarrkasse aufzukommen hat. Es steht daher gar nicht in der Gewalt des Pfarrers, hierin etwas zu ändern. Die politischen Gemeinden entziehen sich ohnedies so viel als nur möglich jeder Leistung für ihre Pfarrkirchen.

Ebensowenig steht es in der Gewalt des Pfarrers, der kirchlichen Behörde, das allgemein, besonders in den Städten, als ein Uebel empfundene Stuhlgeld aufzuheben. Auf dem Priestertag zu Reims (1896) wurde ausdrücklich festgestellt, diese Aufhebung sei unmöglich, da der Staat das Stuhlgeld vorschreibt, dessen Verrechnung in dem Haushalt der Pfarreien bedingt. Der Pfarrer ist also nicht einmal Herr in seiner



Kirche. Der Fabrikrath, welcher die Ausgaben und Einnahmen der Kirchenfabrik, also den Haushalt der Pfarrei, verwaltet, besteht aus mindestens fünf Mitgliedern. Der Pfarrer, der Maire oder dessen Stellvertreter sind von Rechtswegen Mitglieder; der Präfekt ernennt eines oder zwei, der Pfarrer und Gemeinderath verständigen sich über die Ernennung der übrigen (ein oder zwei). Die politische Gemeinde und die Regierung haben daher ziemlich Gewalt über die Fabrikräthe. Vor zehn Jahren ist die Gebahrung der Pfarreinkünfte durch den Fabrikrath, mittelst eines besonderen Gesetzes, den staatlichen Steuerbeamten unterstellt worden.

In den meisten Landpfarreien hat der Pfarrer vielfach unter, selten viel über 300 Fr. jährlich an Stolgebühren, Meßstipendien inbegriffen. Es kommt auch vor, daß der Pfarrer aus eigener Tasche einen Theil der Ausgaben für den Gottesdienst und die Kirche tragen muß — wenn er anders nicht alles vernachlässigen will —, weil eben zu wenig einkommt. Die Gemeinderäthe aber entziehen sich soviel als möglich jeder Leistung für die Kirche, besonders unter der Republik, um nicht höheren Orts anzustoßen. Früher gewährte fast jede Gemeinde dem Pfarrer einen kleinen Zuschuß, ein bis mehrere Hundert Franken. Jetzt getrauen es die meisten Gemeinden nicht mehr, oder sie thun es nur, wenn der Abgeordnete und Unterpräfekt zufrieden mit dem Pfarrer sind, die Bewilligung gutheißen. Wie man sieht, sind Pfarrgeistlichkeit und Bischof in Frankreich in ihrer geistlichen Thätigkeit auf Schritt und Tritt eingeengt, überwacht, von weltlichen Gesetzen und Behörden abhängig.

All diese Uebelstände treten besonders in den großen Städten hervor. Wie soll z. B. in Paris ein Pfarrer mit den ihm vom Staat gezahlten 900 oder 1200 Fr. auskommen? Die Stadtgemeinde hat die früheren Zuschüsse längst gestrichen; sie soll ihm Wohnung stellen. In Paris fehlt in vielen Pfarreien das Pfarrhaus. Der Gemeinderath



beschafft keines, zieht es vor, die Pfarrer mit 600 Fr. Wohngeld abzufertigen, die beiden ersten Vikare mit je einigen Hundert. Diese beiden Vikare erhalten je 600 Fr. Gehalt von der Stadt, da in Städten über 5000 Seelen die politische Gemeinde für die Vikare aufzukommen hat. Nun sind in den durchweg großen Pfarreien, die 80–90,000 Pfarrkinder zählen, 12 bis 15 Priester nicht zu viel. Und der Pfarrer nebst seinen beiden ersten Vikaren können nicht mit dem leben, was Staat und Stadt ihnen gewährt! Es muß alles durch Stuhlgeld, Sammeln beim Gottesdienst, Geschenke, Gebühren bei Begräbnissen und Hochzeiten aufgebracht werden. Die Pfarrei hat als solche kein Besitzrecht, da ja schon die Hauptgegenstände desselben, Kirche und Pfarrhaus, von Rechtswegen, gleichviel auf welche Weise sie beschafft wurden, der Gemeinde gehören. Vermögen kann die Pfarrei also nicht erwerben, selbst Schenkungen, Stiftungen zu bestimmten Zwecken können nur laut Ermächtigung der Regierung angenommen werden, welche auch stets die Hand darauf hält.

Daß das Stuhlgeld, trotz seines geringen Betrages, die armen Leute aus der Kirche vertreibt, ist leider zu oft der Fall. Der Pfarrer ist, sowohl für die Kirche selbst als für alle guten Zwecke, auf die Wohlhabenden angewiesen, die es ihm entgelten lassen können. Oder aber, der Pfarrer verwächst zu sehr mit den Besitzenden, muß jedenfalls manche Rücksichten auf sie nehmen. Sagte doch einmal ein Bischof: Unsere fünfhundert Pfarreien sind Ballast, verursachen nur Unkosten und Sorgen. Die fünfhundert Schlösser bringen alles auf, um Pfarrkirchen, Pfarrer, Seminare, Schulen, wohlthätige Anstalten zu unterhalten. Der Pfarrer wird im Schloß — es gibt 40,000, nach Anderen noch viel mehr Schlösser in Frankreich — eingeladen, beschenkt. Das Volk glaubt gern, daß er persönliche Vortheile dabei habe, hegt daher Verdacht, was natürlich nicht förderlich sein kann für das kirchliche Leben.



In den Städten ist das Verhältniß der Geistlichkeit zu den Besitzenden wohl noch ausgeprägter, also auch nachtheiliger. Die Geistlichen können dabei, angesichts der großen Zahl der Pfarrkinder, sich nur des kleineren Theiles derselben annehmen. Sie sind so beschäftigt, besonders auch mit dem Religionsunterricht, daß es ihnen unmöglich wird, die Lauen, verlorenen Schäflein, aufzusuchen, zurückzuführen. Es bleibt ihnen fast nur übrig, sich mit denen zu beschäftigen, welche freiwillig kommen. Bei Brautleuten, sowie bei Kranken, Versehgängen ist es ihnen möglich, diesen Lauen näherzutreten, was, außer bei Sterbenden, selten großen Erfolg hat.

Frankreich zählt 36,233 Pfarreien (3434 Pfarreien erster und zweiter Klasse, 32,799 Hilfspfarreien), ebensoviele Pfarrer nebst 12,212 Vikaren. Für 39 Millionen Einwohner, von denen nur 5—600,000 Protestanten und 80,000 Juden abgehen, also eine ausgiebige Zahl. Selbst wenn oft Stellen unbesetzt sein sollten, würde die Seelsorge nicht viel darunter leiden, wenn nämlich die Pfarreien gleichmäßig abgeglichen, eingetheilt wären. Aber die Ungleichheit ist gar zu groß. Es gibt genug Sprengel, wo durchschnittlich unter 500 und selbst weniger als 300 Seelen auf eine Pfarrei kommen. Aber Paris hat für 3'400,000 Seelen nur 142 Pfarreien, Lyon für 1,600,000 nur 674, Cambrai für 1'800,000 blos 666. In der Bretagne kommen vielfach 2000 Seelen und mehr auf eine Pfarrei. Aber fast jeder Pfarrer hat wenigstens einen Vikar, außerdem noch weitere Aushilfe, so daß die Seelsorge sehr ausgiebig ist, das religiöse Leben blüht.

Die Uebelstände sind schlimm in den Städten. Die Diöcese Reims z. B. besitzt 539 Pfarreien für 560,000 Seelen. Aber von diesen kommen 108,000 auf die acht Pfarreien der Bischofsstadt. In Marseille kommen 450,000 Seelen auf 22 Pfarreien, in Lyon 31 auf ebensoviel Seelen. Aehnlich verhält es sich in allen, jetzt so schnell anwachsenden größeren und großen Städten, während die ohnedies kleinen Landpfarreien zurückgehen. In Paris erst übersteigen die Uebel-



stände alle Begriffe. Seit dem Kaiserreich ist keine neue Pfarrei gegründet worden, während die Bevölkerung um ³/₄ Millionen, auf 2'750,000 gestiegen ist, wovon etwa 200,000 an einheimischen und fremden Protestanten, und (50,000) Juden abzurechnen sind. Also 2¹/₂ Mill. Seelen für die vorhandenen 69 Pfarreien, oder ungefähr 36,000 auf jede derselben. Aber diese Pfarreien sind sehr ungleich. In den alten inneren Stadttheilen sind die durchweg ebenfalls alten Kirchen zahlreicher, so daß die Pfarreien unter 20,000 und selbst unter 15,000 Seelen zählen. Notre-Dame hat nur 6000 Seelen, da sein Pfarrbezirk durch Niederreißung ganzer Straßen, um öffentlichen Gebäuden Platz zu machen, entvölkert wurde. Derselbe ist ohnedies, als eine Insel, sehr beschränkt. Dagegen finden sich in den äußeren, neueren, von Arbeitern bewohnten Vierteln Pfarreien wie Notre Dame de Clignancourt mit 102,000 Seelen, Saint-Marguérite mit 96,000, Saint-Ambroise mit 85.000 Seelen.

Warum sind keine neuen Pfarreien gegründet worden? Weil die Stadt, der Gemeinderath und die Regierung einwilligen müssen. Es hängt alles von ihrem guten oder bösen Willen ab. Da der Gemeinderath seither stets kirchenfeindlich gewesen, hat er niemals die Gründung einer Pfarrei gestattet. Und da ein desfallsiger Plan schon beim Gemeinderath scheiterte, hat ein solcher niemals an die Regierung gelangen können. Bei dieser hätte manchmal schon eher die Genehmigung einer neuen Pfarrei erlangt werden können. Die einzige neue Pfarrei, welche im Pariser Sprengel unter der Republik gegründet wurde, ist diejenige der Basilika zu Saint-Denis, welche die Königsgräber beherbergt. Da die Republik das Collegiatstift an dieser Kirche aufhob, wäre letztere außer Gebrauch gekommen, hätte nicht einmal einen Hüter gehabt, um sie gegen Schädigungen zu bewahren. Deshalb wurde die altehrwürdige Basilika zur zweiten Pfarrei der an 60,000 Seelen zählenden Stadt eingerichtet. Die Stadt Saint-Denis besitzt nun zwei Pfarreien, die beide



dem hl. Dionysius gewidmet sind. In den Provinzstädten sind ebenfalls keine neuen Pfarreien errichtet worden, außer etwa einer in Laval. Man will den geistlichen Einfluß von der städtischen Bevölkerung abhalten, um sie sicherer im Fahrwasser der radikalen Republik halten zu können. Auf dem Lande wird schon eher eine neue Pfarrei bewilligt, wenn dadurch die Bauern an die der Regierung genehmen Abgeordneten gefesselt werden können.

Die Pfarrer wie die Bischöfe sind also, durch Ernennung und Gesetz, sehr in der Gewalt der Regierung, werden von dieser auch wirthschaftlich in einer Zwangslage gehalten. Was dies heißt, weiß nur derjenige zu beurtheilen, welcher weiß, wie sehr in Frankreich die Parteiherrschaft ausgebildet ist, wie die Regierung hier mehr Machtmittel und Handhaben besitzt, sie auch geschickter, abgefeimter, rücksichtsloser gebraucht als in irgend einem Lande. Ihre 500,000 Beamten und Lehrer, mit einem noch größeren Heere von allerlei Nutznießern und Wahlhelfern, bilden ein Netz, welches das ganze Volk umschlungen hält und dessen Maschen sich niemand zu entwinden vermag. Dazu ist Frankreich auch das Land der Herrschaft des Geldes, der Besitzerkaste. Da ist es nur als Wunder der göttlichen Gnade, als ein Beweis der innewohnenden Kraft des Priesterthums zu bewundern, daß die Geistlichkeit noch Selbständigkeit behauptet, nicht zu einer schwarzen Polizei herabgesunken, um allen Einfluß auf das Volk gekommen ist, wie die schismatische Geistlichkeit oder, vielfach, auch die Predigerschaft, welche eigentlich nur durch die Hetze gegen die Katholiken noch Einfluß besitzt.

Die Priesterschaft erscheint also wenigstens äußerlich mit den Machthabern — ist es doch ihre Pflicht, Gehorsam gegen die Obrigkeit zu lehren — und den Besitzenden verwachsen. Von letztern sind, besonders in den Städten, die Besitzlosen durch das Stuhlgeld und die hohen Stolgebühren getrennt. Es tritt äußerlich zwischen ihnen bezüglich der Kirche ein Gegensatz, eine Abweichung in die Augen. Vor-



wand genug, um den Verhetzern das Handwerk zu erleichtern. Es nützt wenig, daß die Wohlhabenden auch, unter geistlicher Anregung, große Wohlthätigkeit üben, selbst Freikarten für den Kirchenbesuch ertheilen. Sie haben ihre Absichten dabei, wollen uns zu ihren (politischen) Werkzeugen, Schleppträgern machen, uns ausnützen, heißt es. Und die Leute werden durch die Wohlthaten nur noch mißtrauischer, hartnäckiger. Man hat ihnen, durch Ausnützung der bestehenden Verhältnisse und Mißstände, fest in den Kopf gesetzt, es sei doch alles nur Sache des Geldes, des Eigennutzes. Man glaubt ja stets so gern die Vorwände, mit welchen man die eigene Lauheit zu decken vermeint. So erklärt sich die Abwendung der meisten Arbeiter in den Städten von der Kirche. Werden doch dieselben dabei noch ausgiebig durch Presse, Vereine, Versammlungen, Theater, Vergnügungen, Veranstaltungen jeder Gattung in kirchenfeindlichem Sinne bearbeitet.

Wenn der Priester vielfach auf die Besitzenden angewiesen ist, so darf auch gesagt werden, daß diese überwiegend der Kirche gewonnen sind. Wenigstens ist die Zahl der erklärten, erbitterten Kirchenfeinde in diesen Kreisen verhältnißmäßig gering. Viele halten auch nur des äußeren Anstandes, des Ansehens halber, zur Kirche, finden sich sehr leicht mit den Pflichten — besonders den politischen — ab, glauben ein Uebriges gethan zu haben, wenn sie Beiträge zu guten Zwecken leisten. Es gibt Leute genug, welche am Sonntag dem Gottesdienst anwohnen, aber unterdessen ihre Arbeiter, Ladengehilfen &c. arbeiten lassen. Die herrschenden Begriffe von der persönlichen und der Arbeit-Freiheit bieten die Rechtfertigung: „Niemand darf irgendwie unter irgend einem Vorwand am Arbeiten und Erwerben behindert werden". Dieser Satz ist die Grundlage der gesammten Gesetzgebung über die persönlichen Rechte und Freiheiten. Auch manche Geistlichen glauben, die Sonntagsruhe dürfe — auch schon aus anderen Gründen — nicht durch Gesetz durchgeführt werden. Gewerbetreibende und Kaufleute haben den triftigen

Einwand: wenn ich meine Werkstatt, meinen Laden schließe, hält mein Mitbewerber denselben offen, schädigt mein Geschäft. Dem Erwerb dürfen keine Schranken gesetzt werden. Deßhalb keine gesetzliche Sonntagsruhe, keine Beschränkung der Arbeitszeit. Graf de Mun und einige Wenige ausgenommen, haben Katholiken und Conservative sich meist in diesem Sinne verhalten, in der Kammer gestimmt. Aus diesem Grunde ist katholische Socialpolitik in Frankreich wohl für lange Zeit ausgeschlossen.

Und solange dieses nicht der Fall, kann es keine katholische Partei, keine katholische sondern nur Manchesterpolitik in Frankreich geben. Die socialen Grundsätze des Christenthums wären ein Boden, auf dem sich alle irgendwie Gutgesinnten, alle ordentlichen verständigen Leute, die Arbeiter inbegriffen, zusammenfinden könnten. Aber Niemand will sich auf diesen Boden begeben, die liberalen Vorurtheile sind zu mächtig, die revolutionären Grundsätze haben alles durchfressen, sind überall durchgesickert. Es liegt in diesen Grundsätzen eine Geistesbeschränktheit, eine Engherzigkeit, welche eigentlich gar nicht zu dem Charakter der mehr edel angelegten, gern für alles Gute, Große schwärmenden Franzosen paßt.

So erklären sich manche befremdliche Erscheinungen. Die Abwesenheit eines socialen Programms hat namentlich die christliche Demokratie hervorgerufen, welcher sonst ganz brave, eifrige, werkthätige Katholiken angehören, soweit diese verfehlte Parteibildung noch bestehen mag. Diese Gründung ist zum guten Theil dem sogenannten Amerikanismus zu verdanken, dessen Bannerträger, Erzbischof Ireland, in Frankreich seine Ausbildung genossen und durch seine Bekämpfung des Deutschthums großen Beifall gefunden hatte. Daneben war auch das alte Steckenpferd, die Versöhnung der Kirche mit dem Zeitgeist — hier also in Wirklichkeit mit dem Manchesterthum — hervorgeholt worden. Die Revolution hat Frankreich tief aufgewühlt, durch sie oder doch nach ihrem Rahmen



sind die heutigen Gesetze, Einrichtungen und Zustände geschaffen worden, an denen freilich nicht alles schlimm ist. Die Meisten übersehen, daß das darin vorfindliche Gute viel weniger der Revolution zuzuschreiben, gar nicht mit derselben einstimmt, sondern einfach dem im Volk innewohnenden christlichen Geist zu verdanken ist. Eine Aussöhnung ist da doch überflüssig. Die christliche Demokratie ist hier eine durch Eitelkeit hervorgerufene Verirrung. Dazu kommt noch, daß viele, obwohl treue Katholiken, doch nicht offen Farbe bekennen wollen, aus Furcht, Klerikale, Ultramontane, Jesuiten u. s. w. geschimpft zu werden. Auch jetzt, bei den Wahlen, kämpfen die Katholiken unter dem Deckblatt der Union libérale, der Union nationale u. s. w.

Es würde viel errungen sein für die Stellung und freiere Bewegung der Geistlichkeit, wenn die Pfarreien rechtsfähig wären, Besitz erwerben könnten. Bis jetzt sind alle Regierungen, so verschieden sie unter sich sein mochten, in dem einen Punkte sich völlig gleich geblieben: sie haben alle der Kirche auferlegten Beschränkungen, Fesseln sorgsam aufrecht erhalten, sogar noch verschlimmert. Sie wollen alle die Kirche in der Gewalt haben, — obwohl ihnen anderweitig so vieles sich entwunden, das eigene Dasein, trotz aller Machtmittel, doch stets sehr wackelig ist. Besäßen die Pfarreien Besitzrecht, so würden sie alle schon längst etwas Vermögen besitzen, dadurch selbständiger sein. Die Geistlichkeit vermöchte mehr zu wirken, wäre nicht so in der Hand der Regierung. Das neue Vereinsgesetz gewährt Vereinen, Genossenschaften ein gewisses Besitzrecht, ebenso das 1884er Gesetz über die Fachvereine. Wäre da nicht Anlaß, auch für die Pfarreien Rechtsfähigkeit zu verlangen? Bis jetzt habe ich noch nirgend diesen Gedanken auch nur angedeutet gefunden. In Paris herrscht viel Armuth und schreckliches Elend, trotz der großen Werkthätigkeit. Ist es da nicht himmelschreiend, daß keine Pfarrei etwas erwerben kann, z. B. die Annahme eines Vermächtnisses, welches jedem



Pariser Pfarrer 50,000 Fr. zudachte, nicht gestattet wurde? Das Geld war ausdrücklich zur Wohlthätigkeit bestimmt. Aber dadurch käme es, selbst nur mittelbar, den freien Schulen zu gute, welche die Pfarrer seit Entchristlichung der öffentlichen Schulen gegründet haben, hieß es. Dabei steht die Verwaltung des Pfarrvermögens, wie wir gesehen, unter strenger Aufsicht, Mitverwaltung des Staates! Es ist wirklich eine unerhörte Thatsache, daß seit 1815 viele Fesseln gefallen, diejenigen der Kirche jedoch eher vermehrt, fester geschmiedet worden sind. Nur die Freiheit des Unterrichts ist erkämpft worden, während der Staat dafür die öffentliche Volksschule entchristlicht und unentgeltlich machte, seine Schulausgaben um Hunderttausende steigert, bloß um den Mitbewerb der freien kirchlichen Schulen brachzulegen. Diese Unfreiheit der Kirche inmitten der allgemeinen Zügellosigkeit ist eine der überraschendsten Erscheinungen, die es je gegeben.

Doch ist diese strenge Einschnürung der Kirche, der Weltgeistlichkeit, den Orden zugute gekommen. Diese bedürfen keines Besitzrechtes, da sie ihr Eigenthum auf einzelne Mitglieder oder eine gesetzliche Besitzgesellschaft eintragen lassen können. Sie bedürfen daher auch keiner Genehmigung zur Annahme von Schenkungen, werden in Gebrauch und Verwaltung ihres Vermögens von Niemand gestört oder überwacht. Uebrigens ist diese auf ihrer Nichtanerkennung beruhende Unabhängigkeit auch eine Ursache der verschiedenen gegen die Ordensleute getroffenen Maßnahmen und Gesetze. Ein Glück wenigstens, daß diese ordensfeindlichen Gesetze meist gar nicht oder nur theilweise durchgeführt und aufrecht erhalten werden können.

Paris, Ende März 1902.



XLVI.

Die „Superiorität" des Protestantismus.

(Fortsetzung.)

40. Was die Professoren als „gesicherte Ergebnisse der kritischen Forschung" ihren Zuhörern vortragen, wollen die „wissenschaftlich und frei gerichteten" Prediger in Kirche und Schule mehr oder weniger offen und aufrichtig verkünden.[1])

Von Predigern der preußischen Landeskirche wird erklärt: 1. Wir sind bei unserer Ordination nicht auf den Buchstaben, sondern auf den religiösen Gehalt des Apostolicums verpflichtet worden, und werden es auch, mögen wir nun die neue oder die alte Agende in Anwendung bringen, in Zukunft in diesem Sinne gebrauchen, wie es in der Kirche der Union unser gutes Recht ist.[2]) 2. Aus den Beschlüssen der

---

1) Zum Theil aus Opportunitätsrücksichten, zum Theil aber auch in der aufrichtigen Meinung, daß man das religiöse Empfinden jedes einzelnen Gemeindegliedes gewissenhaft schonen und auf die sogenannten „Schwachen" Rücksicht nehmen müsse, werden wohl mitunter auch freier gerichtete Geistliche zu Esoterikern und behandeln ihre Wissenschaft beinahe wie eine Geheimlehre. „Ja, vergeßt nur nicht die Rücksicht auf die Gemeinden, die leicht kopfscheu gemacht werden können! So hört man immer wieder ausrufen, noch jüngst wieder in den Verhandlungen der Prozesses Weingart". Der Protestant. 1901. S. 402.

2) „Das Wetter des Harnack'schen Freiheitskampfes ist an dem Cultus der meisten evangelischen Landeskirchen, ohne Spuren hinterlassen zu haben, vorübergebraust. Nach wie vor hat das Apostolicum am Taufsteine wie am Confirmationsaltar seine Herrschaft behauptet." Der Protestant. 1901. S. 471.



Generalsynode kann nicht das Recht abgeleitet werden, den zu ordinirenden jungen Geistlichen das Apostolicum als Lehrgesetz auf das Gewissen zu legen, wie der Evangelische Oberkirchenrath in seinem die Bedeutung des Apostolicums betreffenden Erlaß vom Jahre 1892 ausdrücklich anerkannt hat, denn auch das ehrwürdigste Bekenntniß unterliegt der Prüfung am Evangelium.[1])

Es komme vor, klagt Dieffenbach (Schlitz), daß auf Kanzeln und Kathedern die ewige Gottheit Christi, seine übernatürliche Geburt, sein Opfertod, seine Auferstehung und Himmelfahrt geleugnet werde; das sei im höchsten Grade beklagenswerth.[2])

Eine Petition, unterzeichnet von einer großen Anzahl angesehener Persönlichkeiten aus ganz Württemberg, so lesen wir,[3]) wünscht von dem Consistorium eine Aenderung der bestehenden kirchlichen Lehrordnung im liberalen Sinne, insbesondere wird gebeten, „daß, so lange es nicht möglich ist, durch eine neue Bekenntnißformel die Kirche in Uebereinstimmung mit ihrer Wissenschaft zu bringen, Geistliche und Laien bei Taufe und Confirmation von der Ablegung eines eng formulirten Glaubensbekenntnisses befreit und nur an das Bekenntniß zu dem Evangelium Jesu gebunden werden möchten, damit diejenigen unter uns, die sich als evangelische Christen fühlen, aber einzelne in den bisherigen Bekenntnissen ausgesprochene Lehren mit ihrer redlichen

---

1) Der Reichsbote vom 27. März 1895.

2) H. Schultz nennt die Lehre von der übernatürlichen Empfängniß eine rohe Art der Vorstellung. Neue kirchliche Zeitschrift. 1896. S. 985. — In der Versammlung des Kieler protestantischen Lehrervereins am 12. December 1894 erklärte Hauptlehrer Martens: Da weder die Bibel noch der Katechismus das Dogma von der göttlichen Dreieinigkeit ausdrücklich aufstellt, so hat die Schule keine Veranlassung, dasselbe zu lehren. Vgl. Germania vom 23., Kreuzzeitung vom 29. Decbr. 1894.

3) Augsburger Postzeitung vom 20 Mai 1893.



Ueberzeugung nicht vereinigen können, die peinliche Wahl erspart werde, entweder sich vom kirchlichen Leben zurückzuziehen oder ihre wohlerwogene religiöse Ueberzeugung zu verleugnen." 1)

41. Wie aus dieser Petition zu ersehen ist, sind die Bekenntnißschriften den „liberalen" Theologen besonders unbequem. Auf eine oder mehrere derselben haben sich in protestantischen Ländern die Prediger zu verpflichten. So ist z. B. in der evangelisch-lutherischen Landeskirche des Herzogthums Oldenburg nachstehender Ordinationseid vorgeschrieben:

Ich N. N., ernannter Pfarrer (Hilfsprediger oder Assistenzprediger) zu N., schwöre zu Gott einen körperlichen Eid, daß ich das Wort Gottes nach dem Inhalt der hl. Schrift und nach Andeutung der Augsburgischen Confession lauter und rein predigen, die Sakramente nach göttlicher Ordnung, der hl. Schrift und jener Confession gemäß verwalten und in Lehre, Leben und Wandel mich so betragen will, wie es einem christlichen, gottesfürchtigen, ehrliebenden Pfarrer und Seelsorger wohl ansteht, eignet und gebühret. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort. 2)

42. Die Bekenntnißschriften, die Verpflichtung auf dieselben und der Umfang der Verpflichtung finden eine sehr verschiedene Beurtheilung. 3)

Der Glaubensinhalt des Protestantismus, erklärt Wilhelm Kahl, 4) wird nicht durch die Rechtsordnung regulirt, deshalb ist eine zwangsweise erfolgende Durchsetzung der Lehre vermittelst der Garantien des Rechts der evangelischen

---

1) Sollte es einigem guten Willen nicht möglich sein, einen Brauch, wie die jetzige württembergische Taufliturgie, die durch „höchste Entschließung vom 12. Juni 1842" eingeführt ist, abzuschaffen oder abzuändern? Allgem. Zeitung vom 9. Nov. 1894.

2) Kölnische Volkszeitung vom 23. Aug. 1901.

3) Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen. S. 423 ff.

4) Allgemeine Zeitung vom 30. Januar 1897.



Kirche fremd. Doch hat die evangelische Kirche auch schon, freilich nur zu ihrem Nachtheil, Lehrprozesse erlebt, sie hat die Amtsentsetzung von Geistlichen erreicht, die ihr nicht mehr geeignet erschienen für das ministerium verbi, ähnlich wie die altchristliche ἐκκλησία dem die Predigt nicht gestattete, dessen χάρισμα sie mißtraute. Doch die Reformation, die keine Episode darstellt, sondern eine dauernd wirkende Erneuerung im Geiste, kann auch für die Geistlichen keine Bekenntnißgebundenheit fordern. Sind doch die evangelischen Bekenntnisse nicht übereinstimmenden, ja sogar zuweilen entgegengesetzten Inhalts zu einander. Anders die Theologie der Concordienformel, anders die Augustana! Auch besitzen diese Bekenntnisse als Produkte historischer Entwickelung keinen absoluten Inhalt. Schon diese Thatsache schließt die Möglichkeit juristischer Verpflichtung auf ein Bekenntniß aus. Das Concordienbuch kann kein Gesetz sein.

Die Arbeit unserer Theologie, erklärt Professor und Consistorialrath Schultz in Göttingen,[1]) wird niemals anders als in der Ueberzeugung gethan, daß nur der, der den in unserem Bekenntniß ausgedrückten Glauben theilt, geeignet ist, das Amt eines Geistlichen zu führen, daß aber die Lehrschriften unserer Kirche selbstverständlich nicht eine unfehlbare Autorität sein können, sondern etwas, was der wissenschaftlichen Beurtheilung und Fortbildung in der Kritik unterliegt. Dabei ist aber zu beachten, daß seit 150 Jahren doch Ergebnisse gefördert sind, für die früher die Voraussetzungen nicht vorlagen. Die theologische Wissenschaft ist nichts anderes als ein Theil der historischen, philologischen und zum Theil auch philosophischen Wissenschaft. Nun sind aber in den letzten 150 Jahren ganz andere Ergebnisse erzielt, die können wir nicht übersehen, wir mögen wollen oder nicht.

1) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 4. Febr. 1900.

Die Bekenntnißschriften, bemerkt Spitta,[1]) decken längst und bei weitem nicht mehr das Bedürfniß, welches auf ganz andere Bedürfnisse gerichtet ist, und es ist wirklich ein wenig erquickliches Schauspiel, mitansehen zu müssen, wie sich so mancher junge Theologe in allerlei Verlegenheitsauskünften bemüht, um mit der offiziellen Kirchenlehre zurechtzukommen, so gut es eben gehen will, und es geht eben leider manchmal recht schlecht.

Die Reformatoren, wird gesagt,[2]) haben ihre Anschauungen in Bekenntnißschriften niedergelegt, aber es waren nur die Ansichten, zu denen sie sich bekannten, nicht solche, zu denen sie sich zu bekennen Andere zwingen wollten.

Autorität schlechthin, behauptet Hermann Scholz,[3]) ist die Schrift. Das Bekenntniß ist Handreichung für den Glauben, sich in der Schrift zurechtzufinden. Wo aber, wie thatsächlich vielfach der Fall ist, im Bekenntniß selbst und in der Art seiner Abfassung noch falsch intellektuelle Elemente enthalten sind, wo das falsch Lehrhafte im Glaubensbegriff, wo die Formen katholischer Scholastik die Bekenntnißbildung mitbestimmt haben, da ist es keine Autorität, sondern muß fröhlich verworfen werden.

Das Gebot, Theile der Bekenntnisse fröhlich zu verwerfen, ist nicht so leicht zu erfüllen, wenn der Prediger zu befürchten hat, daß gegen ihn bei einem Consistorium, dessen Mitglieder der positiven Richtung angehören, Klage erhoben werde.

Ich nehme in Anspruch, erklärte Weingart,[4]) daß mir als Geistlichen ebenso wie jedem anderen Kirchengliede nicht verboten werde, durch ernste Forschungen in der heil.

---

1) H. Spitta, Mein Recht auf Leben. Leipzig 1900. S. 429. Vgl. Stimmen aus Maria-Laach. 1901. S. 61, 148.

2) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 19. Nov. 1899.

3) Theologische Rundschau 1901. S. 26.

4) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 22. Okt. 1899.



Schrift auf allen Gebieten des kirchlichen Glaubens und Erkennens zu immer größerer Klarheit und Wahrheit hindurchzudringen. Ich erkenne aber an, daß ich nicht berechtigt bin, eine von der öffentlichen Kirchenlehre abweichende subjektive theologische Auffassung an Stelle der grundlegenden Glaubenssätze der öffentlichen Kirchenlehre in meiner lehramtlichen Thätigkeit zum Ausdruck zu bringen, und verspreche hiernach künftig zu handeln.[1])

Da man fürchtete, diese Erklärung möchte dem Consistorium nicht genügen, wurde die Universität für den Osnabrücker Prediger um Unterstützung angerufen. Die theologische Fakultät in Göttingen, hieß es,[2]) hat die Pflicht, jetzt zu reden und für die Freiheit der theologischen Wissenschaft einzutreten. Wenn sie jetzt schweigt, dürfen keine die Wahrheit suchenden jungen Theologen mehr zu der Stadt ziehen, die im Bannkreis des Hannoverschen Consistoriums liegt. Oder soll die Parole gelten: Auf der Universität eine andere Wahrheit als nachher im Amte?[3])

Unseres Wissens hat die Fakultät geschwiegen!

Die Amtsentsetzung Weingart's durch das Consistorium erfuhr von liberaler Seite heftigen Tadel.

---

1) Wissenschaft mit irgendwie vorgeschriebenen Resultaten, das weiß auch Agricola, schreibt P. Jäger, ist keine Wissenschaft. Und wer ist die „Kirche", die dem akademischen Lehrer die wissenschaftliche Erziehung der künftigen Geistlichen übertragen oder entziehen soll? Die Gemeinschaft der Gläubigen? So lange ein theologischer Universitätsprofessor aufrichtig evangelischer Christ sein will, ist er doch wohl auch Glied der Kirche, so gut wie irgend ein Synodal- oder Consistorialrath. Theologische Rundschau. 1900. S. 111.

2) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 30. Nov. 1899.

3) In der protestantischen Kirche, spricht Pfarrer Steiger (Basel), hat der Bekenntnißzwang zweierlei Theologie zur Folge, eine für die Studierstube und eine für die Kanzel. Chronik der christlichen Welt. 1901. S. 449.



Die Bekenner des evangelischen Glaubens, wurde geklagt,[1] haben kein anerkanntes Oberhaupt; sie haben nicht die Möglichkeit, aus eigener Kraft sich Behörden zu schaffen, die als befugte Vertreter ihrer Kirche gelten können. Das Landesconsistorium für Hannover ist das oberste Kirchenregiment für diese Provinz; aber seine Einsetzung beruht auf einem Staatsgesetz, und seine Zusammensetzung beruht auf Entschließungen des landesherrlichen Regimentes. Ein neues Staatsgesetz kann das Consistorium in Hannover aufheben oder gänzlich umgestalten; auf dem Wege der Ernennung neuer Mitglieder kann dem Consistorium eine Zusammensetzung gegeben werden, in der seine Mitglieder in ihrer Mehrheit völlig andere Ansichten haben als gegenwärtig. Wo bleibt dann sein Anspruch, die Aussprüche, die es heute gegen Irrlehren fällt, noch anerkannt zu sehen? Die Macht des Consistoriums zu Hannover endet an den Grenzen der Provinz. Für Schleswig-Holstein besteht ein anderes Consistorium als oberstes Kirchenregiment, für Hessen-Nassau wiederum ein anderes. Für die übrigen preußischen Provinzen besteht der Oberkirchenrath. Alle diese Behörden stehen in keinem Zusammenhange mit einander, haben keine Gelegenheit, Meinungen auszutauschen, Meinungsverschiedenheiten auszugleichen. Woher nimmt jede einzelne von ihnen das Recht, eine Entscheidung darüber zu fällen, was Irrlehre ist und was nicht? Und endlich gibt es doch auch außerhalb Preußens und außerhalb des Deutschen Reiches noch protestantische Christen und christliche Behörden.

Um die unbequemen „Ketzergerichte“ aus der Welt zu schaffen, wird die Schaffung eines neuen Bekenntnisses oder die Aenderung des „zu Recht bestehenden“ verlangt.

Die Nothwendigkeit eines Bekenntnisses, lesen wir,[2]) erkennt Sulze an; aber die Gemeinde soll es sich erst

1) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 19. Nov. 1899.

2) Kreuzzeitung vom 1. Juni 1893.



schaffen. Wann es fertig wird, sagt er nicht, verbürgt aber doch die endliche Erreichung des Zieles. Jeder Gemeinde überlassen, ihr besonderes Bekenntniß hervorzubringen, heißt die Kirche auflösen.

Das kirchliche Bekenntniß, spricht Ad. Harnack,[1]) kann freilich nicht je nach dem Verlangen der verschiedenen Stufen christlicher Erkenntniß geändert werden. Darauf kommt es auch nicht an, sondern darauf kommt es an, daß kein Zweifel gelassen wird, daß die Kirche von einzelnen Mitgliedern nicht die Zustimmung zu einem dogmatischen Satze, sondern das Bekenntniß zu Christus als dem Herrn verlangt.

Bekenntnißchristenthum, versichert Pfarrer Steiger,[2]) ist religiöser Materialismus, welcher meint, daß nur massive Stützen, wie Wunder, leibliche Auferstehung 2c. dienlich seien.

43. Von den sogenannten positiven Theologen werden derartige Aeußerungen nicht gebilligt.

Die evangelische Freiheit, welche durch die Reformation erkämpft ist, wird geklagt,[3]) scheint immer mehr in eine gegen das Evangelium gerichtete Freiheit sich umzuwandeln. Die protestantischen Kirchen bergen Elemente in ihrem Schooße, die nach der Freiheit trachten, das Evangelium hinauszudrängen aus der Gemeinschaft, die doch auf dem Grunde des Evangeliums errichtet ist.[4])

Auf „der evangelisch-lutherischen Conferenz innerhalb der preußischen Landeskirche“ in Berlin erklärte Pastor Wolff (Friedersdorff) am 28. August 1901:[5]) „Luther war

1) Die Grenzboten. 1901. 3, 498.

2) Vgl. Chronik der christlichen Welt. 1901. S. 449 f.

3) Vgl. Kreuzzeitung vom 3. Januar 1895.

4) Man pocht immer auf das „Evangelium“, ohne anzugeben, was man darunter versteht. Eine große, wenn nicht die größte Zahl der Protestanten sieht in der Glaubens- und Gewissensfreiheit nichts anderes als die Freiheit, nach Belieben zu glauben oder auch nicht. Kölnische Volkszeitung vom 6. Oktober 1901.

5) Vgl. Chronik der christlichen Welt. 1901. S. 434.



überzeugt, die Wahrheit zu haben. Wie kann die Kirche existiren ohne die Ueberzeugung, die Wahrheit zu haben? Für die moderne Theologie gibt es keine Wahrheit. Alle Dinge sind im Fluß. Wenn die Wahrheit gefunden wird, so ist das nach ihr ein Abfall von der Wissenschaft. Alle Formen und alle Vorstellungen, natürlich auch die reformatorischen und urchristlichen [1]) einschließlich der über Jesu Person gehegten sind menschlich geworden. Wie kann da von Glaube die Rede sein? Denn der Glaube ist eine gewisse Zuversicht und keine Möglichkeit. Trotzig hat sich Luther, der einzige Mann einer ganzen Welt entgegengestellt: sein Gewissen war gefangen in Gottes Wort. [2]) Der modernen Theologie ist die Bibel nicht mehr Autorität. Nicht Gottes Wort soll gelten, sondern Menschenwort, die Autorität der einzelnen Lehrer wird aufgerichtet. An die Stelle der Bibel ist bekanntlich jetzt Harnack's ‚Wesen des Christenthums' getreten, das canonische Buch der Ritschl'schen Partei. Mit dieser Beugung unter menschliche Lehrer fällt diese Theologie wieder in die Scholastik zurück. Auch darin erinnert sie an die Scholastik, daß sie ihre Methode von auswärts nimmt. Die Scholastik nahm ihre Methode von Aristoteles; Luther bekämpfte Aristoteles: Die Theologie müsse ihre eigene Methode haben. [3]) Die Ritschl'sche Schule

1) Wie immer das Urchristenthum beschaffen gewesen sein mag, sagte Newman, es war kein Protestantismus. Der Katholik. 1900. 1, 461.

2) Dieser Satz wäre wahr, wenn er durch beständige Wiederholung wahr gemacht werden könnte. Vgl. Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation. Schaffhausen 1846. 1, 178 ff.

3) Wir möchten nicht annehmen, daß Wolff auch nur eine einzige Schrift eines Scholastikers gelesen habe; in welcher Weise Luther den Aristoteles bekämpfte, wird er einem gebildeten Manne kaum mittheilen wollen. — Theodor Beza, der nach Calvin's Tode den maßgebenden Einfluß hatte, lehnte es 1570 ab, dem in Frankreich bedrängten Peter Ramus den Zugang zur Genfer Akademie zu öffnen, weil Ramus den Aristoteles bekämpfte. Literarisches Centralblatt. 1901 S. 1527.

geht aus von Kant, die Jungen von Hegel. Die moderne Schule pocht auf die Kritik. Wir fürchten uns nicht vor der Kritik. Die 95 Thesen bedeuten die schärfste Kritik an dem Bestehenden.[1]) Im Vergleich damit bedeutet die moderne Kritik nichts, Kritik ist also echt evangelisch. Aber es kommt darauf an, was kritisirt wird und womit kritisirt wird. Die moderne Theologie kritisirt das Wort Gottes. Wer eine Verständigung noch für möglich hält, der lese das Vorwort der fünften Auflage von Harnack's Buch. Wenn man eine Holtzmann'sche Kritik gelesen hat, so hat man den Eindruck: mehr Schimpfwörter gibt's doch eigentlich nicht. Zahn in Erlangen nennt er den Erlanger σωτήρ; das streift an Blasphemie! Rade verweist es Kähler und Haußleiter, daß sie an einer Pastoralconferenz theilgenommen haben, die gegen Harnack's Evangelium ohne Jesus protestirte: das sei nicht fein. Was würden Luther und die Reformatoren zu einem Evangelium ohne Jesus gesagt haben?“ [2])

Die Welt, schreibt die Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung,[3]) ist gegenwärtig so voll von Harnack's Wesen des Christenthums, im kirchlichen Lager ist die Entrüstung darüber so groß und allgemein, daß man für andere Kundgebungen des gleichen grundstürzenden Geistes fast kein Auge mehr hat. Und doch steht Harnack keineswegs allein, und nicht etwa nur unbedeutende, sondern begabte und mit glänzender Rede wohlvertraute Männer stehen ihm zur Seite.[4]) Und es sind gleichfalls Theologen, Männer mit

---

1) Der Wortlaut der 95 Thesen dürfte kaum zehn deutschen Protestanten bekannt sein; daß Wolff zu diesen zehn gehört, möchten wir nicht behaupten.

2) Harnack ist einfach etwas weiter gegangen als Luther; hiezu ist er wohl eben so berechtigt, wie dieser es war.

3) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 20. September 1901.

4) Ein großer Theil der theologischen Professoren, statt den Studirenden die Rüstung für Glaubenszeugen zu geben, klagt

der Heranbildung der Diener der Kirche beauftragt, die mit vollen Posaunen verkündigen, daß Jesus Christus nicht unser Herr und Gott sei, wie die gesammte Kirche auf Erden seit den Tagen der Apostel geglaubt hat,[1]) daß das Christenthum nicht auf einer übernatürlichen Offenbarung aus jener Welt, die kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, beruhe, daß wir im Irrthum sind, zu den Füßen der Apostel zu sitzen und sie als Führer zum ewigen Leben zu gebrauchen.

44. Harnack und Wolff gehören nicht, wie man meinen möchte, zwei verschiedenen Religionen, sondern einer und derselben Landeskirche an!

45. Indessen ist es auch mit der Bekenntnißtreue so mancher confessionellen, orthodoxen Theologen nicht am besten bestellt.

Die ganze „Glaubens- und Bekenntnißtreue" der Orthodoxie, wird behauptet,[2]) ist nichts als „Sand in die Augen". Die Herren seien der negativen Strömung selber schon halb verfallen und haben daher keine moralische Berechtigung, über die zu Gericht zu sitzen, welche etwas weiter gehen als sie selbst.

Gensichen, findet geradezu seine Aufgabe darin, nach dem geflügelten Worte aus Gießen (G. Krüger) die „Seelen zu gefährden" und den Studenten „Gift" einzuflößen, oder erzielt ohne, vielleicht wider seinen Willen das Resultat, die Schüler an dem Glauben der Väter irre zu machen. Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 22. September 1901.

1) Jesus, erklärt H. Ziegler, Oberpfarrer in Liegnitz, ist nicht etwa der göttliche Mittler zwischen Gott und denen, welche er zu seinen Kindern berufen wollte. Er ist auch nicht eine zweite Person der Gottheit, welche durch das Opfer eines irdischen Lebens, Wirkens, Leidens und Sterbens die erste Person der Gottheit mit uns versöhnt hat, sondern Gott war in ihm und versöhnte uns mit sich selber. Die Grenzboten. 1901. 3, 557 f.

2) Kölnische Volkszeitung vom 22. Oktober 1899.

Nicht nur der volle Inhalt der Confessio Augustana und der Articuli Smalcaldici, wird gesagt,[1]) wird von keinem angesehenen lutherisch-„orthodoxen“ Theologen mehr unterschrieben, auch das Apostolicum ist durchlöchert. Wer selber aber nicht mehr bis zum letzten Buchstaben „rechtgläubig“ ist, darf diese Rechtgläubigkeit auch nicht von Anderen verlangen. Die sogen. Orthodoxen suchen sich nun damit auszureden, daß sie behaupten, sie verstießen nur in „Nebensachen“ gegen das lutherische Bekenntniß. Wir können es demnach nur als höchst willkürlich bezeichnen, wenn man nach subjektivem Ermessen die Glaubenswahrheiten, denen man nicht zustimmt, als „nebensächlich“ bezeichnet. Sind die lutherischen Bekenntnißschriften noch heute maßgebend, so müßten so gut wie alle protestantischen Prediger im Deutschen Reiche abgesetzt werden, sind sie es nicht, so ist es unverständlich, daß man nur einzelne dissentirende herausgreift und die übrigen laufen läßt.[2])

46. Von dem Inhalt der meisten lutherischen Bekenntnißschriften, der Apologie, der Schmalkaldischen Artikel, des Großen Katechismus Luther's, der Concordienformel hat die Masse des protestantischen Volkes, haben selbst die Gebildeten nur eine sehr mangelhafte Kenntniß. Nur die Kenntniß des kleinen lutherischen Katechismus, und zwar zumeist nicht in seiner ursprünglichen, sondern in mehr oder weniger geänderter Gestalt wird der Jugend in der Schule zu vermitteln gesucht — und zwar nicht immer und überall mit dem gewünschten Erfolg.

Man zerbricht sich den Kopf darüber, bemerkt Pfarrer Bauer,[3]) weshalb Luther so unpopulär unter uns geworden ist. Weil jedes Wort seines Katechismus ... vom Schulekel trieft. Unsere Synoden erschöpfen sich in Vorschlägen, wie dem Volke die Religion zu erhalten sei. Zu

1) Kölnische Volkszeitung vom 31. December 1899.

2) Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen. S. 425 ff.

3) Vgl. Frankfurter Zeitung vom 31. August 1900.



erhalten ist da nichts mehr; aber wer sie wieder in's Volk bringen will, der befreie sie einmal vom Schulzwang.

47. Nur sehr wenige Lutheraner dürften im Stande sein, die Zahl und die Namen der reformirten Bekenntnißschriften anzugeben.

48. Ist's nicht geradezu ein Jammer, wird geklagt,[1]) daß eine Zeit wie die unserige, die so viel von allgemeiner Bildung redet, unter derselben nicht mitbegreift auch nur die wesentlichste Bekanntschaft mit der biblischen und Kirchengeschichte, mit den hauptsächlichsten Errungenschaften der alttestamentlichen Kritik und der Evangelienforschung? Sonst bekreuzt man sich bei der Halbbildung, auf religiösem Gebiete aber begnügt man sich mit einer Zwölftelbildung. In denselben Kreisen, welche uns über die Achsel ansehen, wenn wir in Goethe's „Wahlverwandtschaften" nicht heimisch, in den Romanen Zola's nicht belesen oder mit der Dramatik Gerhart Hauptmann's nicht ganz vertraut sind, wird es als kein Bildungsmangel empfunden, ja nicht einmal bemerkt, wenn man in allem, was sich auf Bibelkunde oder dogmengeschichtliche Entwickelung, auf geistliche Poesie, auf kirchliches Vereinswesen und dergl. bezieht, weniger als jedes Schulkind Bescheid weiß.[2])

Im Interesse des Protestantismus dürfte in diesem Punkte eine Aenderung nicht zu wünschen sein. „Es klingt parador, ist aber eine jedem tiefer Blickenden sich aufdringende Wahrheit, bemerkt Döllinger,[3]) daß die allgemeine kirchliche Indifferenz der Gebildeten gegenwärtig die sicherste Schutzwehr des protestantischen Kirchenbestandes ist."

Diese Ansicht wird sich als so ziemlich richtig erweisen, wenn wir die Sache etwas genauer betrachten.

1) Der Protestant. 1901. S. 469.

2) Nietzsche, Ibsen, Hauptmann und Sudermann sind die Propheten der Zeit; das Kirchliche ist der liberal-protestantischen Menge vollständig „Hekuba" geworden. Kölnische Volkszeitung vom 31. December 1899.

3) Döllinger, a. a. O. S. 469.



49. Der bayerische, württembergische, sächsische, mecklenburgische, schwedische, dänische Protestant ist lutherisch, der in der Schweiz, in Frankreich und Schottland geborene ist reformirt, der in der Rheinpfalz und in Preußen erzogene ist unirt, lediglich deshalb, weil in dem Lande, in welchem er das Licht der Welt erblickt hat, die weltliche Obrigkeit das lutherische oder reformirte Bekenntniß oder die Union eingeführt hat.[1]) Hat der junge Lutheraner das vorgeschriebene Alter erreicht, so empfängt er in der Schule Unterricht in der Religion und Geschichte nach Lehrbüchern, die von der weltlichen Behörde genehmigt sind. Davon wird er kaum etwas erfahren, daß das württembergische Lutherthum von dem bayerischen, und daß das mecklenburgische von beiden verschieden ist.[2]) Ob das wahr ist, was ihm mündlich oder schriftlich mitgetheilt wird, vermag er nicht zu untersuchen. Die Agende und das Gesangbuch, die in der Kirche gebraucht werden, sind von der Obrigkeit vorgeschrieben. Kann hier von freier Forschung, von Glaubensfreiheit wirklich mit Recht gesprochen werden?[3])

---

1) Vgl. Studien über Katholicismus, Protestantismus rc. S. 431 f.

2) Le Protestantisme est helvétique, germanique ou américain, luthérien, calviniste ou presbytérien; le Schisme, anglican, moscovite ou phanariote: l'un et l'autre sont d'un temps, d'un pays ou d'un homme et, par conséquent, circonscrits dans leur expansion; le Catholicisme, au contraire, indépendant de tout accident terrestre, est l'Assemblée originelle et universelle des âmes; en possession de la vérité totale, il répond à toutes les aspirations de la nature humaine, réveille, quelque soient les temps et les lieux, les mêmes sentiments au fond de tous les coeurs, et par cette communauté morale rapproche l'universalité des hommes dans les étreintes d'un fraternel amour. Léon Roland, La Terre sainte. Paris 1899. p. 288.

3) Die Könige von Dänemark und Schweden müssen lutherisch bleiben, wenn sie die Krone nicht verlieren wollen. Der König von England muß bei seinem Krönungseide seine katholischen Unterthanen beleidigen, von denen er geliebt werden will. Cfr. Le Protestantisme vu de Genève en 1886. Paris 1886. p. 47 s.

Wie viele Protestanten mag es wohl geben, die von sich sagen können, daß sie die sämmtlichen Schriften Luther's, Melanchthon's, Zwingli's, Calvin's gelesen haben?[1]) Von allen aber werden diese für Reformatoren gehalten, aus keinem andern Grund, als weil sie es von ihren Lehrern so gelernt haben. Nicht auf eigener Forschung, sondern lediglich auf der Aussage ihrer Lehrer, also auf der vielgeschmähten Tradition ruht ihre Verehrung der Reformatoren. Es regt sich bei ihnen vielleicht niemals der Zweifel, ob diese in Wahrheit der Verehrung würdig sind, ob die Behauptungen, die sie ausgesprochen haben, wirklich Glauben verdienen.

50. Schenken wir ihnen für ein paar Minuten unsere Aufmerksamkeit.

Erscheinungen wie Knox, lesen wir,[2]) sind unserem modernen, duldsamen Empfinden befremdlich; er war der harte Sohn einer harten Zeit, der in den Ketten der Galeere, in der Verbannung und Gefahr nicht ein Titelchen seiner Ueberzeugung geopfert hatte, aber auch, wo er das Heft in Händen hielt, sich als zorniger Eiferer gegen Andersdenkende erwies.

Der urwüchsige Landsknechtprediger Zwingli in Zürich, der dem Worte Gottes auch das Schwert nicht versagte, hat bei Kappel ein Ende mit Schrecken genommen.[3])

Ganz anders als hier Zwingli werden Melanchthon und Luther von deutschen Protestanten behandelt. Rm.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Die Opera Calvini füllen im Corpus Reformatorum 59 Quartbände; der erste erschien im J. 1863, der letzte im J. 1901. Vgl. Allgemeine Zeitung vom 16. Januar 1901. — Vgl.: Wird Deutschland wieder katholisch werden? S. 123 ff.

2) Kölnische Zeitung vom 10. September 1899.

3) Die Grenzboten 1899. 4, 539.

XLVII.

Aristoteles bei den Syrern.

Allgemein bekannt ist die offenbar providentielle Thatsache, daß der Islam und das Judenthum um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts, wohl unbewußt und gegen ihren Willen, ihre besten Geisteskräfte dem Christenthum dienstbar machen mußten. Zu jener Zeit nämlich ward durch die Arbeit gelehrter Araber und Juden die aristotelische Philosophie in ihrem Hauptkern dem christlichen Abendland übermittelt, und keine Philosophie eignete sich wie diese zu der gerade damals dringlich gewordenen Aufgabe der Scholastik, den vorliegenden Glaubens- und Wissensschatz in ein festgegliedertes, logisch durchsichtiges und organisch aufgebautes System zu bringen. Weniger Beachtung als diese Thatsache findet gewöhnlich der Umstand, daß die Araber selbst ihre Kenntniß des Aristoteles nicht unmittelbar aus griechischen Quellen geschöpft, sondern durch christliche Syrer, vornehmlich Aerzte, erhalten haben. Frägt man namentlich nach *einzelnen* Werken, nach *einzelnen* Auktoren, mit einem Wort: nach der concreten *Geschichte* des Aristoteles bei den Syrern, dann versagen die bisher publicirten philosophen- und philosophie-geschichtlichen Arbeiten fast gänzlich. Zwar wurde seit der Mitte des eben verflossenen Jahrhunderts durch Handschriftenkataloge, z. B.

den des Britischen Museums[1]) und den der Bibliothèque Nationale,[2]) dann durch die Drucklegung der arabischen Werke des Ibn-al-Nadim (Kitāb al-Fihrist. Mit Anmerkungen herausgeg. von G. Flügel. Besorgt von J. Rödinger und A. Müller. Leipzig 1871 f.) und des Ibn Abī Usaibia (herausgeg. von A. Müller, Kairo-Königsberg 1884), endlich durch die Gesammtdarstellungen der arabischen (von Steinschneider) und der syrischen Literatur (durch Bickell, Wright und Duval) und einige Monographien das Rohmaterial zu einer derartigen Geschichte in nicht unbeträchtlichem Maße beigebracht; Renau hatte auch schon in seinem kleinen Werke „De philosophia peripatetica apud Syros" Paris 1852 in großen Zügen die Grundlinien der Literaturgeschichte des syrischen Aristotelismus skizzirt; auch Texte sind schon veröffentlicht, allerdings in verschwindender Anzahl, wenn man an die Summe der in den Bibliotheken liegenden Handschriften denkt, aber die Bearbeitung und zusammenfassende Publikation aller hierher gehörigen Texte war von niemanden noch unternommen worden. Und doch verdiente die, wenn auch in sich bescheidene, gelehrte Arbeit der Syrer volle Beachtung, nicht nur wegen der schon angedeuteten allgemeinhistorischen Bedeutung, die ihr zukommt, sondern mehr noch wegen ihres Werthes für das Verständniß und die Textkritik der aristotelischen Werke und ihrer arabischen Commentatoren. Die Araber, von denen die Scholastiker ihren Aristoteles großentheils erhalten haben, müssen an der Hand ihrer syrischen Quellen geprüft werden, wo immer man nachweisen kann, daß ihnen solche vorgelegen haben: sonst wird man weder in hermeneutisch-exegetischer, noch in textkritischer

1) Catalogue of the syriac manuscripts in the British Museum herausgegeben von Wright, London 1870—72.

2) Manucripts orientaux. Catalogue des manuscripts syriaques et sabéens de la bibliothèpue nationale; herausg. von Zotenberg, Paris 1872.

Hinsicht zu gesicherten Resultaten gelangen können. Gerade dieser Umstand mußte bei dem hohen Interesse, dessen die Aristotelesforschung in weiten Kreisen sich zu erfreuen hat, endlich einmal zur Inangriffnahme der allerdings großen und schwierigen Aufgabe führen, alles zu sammeln, zu sichten und unter Anwendung der heute giltigen philologischen Principien und Gesetze zu ediren, was uns noch von syrischen, Aristoteles und seine Werke behandelnden Schriften erhalten ist.

Mit freudiger Genugthuung begrüßen wir es, daß ein katholischer Gelehrter, H. Dr. Anton Baumstark, diese Aufgabe übernommen hat. Bereits liegt der erste Band seines einstweilen auf fünf bis sechs Bände berechneten Werkes[1]) vor, die Frucht langjähriger, mühsamer Arbeit. Er behandelt verhältnißmäßig Weniges: die spärlichen biographischen Notizen über Aristoteles und die Isagoge des Porphyrius, welche bei den Syrern und Arabern fast allgemein als ein Werk des Aristoteles galt und aus diesem Grunde nothwendig mitbehandelt werden mußte. Die syrischen Aristotelesübersetzungen und das große logische Hauptwerk des Sergius von Rišain glaubt der Verfasser vorläufig aus praktischen Gründen beiseite lassen zu müssen. Die zeitliche Beschränkung, welche der Verfasser sich auflegt — er behandelt nur den Zeitraum vom 5.—8. Jahrhundert n. Chr. — hat ihren Grund darin, daß vom 9. Jahrhundert an die Sprache der syrisch-christlichen Aristoteliker regelmäßig die arabische ist und sie selbst aus Lehrern zu Schülern der Araber werden. Für die folgenden Bände sind demnach nur vorgesehen: für den zweiten, dritten und vierten die syrischen Erklärungsschriften zu je einer der drei ersten Schriften des Organons und für den fünften die Physik, Metaphysik und Psychologie des Aristoteles, bezw. die

1) Aristoteles bei den Syrern vom 5.—8. Jahrhundert. Syrische Texte, herausgegeben, übersetzt und untersucht von Dr. A. Baumstark. Leipzig, B. G. Teubner.



dazu gehörenden Schriften der Syrer aus den angegebenen Jahrhunderten (Vorrede S. XIII).

Wenden wir uns dem ersten, bereits erschienenen Band zu: er ist mit so großer, wirklich sachmännischer Gelehrsamkeit und Gediegenheit ausgearbeitet, daß er die allgemeine Achtung für sich in Anspruch zu nehmen vollberechtigt ist: Schritt für Schritt dem Verfasser auf den vielverschlungenen Wegen seiner Untersuchung nachzufolgen oder auch nur alle Resultate seiner Forschung namhaft zu machen, ist hier nicht der Ort. Nur in großen Umrissen versuche ich das Bild wiederzugeben, welches nach diesem Bande die Aristotelesüberlieferung bei den Syrern uns bietet.

Der erste Theil ist, wie die Natur der Sache es forderte, den „syrisch-arabischen" Biographien des Aristoteles gewidmet. Mit Recht hat Dr. Baumstark diesen Titel gewählt; denn das eigentlich syrische Material mußte, da es überaus beschränkt war, durch arabische, aber wenigstens in der Regel ursprünglich aus dem Syrischen geflossene Nachrichten über Leben und Werke des Stagiriten ergänzt werden, damit man ein einigermaßen getreues Bild dessen erhielt, was die Syrer von ihrem großen „Philosophen" Aristoteles wußten. Das Meiste der älteren syrischen Literatur ist uns ja verloren gegangen; „die gewaltigen Erschütterungen, die der Vorderorient durch die türkischen und die mongolischen Invasionen erhielt, und noch mehr das verhängnißvolle Absterben literarischer Bildung und Produktivität, das wir seit Beginn des 14. Jahrhunderts bei der syrischen Nation beobachten, haben, wie Baumstark sich ausdrückt, in die Bestände der älteren syrischen Literatur furchtbar Bresche gelegt." Was ist es also, das wir an syrisch-arabischen Quellen über Aristoteles besitzen?

Der Verfasser bringt alles unter drei Kategorien: 1) Schriften, Texte und Ueberlieferungen, welche sich mit verhältnißmäßig großer Bestimmtheit auf Ptolemäus



Chennos[1]) als ihre erste griechische Quelle zurückführen lassen oder doch mit ihm in Verbindung stehen; 2) Texte und Nachrichten, welche sich an ein von Ishaq ibn Hunain benütztes syrisches γένος[2]), bezw. dessen uns nicht bekanntes griechisches Original anschließen, und 3) Nachrichten, welche deutlich als dritte Quelle der orientalischen Aristoteleskenntniß aus dem Kitāb sirat alhukamā des Abu Bakr Muhammad ibn Zakarijā al Razi († 923 oder 932) erkenntlich, nur sehr wahrscheinlich, mittelbar [durch andere arabische Uebersetzungen] oder unmittelbar auf syrische und schließlich auch griechische Quellen (neuplatonische? so wird meistens angenommen) zurückgehen. Bei den zwei ersten Kategorien gelingt es dem Verfasser, unter Anwendung ungewöhnlichen Scharfsinnes förmliche Stemmata oder Stammbäume der Textüberlieferung herauszuconstruiren; in der letzten dagegen muß er sich im Großen und Ganzen, was Schicksal und Ursprung der anonymen Biographie betrifft, mit einem zurückhaltenden non liquet begnügen. Auch hier folgt der literaturgeschichtlichen Untersuchung die Uebersetzung des (arabischen) Haupttextes, wie er bei al-Mubaššir sich findet. Bei den zwei vorhergehenden Abschnitten sind die Uebersetzungen der einzelnen Notizen in übersichtlicher Weise in mehreren Spalten nebeneinandergestellt, die syrischen Texte dagegen, soweit solche vorliegen, in schöner, syrischer Schrift in den Anhang verwiesen.

Aus dem reichen sachlichen Inhalt wäre manches Interessante namhaft zu machen, namentlich interessirt die Art und Weise, wie die von Ptolemäus Chennos mehr unbeeinflußten oder ganz unabhängigen Nachrichten den gefeierten

1) Verfasser der von Photius biblioth. cod. 220 excerpirten καινὴ ἱστορία, der unter Nero und den Flaviern blühte.

2) = kurzer Lebensabriß, wie er den Werken der griech. Philosophen häufig sich vorgesetzt findet; diese γένη wurden mit den philosophischen Werken ins Syrische übersetzt.

Lehrer Alexanders des Großen, des im ganzen Orient be- bekannten Eroberers, mit echt orientalischem Gepräge umgeben und statt der trockenen, historischen Thatsachen, mehr Anekdoten über ihn zu erzählen wissen. Eine solche ist die bei Hunain ibn Ishāq († 873), dem größten und einflußreichsten aller syrischen Gelehrten des Mittelalters, sich findende[1]) und auch bei Ibn Abi Usaibiaʿ in seine Geschichte des Aristoteles aufgenommene Anekdote, nach welcher der jugendliche Aristoteles bei einer großartigen Schulfeier in der höfischen Prinzenschule statt des seinen Lehrer Plato gewaltig blamirenden Alexander in die Schranken tritt und durch seinen Vortrag von allen Seiten Ehre und Bewunderung erntet. Sehr häufig kehrt auch die Legende wieder, nach welcher Plato seinen Schüler Aristoteles schlechthin den *νοῦς* oder „die Laute" nannte und seinen Lehrvortrag nicht begann, ehe er erschienen war. Wohl auf christlichen Einfluß zurückzuführen — oder vielleicht besser der Verehrung der Muhamedaner für die Todes- und Begräbnißstätten der für den Koran Gefallenen zuzuschreiben,[2]) wenn man nicht an allgemein-orientalischen Einfluß denken will — ist die von vielen Quellen z. B. Al-Mubaššir, Al-Sahrastāni, Ibn Abi Usaibiaʿ und dem bekannten syrischen Chronisten Barhebraeus († 1286) berichtete „Reliquienverehrung" der Stagiriten ihrem großen Mitbürger gegenüber, dessen Gebeine von ihnen gesammelt, in ein ehernes Gefäß gebracht und nach der Heimat übertragen an einen *Ἀριστοτέλεως* benannten Ort beigesetzt worden sein sollen. Dieser Ort sei zu ihrem Versammlungsort geworden und sie hegten die Ansicht, daß ihr Kommen zu dem Orte, an dem sich die Gebeine des Aristoteles befanden,

1) In seinem »Kitāb nawādir al-plāsifa wal-hukamā' wā' ādāb al maʿ ʿallimīn al-qudamā' (Buch der Kuriositäten der Philosophen und Weisen und der Lebensregeln der alten Lehrer)."

2) Dieser zwei Momente gedenkt Baumstark in einer diesbezüglichen Note auf S. 113.

ihre Vernunft aufkläre und ihr Nachdenken glücklich wende und ihre Gedanken schärfe." [1])

Doch dürfen wir nicht glauben, daß das Legendenhafte alles Historische bei den Syrern und ihren arabischen Schülern überwuchert habe: das Buch Baumstarks zeigt, daß wir in sehr Vielem auf griechische Originalquellen zurückgehendes und damit historisch brauchbares Material besitzen. Von ganz besonderer Wichtigkeit in dieser Hinsicht ist, um nur Eines zu erwähnen, was wir an Ueberresten über das Verzeichniß, den πίναξ der Werke des Aristoteles besitzen. Mit Hilfe des Ueberlieferten stellt Dr. Baumstark sogar den griechischen Urtext des Ptolemäus Chennos wieder her (S. 100—107); die Rekonstruktion weist zwar noch mehrere Lücken und Fragezeichen auf, aber sie ist immerhin ein Zeichen für die Bedeutung und den Werth eines eingehenden Studiums des „Aristoteles bei den Syrern."

Es erübrigt noch, Einiges über den zweiten Theil des 1. Bandes zu berichten, der den syrischen Commentaren zur Isagoge des Porphyrius gewidmet ist. Auch er gibt Zeugniß von dem ungewöhnlichen Maß Arbeitskraft, Scharfsinn, Literaturkenntniß, das dem Herausgeber und Bearbeiter der syrischen Texte zur Verfügung steht, von der in dem ganzen Werke sich kundgebenden gründlichen Kenntniß der griechischen, besonders aristotelischen Philosophie und der griechischen, arabischen und syrischen Sprache ganz zu schweigen. Versuchen wir es, wiederum ein kleines Bild von dem zu entwerfen, was die syrischen, von Dr. Baumstark hier zum größten Theil erstmals veröffentlichten Texte bezüglich der Isagoge des Porphyrius berichten. Es ist dies jenes Werkchen, [2]) das auch für das Abendland lange Zeit

1) Bei Al-Mubaššir und Al-Sahrastani (S. 122 f., 2. Spalte).

2) Eine Gelegenheitschrift, die der hellenisirte Syrier und Neuplatoniker Porphyrius (233—340) wohl gegen Ende des 3. Jahrhunderts schrieb und an Chrysavrius übersandte.



das Grundbuch der formalen Logik war und unter dem lateinischen Titel de categoriis oder de quinque praedicabilibus allgemein bekannt war. Wie es in etwas starken Ausdrücken S. 133 heißt, ist es „in seiner Dürre und Trockenheit, der schmucklosen und stillosen Sachlichkeit des Ganzen und der bis zur Langweile schematischen Behandlungsweise des Einzelnen, obwohl im römischen Westen geschrieben, ein echtes Kind syrischen Geistes . . . . wie geschaffen, dem nicht eben hoch begabten Syrervolke die ersten Anfangsgründe griechischer Logik vertraut zu machen." So sehen wir denn, wie in dem Zeitraum von der Mitte des 5. bis zur Mitte des 7. Jahrhunderts die Isagoge mindestens dreimal ins Syrische übersetzt wurde und wie Erläuterungsschriften aller Art von ausführlichen Commentaren herab bis zu Inhaltsangaben und kurzen Vorbemerkungen, Randglossen und Paraphrasen in drei deutlich zu unterscheidenden, absteigend verlaufenden Phasen den Inhalt der Schrift den Lernenden näher zu bringen suchten. Aus jeder der drei Entwicklungsphasen sind uns literarische Reste erhalten.

Aus der I. Periode, vom Beginn oder der Mitte des 5. Jahrhunderts bis zur Aufhebung der nestorianischen Schule v. Edessa (489), der Blüthezeit der syrisch-griechischen Studien, wo noch selbständige, von dem später fast alles beherschenden Ammonius unabhängige Commentare erstanden, haben wir Bruchstücke eines Commentars[1]) des antiochenischen (katholischen) Archidiakons und Archiiatros Proba (Probus) [im cod. Berol. Sachau 226]. Dr. Baumstark gibt den Text

---

1) Was uns und zwar nur zur Hälfte erhalten ist, heißt es aber S. 148, das ist nicht der Commentar des Proba selbst, sondern ein frühestens etwa im 8. Jahrhundert aus demselben zurecht geschnittener paraphrastischer Text der Isagoge, und wir müssen uns bescheiden, von dem wahrscheinlich ältesten Commentar zur Isagoge nur noch eine verhältnißmäßig junge Ueberarbeitung zu besitzen.

des Torso im Appendix mit etwas vereinfachter Punktation; in der, der literargeschichtlichen Untersuchung unmittelbar folgenden Uebersetzung [1]) sucht er die Lücken der Handschrift soweit möglich auszufüllen, was bei der großen Einförmigkeit und Gebundenheit der Sprache der Isagoge selbst nicht gar schwierig war. Große Schwierigkeiten brachte dagegen die Untersuchung mit sich, was der zweiten, unter dem unbedingten Einfluß des Ammonius, des Hauptes der Schule von Alexandria. [2]) stehenden monophysitischen Periode angehört (von ca. 500 bis zur ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts) nnd wie die einzelnen erhaltenen Stücke [3]) sich zu einander und etwa zu einer gemeinsamen Urquelle verhalten. Als solche wird Johannes Philoponus [4]) nachgewiesen, eine Gestalt, welche im Orient, allerdings mit einem wohl etwas jüngeren Arzte Johannes aus Alexandria verwechselt, als die seit Galenus hervorragendste Erscheinung in der griechischen Literatur angesehen wurde. In diesem zweiten und umfangreichsten Abschnitt der Untersuchungen über die Isagoge

1) Sie gibt, wie die folgenden Uebersetzungen, die „griechischen" Kunstausdrücke griechisch wieder. Es ist der Gedanke, auf diese Weise dem Sinn der sonst kaum verständlichen syrischen Texte beizukommen, unstreitig als ein sehr glücklicher zu bezeichnen. Die „Uebersetzung" erhält dadurch allerdings ein etwas merkwürdiges Gesicht.

2) Ammonius Hermiä (sc. filius) von Alexandrien; er war Schüler des Proklus, lebte im 5. Jahrhundert und ist nicht mit Ammonius Saccas, dem Begründer des Neuplatonismus, zu verwechseln; dieser lebte nämlich 176—250 n. Chr.

3) Dürftige, wie es scheint, unmittelbar aus dem Commentare des Philoponus ausgehobene Bruchstücke (in Cod. Vat. Syr. 158) und zwei mit Hilfe von Commentaren zur Isagoge gefertigte logische Compendien, deren Reste bei Severus bar Sakkū und Bāzūd erhalten sind.

4) Johannes Philoponus war Monophysit und ein Schüler des obenerwähnten Ammonius Hermiä; seine Schriften fallen zwischen 500 und 570.

(S. 156—223) begegnen wir demnach wiederum mehreren „Stammbäumen". Ganz kurz aber konnte abgemacht werden, was aus der dritten und letzten hier zu betrachtenden Periode (seit der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts), der Periode allgemeinen Niederganges und Verfalles, noch vorhanden ist. Es ist nur eine, schlecht verarbeitete Sammlung von Excerpten aus älteren Commentaren, ein Scholiencorpus, das wohl von allem Anfang an nur an syrische, nicht an griechische Quellen anknüpft. Der „Commentar" findet sich in dem schon erwähnten cod. Vatic. Syr. 158 und erhält deshalb von Baumstark den Namen „Anonymus Vaticanus". Die Uebersetzung dieses, verhältnißmäßig langen, aber auch nicht ganz vollständigen Textes beschließt die ganze Arbeit Dr. Baumstarks. Was noch folgt, sind die, wie bereits gesagt, in den Appendix verwiesenen und zum Theil, d. h. wo mehrere Handschriften vorlagen, collationirten syrischen Texte selbst.

Möge es dem Verfasser vergönnt sein, sein Werk trotz der Unsumme von Arbeit, die es bedeutet, zu vollenden; möge ihm aber auch die dazu nöthige äußere Anregung und Unterstützung nicht fehlen, sondern in ähnlichem, ja womöglich noch größerem Maß zu theil werden, als bei dem ersten Band; denn der noch zu durchlaufende Weg ist weit!

Beuron. P. Cyrillus Welte, O. S. B.

XLVIII.

Fürstbischof Roman Zängerle von Seckau.

Die meisten der hervorragenden Bischöfe, welche im 19. Jahrhundert die Kirche im österreichischen Kaiserstaat mit dem Glanz ihrer apostolischen Tugenden und Thaten erfüllten, ein Rauscher und Tschiderer, ein Feßler und Zwerger, ein Gasser und Rudigier, haben noch vor Ablauf des Jahrhunderts ihre Biographen gefunden; und sind diese biographischen Darstellungen auch nicht insgesammt Meisterwerke der Geschichtschreibung, so tragen sie doch dazu bei, daß die Männer, deren lauteren Charakter und verdienstvolles Wirken sie schildern, im dankbaren Andenken der Nachwelt fortleben, wie sie für ihre Zeitgenossen ein Gegenstand der Hochachtung und Bewunderung waren. Zu den ausgezeichneten Prälaten, deren sich die Kirche Oesterreichs im verflossenen Jahrhundert rühmen konnte, zählt unbestritten auch Roman Sebastian Zängerle, Fürstbischof von Seckau und Administrator des Bisthums Leoben. Ein Sohn des hl. Benediktus, erwies er sich, auf den Leuchter des bischöflichen Amtes erhoben, als einen Geistesmann, der vielfach in heroischem Grade die christlichen und priesterlichen Tugenden übte; als den eigentlichen Reformator und einen der größten Wohlthäter seiner Diöcese; als musterhaften Hirten, der seine zahlreiche Heerde 24 Jahre lang



mit unermüdlichem Eifer leitete und weidete; als einen wahrhaft römisch-katholischen Bischof, der unter seinen Amtsbrüdern allein es wagte, die kirchlichen Gerechtsame mit Muth und Ausdauer gegen das damals noch herrschende josephinische Staatskirchenthum zu vertheidigen; als einen „Kämpfer", wie schon 1841 Rauscher sehr treffend bemerkte, „für die Rechte der Kirche, bestimmt, einer besseren Zeit den Weg zu bahnen".

Die Erinnerung an diesen großen Bischof und sein gesegnetes Wirken hat sich bis in unsere Tage hinein durch mehr denn ein halbes Jahrhundert in der Steiermark lebendig erhalten; aber ein würdiges biographisches Denkmal ward ihm in dieser Zeit nicht gesetzt. Mit Freude begrüßt man daher die soeben erschienene, aus den authentischsten Quellen geschöpfte Biographie, in der der Benediktinerpater Bonifaz Sentzer, aus dem Stifte Seckau, das Leben und Wirken des Fürstbischofs Roman ebenso anziehend wie treu dargestellt hat.[1]) Im Folgenden beabsichtigen wir auf Grund dieser Biographie das Leben des hervorragenden Bischofs in einem Abriß vorzuführen; denn wir erachten, daß er es wohl verdient, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden.[2]) Doch ehe wir uns zu dieser Aufgabe wenden, gestatte man uns einige Worte über das Buch, dem wir dabei folgen.

Zängerle's Lebensgang zerfällt von selbst in drei zeitlich fast gleich lange Perioden. Demgemäß hat auch der

---

1) Roman Sebastian Zängerle, Fürstbischof von Seckau und Administrator der Leobener Diöcese 1771—1848. Zumeist nach Archivalien dargestellt von Dr. P. Bonifacius Sentzer, Benediktiner des Stiftes Seckau, Mitglied der Beuroner-Congregation. Mit Bildniß und Facsimile Zängerle's. Zum Druck genehmigt durch das f. b. Ordinariat und die Ordensoberen. Graz, Verlagshandlung „Styria", 1901.

2) Im Kirchlichen Verordnungsblatt für die Seckauer Diöcese Nr. 6 wird das Werk dem Klerus anempfohlen und den Pfarrern die Anschaffung desselben aus Kirchenmitteln gestattet.



Verfasser sein Buch zunächst in drei Abschnitte getheilt, die indeß der Wichtigkeit des Inhalts entsprechend und wegen Mangels an Nachrichten von sehr ungleichem Umfang sind. Der erste Abschnitt (S. 1—32) behandelt Zängerle's Leben von seiner Geburt bis zum Antritt seiner öffentlichen Lehrthätigkeit, 1771—1803; der zweite Abschnitt (S. 33—70) hat sein öffentliches Lehramt zum Gegenstande, 1803—1824; der dritte Abschnitt, der Haupttheil des Buches (S. 71-346), schildert allseitig die bischöfliche Regierung Zängerle's. Dazu kommt ein vierter Abschnitt (S. 347—399), welcher des Fürstbischofs letzte Lebensjahre bis zu seinem Tode im Jahre 1848 erzählt und mit einer trefflichen Schilderung seines Charakters schließt. Von der chronologischen Anordnung des Stoffes, besonders im dritten Abschnitt, glaubte der Verfasser absehen zu müssen, wie er in der Vorrede bemerkt, da sie der Uebersichtlichkeit geschadet haben würde. Er faßte deshalb die ganze Wirksamkeit des Bischofs in wenige Kapitel zusammen, berücksichtigte aber innerhalb dieses Rahmens soviel als möglich die Zeitfolge. Dies Verfahren bietet den großen Vortheil, daß dem Leser die Gestalt Zängerle's und die geschichtlichen Ereignisse in lebhaften, scharfumrissenen Zügen entgegentreten. Auch läßt Pater Sentzer den Fürstbischof häufig selbst zu Wort kommen, indem er markante Stellen und Auszüge aus seinen Predigten, Hirtenbriefen, amtlichen Akten und Briefen mittheilt. Die Absicht, die den Verfasser hiebei leitete, spricht er mit den Worten aus: „Wir glaubten hiezu umsomehr berechtigt zu sein, als die Kraft und Ursprünglichkeit seiner Rede den Biographen dazu zwingt, ihm gegenüber zu verstummen. Stellt sich auf diese Weise unsere Arbeit an einzelnen Stellen geradezu als eine Selbstbiographie dar, so kommt sie damit ihrer Hauptaufgabe am nächsten: eine Darstellung des wahren Lebensbildes Roman's zu sein." Versuchen wir nun, an der Hand dieser Darstellung eine Skizze dieses Lebensbildes zu geben.

Die Wiege Zängerle's stand in Schwaben, in dem vorderösterreichischen Dorf Oberkirchberg bei Ulm; eine 1896 angebrachte Gedenktafel an seinem elterlichen Hause trägt die Inschrift: „Geburtshaus des hochw. Fürstbischofes von Seckau Roman Sebastian Zängerle, geboren 20. Jänner 1771, † 27. April 1848.“ In der einfachen bürgerlichen Familie herrschte ein kernhafter, katholischer Geist und die zahlreichen Kinder, womit sie gesegnet war, erhielten frühzeitig eine ernste, fromme Erziehung. Ein Beweis dafür ist die Thatsache, daß drei Söhne sich Gott im Ordensstand weihten und ein vierter Sohn, der als Jüngling nach Fiume auswanderte, später der Kirche zwei Priester schenkte. Der Knabe zeigte schon bald Neigung und Fähigkeit zum Studium, und bei der großen Zahl von Klosterschulen, die damals in dem katholischen Schwaben der lernbegierigen Jugend, zum Theil unentgeltlich, offen standen, konnte unser Sebastian unschwer seinem inneren Drange nach höherer Ausbildung folgen. Kaum eilf Jahre alt, kam er in das Gymnasium des benachbarten Benediktinerstiftes Wiblingen; aber noch ehe seine humanistischen Studien vollendet waren, erwachte in ihm der Ordensberuf. Im Jahre 1788 ward er unter dem Namen Roman als Novize in Wiblingen aufgenommen; mit ihm erhielten sein etwas älterer Bruder Bernhard, sowie der spätere Bischof von Linz, Thomas Ziegler, das Ordenskleid. Der junge Novize umfaßte mit voller Seele seinen erhabenen Beruf und bildete sich unter der Leitung seines kundigen Meisters, des Paters Ulrich Keck, der nachher zum Abt gewählt wurde, zu einem ganzen Benediktinermönch aus. Da aber nach den staatlichen Vorschriften ein Alter von 21 Jahren für die Gelübdeablegung erforderlich war, so verzögerte sich seine Profeß bis zum 5. Februar 1792. Mit päpstlicher Altersdispens konnte ihm am 21. December des folgenden Jahres, 1793, der Konstanzer Weihbischof Leopold Freiherr von Baden die heilige Priesterweihe ertheilen.



Pater Roman wurde sofort im Lehramt beschäftigt. An der Spitze der blühenden Abtei, die auf eine ruhmreiche Geschichte von 700 Jahren zurückschauen konnte, stand damals der treffliche Abt Roman Fehr (1768—1798), der der Wissenschaft nicht geringere Pflege als der Tugend und Ordenszucht in seinem Stifte angedeihen ließ und wegen seiner Verdienste um Hebung des Unterrichts selbst von der Kaiserin Maria Theresia durch eine hohe Auszeichnung geehrt ward. Abt Roman wußte die Kenntnisse und Fähigkeiten des jungen Paters zu würdigen; er ernannte ihn daher zum Lehrer des Bibelfaches in der theologischen Hausanstalt, schickte ihn zu seiner weiteren Ausbildung in das Kloster Zwiefalten, wo derselbe einen Cursus in den orientalischen Sprachen durchmachte, und ließ ihn endlich 1796, um den staatlichen Vorschriften zu genügen, an der Universität Freiburg die Lehramtsprüfung für seine Disciplin ablegen. Pater Roman war damit staatlich anerkannter Professor der biblischen Exegese und dies sollte er bleiben bis zu seiner Berufung auf den bischöflichen Stuhl. Eine Episode im Leben des Professors, die sehr unangenehm für ihn endete, bildete sein einjähriger Aufenthalt im Kloster Mehrerau.

Doch die Wissenschaft war nicht das einzige Feld der Thätigkeit Zängerle's. Der neue Abt, Ulrich Keck, machte ihn 1798 zum Novizenmeisten und übertrug ihm später auch die Leitung der Stiftspfarre. Schon seit den ersten Jahren seines Priesterthums hatte sich Pater Roman lebhaft an der Seelsorge betheiligt, und noch sind, als Zeugen dieser Thätigkeit, ungefähr 100 Predigten handschriftlich vorhanden, die er vom Jahre 1795 bis zum Ende des Jahres 1803 theils in Wiblingen, theils in Mehrerau und Umgebung gehalten hat. Sie charakterisiren sich durch sprühenden, jugendlichen Eifer und wohlberechneten Freimuth, aber auch durch eine für des Predigers Alter seltene Reife des Gedankens und Urtheils; zugleich spiegeln sie die poli-



tischen Ereignisse und religiösen Zustände jener bewegten Zeit lebhaft wieder.

Pater Roman fühlte sich zu Wiblingen in seiner geregelten Wirksamkeit als Professor, Novizenmeister und Pfarradministrator zufrieden und glücklich, und hatte kein anderes Verlangen, als in der Abgeschiedenheit seines Stiftes betend und arbeitend seinem Gott zu dienen alle Tage seines Lebens. Doch in Gottes Vorsehung war es anders beschlossen; im Jahre 1803 ward er unvermuthet als Professor an die Benediktiner-Universität in Salzburg berufen. Damit begann sein öffentliches Lehramt.

Diese berühmte Hochschule war im Anfang des 19. Jahrhunderts durch die Säkularisation des Hochstiftes Salzburg und durch die Aufhebung so vieler Benediktinerklöster nahe daran, dem Orden des hl. Benediktus aus Mangel an Lehrkräften verloren zu gehen, und schon glaubten die Aufklärer, ihr Ziel erreicht und die verhaßten und verachteten Mönche beseitigt zu haben, als der Abt von St. Peter, der Rektor der Universität, von der Sache erfuhr. Er wandte sich sofort an die noch bestehenden Klöster um Aushilfe, und die Gefahr ging für jetzt vorüber. Bei Beginn des Schuljahres 1803 waren sämmtliche Lehrstühle wieder mit Ordensgliedern besetzt. Unter ihnen war auch unser Pater Roman. Er sollte ursprünglich über Philosophie Vorlesungen halten; durch eine besondere Fügung geschah es aber, daß ihm die Lehrkanzel der biblischen Exegese und Hermeneutik überwiesen wurde. Es dauerte nicht lange, so mußte er auch andere Aemter übernehmen. Schon zu Anfang des Schuljahres ward er zum akademischen Prediger bestimmt, als welcher er in jeder zweiten Woche einen Vortrag in deutscher Sprache zu halten hatte. Vom Jahre 1804 an war er außerdem noch Präses der Marianischen oder lateinischen Congregation; in dieser Eigenschaft mußte er die Exhorten an die Sodalen halten und zwar in lateinischer



Sprache. Für das Jahr 1806 wählte ihn die theologische Fakultät zu ihrem Dekan. Bereits im Jahre 1804 war er auch zum kurfürstlich-geistlichen Rath ernannt worden.

Mittlerweile hatten unter den kirchenfeindlichen Stürmen der Zeit schwere Leiden und Drangsale sein Mutterkloster Wiblingen heimgesucht, und schließlich war es 1806 der Säkularisation zum Opfer gefallen. Die Conventualen waren froh, in dem einst berühmten polnischen Kloster Tiniez, das Kaiser Franz I. den Mönchen hochherzig anbot, eine Zufluchtsstätte zu finden, wo sie das klösterliche Leben fortsetzen konnten. Dem Pater Roman blieb zwar der Schmerz erspart, Zeuge des traurigen Abschieds von Wiblingen und der Uebersiedelung in das ferne Polen zu sein; aber schon ein Jahr später, 1807, sollte er sich seinen in der Verbannung lebenden Mitbrüdern zugesellen. Die schwäbischen Benediktiner hatten sich auf den ausdrücklichen Willen des Kaisers hin verpflichtet, am Gymnasium von Tiniez und an der nahen Universität Krakau einige Lehrstellen zu übernehmen; und da sich der Prior von Tiniez, Pater Thomas Ziegler, wegen Personalmangels dazu außer Stande sah, richtete er an Zängerle die Bitte, seine Kräfte in die Dienste des neuen Klosters zu stellen. Dieser zögerte keinen Augenblick, der Bitte zu willfahren, und so hatte er denn an der Krakauer Universität zwei Jahre lang (1807—1809) den Lehrstuhl des Neuen Bundes inne. Als im Wiener Frieden (14. Okt. 1809) Krakau mit Tiniez an den Verbündeten Napoleons, den König von Sachsen, abgetreten wurde, war die Communität nach mancherlei Quälereien und Verfolgungen, die sie bereits von dem beutegierigen Kriegsvolk erduldet hatte, schließlich gezwungen, sich aufzulösen. Unser Pater Roman erhielt 1811 eine Anstellung an der Universität Prag als Professor des Neutestamentlichen Bibelstudiums, und zwei Jahre später erging an ihn ein ehrenvoller Ruf an die Universität zu Wien, dem er ungesäumt und mit Freuden folgte.



Zwölf Jahre lang, von 1813 bis 1824, wirkte nun Zängerle höchst segensreich in Wien als Professor an der Hochschule; zugleich war er eifrig in der Seelsorge thätig und in den letzten Jahren seines dortigen Aufenthalts hatte er als Domherr von St. Stephan auch an den Diöcesangeschäften theilzunehmen.

Seine Ernennung zum Professor des neutestamentlichen Bibelfaches erfolgte durch Entschließung des Kaisers Franz I. vom 5. Februar 1813. Sein Amtsvorgänger war Altmann Arigler, Benediktiner von Göttweih, den seine Mitbrüder im Jahr 1812 zu ihrem Abt erwählt hatten. In der Eröffnungsrede für das Schuljahr 1813/14 legte der neue Professor vor einer zahlreichen Zuhörerschaft sein wissenschaftliches Programm dar, indem er die Frage beantwortete, welche Berechtigung bei dem jetzigen Stand der Wissenschaft den Forschungen der Vergangenheit zukomme, und wie der Gelehrte sich neu auftauchenden Meinungen gegenüber zu verhalten habe. Wie nicht anders zu erwarten war, stellte sich Zängerle offen und entschieden auf den kirchlichen Standpunkt. Man müsse, so führte er aus, bei aller Freiheit der Forschung eine pietätvolle Verehrung der kirchlichen Tradition und der Auslegungsweise der hl. Väter entgegenbringen, der hyperkritischen Bewegung der Neuzeit gegenüber jedoch eine ruhige Besonnenheit bewahren. Zängerle war es mit dieser Erklärung sicherlich ernst und an seinem ächt und treu kirchlichen Sinne läßt sich nicht im mindesten zweifeln. Aber er war ein Kind seiner Zeit und konnte sich dem alles beherrschenden Einfluß der protestantischen wissenschaftlichen Methode nicht ganz entziehen; daher die häufigen Citate protestantischer Bibelforscher, denen man in seinen noch handschriftlich vorhandenen Auslegungen der paulinischen Briefe begegnet. Auf dieses Anlehnen Zängerles an die protestantischen Gelehrten wies schon Sebastian Brunner in seiner Biographie des sel. Clemens M. Hofbauer hin (S. 144 ff.); doch mit Recht fügte er hinzu, daß derselbe in der letzten

Periode seiner Professur auch von der besagten Methode schon gründlich abgekommen war. Und unser Biograph sagt: „Immerhin wirkte Zängerle in seinem akademischen Berufe in kirchlichem Geiste und suchte Verstand und Herz seiner Schüler mit den Früchten vom Baume des Lebens, der Christus ist, zu laben und zu stärken.“ Mit Recht konnte daher auch Zängerle kurz vor seinem Scheiden von der Universität öffentlich erklären: „Zu ganz besonderem Troste gereicht es mir heute, daß ich, seit ich die hl. Theologie vortrage, das heilige Lehramt der katholischen Kirche mit solcher Zartheit verehrt habe, daß ich heute kein Wort, das ich zu Euch gesprochen, zurückzunehmen habe. Ist es ja doch mein einziges Verlangen gewesen, in allen Stücken mich als gehorsamen Sohn meiner Kirche und als gewissenhaften Erklärer ihrer Lehren zu erweisen.“ Die Bestimmung der jungen Theologen, die zu seinen Füßen saßen, dereinst Priester, Lehrer und Erzieher des christlichen Volkes zu sein, verlor er nie aus dem Auge und darum suchte er seine Schüler in seinen Vorträgen nicht bloß wissenschaftlich zu bilden, sondern auch auf ihre sittliche Entwicklung erhebend und veredelnd einzuwirken. Wie sehr sich diese von ihm angezogen fühlten, läßt sich daraus erkennen, daß manche derselben später ihrem hochgeschätzten und geliebten Lehrer bei seiner Erhebung auf den Bischofsstuhl der Seckauer Diöcese dahin folgten, einzig in der Absicht, unter seiner persönlichen Leitung ihrem priesterlichen Berufe zu leben.

Beachtenswerth ist die seelsorgerliche Thätigkeit, die Professor Zängerle in Wien übte. Zur Zeit wo er in die Hauptstadt kam, begann gerade der selige Clemens Maria Hofbauer in ausgedehnterem Maße seine gesegnete Wirksamkeit zu entfalten. Zängerle schloß sich ihm enge an, indem er ihn zu seinem Beichtvater und Seelenführer wählte, und trat dadurch auch mit den hervorragendsten katholischen Männern in Verbindung, die sich um den „Apostel Wiens“ schaarten und mit ihm an der Regeneration des kirchlichen Lebens



in der Kaiserstadt arbeiteten. Wie es in den Prozeßakten des Seligen Hofbauer heißt, waren Zängerle und sein Amtsgenosse und Ordensbruder Ziegler damals außer Hofbauer die einzigen Priester in Wien, die es wagten, die ganze Wahrheit des Katholicismus unverfälscht auf der Kanzel zu verkünden. Wohl auf besondere Einladung Hofbauers hin predigte Professor Zängerle oft in der Ursulinerkirche, zu deren Rektor der Erzbischof im J. 1813 den Seligen ernannt hatte. Mit manchen Männern aus dem „ultramontanen" Kreise, dessen geistiger Mittelpunkt Hofbauer war, knüpfte Zängerle ein inniges Freundschaftsband, das er auch als Fürstbischof eifrigst unterhielt, so namentlich mit dem berühmten Convertiten Friedrich August von Klinkowström. Eine praktische Folge hatte in späterer Zeit für den Fürstbischof die Bekanntschaft mit dem Convertiten Johann Emmanuel Veith, der in den Redemptoristenorden eintrat und Mitglied der ersten Redemptoristenniederlassung in Steiermark, des Collegs von Mautern, wurde. Auch mit Anton Günther, dem späteren vielgenannten Religionsphilosophen, stand Professor Zängerle in naher Beziehung, indem er Günther in seinen exegetischen Privatstudien leitete.

Im Jahre 1818 ordnete Kaiser Franz I. eine Revision des Lehrplans sämmtlicher Unterrichtszweige der Hochschule an. In Folge davon fiel unserem Professor Zängerle, als dem derzeitigen Vicedirektor der theologischen Fakultät, die Aufgabe zu, einen neuen theologischen Studienplan zu entwerfen. Sein überaus gründliches Elaborat, das seinem wesentlichen Inhalte nach von dem Biographen mitgetheilt wird, ist auch jetzt noch höchst beachtenswerth. Es verräth einen durchaus praktischen Blick, wenn Zängerle an die Spitze seines Entwurfs die Doppelfrage stellt: Was haben theologische Schulen zu leisten für alle, die sie besuchen? Was sollen sie sein für eine nur kleine Anzahl ihrer Schüler, die künftigen Professoren nämlich? Leider verblieb es in der Sache ganz beim alten; erst im J. 1858 wurde der auf



Josephinischen Grundsätzen fußende theologische Lehrplan Rautenstrauchs durch einen besseren ersetzt.

Schon waren seit der Aufhebung Wiblingens fünfzehn Jahre verflossen und noch zeigte sich keine Aussicht auf Wiederherstellung der Abtei. Daher mußte Zängerle daran denken, für seine Zukunft und sein Alter zu sorgen. Als deßhalb im J. 1821 die Domherrnpfründe, deren Besetzung dem Universitäts-Consistorium zustand, erledigt wurde, entschloß er sich, das ihm angetragene Canonikat anzunehmen und ließ sich zu diesem Zweck vom hl. Stuhl seiner Ordensgelübde entbinden. Durch seine Säkularisation, die am 15. Dez. 1821 erfolgte, wurde zwar das äußere Band, das Zängerle an den Orden des hl. Benediktus knüpfte, zerrissen; allein im Herzen hörte er nicht auf, sich als Sohn des großen Patriarchen zu betrachten, mit seinen Mitbrüdern in manigfachem Verkehr zu bleiben, und sie, wenn sie in Noth geriethen, zu unterstützen und im Allgemeinen die Interessen des Ordens zu fördern.

Der neue Canonikus gewann das Vertrauen seines Oberhirten in hohem Grade. Dies zeigte sich unter Anderem darin, daß der Erzbischof ihm die ebenso ernste als zarte Aufgabe zuwies, an der Bekehrung des Priesters Thomas Pöschl, des Stifters der nach ihm benannten schwärmerisch-chiliastischen Sekte der Pöschlianer, zu arbeiten. Leider hatten seine Bemühungen keinen besseren Erfolg, als vor ihm sein Freund und Mitbruder Thomas Ziegler erzielt hatte. Der unglückliche Priester starb erst am 15. Nov. 1837 an einem Nervenschlag und wurde als Irrsinniger kirchlich beerdigt. — Zängerle hatte die Beschäftigung mit der hl. Schrift so lieb gewonnen, daß er mit allerhöchster Genehmigung auch als Domherr fortfuhr, seine exegetischen Vorlesungen an der Universität zu halten. Ueberdies war es ihm eine wahre Herzensfreude, als akademischer Lehrer an der Heranbildung würdiger Diener der Kirche mithelfen zu können. Gerne wäre er, wie er in seiner Abschiedsrede versicherte, bereit



gewesen, diese Arbeiten fortzusetzen, bis ihm Gott geboten hätte, von der Lehrkanzel ins Grab zu steigen. Sein Sinn war niemals auf kirchliche Würden gerichtet, und mit seiner Erhebung zum Domherrn meinte er die Endstation seines Lebens erreicht zu haben. Doch die göttliche Vorsehung hatte ihn für eine noch höhere Wirksamkeit auserkoren: Zängerle sollte den fürstbischöflichen Stuhl von Seckau besteigen und als Administrator das Bisthum Leoben verwalten.

Die zwei bischöflichen Stühle von Seckau und von Leoben standen schon seit Jahren verwaist, der Seckauer seit 12 Jahren, der Leobener seit 1801, dem Todesjahr des ersten und einzigen Bischofs des 1773 von Kaiser Joseph II. errichteten Sprengels. Der nächste Grund dieser langjährigen Verwaisung lag darin, daß auch der Metropolitanstuhl von Salzburg, dessen Inhaber zur Ernennung des Bischofs für Seckau berechtigt ist, vom Jahre 1812 bis 1823 erledigt war. Kaum war jedoch der bisherige Bischof von Laibach, Augustin Gruber, zum Erzbischof von Salzburg ernannt, so schritt er auch zur Wiederbesetzung Seckaus; und da er Prof. Zängerles Frömmigkeit, kirchliche Gesinnung, praktische Tüchtigkeit und Energie wohl kannte, und vor Gott und vor seinem Gewissen ihn allein für den geeigneten Mann für diese Stelle hielt, so mußte Zängerle trotz langen Sträubens und Remonstrirens die bischöfliche Hirtensorge über die zwei Diöcesen übernehmen. Zwar hatten sich höheren Orts verschiedene Einflüsse geltend zu machen versucht, um die Erhebung eines Mannes zu hintertreiben, der nicht dem Adel angehörte und dessen bekannte streng kirchliche Gesinnung so wenig mit den herrschenden Regierungsmaximen im Einklang stand; doch waren diese Versuche erfolglos; alle Guten erfreuten sich der getroffenen Wahl, und der Kaiser, dessen persönliche Gunst der ernannte Fürstbischof schon lange besaß, billigte dieselbe gleichfalls. Einer einflußreichen Persönlichkeit soll der Monarch auf die Bitte, einem

Adligen diese Würde zu verleihen, geantwortet haben: „Ich kann wohl einen Apostel zum Fürsten, aber nicht einen Fürsten zum Apostel machen."

Am 12. September 1824 nahm Erzbischof Augustin Gruber im hohen Dome in Salzburg die Consekration seines Suffraganes vor. Das Bisthum Seckau hatte nun wiederum einen Oberhirten, wie es ihn in seinen traurigen Verhältnissen nöthig hatte. Wie anderwärts, hatte auch in Steiermark die josephinische Gesetzgebung für den Klerus, für die Klöster und das christliche Volk die verderblichsten, verhängnißvollsten Folgen und die zwölfjährige Verwaisung des bischöflichen Stuhles hatte die Sache noch bedeutend verschlimmert; überall lag das religiöse Leben darnieder. Eine Erhebung aber schien durch die vielfach noch geltenden Gesetze und durch den Widerstand des Beamtenthums unmöglich. Doch der neue Bischof, vom Geist des Glaubens erfüllt, klug und fromm, eifrig, energisch und unerschrocken, wie er war, erkannte es als seine Lebensaufgabe, „das Volk wieder christlich zu machen, den Priester der Höhe seines Berufes entgegenzuführen, die Regierung rücksichtlich der kirchlichen Satzungen und Rechte in die ihr zukommenden Bahnen zu lenken, und das Princip der selbständigen Kirchengewalt zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten;" und der Lösung dieser Aufgabe widmete er von seinem Regierungsantritt an bis zu seinem Tode alle Kräfte seines Geistes und Körpers.

Wir sehen daher, wie Fürstbischof Zängerle eine erstaunliche Thätigkeit in allen Zweigen seiner bischöflichen Regierung entwickelt. Zahlreiche Hirtenbriefe entflossen seiner Feder zur gründlichen Belehrung des Volkes über seine Christenpflichten und zur Abstellung der herrschenden sittlichen Gebrechen. Mit folgenden schönen Worten zeichnete er in seinem ersten Hirtenschreiben das Ideal, das ihm als Ziel seiner Hirtensorge vorschwebte und an dessen Verwirklichung er rastlos arbeitete: „Diese Diöcese soll nach und nach durch gemeinschaftliches Zusammenwirken ein unermeßlich großer



Dom und ein prachtvoller Tempel Gottes werden, worin die zahlreichen gottesfürchtigen Familien tausend und tausend Altäre bilden, welche durch den Glanz ihrer Unschuld und ihres tugendhaften Wandels geziert wie die Sonne schimmern. Die Gläubigen, vom hellen Lichte des Glaubens erleuchtet, würden darin wie Sterne des Himmels leuchten, deren Feuer durch das Oel der hl. Hoffnung genährt wird, und aus den hunderttausend christlichen Herzen von der Liebe Gottes entzündet, würden wie aus einer Opferpfanne Tag und Nacht die Wohlgerüche guter Werke emporsteigen zum Himmel." Nicht so häufig wie durch die Hirtenbriefe, aber um so unmittelbarer und lebensvoller wirkte der Fürstbischof durch seine jährlichen Visitations- und Firmungsreisen. Denn, wie er selber einmal in einer Visitationspredigt sagte, betrachtete er sich nicht etwa nur als den Herrn der Diöcese, der nur durch seine Diener die Befehle nach allen Richtungen hin ergehen läßt, auch nicht bloß als den Direktor einer bischöflichen Kanzlei, der allein mit Akten zu thun und seinen Namen zu unterfertigen hätte; er sah vielmehr die Diöcese als seine Familie und sich selbst als den gemeinsamen Hausvater an. Im Jahre 1812 hatte die letzte bischöfliche Visitation in der Diöcese stattgefunden; daher drängte es ihn, sobald als möglich den ganzen Sprengel zu besuchen, oder, wie er auch sagte, sein „Spital kennen zu lernen und seinen Kranken zuerst den Glauben zu predigen." In der That durchzog er innerhalb dreier Jahre das weite Gebiet seiner zwei Diöcesen. Diese Visitationsreisen, welche sich fast bis zu seinem Lebensende jährlich wiederholten, waren schon wegen der Lage so vieler Pfarreien in den obersteierischen Alpen wohl der beschwerlichste Theil seines „saueren Tageswerkes."

Ein besonders wachsames Auge hatte er auf die Schule, die Lehrer und den religiösen Unterricht der Jugend. Wie anders sähe es in Staat und Kirche in Oesterreich aus, wenn die gesunden, wahrhaft christlichen pädagogischen



Grundsätze und Anschauungen, die Zängerle bei den verschiedensten Anlässen aussprach, die Schulgesetzgebung durchdrängen und beherrschten! Dieselben werden genugsam durch den Ausspruch gekennzeichnet, den er einmal in einem Brief an einen Landpfarrer that: „Ich kann Sie und den Kaplan nicht oft und dringend genug bitten, Sorge zu tragen, daß nach Ihnen der Schullehrer in der Pfarre der frömmste Mann sei.“ Um das Glaubensleben im Volke zu fördern, und die öffentliche Uebung der Religion, die durch die berüchtigte Gottesdienstordnung Josephs II. vom Jahre 1783 so sehr beschränkt worden war, wieder einzuführen, war der Fürstbischof bestrebt, die Feier der Feste zu heben, die religiösen Vereine und Bruderschaften zu pflegen und unter verschiedenen Formen bei passenden Anlässen eine Art Volksmission — eigentliche Volksmissionen waren zur Zeit noch staatlich verboten — abhalten zu lassen.

Der Fürstbischof stand in seinem Streben, den beiden Diöcesen den kirchlichen Geist wieder einzuhauchen, beim Antritt seiner Regierung ziemlich allein da; weder der Ordens- noch der Weltklerus konnten ihm helfen, denn dem einen wie dem andern fehlte es selbst am rechten Geiste im hohen Grade. Darum mußte Zängerle daran gehen, neue Ordensinstitute in seinen Diöcesen zu gründen und die noch bestehenden alten zu reformiren, ferner durch eine geeignete Erziehung einen kirchlich treuen, frommen und tüchtigen Klerus heranzubilden und auch die noch unter ungünstigen Verhältnissen herangewachsenen älteren Weltgeistlichen wieder ihres erhabenen Berufes würdig zu machen. All das brachte der Fürstbischof zu Stande, wenn auch nur unter ganz außergewöhnlichen Schwierigkeiten und mit Opfern, deren nur ein so glaubensvoller und seeleneifriger Oberhirte wie er fähig war.

Sein Wirken für die Klöster und ihre Reformen bildet unbestritten den Glanzpunkt seiner bischöflichen Regierung; dieses vor allem zog die Aufmerksamkeit vieler Auswärtiger



auf sich, regte Andere zur Nachahmung an und förderte mächtig die Seckauer Diöcese im kirchlichen Leben. Er berief die Redemptoristen, die Jesuiten, die Karmelitinen, die Karmeliter, die barmherzigen Schwestern vom hl. Vincenz, die Frauen vom hl. Herzen Jesu in seine Diöcesen, und gründete überdies selber eine neue religiöse Genossenschaft, die der Schulschwestern, für den Elementarunterricht der weiblichen Jugend. Welch ein großes, unvergängliches Verdienst sich der Fürstbischof durch die Einführung und sorgliche Pflege dieser geistlichen Institute um Kirche und Staat auf Generationen hinaus erworben, läßt sich nicht ermessen. Es kann hier auf das Einzelne dieser Klostergründungen nicht eingegangen werden; nur eine oder die andere Bemerkung sei verstattet.

Obgleich Kaiser Franz I. die Zulassung der jung-aufblühenden Congregation der Redemptoristen in seine Staaten schon am 20. April 1820 genehmigt hatte, sollte es den guten Fürstbischof doch die härtesten, langwierigsten Kämpfe mit dem josephinisch-gesinnten Bureaukratenthum kosten, ehe die erste Niederlassung der eifrigen Ordensmänner zu Mautern stattfinden konnte; Zängerle mußte sich schließlich persönlich unmittelbar an den edlen Kaiser wenden. Nur widerwillig fügten sich die Beamten dem Dekret der Hofkanzlei vom 1. Januar 1827, das die Ansiedelung gestattete, und suchten in der Folge die Gründung zweier weiterer Collegien in unqualificirbarer Weise, freilich vergebens, zu hintertreiben. — Leichter schien anfangs die Einführung der barmherzigen Schwestern von statten gehen zu wollen, da die staatlichen Behörden und die Stadtobrigkeit von Graz lebhaft dafür eingenommen waren; und doch verflossen sechs Jahre mit fruchtlosen Verhandlungen; und als der Zeitpunkt heranrückte, wo die steierischen Jungfrauen, die im Mutterhaus zu München für ihren klösterlichen Beruf herangebildet worden waren, in ihre Heimat zurückkehren sollten, konnte Zängerle im Oktober 1840 schreiben: „Die Vorkehrungen

zum Empfange der Schwestern in Grätz sind derart, daß, wenn Gott der Sache keine bessere Wendung gibt, sie eine Reise um die Welt machen können und noch zu früh in Grätz eintreffen." Die bessere Wendung erfolgte indeß glücklicher Weise bald und am 24. April 1841 konnten die Schwestern unter großer Feierlichkeit ihren Einzug in das Allgemeine Krankenhaus in Graz halten. Im Jahre 1843 ernannte der Fürstbischof die ehrwürdige Schwester Leopoldine Gräfin Brandis zur Oberin des Hauses. Sie war auch die erste Generaloberin der Oesterreichischen Provinz und bekleidete dies Amt bis zu ihrem Tode am 11. Januar 1900. Die Genossenschaft hat gegenwärtig fast in allen österreichischen Kronländern ihre Häuser und zählt ungefähr 2700 Mitglieder. — Zur Stiftung der Genossenschaft der Schulschwestern sah sich Zängerle durch den Umstand genöthigt, daß er weder aus Tirol, noch aus Bayern, wo derartige Institute bestanden, Schwestern erhalten konnte. Er selbst entwarf für die Genossenschaft die Statuten, die sich enge an die Regel des hl. Franciscus für die Tertiaren anschließen und 1843 vom apostolischen Stuhl gutgeheißen wurden. Das Mutterhaus der Congregation, die zur Zeit in 15 Häusern 202 Schwestern zählt, befindet sich in Algersdorf bei Graz.

(Schluß folgt.)



XLIX.

Neue socialwissenschaftliche Literatur.

II. Handwörterbuch der Staatswissenschaften. [1])

Ein anderes großes staatswissenschaftliches Sammelwerk geht in seiner zweiten Auflage der Vollendung entgegen, das siebenbändige (ohne Supplementbände) Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Ein Monumentalwerk ersten Ranges. Innerhalb weniger Jahre war die erste Auflage vergriffen. Der dem Werk vorgedruckte Prospekt sagt: Das Handwörterbuch ist ein streng wissenschaftliches Unternehmen und steht nicht im Dienste einer Partei. Es betrachtet die wissenschaftliche Erfahrung und das sittliche Urtheil als maßgebend sowohl für die Kritik wie für die Empfehlung praktischer Maßnahmen auf dem Gebiete des wirthschaftlichen und socialen Lebens, läßt aber innerhalb dieser Grenzen jedem einzelnen Autor freien Spielraum der Beurtheilung.

Wir stehen nicht an, einen großen Theil des Erfolges, den bisher das Handwörterbuch der Staatswissenschaften zu verzeichnen hatte, gerade der Befolgung dieser Maxime zuzuschreiben. Man möchte wohl wünschen, daß der eine oder andere Autor seine persönliche Ansicht bisweilen etwas weniger stark hervortreten ließe und einer entgegengesetzten Auffassung etwas billigere Würdigung entgegenbrächte, — im Ganzen erfolgt durchgehends die Beurtheilung entgegenstehender Auffassungen in voller Noblesse; und ganz läßt sich ja die Geltendmachung der persönlichen Weltanschauung, zu der sich der einzelne Verfasser bekennt, gar nicht vermeiden. Die großen Vorzüge des

1) Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Zweite umgearbeitete Auflage, herausgegeben von Dr. J. Conrad, Prof. der Staatswissensch. in Halle, Dr. L. Elster, Geh. Regierungsrath in Berlin, Dr. W. Lexis, Prof. d. Staatswissensch. in Göttingen, Dr. Edgar Loening, Prof. d. Rechte in Halle. Lex.-8°, I.—VII. Bd., ungebunden 125 M. Jena, Gustav Fischer, 1898—1901.



Werkes bleiben ungeschmälert bestehen. Es ist ein riesiges Material, wirthschaftsgeschichtliches und statistisches, zusammengetragen und mustergiltig verarbeitet. Für einen Jeden, der sich eingehender über wirthschaftliche und sociale Fragen informiren will, bleibt die Benutzung dieses Sammelwerkes unerläßlich.

Es ist natürlich ein Ding der Unmöglichkeit, auf die ungeheure Zahl von Artikeln im Einzelnen einzugehen. Manche Abhandlungen haben den Umfang stattlicher Bücher. Es sollen immer nur einige der anerkennenswerthesten aus den sieben Bänden herausgegriffen werden.

Die Abhandlung über „Agrargeschichte" ist von einer Reihe von Autoren bearbeitet und erstreckt sich vom Alterthum bis auf die Neuzeit. Sehr zu bedauern ist, daß bei der Darstellung der Agrargeschichte des Orients die altisraelitische Wirthschaftsgeschichte ganz bei Seite gelassen wurde. Ihre Untersuchung ist noch immer eine ungethane Arbeit. Die historische Nationalökonomie der Gegenwart, die doch in erster Linie dazu berufen wäre, dem Gegenstand ihr Augenmerk zu schenken, ist an demselben bisher immer achtlos vorübergegangen. Die Begründung, mit der der Verfasser des bezüglichen Artikels, Max Weber, sein Verfahren gegenüber der jüdischen Wirthschaftsgeschichte rechtfertigt, trifft nicht das Richtige. Er sagt: „Bei Verwendung der alttestamentlichen Schriften ist die Frage, wo die nachexilische Staatsromanproduktion aufhört, die thatsächlichen Zustände zu färben, gerade für die charakteristischsten angeblichen Institutionen — man denke an das Jubeljahr — höchst dunkel. . . . Von einem Versuche, die historische Wirklichkeit der israelitischen Agrarverhältnisse herauszuschälen, ist hier ganz abgesehen worden" (I, 61). Aber ob das so ganz im Rechte ist, die Wirthschafts- bezw. Agrargeschichte dieses so merkwürdigen Volkes so sehr zu ignoriren? Man untersucht die wirthschaftliche Entwicklung bei den Römern und Hellenen, geht dagegen achtlos an Israels Geschichte vorüber, und doch ist auch diese in gewissem Sinne eine bedeutungsvolle.

Von anderen Abhandlungen möchten wir besonders des Artikels über „Anarchismus" gedenken (S. 296—327). Der

Verfasser Prof. Georg Adler weiß fesselnd das sociale Milieu zu schildern und die psychologischen Vorgänge in den socialen wirthschaftlichen Kämpfen aufzudecken. Meisterhaft zeichnet er die schwüle Atmosphäre jener Pariser Salons, in welcher blasirte Lebemänner und exaltirte Frauen als neuesten Sport — Anarchismus treiben, und entwirft ein Bild von jenen „nervös-sensiblen Naturen, welche die ganze Sehnsucht müder Nerven nach neuen, nie empfundenen Reizen haben“, von jenen Kreisen, in denen verkommene Künstlergenies sich bereit finden, mit Stift und Farbe an der „Propaganda der That“ mitzuhelfen (I, 315 ff.). Nur möchten wir gegen den Ausdruck „christlicher Anarchismus“ (S. 298 f.) entschieden Verwahrung einlegen; wir halten denselben für ebenso verfehlt, als die Bezeichnung „christlicher Socialismus“. Wir haben schon an anderer Stelle eine solche Ausdrucksweise als verfehlt zurückgewiesen (z. B. im Historischen Jahrbuch 1900 S. 879 f. bei Besprechung des Adler'schen Buches: Geschichte des Socialismus und Communismus, Leipzig 1899). Von Interesse ist die Feststellung Adler's, daß sich bei den Philosophen Lessing und Fichte Elemente anarchistischer Ideen finden (S. 300).

Die Artikel Arbeit, Arbeiterschutzgesetzgebung, Arbeiterversicherung, Arbeitslohn, Arbeitsvertrag, die mehr als die Hälfte des ersten Bandes umfassen, bringen das weite Gebiet der Arbeiterfrage zu erschöpfender Darstellung. Was sich historisch, statistisch und — kritisch über die Entwicklung, den jetzigen Stand insbesondere der Culturstaaten sagen läßt, ist hier geboten. Die gegenwärtig zu Recht bestehende „Arbeiterschutzgesetzgebung in Deutschland“ (S. 471—511) hat der bayerische Cultusminister Dr. v. Landmann bearbeitet. Prof. G. v. Schönberg nimmt bei seinem Artikel „Arbeitslohn“ Veranlassung, auch auf die Frage des gerechten Lohnes einzugehen. Er sagt u. a.: „Was zunächst die Stellung der Frage, die Natur des Problems, betrifft, so muß man sich vor allem darüber klar werden, daß die gerechte Lohnhöhe für den einzelnen Arbeiter und ihre Leistungen zu bestimmen, ein ebenso unlösbares Problem ist, wie das Problem der gerechten Vertheilung der Güter überhaupt. Alle Vertheilung der Güter im Verkehr beruht auf dem entgeltlichen Austausche

derselben. Es gibt aber keinen Maßstab, mit dem oder an dem man ermitteln und messeu könnte, ob die thatsächlichen Preise bei diesem Austausche gerechte sind oder nicht. Ein solcher Maßstab ist am allerwenigsten möglich und denkbar für den Preis der menschlichen Arbeit" (I, 881). An der von dem hochangesehenen Nationalökonomen vertretenen Ansicht ist ja gewiß das richtig, daß sich die Antheile derjenigen, die zum Zustandekommen eines Produktes zusammenwirken, nicht mit mathematischer Genauigkeit bestimmen lassen. Der gerechte Arbeitslohn ist kein scharf fixirter Punkt, ebensowenig wie der Begriff Wärme oder Kälte an einen bestimmten Grad des Thermometers gebunden ist. Er ist vielmehr eine variable Größe, die eine gewisse Bewegungsfreiheit hat. Seit Alters haben daher die katholischen Moraltheologen den gerechten Preis in einen höchsten, mittleren und niedersten unterschieden. Aber es lassen sich immerhin ganz bestimmte Postulate der Gerechtigkeit geltend machen, die uns ein moralisch sicheres Urtheil über die gerechte Lohnhöhe gestatten.

Nochmals müssen wir auf Prof. Georg Adler zurückkommen, der das Problem der „Arbeitslosigkeit" untersucht, dasselbe in seiner drohenden Bedeutung für die Existenz und den Fortgang der Cultur schildert und die Mittel und Vorschläge der Abhilfe der Kritik unterzieht. Das Problem, das wie ein verhängnißvolles Fragezeichen auf unserer heutigen Gesellschaft lastet, hat im Großen und Ganzen bisher der Bemühungen der Lösung gespottet. Das Arbeitsleben des Mittelalters, wie es in der Zunftverfassung zur Entfaltung gelangte, kommt bei Adler nicht allzu glimpflich weg.

Ausgezeichnetes bietet auch der Artikel „Arbeitszeit". Was Prof. Böhmert über die Bedeutung der Sonntagsruhe sagt, muß jeden Christen mit aufrichtiger Genugthuung erfüllen. Deßgleichen ist die Thatsache freudigst zu begrüßen, daß in Deutschland ein allmähliches Zurückgehen der Arbeitszeit wahrzunehmen ist (I, 1012), wenngleich immer noch die Klagen über zu lange Arbeitszeit sich wie ein rother Faden durch die Berichte der Fabrikinspektoren hindurchziehen (S. 1016). Höchst charakteristisch für die Culturhöhe des „einigen Italiens", für die Kraft seiner Regierung und das Erfassen des staatlichen Wohlfahrtszweckes ist es, daß Italien unter allen Culturstaaten



die längste Arbeitszeit hat (1027), wie überhaupt seine ganze Arbeiterschutzgesetzgebung noch einen recht tiefen Stand einzunehmen scheint: „Die Arbeiterschutzeinrichtungen in Italien müssen als sehr zurückgeblieben gelten" (I, 563).

Von den Artikeln des zweiten Bandes seien wieder nur einige herausgegriffen: die sehr zeitgemäßen Abhandlungen über „Ausfuhrzölle" (Lexis) und „Ausstellungen" (Huber). Letzerer erläutert in fesselnder Form das Für und Wider des modernen Ausstellungswesens und hebt die Mängel hervor, an denen es krankt und eine Reform nothwendig geworden ist. Ebenso behandelt ein Phänomen des modernen Gesellschaftslebens die umfangreiche Abhandlung „Auswanderung", welche insbesondere darauf hinweist, daß alle Hypothesen hinsichtlich des wirthschaftlichen Vortheils oder Schadens, der durch die Auswanderung im Mutterlande hervorgerufen werde, sehr problematischer Natur seien (II, 87). Der moderne Kreditverkehr findet seine Darstellung in der großen Artikelserie, die das Bankwesen behandelt (S. 132—336), besonderes Interesse werden die Angaben über Spuren des Bankwesens im Alterthum finden. Eines Nachweises — der sicher mißlingen wird — entbehrt die auf S. 168 vorgebrachte Behauptung, der niedere Klerus hätte im Mittelalter den Fanatismus der Massen gegen die Juden entfesselt. Das Gegentheil ist richtig, die Kirche hat die Judenhetzen stets verabscheut, wenn sie auch vor dem Eingehen intimer Beziehungen mit dieser Nation wiederholt warnen zu müssen glaubte.

Dem Verständniß der heutigen Agrarfrage dient eine Reihe von Aufsätzen, die den Bauernstand historisch und statistisch behandeln (S. 338–464). Wenn der Bauernaufstand im 16. Jahrhundert als christlich-socialistische Bewegung bezeichnet wird (S. 437), so müssen wir abermals den Ausdruck aus dem Grunde beanstanden, weil „christlich" und „socialistisch" unseres Erachtens unvereinbare Begriffe sind, wenn man den Socialismus als das nimmt, was er dem allgemeinen Sprachgebrauche zufolge ist: principielle Leugnung der Berechtigung des Privateigenthums an Produktionsmitteln. Besondere Bedeutung verdienen noch die das „Bevölkerungswesen" behandelnden Artikel.

Aus dem dritten Band sei zunächst der gegenwärtig doppelt interessante Aufsatz über die „Chinesenfrage“ hervorgehoben. Es werden hier die Auswanderung der Chinesen in Länder mit moderner Volkswirthschaft und die sich daran knüpfenden Folgen erörtert. Von der Tragweite dieser Erscheinung sagt der betreffende Verfasser, das zu lösende Problem greife einmal tief in die Volkswirthschaft ein, indem die unglaublich niedere Lebenshaltung auch einen Druck auf die Löhne der zur weißen Rasse gehörigen Arbeiter ausübe; aber damit sei die Chinesenfrage noch keineswegs erschöpft, sondern dieselbe habe auch eine national-politische und social-ethische Bedeutung (S. 44).

Die heute mehr als je brennend gewordene Eigenthumsfrage wird in den zwei Artikeln: „Eigenthum in volkswirthschaftlicher und socialer Beziehung“ von dem jüngstverstorbenen Direktor des Statistischen Amtes H. von Scheel und „Eigenthum und Besitz“ von Rudolf Stammler, dem bekannten Verfasser von Wirthschaft und Recht Der Verfasser des ersteren Aufsatzes steht der sogen. Legaltheorie sehr nahe, nach welcher das Privateigenthum auf dem Willen der Staatsgewalt beruht, ein Standpunkt, der sich ja bei den Vertretern der modernen „autonomen“ Ethik sehr häufig findet. Das Privateigenthum könnte hienach ohne den Staat gar nicht bestehen. Dieser hat dann natürlich auch das Recht, dasselbe, wenn es ihm geeignet oder nothwendig erscheint, wieder abzuschaffen. Und wirklich gibt das v. Scheel auch vollständig zu: „Daß dem Staate diese Gewalt (aber das Recht?!) innewohnt, läßt sich doch gewiß nicht leugnen“ (II, 299). Aber es erhebt sich doch ein gewichtiges Bedenken: Wir wissen nicht, welche principiellen Argumente dann der Forderung des Socialismus auf Umgestaltung der heutigen Eigenthumsordnung entgegengesetzt werden könnten, besonders wenn dieser den Nachweis erbringen wollte, daß seine Art des Producirens wirthschaftlich den Vorzug verdiene. Der genannte Artikel von Stammler unterzieht den Eigenthumsbegriff einer — fast zu — kritischen Revision.

Aus dem reichen Inhalt des vierten Bandes sei zunächst hervorgehoben der Artikel „Gefängnißarbeit“, die eine so entgegengesetzte Beurtheilung in Theorie und Praxis findet; die

schwierige Materie „Geld“ hat der Wiener Nationalökonom K. Menger dargestellt. In die Bearbeitung des Artikels „Gesellenverbände“ haben sich der jüngstverstorbene socialistische Abgeordnete Dr. Schönlank in Leipzig und der hochverdiente katholische Pfarrer und Socialpolitiker Dr. Brüll (Godesberg) getheilt: man ersieht an diesen beiden Namen, daß die Redaktion in der Auswahl ihrer Mitarbeiter ganz frei und ohne Voreingenommenheit verfährt, getreu dem Programm, das für das Handwörterbuch maßgebend sein soll — Gerade bei der jetzigen politischen Lage in Deutschland, wo sich die Gemüther über die Nothwendigkeit bezw. Schädlichkeit einer Erhöhung der Getreidezölle erhitzen, wird die Artikelserie über Getreidehandel, Getreidepreise 2c. doppelten Interesses werth sein. Auf jeden Fall ist hier werthvolles und erschöpfendes Material zur Behandlung dieser heiklen Frage geboten.

Von anderen Artikeln sei hier noch genannt der Cyklus, der die Gewerkschaften und ihre Wirksamkeit zur Darstellung bringt. Neben dem für diese Frage als Autorität in Betracht kommenden Münchner Nationalökonomen Lujo Brentano haben zur tieferen Erkenntniß dieses so sehr aktuellen Gegenstandes vorallem noch Herkner (der bekannte Verfasser des Werkes über „Arbeiterfrage“ 2. Aufl. 1898) beigetragen.

Aus dem fünften Band sei vor allem der Artikel „Kapital“ herausgegriffen, der den ehemaligen Professor an der Wiener Universität und dermaligen österreichischen Staatsminister Böhm von Bawerk zum Verfasser hat. Es galt hier, den wissenschaftlichen Sprachgebrauch und die populäre Bedeutung des Wortes Kapital scharf auseinanderzuhalten. Wenn es auch der Verfasser vermeidet, all die zahllosen Definitionen von Kapital, wie sie im Laufe der Entwicklung der nationalökonomischen Wissenschaft gegeben wurden — bekanntermaßen wird geklagt, daß jeder Nationalökonom sich seinen eigenen Kapitalbegriff zurechtlege — aufzuführen, so vergißt er doch nicht zu erwähnen, daß auch im heutigen fast allgemein recipirten wissenschaftlichen Sprachgebrauch immer noch eine mehrfache Bedeutung des Kapitalbegriffes zu Recht besteht. Aber fast noch schwieriger ist der Begriff des „Kapitalismus“ zu formuliren. Wie über den Begriff „Socialismus“ ein sehr

verschwommener Sprachgebrauch herrscht, so auch über den des Kapitalismus und doch fühlt sich jeder berufen, über denselben zu reden. Es ist sehr dankenswerth, daß sich Böhm-Bawerk dieser mühevollen Aufgabe nicht entschlagen hat. Als kapitalistisch wird nicht blos eine Wirthschaftsordnung bezeichnet, in welcher das Kapital in privatem Eigenthum steht, sondern es wird einem solchen Wirthschaftssystem von seiten der Socialisten unterschoben, daß es nur durch Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft durch den Besitzer des Kapitals entstehen und aufrechterhalten werden konnte. Aber auch unseren Vorstellungen mischt sich, wenn wir das Wort Kapitalismus gebrauchen, der Gedanke von etwas bei, was nicht sein sollte, von Mängeln der heutigen Wirthschaftsordnung, die zu beseitigen wären. Es ist das Uebergewicht des Kapitals über die Arbeit, was den Kapitalismus ausmacht. Diesem Gedanken ist auch in dem in Rede stehenden Artikel Ausdruck gegeben: „Gewiß ist, daß sich dem Kapitalismus zahlreiche Unvollkommenheiten und Uebelstände nachsagen lassen, die auf die verschiedensten Lebensgebiete hinüberwirken."

Weitere Artikel von besonderem Belang sind die Abhandlungen über „Kapitalrentensteuer", in welcher auch die neueste Revision der Steuergesetzgebung in Bayern im J. 1899 gebührend berücksichtigt wird, sowie über „Kartelle", welche die „Coalition" des Kapitals bespricht. Ein bedeutsames Stück der Arbeiterwohlfahrtspflege behandelt der Artikel „Kinderfürsorge." Eine politisch wie wirthschaftlich gleichtief einschneidende Frage erörtert der sehr umfangreiche Aufsatz „Kolonien und Kolonialpolitik." Auf den Artikel über „Moralstatistik" sei noch besonders verwiesen.

Aus dem sechsten Band sei namentlich hervorgehoben die Artikelserie, die sich mit den verschiedenen socialreformatorischen Richtungen und Strömungen der Gegenwart befaßt. Sie enthält eine eingehende Darstellung auch der katholisch-socialen Richtung, wieder ein Beweis für den weiten Blick und die unbefangene Auffassung der Redaktion. Was aber noch besonders hervorgehobeu zu werden verdient, ist, daß diese Abhandlung nicht einen Bearbeiter gefunden hat, der auf einem entgegengesetzten confessionellen Standpunkt steht, sondern dem bewährten katholischen Socialpolitiker Dr. Brüll übertragen wurde.



Eine ganz hervorragende Bedeutung beansprucht auch der großartige Artikel über das Phänomen des Selbstmordes, das Unterstaatssekretär z. D. Prof. Georg v. Mayr bearbeitet hat. Derselbe begnügt sich nicht mit der Verarbeitung des bisher gewonnenen statistischen Materials, sondern gibt auch Fingerzeige, wo und wie dieselbe noch der Erweiterung und Verbesserung bedürfe, bezw. eine solche zu erweisen sei, um das unheimliche Phänomen noch schärfer wissenschaftlich zu erfassen.

Der siebente Band enthält nebst zahlreichen anderen Abhandlungen einen interessanten Artikel über das „Theaterrecht." Wenn hier noch der Artikel „Thomas von Aquino" genannt wird, so geschieht es nicht deswegen, weil der Referent den von ihm verfaßten Artikel besonders hervorzuheben wünschte, sondern deswegen, weil in der Aufnahme dieses Artikels in den Nomenclator des Handwörterbuches und der Uebertragung desselben an einen Katholiken ein deutlicher Beweis dafür liegt, wie sehr die Redaktion das ihr vorgesetzte Programm strengster Sachlichkeit und Unparteilichkeit zu befolgen bemüht war. Bereitwillig hat sie einen genügenden Raum zur Darstellung der socialen und wirthschaftlichen Anschauungen des Aquinaten zur Verfügung gestellt.

Wir beschließen damit unsere ja immer nur skizzenhaft gerathene Besprechung des Handwörterbuches der Staatswissenschaften in seiner zweiten Auflage. Dasselbe darf als „Standard work" bezeichnet werden und jedem, der mit den staatswissenschaftlichen Fragen sich beschäftigt, ist die Benützung desselben eine unabweisbare Nothwendigkeit.

Es darf noch der rasche glatte Fortgang erwähnt werden, den diese zweite Auflage dieses siebenbändigen Werkes genommen hat. In gut zwei Jahren war dieselbe beendet. Der rasche Fortgang zeigt, wie sehr die Mitarbeiter, Redaktion und Verlag sich ihrer Aufgabe bewußt waren. Sodann muß zum Schluß noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Verlagshandlung von Gust. Fischer in Jena den Preis des ungebundenen Exemplars auf 125 M. festgesetzt hat, daß sie sich aber vorbehält, nach Vollendung des Werkes eventuell eine Erhöhung des Preises eintreten zu lassen.

Dr. F. Walter.



L.

Tagesschriften.

(Hoensbroech-Pilatus; Mommsen-Pernter; Chamberlain.)

Was ist Wahrheit? Unter diesem Titel veröffentlicht „Pilatus“ eine Reihe von Briefen an den Grafen Paul von Hoensbroech.[1]) Diese Briefe waren zuerst in der Augsburger Postzeitung erschienen und erregten das größte Aufsehen. Nunmehr, da sie gesammelt vorliegen, wirken sie in ihrer Einheitlichkeit noch mit ungleich größerer Wucht, wie in den Spalten des Augsburger Blattes, das sich durch deren Veröffentlichung ein unbestreitbares Verdienst erworben hat. Ein besonderes Cachet erhalten diese Briefe durch folgende Feststellung des Verfassers (Seite 4): „Das erste Bedenken soll mich also nicht weiter beunruhigen. Jedoch ein anderes, weit gewichtigeres taucht in mir auf. Sie, verehrter Herr,[2]) wissen genau, daß ich nicht Ihre religiöse Ueberzeugung zu theilen vermag, daß ich nichts weniger als ein positivgläubiger Mensch bin, nicht einmal ein Hoensbroech'scher Christ; Sie wissen wohl auch, daß ich des öfteren mit Anhängern Ihrer Partei die Klinge gekreuzt und Hiebe gewechselt habe. Werden Sie dann nicht meinen Beistand als einen höchst unwillkommenen zurückweisen, werden Sie mir nicht entgegentreten und mir unwillig zurufen, — Graf Hoensbroech möge das harte Wort verzeihen — ‚apage Satanas‘! — Man sollte es fast meinen; und doch meine ich es nicht; Sonne und Schatten waren gleich vertheilt, die Waffen waren reinlich und blank und kein unlauter Fechterkunststück wandten wir Gegner an. Und ich meine, wenn der Kampf beendet und wir von der Wahlstatt nach Hause schritten, so — ich urtheile nur von mir aus — freuten wir

1) Pilatus, Was ist Wahrheit? Eine Frage gestellt an den Grafen Paul Hoensbroech. Augsburg 1902, Kranzfelder. 186 Seiten 8°.

2) Einleitender Brief an den Verleger.



uns des rechtschaffenen Streites, und nicht ungern gedachten wir des Feindes. So soll es auch sein, und gerade deßhalb komme ich zu Ihnen, denn ich sehe, daß heute ein Wegelagerer Ihr Palladium beflecken will, der mit vergifteten Waffen der Fälschung und Verleumdung wider Sie zu streiten kommt, der alle schlechten Instinkte der Menge wider Sie erregen will; deßhalb halte ich es für meine Pflicht, zu Ihnen, meinem Gegner, heranzutreten und zu sagen: ‚Laßt uns erst gemeinsam den traurigen Gesellen seiner Wege weisen und ihn nach Hause schicken, wie es sich gebührt; ist das geschehen, dann wollen wir weiter kämpfen, Mann gegen Mann, und keiner soll sich beklagen, daß ihn der andere schone‘. Wollen Sie in diesem Sinne meine Hilfe, deren Sie freilich kaum bedürfen, annehmen, so danke ich Ihnen herzlich.“

Mit allen Waffen der historischen Bildung und Kritik, der ätzenden Satire und der schneidenden Ironie, mit dem Tone väterlicher Bevormundung, ersprossen aus hundertmal überlegenem Wissen, mit der Fülle klassischer Reminiscenzen und sachlicher Bibelsprüche, mit geistreichem Stile und blühender Phantasie im besten Sinne ausgestattet, richtet Pilatus immer wieder seine schonungslose Frage: Was ist Wahrheit? an seinen Gegner. Wenn er oben von Fälschung und Verleumdung spricht, so erweist er diesen Vorwurf durch Thatsachen, einmal?, nein Dutzende von Malen. Wenn er Hoensbroech einen Wegelagerer nennt — natürlich im literarischen Sinne —, so weiß er diesen Wegelagerer dingfest zu machen und der historischen Gerechtigkeit zu überliefern. Wenn er den Apostaten einen traurigen Gesellen schilt, so bringt jede Seite des Buches der stichhaltigen Beweise eine Fülle.

Auch einer der Eideshelfer Hoensbroechs, Otto Helmuth Hopfen, wird in wissenschaftliche Behandlung genommen. Als ich seiner Zeit in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung die dröhnende Prosa Hopfens las, dachte ich mir: Das muß schon ein alter erfahrener Herr sein, daß er sich herausnimmt in solch hochmüthigem Tone über Hoensbroechs Gegner, über studentische Trinksitten und das Problem der Liebe in studentischen Kreisen zu Gericht zu sitzen. Durch Pilatus werde ich dahin belehrt, daß dieser Herr zum jüngsten Deutschland gehört, der



an Selbstbewußtsein ersetzt, was ihm an gereifter Lebenserfahrung mangelt. Im übrigen hat derselbe auf die sehr scharfen Feststellungen in den Pilatusbriefen auch nicht ein einziges Wort der Abwehr oder Rechtfertigung gefunden. Man ist darum berechtigt, anzunehmen, daß Hopfen diese ihn sehr bloßstellenden Feststellungen als berechtigte, weil bewiesene ansieht. Ob er wohl in Zukunft mit seinem Toben gegen „Pfaffen“ und „Römlinge“, wie er sich in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung so geschmackvoll ausdrückt, vorsichtiger sein wird? Zu wünschen wäre es, doch glauben kann ich's nicht.

Ich kann nur empfehlen, daß dieses Buch in die weitesten Kreise getragen werden möge, wenngleich der Eine oder Andere vielleicht hie und da eine Herabstimmung des lebhaften — oft sehr lebhaften — Stiles schon befürwortet hat. Naturen, die jedoch an sachlichem wissenschaftlichen Kampfe Freude haben, werden es kaum bedauern, daß der Verfasser mit dem Italiener sagt: Quando dico spada, dico spada; hai capito?

* * *

Eine Antwort[1]) an Mommsen aus der Feder eines hochangesehenen Naturforschers: „Voraussetzungslose Forschung, freie Wissenschaft und Katholicismus.“ Hofrath Dr. J. M. Pernter, ordentlicher öffentlicher Professor der Physik der Erde an der Universität in Wien und Direktor der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien, hat dieselbe nach Charlottenburg gerichtet. Wahrscheinlich wird Mommsen diese Schrift gar nicht gelesen haben, denn es entspräche das den Gepflogenheiten der liberalen Wortführer im Streite mit den Katholiken: Catholica ne legantur. Immerhin haben die kleineren Götter im Gelehrtenhimmel, vor allem aber die Drahtzieher bei dem Puppentheater der „voraussetzungslosen Bewegung“ sich um so eingehender damit befaßt. Ob man die geplanten Erwiderungen wohl drucken lassen wird? Ich bezweifle es und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man nach der glänzenden Niederlage des von Mommsen und Brentano geführten Heerhaufens der verwandten und verschwägerten Professorenschaft sich vermuthlich keine zweite holen will.

1) Wien und Leipzig, Braumüller 1902. 32 Seiten gr. 8.°

Die unangreifbare Logik Pernters, die nicht auf dialektische Kunststücke hinausläuft, läßt dem Gegner keine Hinterthüre zum Entschlüpfen. Es heißt da: Entweder — oder. In der denkbar sachlichsten und ruhigsten Form geht Pernter schrittweise voran, zerstört ein Phantom nach dem anderen und kommt dann mit der unangenehmen Frage nach dem Beweise für den urbi et orbi verkündeten Satz, daß die katholischen Gelehrten in ihrer Forschung behindert seien. Selten habe ich auf so wenigen Seiten eine vernichtendere Kritik der liberalen Theorien gefunden, wie in dieser Schrift.

Die Kölnische Volkszeitung[1]) erstattete ausführlichen Bericht über Pernters Vertheidigung und Angriff zugleich. Die Bohemia[2]) meint, daß „die Broschüre gewiß zur Klärung manches Mißverständnisses beitragen" werde, und daß sie „viele scharfsinnige Bemerkungen" enthalte. Gegenüber dem geschulten Logiker Pernter nimmt sich dann der weitere Satz, daß sich „gar manches Sophisma eingeschlichen" habe, zum mindesten komisch aus.

Während die katholischen Zeitungen die Ausführungen des Wiener Gelehrten mit ungetheiltem Beifall aufnahmen, hüllten sich die meisten „gesinnungstüchtigen" Zeitungen in olympisches Schweigen. Die Beilage zur Allgemeinen Zeitung[3]) macht eine Ausnahme. Unter dem Titel „Voraussetzungslose Forschung" — die Gänsefüßchen stammen vom Verfasser — spricht „Oenipontanus"[4]) etwa von der klaren Antwort Pernter's an Mommsen? Bei Leibe nicht! „Es ist nicht unsere Sache, uns mit dem ersten Theil der Schrift zu beschäftigen, die die ‚Freiheit' der katholischen Forscher nachzuweisen sucht; sofort soll zugegeben werden, daß im 20. Jahrhundert Pernter vielleicht nicht in die Lage kommen wird, in seinen Forschungen durch seine Weltanschauung gehindert zu sein, und da ein solcher Konflikt bei seinen meteorologisch-erdphysikalischen Studien auch bisher noch nicht vorhanden war, so kann er

1) Nr. 105 vom 3. Februar 1902.
2) Nr. 28 vom 29. Jänner 1902.
3) Nr. 30 vom 6. Februar 1902.
4) Oenipontanus und Professor Wahrmund in Innsbruck sind ein und dieselbe Person.

mit voller Ueberzeugung aussprechen, er glaube an einen solchen Konflikt nicht. Bekanntlich hütet sich die moderne Naturwissenschaft sehr, über die letzten Gründe des Daseins ‚Dogmen‘ aufzustellen, in der Ueberzeugung, daß dies heute nur Hypothesen sein können; so verträgt sich dieselbe viel besser mit katholischer Ueberzeugung als — die Geschichtswissenschaft. Im zweiten Theil wird die ‚freie Wissenschaft‘ umgrenzt, die auch die katholischen Forscher anerkennen und die nur durch die Herrschaft der Theologen-Schulen gefährdet sein kann.“

Das ist alles, was die Beilage bisher über die hochbedeutsamen Pernter'schen Ausführungen in den ersten beiden Abschnitten seiner Schrift gebracht hat. Man muß anerkennen, daß ein dürftigeres Referat an dieser Stelle nicht gut gegeben werden konnte. Mit einigen allgemeinen Sätzen von zum Theil höchst zweifelhafter Richtigkeit wird die Untersuchung bei Seite geschoben. Das verträgt sich mit objektiver Berichterstattung und sachgemäßer Kritik nach meinem Dafürhalten nicht. Pernter trifft dasselbe Loos wie Chamberlain, dessen Aufsätze „Der voraussetzungslose Mommsen“ und „Katholische Universitäten“ in der Wiener Zeitschrift „Die Fackel“ [1]) auch viel gelesen, aber ganz und gar nicht besprochen wurden. Zu letzterem Aufsatze, dessen Tendenz nur schwer erkenntlich ist, habe ich im letzten Hefte der Zeitschrift „Die Kultur“ [2]) Stellung genommen.

Erfreulich ist, daß Pernters Schrift sowie die Aufsätze Chamberlains dennoch viel gelesen werden, wenn man es auch nicht wagt, sich in der Oeffentlichkeit darüber zu äußern. Diese ganze Angelegenheit gehört in das Gebiet des liberalen Index librorum prohibitorum, weil sie dem liberalen Professorenring unbequem sind. Ich kann hier nur dem Wunsche Ausdruck verleihen, daß die Worte Pernters von den Katholiken beherzigt werden möchten und daß die Verbreitung der Schrift eine allgemeine werden möge.

* * *

Den Lesern der gelben Blätter ist es bekannt, welches Aufsehen es vor mehreren Monaten erregte, als ein großes

1) Herausgegeben von Karl Kraus; Wien Hetzgasse 4.

2) Herausgegeben von Franz Schnürer im Auftrage der Leogesellschaft.

Werk von Houston Stewart Chamberlain „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ erschien. Die Bruckmann'sche Verlagshandlung hat, ob aus eigner Initiative oder einem Wunsche des Verfassers entsprechend, weiß ich nicht, die meisten führenden katholischen Organe nicht mit Recensionsexemplaren bedacht. Soweit es mir bekannt geworden ist, hat dieses wenig objektive Verfahren selbstverständlich berechtigten Unwillen erregt. Meminisse juvat! Der Verlag hat sich nun ein unzweifelhaftes Verdienst erworben, daß er eine Anzahl kritischer Urtheile, die über das große Werk erschienen sind, in ein Bändchen zusammengefaßt, den Interessenten vorlegt. Vorausgeschickt sind dankenswerthe Notizen über den eigenartigen Lebens- und Studiengang des Verfassers, die allen Lesern hocherwünscht sind.

Der Vergleich zwischen den 19 theils ganz, theils im Auszuge veröffentlichten Besprechungen bietet des Lehrreichen viel. Ich hebe zunächst, zur Bestätigung des oben gesagten hervor, daß darunter nur eine aus katholischer Feder ist, nämlich diejenige von Ehrhard, der vermuthlich auch kein Recensionsexemplar erhalten hat. Des weiteren ist zu verzeichnen, daß sich die Besprechungen in vielen Punkten diametral gegenüberstehen. Bei dem gewollten Subjektivismus des Werkes kann das nicht weiter Wunder nehmen. Gänzlich ablehnend, das Buch als ein trauriges Machwerk ohne Geist und Wissen kennzeichnend, verhält sich der Kritiker der „Gesellschaft“. Hierbei ist zu betonen, daß die ausgesprochene Angriffsstellung Chamberlains gegenüber dem Judenthume den Kritiker zu dieser durch nichts gerechtfertigten völligen Verwerfung führt. Die eigenartige, selstverständlich nicht bewiesene, sondern nur „gefühlte“ Auffassung von der Bedeutung des Christenthums, die Chamberlain darlegt, fesselt durch ihre literarische Form, läßt aber in dem denkenden Geiste eine gähnende Leere zurück. Eine so wichtige und alles bestimmende Thatsache wird von den Kritikern nur ganz oberflächlich berührt, jedoch nicht gründlich auf den Mangel an Wahrheitsgehalt und folgerichtigem Denken untersucht. Das Schriftchen kann unzweifelhaft als eine Synthese des gährenden Denkprozesses in allen Lagern angesehen werden; Autorität gilt nicht mehr viel; schrankenloser Subjektivismus

mit Beimischnng einer gewissen Dosis von gewaltthätiger Heftigkeit wird auf vielen Seiten als Heilmittel für die Erlangung neuer Culturideale gepriesen, und Chamberlain kann sich rühmen, das Stichwort dafür ausgegeben zu haben. Ob aber auch nur einer von seinen Anhängern die analytische Feinheit und die synthetische Kraft dieses Schriftstellers besitzt, ob aber auch nur einer über diese Fülle von kritisch gesichteten Lesefrüchten und die Kühnheit des Gedankenfluges verfügt, darf billig bezweifelt werden. Die Fachgelehrten, die objektive Ergebnisse der Untersuchung mit Recht hochschätzen, werden von der Mißachtung der „Lehrsätze" durch Chamberlain abgestoßen, und die Dilettanten verfügen über eine zu beschränkte Kenntniß der gelehrten Resultate unserer Zeit, um dieselben überhaupt in die Erörterung ziehen zu können. Mit der Bildung des Conversationslexikons ausgestattet, wird man niemals ein Chamberlain. Er und sein Buch sind im vollen Sinne des Wortes Phänomene, die man lediglich beobachten und deren Ascension und Declination man berechnen und buchen kann, ohne sie im „System" unterbringen zu können. Die Wirkung dieser Phänomene wird eine ganz ausgebreitete sein; nach welcher Richtung sie sich verdichten wird, dürfte zur Zeit noch nicht abzusehen sein. Der in seinen Ueberzeugungen und seinem Glauben festgewurzelte Katholicismus hat von Chamberlain am allerwenigsten zu fürchten. Der große Schriftsteller kennt vom eigentlichen Wesen des Katholicismus auffallend wenig, wenngleich er scharfe Beobachtungen über die zeitlichen Erscheinungsformen, die Aeußerlichkeiten, desselben gemacht hat. Schon die geringe Kenntniß der technischen Bedeutung des theologischen Lateins ist als ein schwerwiegender Mangel zu bezeichnen, der ihm nicht selten den eigentlichen Sinn der Kundgebungen verschließt. Daraus folgt, daß seine Angriffe auf die Kirche und ihre Lehre in sehr vielen Punkten der eigentlichen Grundlage entbehren. Ehrhards Buch über den Katholicismus im zwanzigsten Jahrhundert wird Chamberlain mittlerweile die Augen über vieles geöffnet haben; es bleibt nur abzuwarten, ob er auch die entsprechenden Schlußfolgerungen zu ziehen gewillt ist.

Paul Maria Baumgarten.



LI.

Fürstbischof Roman Zängerle von Seckau.

(Schluß.)

Unter den sogenannten kirchlichen Reformen Josephs II. waren am einschneidendsten diejenigen, welche den Ordensstand und die Regulargeistlichkeit betrafen. Nichts hätte dem geistlichen Leben tiefere Wunden schlagen können; die Ordenszucht verfiel, der Ordensgeist entschwand gänzlich aus den oft nur wenige Mönche zählenden Klöstern. Schon die Nachfolger Josephs II. auf dem Kaiserthron hatten die Nothwendigkeit einer Reform der Klöster erkannt und einzelne Verordnungen erlassen, um wenigstens die ärgsten Schäden zu beseitigen; aber Verordnungen der weltlichen Gewalt konnten natürlich das Uebel nicht heilen. Um so weniger konnte der kirchliche Oberhirte, konnte ein Zängerle diesen Zuständen gegenüber gleichgiltig bleiben. Selbst ein Ordensmann und erfahrener Novizenmeister, machte er sich alsbald nach seiner Erhebung auf den Seckauer Stuhl an die Aufgabe, in die Benediktiner- und Cisterzienserabteien, sowie in die verschiedenen Convente des hl. Franciscus, welche der Klosteraufhebung des Kaisers Joseph II. entgangen waren, Zucht und Ordnung zurückzuführen. In der Art und Weise, wie der Bischof bei diesem schwierigen Werk der Ordensreform vorging, offenbarte sich seine bewundernswerthe Diskretion und Klugheit,



nicht minder seine väterliche Fürsorge und apostolische Festigkeit. In den drei ersten Jahren seiner Regierung besuchte er alljährlich jeden Convent und verweilte drei Tage daselbst, um den Zustand desselben im Allgemeinen und jedes einzelne Mitglied persönlich kennen zu lernen, und durch entsprechende moralische Einwirkung die Beseitigung der Schäden zu versuchen. Doch er gewann dabei die Ueberzeugung, daß es unter den obwaltenden außerordentlichen Umständen den Ordensleuten an der Kraft gebrach, aus sich selbst die Reform anzubahnen und durchzuführen. So sah sich Zängerle zur Anwendung außergewöhnlicher Heilmittel gezwungen. Unter Mithilfe der Regierung führten sie zum Ziel. Das Reformwerk gelang vollständig, nur ein Zweig der großen Familie des heil. Franciskus stieß zum Leidwesen des Oberhirten die helfende Hand hartnäckig zurück; doch nach Zängerle's Tod nahmen auch diese Ordensleute die Reform an. Wenn heute die Stifte und Klöster der Seckauer Diöcese sich durch ächtchristlichen Wandel auszeichnen und überallhin großen Segen verbreiten, so muß man sich dankbar daran erinnern, daß der große Bischof Zängerle in Gottes Hand das Werkzeug zu all diesem Guten war.

Einen Hauptgegenstand der Sorge des Fürstbischofs bildete der Weltklerus, in dem ja der Oberhirte seine ordnungsmäßigen, ständigen Gehilfen in der Leitung und Rettung der gläubigen Heerde findet. Auch hier war eine gründliche Reform vonnöthen. Zunächst war es gleich anfangs das sehnlichste Verlangen Zängerle's, ein Tridentinisches Knabenseminar zu besitzen, das einen Nachwuchs würdiger Priester und zwar in genügender Zahl liefern könnte; doch sah er sich vorerst außer Stande, persönlich auf die Verwirklichung dieser Absicht heranzutreten. Da sandte ihm die göttliche Vorsehung unerwartet Hilfe in der Person des bekannten Sebastian Job, Hofkaplans Ihrer Majestät der Kaiserin Carolina Augusta. Diesem selbstlosen



Priester ging die geistliche Noth und Verlassenheit der Bewohner Obersteiermarks, deren Zeuge er gewesen, so sehr zu Herzen, daß er eine ansehnliche Geldsumme, die Ersparnisse von zehn Jahren, dem Fürstbischof, seinem alten Freunde, mit der Bestimmung übergab, damit ein Knabenseminar für die Diöcese Leoben, die die Obersteiermark umfaßte, in's Leben zu rufen. Die Stiftung, „Carolinum" genannt, konnte schon im Herbst 1832 die ersten Zöglinge aufnehmen. Im Jahre 1841 gesellte sich dazu eine zweite Anstalt zur Aufnahme von Schülern aus der Diöcese Seckau, die Untersteiermark in sich schloß. Dieses zweite Seminar, „Augustinum" genannt, verdankte der Freigebigkeit des Fürstbischofs und den Beiträgen geistlicher und weltlicher Wohlthäter seine Entstehung. Beide Seminarien wurden später, wie auch die Diöcesen Seckau und Leoben, vereinigt und erfüllten des Bischofs Hoffnung, indem die Diöcese wenigstens niemals an äußerstem Priestermangel zu leiden hatte. Bis jetzt sind aus dem Seminar hervorgegangen: 1 Cardinal, 2 Fürstbischöfe, 1 Ordensgeneral, 7 infulirte Prälaten, 7 Domherren, 1 Ehrendomherr, ungefähr 40 Professoren und über 40 Doktoren der Theologie oder Philosophie. Auch dem Priesterseminar, das bisher einer rechten Ordnung entbehrte, wendete er seine besondere Sorge zu. Dasselbe ward von Zängerle neu organisirt, indem er ihm nicht nur im Jahre 1837 neue angemessene Statuten, sondern von Anfang an ausgezeichnete Direktoren, und zur Heranbildung der Seminaristen im geistlichen Leben ebenso hervorragende Spirituale gab. Einer dieser Spirituale war der durch seine ascetischen Werke weithin rühmlich bekannt gewordene Dr. Alois Schlör, der 1838 auf eine glänzende Stellung in Wien und auf noch glänzendere Aussichten verzichtete, und in die Diöcese Seckau übersiedelte, um „unter der weisen und väterlichen Leitung Zängerle's", seines ehemaligen akademischen Lehrers, seiner eigenen Heiligung zu leben und der Kirche zu dienen.

Der Fürstbischof blieb fortwährend in persönlicher Verbindung mit dem Priesterhaus; unter anderm hielt er den Alumnen wöchentlich zweimal wissenschaftlich-ascetische Vorträge, denen er die Pastoralregel des hl. Gregor zu Grunde legte.

Keine leichte Sache war es für Zängerle, den schon im Amte stehenden, älteren Seelsorgsklerus zu regeneriren und mit wahrhaft kirchlichem Geiste zu durchdringen. Diese Priester, die zum Theil ohne eigene Schuld die falschen josephinischen Grundsätze in den Schulen in sich aufgenommen hatten und vielfach durch ungünstige äußere Umstände auf Abwege gerathen waren, behandelte er mit väterlichem Ernste und mütterlicher Milde. Die Punkte, worauf er seiner eigenen handschriftlichen Bemerkung zufolge sein Hauptaugenmerk richtète, betrafen das Breviergebet, den Empfang des Bußsakramentes, das Gebetsleben und den Seeleneifer, den Besuch der Wirthshäuser, das Verhalten gegenüber dem anderen Geschlecht und die priesterliche Keuschheit. Seine persönlichen Ermahnungen und eindringliche Currenden und Hirtenbriefe blieben nicht fruchtlos; am meisten aber trugen die jährlichen Priesterexercitien, die er in der Diöcese einführte und an denen er regelmäßig in der erbaulichsten Weise selbst theilnahm, dazu bei, den Klerus umzugestalten und ihn wegen seines kirchlichen Geistes zu einem mustergiltigen zu machen, auf den ganz Oesterreich voll Hochachtung schaute.

Fehlte es in der ersten Hälfte der bischöflichen Regierung Zängerle's nicht an mannigfachen feindlichen Zusammenstößen der geistlichen und weltlichen Gewalt, so waren die letzten zehn Jahre derselben eine förmliche Kampfesperiode, so heftig und häufig war der Streit. Der kaiserliche Statthalter, Graf Wickenburg, war ein eingefleischter Josephiner und besonders seit 1835 leidenschaftlich darauf erpicht, die noch geltenden Gesetzesbestimmungen Josephs II., auch wo sie in die innersten



Angelegenheiten und die eigensten Rechte der Kirche eingriffen, buchstäblich in Anwendung zu bringen. Dem gegenüber stellte sich der Fürstbischof auf den principiellen Standpunkt der kirchlichen Selbständigkeit, fest entschlossen, die unwürdigen Fesseln abzuschütteln, die ein rationalistisches Staatskirchenthum der freien Braut Christi angelegt hatte. So nahm er, seinem Gewissen folgend, den unvermeidlichen Kampf mit den josephinischen Behörden muthig auf. Von seinen bischöflichen Collegen wagte es freilich anfangs keiner, mit ihm gemeinsame Sache zu machen, und so stand er in diesem Streite allein auf dem Schlachtfeld; aber auf die Treue des Klerus seiner zwei Diöcesen konnte er sich fest verlassen, und er wußte, daß Kaiser Franz I. gegen Ende seines Lebens und Kaiser Ferdinand I. guten Willens und nicht abgeneigt waren, der Kirche mehr Freiheit zu gewähren. Es handelte sich in diesen Kämpfen um das kirchliche Recht auf die christliche Ehe, namentlich um die gemischten Ehen, um die Ablaßverkündigung, um die Verhängung kirchlicher Strafen, namentlich der Excommunikation, um die Kirchenkatechese oder Christenlehre und um die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses. Wie erbittert und hartnäckig die staatlichen Behörden in Bezug auf die kirchliche Beerdigung den Kampf führten, wird durch die Thatsache beleuchtet, daß sie eine Leiche dreißig Tage lang unbestattet liegen ließen, um so den Fürstbischof, der nach den Gesetzen der Kirche ein kirchliches Begräbniß unbedingt verweigern mußte, zum Nachgeben zu nöthigen. Wenn die Regierungsbehörden den Fürstbischof gar zu sehr bedrängten und seine bestbegründeten Forderungen abwiesen, so pflegte er den kaiserlichen Schutzherrn der Kirche anzurufen. Kaiser Franz I. selber hatte dem Bischof noch vor seiner Weihe ausdrücklich aufgetragen, in allen wichtigen Anliegen sich unmittelbar an ihn zu wenden; in einzelnen Fällen geschah dies nicht ohne Erfolg; einmal gingen die Landesbehörden so weit, eine allerhöchste Entscheidung, die dem Oberhirten Recht gab,



einfach zu unterschlagen. Die mannigfachen Mißerfolge, die schweren Kränkungen seiner Person und Würde, die er von den Bureaukraten erfuhr, die Androhung der Gehaltssperre und alle sonstigen Bitterkeiten, die dieser Kampf ihm brachte, konnten den standhaften Fürstbischof nicht abhalten, bis zu seinem letzten Athemzug eifrig die gerechte Sache der Kirche zu verfechten. Doch das ganze falsche System des Josephinismus zu stürzen und zu begraben, das vermochte der einzelne Bischof nicht; dazu bedurfte es allerdings der gewaltigen politischen Bewegung des Jahres 1848.

Ein freundlicher Sonnenblick in dieser trüben, sturmumwölkten Zeit war für Roman die Feier seines goldnen Priesterjubiläums, die auf den 14. April 1844, den Guten Hirten-Sonntag, verlegt war und überaus glänzend begangen wurde. Zur innigen Freude des Jubilanten erschien sein Metropolit, Cardinal Fürst Schwarzenberg, bei der Feier; Alexander Fürst Hohenlohe, Großpropst von Großwardein, der aus Verehrung für Zängerle die Einladung zur Festpredigt angenommen hatte, war leider am Kommen verhindert; ferner betheiligten sich sämmtliche Zünfte der Stadt Graz, die hohen und niederen Schulen, die Geistlichkeit, der Stadtmagistrat und die hohen und höchsten Vertreter des Monarchen. Es zeigte sich bei diesem Anlaß, welche große Liebe, Verehrung und Hochachtung der Oberhirt bei seiner Heerde genoß. Seine Krone erhielt das Fest einige Wochen später dadurch, daß das Oberhaupt der Kirche, Gregor XVI., den apostolischen Oberhirten und wackeren, glaubensvollen Vorkämpfer für die kirchliche Freiheit, zum päpstlichen Hausprälaten, Thronassistenten und römischen Grafen ernannte.

Die Feier dieses Jubiläums und die päpstliche Ehrung waren der letzte irdische Trost, der den greisen Oberhirten auf eine neue Leidensperiode vorbereiten sollte. Nicht nur dauerten die Kämpfe mit der kirchenfeindlichen Regierung fort; es kamen über ihn bald ernste körperliche Leiden und der Schrecken der Revolution von 1848, die sein Ende be-



schleunigten. Schon am 14. November 1845 glaubte er mit seiner Umgebung, sein Tod stehe nahe bevor und ließ sich öffentlich die hl. Sterbsakramente reichen. Doch er erholte sich wieder, wenn auch sein Zustand stets bedenklich blieb. Bald kamen die Wirren und Gewaltthätigkeiten der Revolution. Wie anderwärts, so richteten auch in Graz die Aufrührer ihre Angriffe nicht bloß gegen die Regierung, sondern auch gegen die Religion. Der Fürstbischof hatte großes Leid. Am 15. März mußten die Jesuiten, um ihr Leben in Sicherheit zu bringen, die Hauptstadt Steiermarks heimlich verlassen; dann wendete sich der Fanatismus des Pöbels gegen die Redemptoristen, deren Loos indeß erst nach des Fürstbischofs Tod entschieden ward; auch die Karmeliten und das Seminar waren bedroht. Und gegen all diese Feindseligkeiten konnte oder wollte der Statthalter dem Fürstbischof keinen wirksamen Schutz bieten. Durch dies Verhalten des Gouverneurs ließ sich indeß der todkranke Oberhirt in seiner Treue gegen den Landesfürsten nicht beirren. In einem Rundschreiben vom 17. April mahnte er seinen Klerus, in der schwierigen aufgeregten Zeit den goldnen Mittelweg einzuschlagen und das Volk zu belehren, daß man Gott geben müsse, was Gottes, dem Kaiser, was des Kaisers sei. „Wir sind Freunde der Wohlfahrt unseres Vaterlandes", sagt der Bischof in seinem und seiner Mitarbeiter Namen, „dessen Ehre und erhöhten Glanz wir wünschen; wir sind auch Freunde der von unserem Kaiser zugesicherten Constitution — Freunde aller Stände und Mitglieder unseres Landes, die für den wahren Fortschritt im Guten eifern, für die wahre Wohlfahrt sich bemühen. Hier mitzuwirken, eröffnet sich dem Seelsorger ein weites Arbeitsfeld." Zängerle erkannte wohl, daß aus der politischen Bewegung auch für die Kirche bedeutende Vortheile erwachsen könnten, und so schloß er seine Currende, die letzte in der langen Reihe seiner oberhirtlichen Schreiben, mit dem Ausdruck der zuversichtlichen Hoffnung, daß sich die heilige



Kirche, wie aus so vielen früheren Trübsalen und Stürmen, so auch aus der gegenwärtigen Bewegung freier und glorreicher erheben werde.

Nur zehn Tage verflossen, nachdem der Fürstbischof die Friedensworte in seine weite Diöcese hinausgerufen, und er selbst ging in das Land des Friedens hinüber. Alle Kräfte zusammenraffend, vollzog er noch die bischöflichen Funktionen der hl. Woche, bis zum Charsamstag. Die Anstrengungen waren indeß zu groß; am Charsamstage konnte er nicht mehr in den Dom kommen; die Nähe des Todes fühlend, empfing er am Nachmittag die Sterbsakramente. Sechs Tage später, am 27. April, trat eine Lungenlähmung ein und endete sein thatenreiches Leben. Die irdischen Ueberreste des Fürstbischofs liegen im Dome in Graz begraben. Kein Monument bezeichnet seine Ruhestätte; doch was er in seinem Leben gewirkt, was er seiner Diöcese gethan hat, sichert ihm ein bleibendes Andenken.

Die äußere Erscheinung Zängerles war würdevoll und Ehrfurcht gebietend. Er war eine gerade, offene Natur und nichts haßte er mehr als Verstellung und Heuchelei. In Gesellschaft heiter und freundlich, zeigte er im amtlichen Verkehr mehr Ernst und Strenge. Ganz durchdrungen von den Pflichten seines heiligen Amtes, war er entschlossen und ernstlich bestrebt, sie voll und ganz zu erfüllen. Daß bei solcher Gesinnung die bischöfliche Regierung für ihn ein beständiger Kampf mit den Behörden sein würde, war ihm von Anfang an klar; er hatte deßwegen der Würde so lang als möglich zu entgehen gesucht. Nachdem er sich aber einmal zur Annahme entschlossen, wollte er kein halber sondern ein ganzer Bischof sein. Dies war der Sinn der Aeußerung, die er in einer Audienz beim Kaiser gethan haben soll: „Ich nehme das Bisthum an, wenn Ew. Majestät mir erlauben, als Bischof selig zu werden," sagte der ernannte Fürstbischof, worauf der Monarch erwiderte: „Ja, Sie sollen selig werden." Zängerle wollte dem allerhöchsten

Landesherrn zu verstehen geben, daß er seines hohen Amtes nur gemäß den Gesetzen Gottes und der hl. Kirche zu walten gewillt und sein Seelenheil durch Beobachtung der unkirchlichen Staatsgesetze nicht in Gefahr bringen wollte, — ein Vorsatz, dem er in allweg treu blieb. Seine treue Anhänglichkeit an den apostolischen Stuhl und seine loyale Ergebenheit gegen die habsburgische Dynastie waren über allen Zweifel erhaben. Allerdings war es ihm nicht gegönnt, seine Huldigungen dem obersten Hirten der Kirche persönlich darzubringen; andererseits ward seine Kaisertreue durch die Kämpfe nicht beeinträchtigt, die er für die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche gegen ungerechte Gesetze und mit kirchenfeindlichen Beamten zu führen hatte.

In seinem Privatleben leuchteten besonders hervor seine Frömmigkeit und Strenge gegen sich selbst, seine rastlose hingebende Pflichterfüllung, seine Demuth und Freigebigkeit und sein Gebetsgeist. Sein Leben trug ganz den Stempel des in der Jugend geschöpften Ordensgeistes. Bis ins hohe Greisenalter stand er täglich um vier Uhr Morgens auf und widmete sodann eine ganze Stunde der Betrachtung. Erholung gestattete er sich außer der nächtlichen Ruhe und der einfachen Mahlzeit nicht. Das kirchliche Fastengebot beobachtete Zängerle nach seiner ganzen Strenge bis einige Jahre vor seinem Tode. Er war von Natur zur Heftigkeit geneigt, aber unablässig bemüht, sein Temperament zu zügeln. Wie weit er es darin brachte, zeigt folgender Vorfall. Ein obersteierischer Pfarrer predigte bei einer bischöflichen Visitation in Gegenwart des Bischofs und einer zahlreichen Geistlichkeit über das dritte Kapitel des ersten Briefes des hl. Paulus an Timotheus, wo der Apostel die Eigenschaften eines wahren Bischofs schildert. Hierbei knüpfte der gegen den Oberhirten etwas gereizte Pfarrer an die einzelnen Eigenschaften die Frage: „Ist unser Bischof so?“ und beschuldigte ihn laut vor allem Volke der Pflichtverletzung und Ungerechtigkeit. Alles war entsetzt über diese Predigt.



Der Bischof hörte ihn ruhig an bis zum Ende und bemerkte ihm später nur: „Nach zehn Jahren lesen Sie diese Predigt noch einmal. Ich verzeihe Ihnen alles." Damit war die Sache abgethan. Seine Wohlthätigkeit war ganz außerordentlich; abgesehen von den großen Summen, die er zur Errichtung der religiösen Institute und Klöster verwendete, erhielten ungezählte Arme und Dürftige von ihm reichliche Unterstützung; unter Anderen wurden täglich von ihm drei und dreißig Arme verpflegt, die der Armenverein ihm bezeichnete. Zängerle war auch ein großer Beter; oft verweilte er stundenlang vor dem allerheiligsten Sakramente; täglich verrichtete er die Kreuzwegandacht und wohnte mit seinen Hausgenossen allabendlich der Litanei mit Segen und dem Rosenkranz in der bischöflichen Hauskapelle bei.

Der Grund aber, auf dem dies Leben des Gebetes, Opfers und segensvollen Wirkens ruhte, war der lebendige, felsenfeste Glaube. Zängerle lebte ganz aus dem Glauben, und darin liegt das Geheimniß seiner glänzenden Erfolge.

Wenn man den großen Mann und sein Werk, die Regeneration seiner zwei, fast die ganze Steiermark umfassenden Diöcesen Seckau und Leoben betrachtet, tritt unwillkürlich die mächtige Gestalt eines anderen Reformators der Steiermark vor das geistige Auge, das Bild des berühmten Fürstbischofs Martin Brenner, dessen Leben und Wirken der gegenwärtige Fürstbischof von Seckau, Dr. Leopold Schuster, so wahr, vollständig und anschaulich geschildert hat,[1]) und man fühlt sich angeregt, zwischen den beiden verdienstvollen Reformatoren eine Vergleichung anzustellen. Keiner von beiden gehörte dem Land, dessen Wohlthäter sie geworden, durch Geburt an; beide waren Söhne des

1) Fürstbischof Martin Brenner. Von Dr. Leopold Schuster, Fürstbischof von Seckau. Graz 1898. — Vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 124, S. 36—51, 77—90: „Fürstbischof Brenner und die katholische Reform in Innerösterreich". A. d. R.

biederen Schwabenlandes. Als Brenner im Jahre 1585 den bischöflichen Stuhl von Seckau bestieg, war das Land nahe daran, von der katholischen Kirche getrennt und seines alten Glaubens beraubt zu werden. Zur Zeit, da Zängerle den Hirtenstab ergriff, besaß das steierische Volk zwar noch den katholischen Glauben, derselbe war aber eingeschlafen und kraftlos geworden; religiöse Unwissenheit und Gleichgiltigkeit und infolge davon sittliche Ungebundenheit herrschten unter den Gläubigen und im Klerus. Im 16. Jahrhundert hatte die lutherische Irrlehre trotz dem besten Willen des Landesherrn, sie aus seinem Gebiete fern zu halten, doch Eingang und weite Verbreitung gefunden; der Verfall der Religiosität, wie er im Anfang des 19. Jahrhunderts zu Tage trat, war die Nachwirkung der unseligen Kirchenpolitik eines früheren Monarchen und der zum Theil noch fortbestehenden unkirchlichen Gesetze. Der „Apostel Steiermarks", Martin Brenner, unternahm und vollendete die Wiederherstellung des katholischen Glaubens im Auftrage und mit der kräftigsten Unterstützung des Landesfürsten und seiner Beamten. Dem Reformwerke Zängerle's aber standen gerade die Beamten und höchsten Staatsbehörden vielfach feindselig entgegen, während der Monarch, dessen Hilfe der Fürstbischof mehr als einmal vertrauensvoll anrief, wohl von gutem Willen beseelt war, jedoch nicht vermochte, sich ganz zur Höhe der kirchlichen Auffassung Zängerle's zu erschwingen, geschweige denn, ihm immer den erbetenen Beistand zu leihen. Und das Endergebniß der überaus anstrengenden Arbeiten und rastlosen Bemühungen beider Männer? Das siebzehnte Jahrhundert sah an seinem Beginn die siegreiche Rückkehr des katholischen Glaubens in das schöne Alpenland, das seitdem bis auf diesen Tag fest zur römisch-katholischen Kirche steht; das abgelaufene neunzehnte Jahrhundert aber war Zeuge einer herrlichen religiös-sittlichen Wiedergeburt im Volk und im Welt- und Ordensklerus, eines geistlichen Frühlings, dessen üppigsprossende Saaten, Zängerle's Werk,

unter seinen würdigen Nachfolgern mehr und mehr heranreiften und für die ewigen Scheunen des himmlischen Hausvaters eine reiche, goldene Ernte brachten. In Zeiten außergewöhnlicher Noth und Bedrängniß der Kirche waren die zwei Prälaten auf dem Seckauer Bischofsstuhl Männer, die die Zeichen der Zeit verstanden, sich rückhaltslos der heiligen Sache opferten und mit unerschütterlichem Glaubensmuth sich dem Feinde entgegenstellten. Darum ruhte Gottes Segen auf ihrem Wirken und triumphirte der Glaube. Möge nur ihr Geist stets den ganzen Episcopat des österreichischen Kaiserstaates erfüllen, dann braucht man für die Kirche in Oesterreich nicht zu bangen; sie wird aus allen Kämpfen siegreich hervorgehen.

S. P. K. E.

LII.

Was ist Reformation?

Seit einer Reihe von Jahrzehnten liest man nicht blos in Büchern akatholischer Richtung, sondern auch katholischer, das sprachlich minder elegant gebildete Wort Gegenreformation. Dies Wort an sich erregt Zweifel, ob dasselbe aus richtigem Verständnisse des Wortes Reformation hervorgegangen sei und gebraucht werde. Es verlohnt sich daher der Mühe, geschichtlich klarzustellen, was die Zeitgenossen selber, denen im 16. und 17. Jahrhundert das Wort Gegenreformation unbekannt war, unter dem Worte Reformation verstanden haben.

In der ersten Haupturkunde der kirchlichen Spaltung der deutschen Nation, der Augsburgischen Confession von



1530, kommt das Wort Reformation nicht vor. Die zweite Haupturkunde, der Augsburger Vertrag von 1555, den man den Augsburger Religionsfrieden genannt hat, prägt das Wesen der Sache aus, ohne den Namen auszusprechen. Erst der westfälische Friede von 1648 bringt eine offiziell giltige Definition, nicht freilich des Wortes Reformation, sondern des jus reformandi, des Rechtes zu reformiren.

Die Erörterung des jus reformandi zieht sich durch das ganze betreffende Kapitel,[1]) kommt jedoch am klarsten und bestimmtesten zum Ausdrucke in einem besonderen Paragraphen.[2]) Die Hauptstelle darin lautet: „Den unmittelbaren geistlichen oder weltlichen Reichsständen gebührt neben der durch das ganze römische Reich bisher geübten Praxis auch das Recht, die Religion zu reformiren. Den Unterthanen, wenn sie nicht ihrer Landesherren Religion sein wollen, ist vorlängst die Wohlthat des Abzuges vergönnt."

Der Kern dieser Darlegung hatte sich damals längst in die kurze Formel ausgeprägt: Cujus est regio, ejus est de religione dispositio, oder noch kürzer: cujus regio, ejus religio.

Zugleich jedoch wird in jenem Friedensartikel dem bisher geübten, der Landeshoheit anhaftenden Rechte des Reformirens eine Grenze gezogen, nämlich durch die Feststellung des Normaljahres 1624. Der kirchliche Besitz soll verbleiben, oder, den Umständen nach, hergestellt werden, wie ihn die Mitternacht des anbrechenden Jahres 1624 vorgefunden hat.

Jegliche Veränderung in der Religion, die bis dahin durch das Oberhaupt eines Landes vorgenommen war, mochte sie geschehen sein zu Gunsten der Augsburgischen Confession, oder zu Gunsten der Einen und allgemeinen

1) Instrumentum Pacis Osnabrugensis. Art. V.

2) A. a. O. XII, 30.



Kirche — wurde Reformation der Religion genannt. So im 16., 17. und noch im 18. Jahrhundert. Das Geschichtswerk von Häberlin-Senkenberg, das noch wohl Niemand einer Hinneigung zu katholischen Anschauungen geziehen haben wird, kennt noch im Jahre 1790 für das Walten Ferdinands II. in seinen Erblanden nur die Bezeichnung der Religions-Reformation.[1]) Das moderne Produkt des Wortes Gegenreformation ist daher, weil der Zeit selbst, um die es sich handelt, unbekannt, geschichtlich nicht berechtigt. Dazu bringt es die Gefahr mit sich, den Grund begriff, den das Wort Reformation damals wirklich hatte, zu trüben und zu verwischen.

Denn die Definition des jus reformandi in dem Osnabrücker Friedensinstrumente enthält kurz und klar die Unterordnung des Kirchenwesens unter die weltliche Gewalt. Um die Jurisdiktion handelt es sich, nicht zunächst um ein Dogma. Ein Nichtkatholik könnte meinen: eben dasselbe Recht würde ja auch den katholischen Landesfürsten zugesprochen. Aber der Unterschied ist fundamental. Die katholischen Häupter, die sich stützten auf das cujus regio, ejus religio, um ihre Unterthanen der Kirche wieder zuzuführen, wie der Herzog Albrecht von Bayern, der Erzherzog und spätere Kaiser Ferdinand II., stellten dadurch die Jurisdiktion der Einen und allgemeinen Kirche wieder her. In denselben ist der weltliche Fürst persönlich ein Laie, ist wie jeder andere Mensch der kirchlichen Jurisdiktion unterthan. Die protestantischen Fürsten errichteten Landeskirchenthümer und nahmen, ein Jeder für sich, als summi episcopi nati das Recht der Jurisdiktion über das Kirchenwesen an sich. Das ist das Wesen der Reformation.

Von diesen Fürsten oder den Gesandten derselben ging in Osnabrück jener Paragraph des jus reformandi aus.

1) Man sehe z. B. Band 21, 609.



Der erste kaiserliche Bevollmächtigte, Graf Trautmannsdorf, machte ihnen aus seiner Mißstimmung über die Eingabe kein Hehl. Er suchte abzuwenden, zu mildern. Es gelang ihm nicht. Am 19. Juni 1647 legte er in längerer Rede den katholischen Reichsständen die schwierige Lage dar.[1]) Nachdem er die Nothwendigkeit des Friedens, das allgemeine Verlangen nach demselben hervorgehoben, wies er darauf hin, daß jegliche Hoffnung auf eine günstige Gestaltung der Dinge schwinde. Die katholischen Reichsstände seien entkräftet, in ihren Residenzen in beständiger Gefahr der Gefangennahme, die Erblande des Kaisers erschöpft, Spanien, wie immer bisher, willig zu helfen, aber unvermögend durch seinen Krieg mit Frankreich. Daß diese letztere Macht der katholischen Sache im Reiche niemals Vorschub geleistet, sondern immer nur den Gegnern, lehre die Erfahrung. Dagegen liege es am Tage, daß die protestantischen Reichsstände ihre Forderungen stellen im Vertrauen auf die Hilfe der zwei fremden Kronen, Schweden und Frankreich. Daher möge man nachgeben und, um Schlimmeres zu vermeiden, den Frieden so annehmen, wie man ihn erlangen könne.

Dennoch willigten nicht alle katholischen Reichsstände ein; aber man ging über die sich sträubenden hinweg und fügte das Diktat der Reichsstände Augsburgischer Confession dem Friedensinstrumente ein. Die Benennung „evangelische" Reichsstände dagegen wurde abgelehnt, „weil in den Reichsabschieden nicht Herkommens".[2])

Jener Satz der protestantischen Reichsstände in Osnabrück, daß das jus reformandi bisher in der Praxis geübt sei, war nicht blos thatsächlich richtig, sondern dasselbe war auch längst in eine theologisch wissenschaftliche Form gekleidet, und zwar von der gewandtesten Feder der Partei, von Melanchthon. Dies erfordert einen kurzen Rückblick.

---

1) Meiern, Acta pacis W. t. IV, 621 u. f.

2) Meiern, Acta etc. II, 561.



Die Augsburgische Confession verlangt in ihrem Eingange, der Feder des kursächsischen Kanzlers Brück entstammend,[1]) von dem Kaiser die Verwendung bei dem Papste um die Berufung eines Generalconcils, mit starker Betheuerung, von dieser Bitte nicht ablassen zu wollen.

Noch vor dem Schlusse desselben Jahres 1530 traten die Häupter der Partei in Schmalkalden zusammen, und faßten dort unter anderem den folgenden Beschluß:[2])

> Es soll auch ein Jeder unter den christlichen Ständen bei seinen Gelehrten verfügen und daran sein, dieweil man sich aus etlichen Anzeigungen und Vermuthungen versieht, daß in kurzem ein Concilium ausgeschrieben werden möchte, daß sie mit Fleiß suchen der alten Concilien Constitutionen, auch die alten Decreta und wie die Väter der jetzt zwiespältigen Artikel halber gelehrt und gehalten haben. Auch welche für und wider uns sind. Item wie die alten christlichen Concilien gehalten sein und christlicher Weise gehalten werden sollen. Und so der Widertheil, als sich wohl zu vermuthen ist, ein päpstlich Concilium, darin der Papst das Haupt sein und allein die päpstlichen Bischöfe beschließlich stimmen sollen, wie denselben zu begegnen und abzuwenden sei.

Der langen Rede kurzer Sinn dürfte nicht zweifelhaft sein. Einen entsprechenden Gedanken hatte Martin Luther selber schon um einige Monate früher kundgethan, mit den Worten: „Wenn jene falschen Teufel so mit der Verheißung eines Concils spielen, so würde auch ich ähnlich mit ihnen spielen, indem ich vor ihren Drohungen Berufung einlege an jenes nichtige und niemals wirklich werdende Concil, damit wir inzwischen Frieden hätten.“[3])

Der Kaiser Karl V. dagegen, der von solchen Beschlüssen und Reden keine Kunde hatte, hielt unablässig fest an seiner Hoffnung, daß durch ein Concil alle Wirren

1) Förstemann I, 460.

2) Hortleder I, 1500.

3) De Wette IV, 89. Vom 13. Juli.

friedlich und gütlich beigelegt werden könnten. Bei allen Concessionen, die er im Angesichte der Gefahren vor Türken und Franzosen den Uebergriffen der protestantischen Reichsfürsten machte, behielt er immer vor: bis auf das Concil.

Der Papst Paul III. war für diese Bitte des Kaisers eifriger, als sein Vorgänger Clemens VII. gewesen war. Er berief das Concil nach Mantua 1537. „Es ward mir befohlen" — so beginnt Martin Luther seine Schrift dagegen, „Artikel unserer Lehre zu stellen, ob es zur Handlung käme, was und wieferne wir wollten oder könnten den Papisten weichen, und worauf wir gedächten, endlich zu beharren und zu bleiben."

Wie die Augsburgische Confession als fast ganz das Werk Melanchthons, nach seiner eigenen ursprünglichen Benennung derselben, eine Apologie war, so sind die Schmalkaldischen Artikel als völlig das Werk Luthers durchaus aggressiv.

Zugleich aber mußte der Ladung des Papstes zum Concil gegenüber bei den Reichsfürsten auch die Frage zur Sprache kommen, mit welchem Rechte sie als weltliche Obrigkeiten sich in die kirchlichen Angelegenheiten eingemischt hatten. Die Aufgabe, das Recht dazu bibelgemäß darzuthun, fiel der gewandten Feder Melanchthons zu. Sein betreffender Aufsatz [1]) trägt die Ueberschrift: De jure reformandi, und die weitere: An Principes debeant mutare impios cultus, cessantibus aut prohibentibus episcopis aut superioribus dominis. Diese Ueberschrift an sich selber liefert den Beweis, daß Melanchthon und demgemäß die gesammte Partei, als deren Wortführer er mit dieser Schrift auftrat, unter den Worten Reformiren und Reformation die Unterordnung des Kirchenwesens unter die weltliche Gewalt verstanden. Wie der Titel, den Melanchthon der

1) Corpus Ref. III, 240.



Schrift gegeben, nur die Fürsten kennt, nicht die Menschen oder Christen, die unter der Herrschaft dieser Fürsten leben: so ist auch in der langen Darlegung von einem Rechte der menschlichen Persönlichkeit, von einem Rechte der Individuen, eine eigene religiöse Ueberzeugung zu haben, oder dem von den Vorfahren ererbten Kirchenwesen anzuhangen, mit keinem Worte die Rede.

Die Schrift geht davon aus, daß die in dem Titel enthaltene Frage vielfach erörtert werde, und daß Manche behaupten: die Einrichtung des Kirchenwesens gehöre nicht vor die Laien, sondern nur vor die Bischöfe, und Niemand habe das Recht, sich in einen fremden Beruf zu mischen. — Dieser Meinung stellt Melanchthon zunächst einige Schlagsätze seiner Partei entgegen. Er beginnt: „Allen ohne Unterschied ist geboten, daß sie dem Evangelium glauben und es bekennen, mag die Autorität der Bischöfe dafür oder dawider sein.“ — Und weiter: „Wie ein Hausvater in seiner Familie eine Gotteslästerung nicht dulden darf, so noch viel weniger ein Fürst in dem Lande, welches ihm angehört. Denn wer nicht die rechte Lehre darbietet, oder fremden Blasphemien bei denen, welchen er vorsteht, nicht entgegentritt, der bekennt nicht, sondern scheint mit den Blasphemien einig zu sein. Darum muß der Fürst die gottlosen Culte abschaffen, und darf sich dabei nicht abschrecken lassen durch die Urtheile der Bischöfe, oder eines höheren Herrn (also des Kaisers), gemäß dem Spruche: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, und ferner: wenn Jemand Euch würde Evangelium predigen anders denn das wir Euch gepredigt haben, der sei verflucht.“

Es sind dies die zwei Bibelsprüche, Act. 5, 29 und Galater 1, 8. 9, namentlich der letztere, mit denen Martin Luther, seit seiner Begegnung mit Cajetan im Jahre 1518, jegliche Einrede gegen seine Meinungen niederzuschlagen wußte. Der Vorwurf des Apostels Paulus an die Galater dort bezieht sich auf diejenigen judaisirenden Prediger,



welche das ganze Gesetz Moses als auch für die Christen verbindlich geltend machen wollten. Martin Luther dagegen eignete das Wort des Apostels sich an zu Gunsten seines neuen Evangeliums der Rechtfertigung sola fide gegen die kirchliche Lehre der Rechtfertigung fide (charitate) formata. Er machte diesen Spruch zu seiner festen Burg. Von den zahlreichen Aeußerungen darüber mag hier nur eine folgen:[1])

Und Summa Summarum, wenn sie gleich viele hundert Sprüche aufbringen, flicken und plätzen sich mit denselbigen, deuten und ziehen sie, wie sie wollen oder können: so nehmen wir die Epistel St. Pauli wohl allein vor uns und stoßen sie alle mit einem einzigen Spruch, daß sie porzeln, da er spricht Gal. 1, 8: So Jemand Euch anders predigt, denn wir Euch gepredigt, oder anders denn Ihr gehört habt, der sei verflucht, es sei gleich ein Engel vom Himmel, oder wir selbst. — Hierauf stehen wir, hier sind wir, hier bleiben wir, darauf trotzen wir, und wollen sehen, was der Papstesel hierwider kann. Sie fliehen vor diesem Spruche und fallen gleich wie der Satan vom Himmel: es will ihn auch keiner beißen, noch anrühren, rauschen vorüber als brennte ihnen der Kopf, daß ihnen der Schweiß ausbricht.

Richtig dürfte allerdings sein, daß die literarischen Gegner Martin Luthers auf seine petitio principii, die im anderen Sinne gesprochenen Worte des Apostels Paulus an die Galáter für sein neues Evangelium zu verwerthen, niemals aufmerksam geworden sind und sie niemals erörtert haben.

Melanchthon übernahm den Gebrauch oder, richtiger doch, Mißbrauch dieser Worte von Luther, und übertraf ihn vielleicht noch in der Verwerthung. Denn es gibt von Anfang bis zu Ende seiner Laufbahn von ihm keine Hauptschrift, in der nicht der Spruch Gal. 1, 8 sich fände. In der uns hier vorliegenden Schrift de jure reformandi wendet er ihn dreimal an.

1) Walch XIX, 1664. Schrift von beiderlei Gestalt. Jahr 1528.



Melanchthon führt dann eine Reihe von Sprüchen aus dem alten Testamente an, welche, nach ihm, beweisen, daß die Fürsten das Recht und die Pflicht haben zu reformiren. Zuerst Psalm 2: Et nunc Reges intelligite, erudimini, qui judicatis terram: servite Domino in timore, exultate ei cum tremore, osculamini filium, ne quando irascatur Dominus. — Psalm 24: Aperite portas, Principes, vestras, ut introeat Rex gloriae. „Denn," setzt Melanchthon erklärend hinzu, „der Psalm redet hier zu den Königen und Herrschaften, die er mit einer üblichen Metapher die Thore der Welt benennt." Ferner Isaias 49: Et erunt Reges nutritores tui et Reginae nutrices. „Das bedeutet," erklärt Melanchthon, „Fürsten und Obrigkeit sollen den Dienst am Evangelium unterstützen und vertheidigen, und den Predigern ihren Unterhalt verschaffen. Denn darum hat Gott das Staatswesen verordnet, damit das Evangelium fortgepflanzt werden könne. Diesem Gebote müssen alle Gewalten sich fügen, auch wenn Oberherren (der Kaiser) und Bischöfe entgegenstreben."

Diese Verwendung der Worte des Propheten Isaias zu Gunsten des Eingriffes der weltlichen Gewalten in das Kirchenwesen hat damals viele Nachfolger gefunden. Dieser Verwendung steht entgegen, daß jene Worte des Propheten sich beziehen auf die Wiedererrichtung des jüdischen Staatswesens nach der Rückkehr aus dem Exil.[1]) Die Verbindung dieser Idee mit der Ausbreitung des neuen Evangeliums in Deutschland dürfte daher etwas locker sein.

Ueberhaupt liegt die Sache doch wohl etwas anders. Das vermeintliche Recht des Reformirens für die Fürsten und Obrigkeiten, mit nachfolgender Aneignung des Kirchengutes, auf Kosten der Gesammtheit der Unterthanen, wider den Willen der Autoritäten in Kirche und Reich, des Papstes und des Kaisers, gründete sich nicht auf Bibelsprüche, sondern

1) Vgl. C. A. Menzel II, 254.

auf die Macht der Fürsten und Obrigkeiten, welcher die theologischen Diener durch ihre subjektive Auslegung von Bibelsprüchen ein entsprechendes Colorit zu verleihen suchten.

Die Macht der Reichsfürsten und Obrigkeiten hatte jedoch noch eine Schranke. Sie waren nicht souverän. Ueber ihnen stand noch der Kaiser, der in seinem Krönungseide geschworen hatte, die Kirche und den Papst zu schützen, und der den Willen hatte, seinen Eid zu halten.

Wie haben nun damals selbst die Betheiligten, an denen sich diese Reformation vollzog, dieselbe aufgenommen? Das ist eine Frage, die, ungeachtet der vielen Bücher, die darüber geschrieben worden sind, dennoch recht oft einer klaren, bestimmten Antwort ermangelt. Ein erheblicher Faktor der Unklarheit scheint darin zu liegen, daß die Zeugnisse eines der hauptsächlichsten und in erster Linie mitwirkenden Zeitgenossen nicht zum Vollen berücksichtigt werden. Dieser Zeuge ist Martin Luther. In seiner Seele spiegelt der Reflex der Erlebnisse seiner Zeit sich wieder, und er gibt seinen Beobachtungen und Wahrnehmungen frischen, lebendigen, derben Ausdruck, sei es in seinen Briefen, seinen Predigten, seinen Vorlesungen. Der Grundton aller dieser Schriften ist die Klage über die Verachtung seines Evangeliums und die geringschätzige Behandlung der Prediger desselben. Nehmen wir ein Beispiel solcher Art aus der Zeit, in welcher die vorberührten Schmalkaldischen Artikel entstanden. Martin Luther redet in der Auslegung des Ev. Johannis 17, 6 wie folgt:

Wie es sich denn wohl ausweiset, wenn man in der Welt siehet, wie Wenige ihrer sind, die Christi Wort — nämlich das neue Evangelium der sola fides — lieb und werth haben, sonderlich wo große Gewalt, Weisheit, Heiligkeit u. s. w. regiert. Da ist kein verachteter, verfluchter Ding auf dem Erdboden, denn das liebe Evangelium. Das kann die kluge Welt so meisterlich tadeln, so höhnisch verspotten und verlachen, so giftig und spitzig schmähen und lästern, so grimmig und bitter verfolgen.



Summa, keiner Thorheit, keiner Untugend, keinem Irrthum ist man so feind wie Christo. Allerlei Rotten, Gotteslästerung, öffentliche Schande und Untugend kann man leiden, schweigen, beschönigen, schmücken, aber der Christus muß alles auf sich nehmen.

Offenbar redet Luther hier nicht von einer katholischen Bevölkerung, sondern von Kursachsen, wo sein Evangelium offizielle Geltung hatte.

Der Gedanke, daß die Vernunft nicht für das neue Evangelium spreche, kehrt bei Luther sehr häufig wieder. Im Jahre 1534 predigte er wie folgt:[1])

Ob man gleich Gottes Wort den Leuten klar und deutlich vorsagt, noch geht es der Vernunft nicht ein, sie glaubt es doch nicht, und muß deshalb das liebe Evangelium vor der Welt den Namen haben und behalten: es sei Ketzerei und eine Teufelslehre, damit man die Leute verführt und lehret sie, daß sie nichts Gutes thun sollen. Anders kann die Vernunft nicht urtheilen.

Wenn aber, wie Luther sagt, die Vernunft nicht anders urtheilen konnte, so dürften auch seine folgenden Sätze kaum anzuzweifeln sein.

Man sieht, sagt er,[2]) was weise und verständig, was groß und mächtig in der Welt, das verachtet das Evangelium, und läßt sich dünken, es dürfe sein nicht: sonderlich aber, was heilige Leute sind, die können nicht dulden, daß man ihre Werke und Verdienste verachte.

Und weiter:[3])

Es ist vor Augen: alle Fürsten (?), Obrigkeiten (?), und je weiser, frömmer, und ehrbaren Lebens sie sind, je ärgere, bittere und schwerere Feinde des Evangeliums.

---

1) Walch XIII, 528. Ueber Luc. 18, 31.

2) Walch XIII, 2551. Auslegung des Evang. Matth. 11, 25 f.

3) Walch XIII, 2251.



Ferner: [1])

Die Exempel, so uns in Händen gehen, lehren es wohl, daß es solche sein müssen, die da heißen fromme, löbliche Fürsten und Adel, ehrliche Bürger, gelehrte, weise, vernünftige Leute; aber wenn sie könnten die Evangelischen samt dem Evangelium mit einem Bissen verschlingen, so thäten sie es gern.

In Anlaß einer Theuerung sagt Luther in seinen letzten Lebensjahren: [2])

Deshalb findet man nun deren Viele, die da wünschen und begehren, daß es wieder in den alten Stand kommen, und daß sie dabei solch Glück haben möchten, wie man zuvor gehabt, und setzen noch diese Lästerung hinzu, daß sie sagen dürfen: es sei aus der Lehre des Evangelii nichts Gutes kommen, und überdies, so seien auch die Leute viel ärger und verrückter geworden, denn sie zuvor gewesen sind.

Demnach muß es einigen Zweifel erregen, ob die Errichtung des Landeskirchenthums, von dessen Nützlichkeit allerdings ein Reichsstand nach dem anderen sich überzeugte, von allen Unterthanen der jeweiligen Territorien mit Freuden begrüßt worden sei. Darüber redet Martin Luther im Jahre 1535 wie folgt: [3])

Wenn das Evangelium kommt, wenn die Predigt von dem Kinde Jesu angeht, da findet sich, daß man es greifen muß, daß die, so alle Welt zuvor für lebendige Heilige hielt, die größten Sünder, daß die Klugen die größten Narren, die Vernünftigen die Tollsten und Thörichtesten, die stillen und sanften Herzen die blutgierigsten Mörder sind, und daß gewißlich das Evangelium — (nämlich das neue der sola fides) — keine ärgere Feinde hat, denn was hochverständige, vernünftige, weise, tugendsame, heilige Leute vor der Welt sind. Wie man sieht, es seien Frau oder Mann, Bauer oder Bürger, Edel

---

1) Walch XII, 1251.

2) Walch II, 195.

3) Walch XIII, 256. Aehnliche Stellen sind Walch VIII, 441; IX, 404, 467, 573, 718.

oder Unedel, ja je höher sie mit solchen Tugenden geziert sind, je bittere Feinde werden sie und je heftiger toben sie wider das Evangelium — (nämlich das neue der sola fides).

Und weiter im Jahre 1538: [1])

Es sind nicht schlichte, geringe Leute, welche unsere Lehre verachten, lästern und verfolgen, sondern allermeist die Hochverständigsten, Gelehrtesten, und auch die da wollen die Frömmsten und Heiligsten sein. Das stößt ein schwachgläubiges Herz vor den Kopf, daß es anfahet zu denken: sollten denn so große Leute allzumal irren und alles falsch und verdammt sein, was sie thun und sagen, setzen und schließen? — Dawider stellt Christus hiermit — nämlich in Joh. 14, 17 — das Urtheil klar und dürr, daß wir dessen sollen gewiß sein.

Aus diesen Darlegungen Martin Luthers wächst die Frage empor, wie bei solchem Stande der Dinge die Erhaltung des Landeskirchenthumes möglich war. Auch darauf findet sich bei Martin Luther eine Antwort. In seiner Auslegung der Genesis in der letzten Zeit seines Lebens sagt er: [2])

Gott hat uns Geistlichen aus großen Gnaden eine Herberge verliehen und eingeräumt unter dem durchlauchtigsten Fürsten von Sachsen, dem Herzoge Johann Friedrich, Kurfürsten, und seinem Bruder, Herzog Ernst. Aber so gnädig, günstig und wohlthätig die Fürsten sich gegen uns erzeigen: so viel greulicher Haß, Ungunst und Verachtung findet sich an denen von Adel, an den Amtleuten, Bürgern und Bauern, welche, so es in ihrem Vermögen stünde, was sie wohl gern wollten, hätten sie uns vorlängst aus dieser Wohnung und Herberge vertrieben.

Endlich entschloß sich der Kaiser Karl V. durch die Macht der Waffen seine Autorität im Reiche herzustellen. Auch da noch kamen die rebellischen Fürsten ihm zuvor. Sie suchten, wie sie verkündeten, den „Carl von Gent auf, der sich Kaiser nennt“. Ihr Ungeschick war größer, als ihre

1) Walch VIII, 189. Auslegung von Joh. 14.

2) Walch I, 2444.



Uebermacht. Der Kaiser kam über sie und führte die zwei hauptsächlichsten Friedensstörer, den Kurfürsten Johann Friedrich und den Landgrafen Philipp, gefangen mit sich fort.

Dagegen vermochte der Kaiser nicht die alte Kirche herzustellen, vornehmlich deshalb nicht, weil der wichtigste Stand fehlte, der Priesterstand. Martin Luther hatte in seinen besseren Tagen, bevor der Erfolg ihm alle Schranken seines Ehrgeizes niederzubrechen schien, die Worte gesprochen: „So der priesterliche Stand und das Wort Gottes in seinem Wesen stehet, so grünt und blüht die Christenheit".[1]) Diesen treffenden Worten hat die Thätigkeit Martin Luthers nicht entsprochen: sein ganzes Leben war ein Kampf der Vernichtung gegen den Priesterstand. Im Jahre 1547 gab es in den Landeskirchenthümern keine Priester mehr. Sie waren abgefallen, verjagt, gestorben.

Der Kaiser versuchte durch ein anderes Mittel einstweilen zu helfen. Er verkündete das Interim. Der Plan desselben, an sich selber unzweckmäßig, rief noch dazu durch die Eigenmacht, mit welcher der Kaiser dabei vorging, den Conflikt mit dem Papst Paul III. hervor. Das Concil setzte seine Arbeiten nicht fort. Auf Paul III. folgte Julius III. Dann war beiderseitig der gute Wille zum Einlenken da und das Concil sammelte sich wieder in Trient.

Inzwischen aber spann sich das Gewebe des Verrathes derjenigen Häupter, welche für sich das Wieder-Erstarken der kaiserlichen Autorität fürchteten, des Königs Heinrich II. von Frankreich und des Kurfürsten Moritz von Sachsen und seiner Genossen. Sie erhoben sich wider den nicht gerüsteten, allzusehr vertrauenden Kaiser. Dazu rechneten die Bundesgenossen auf das Miteingreifen der Türken. Diese drei concentrisch wirkenden Faktoren, die rebellischen Reichsfürsten, der König von Frankreich, die Türkengefahr, erzwangen

1) Walch VII, 1149. Auslegung des V U. für einfältige Laien.



zuerst den Vertrag von Passau, der dann demjenigen des Augsburger Friedens, den man Religionsfrieden nannte, zur Grundlage diente.

Der Vertrag sprach, wie im Beginne gesagt, das jus reformandi nicht ausdrücklich aus; aber er enthielt es ohne eine andere Schranke als diejenige der zwei Confessionen: der alten Kirche und der Confession von Augsburg. Das Wort: katholisch — kommt in dem Vertrage nicht vor, weil die Reichsstände A. C. diese Benennung eben so wohl für sich in Anspruch nahmen.[1]) Sie waren, meinten sie, die rechten Katholiken.

Fortan also wurde dieses grausame Recht der Reformation nicht bloß thatsächlich wie bisher, sondern reichsgesetzlich ausgeübt. Die zahlreichen Exspektanten, die sich, in der Hoffnung, daß ein Concil ihnen die Befreiung bringen würde, dem Gebote der Machthaber gefügt hatten, mußten von da an auf alle solche Hoffnung verzichten. Und Schlimmeres noch stand bevor, nachdem der Kaiser Maximilian II., schwankend und unzuverlässig, wie er seine Lebtage hindurch sich bewies, von 1566 an geschehen ließ, daß auch die calvinische Richtung unter den Reichsfürsten die Dehnbarkeit der Augsburgischen Confession für sich in Anspruch nahm und demgemäß das jus reformandi für sich durchsetzte. Namentlich die Pfalz liefert dessen ein hervorragendes Exempel. Aber doch auch nur hervorragend wegen der wiederholten Wandlungen. Denn durchweg hat dies Princip die confessionelle Zerklüftung des einstigen römischen Reiches deutscher Nation geschaffen. Man hat jedoch, um sich die Sache klar zu machen, den Bestand ins Auge zu fassen, der sich ergibt,

1) Meiern, Acta pacis W. II, 659. Inmaßen ao 1555 des Königs Ferdinand I M. in § Nachdem aber u. s. w. unser Katholischen, das Wort katholisch hat auslöschen und dafür alte Religion setzen lassen müssen.

bevor der westfälische Friede dem Reformiren durch das Normaljahr 1624 eine Grenze gesetzt hatte.

In den größeren Ländermassen liegt das Verhältniß klar vor. Der Kaiser Ferdinand II. stellte durch die Ausübung des jus reformandi in allen seinen Ländern die Eine und allgemeine Kirche her. Kursachsen, nach einer bald vorübergehenden Schwankung zum Calvinismus, duldete innerhalb seiner Grenzpfähle weder einen Katholiken, noch einen Calviner. Kurbrandenburg, erst reichlich ein halbes Jahrhundert lutherisch, begann dann einen moderirten Calvinismus einzuführen. Die anderen norddeutschen Fürsten und Obrigkeiten der Städte hielten durchweg fest an dem einmal eingeführten Lutherthum.

Anders dagegen im Westen des alten Reiches, wo namentlich der schwäbische und der westfälische Kreis sehr zertheilt waren. In den Fürstbisthümern am Rheine und am Maine, die sich erhielten, blieb die katholische Religion aufrecht. In dem ehemaligen Erzbisthum Trier finden sich jedoch einige calvinische Dörfer. Es sind ehemalige pfälzische Enclaven. Der Markgraf Eduard Fortunatus von Baden kehrte zur katholischen Religion zurück und mit ihm sein Land. Ebenso der Graf Johann Ludwig von Nassau-Hadamar, der Graf Johann von Rietberg in Westfalen. Bemerkenswerth ist dort der doch nur kurze Stromlauf der Ems. Auf dem Boden des ehemaligen Fürstbisthums Münster entsprungen, sieht sie an ihren Ufern erst nur Katholiken, dann in der Grafschaft Tecklenburg Reformirte, dann in der Grafschaft Lingen Katholiken und Reformirte gemischt, in der einst Münsterschen Herrschaft Meppen nur Katholiken, endlich in Ostfriesland bald Reformirte, bald Lutheraner. Der Grund dieses letzteren Verhältnisses ist, daß dort gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts zwei Brüder regierten, der eine lutherisch, zu Spanien geneigt, der andere calvinisch, mit dem Oranier befreundet. Jeder von ihnen drückte den Ortschaften, über die er gebot, das



Gepräge seiner Meinungen auf. Aber man wird, nachdem drei Jahrhunderte darüber vergangen, keinem der jetzigen guten Leute dort streitig machen dürfen, daß er das, was er ist, aus eigener Ueberzeugung sei.

Wie im Kleinen, so im Großen. Nachdem der Augsburger Religionsfriede das Reformationsrecht gesetzlich festgestellt hatte, mußte jeder Widerspruch erlahmen. Man gewöhnte sich. Man vergaß die Klagen Martin Luthers über die Mißachtung seiner Zeitgenossen gegen ihn und seine Lehre. Er hatte ja doch auch aus der alten Kirche so manches Gute mitgenommen. Vor allen Dingen war da sein kleiner Katechismus, der fortan der eigentliche Kitt des positiven Lutherthumes wurde. Andererseits stumpfte die Schärfe der Sola-Fides-Lehre sich ab.

In neuerer Zeit heißt es bei einem protestantischen Professor der Theologie: „Die Rechtfertigungslehre Luthers ist in Deutschland nicht mehr vorhanden, und Niemand erschrickt darüber.“ [1])

Aber geblieben sind die Landeskirchenthümer, weniger durch innere Kraft, als weil das Gerüste fortbesteht durch dieselbe Macht, welcher sie ihren Ursprung verdanken.

Onno Klopp.

1) Zahn Th., Das apostolische Symbolum, 44.

LIII.

Sociologische Phantasien.

Es ist immer etwas Schönes um die Jugend mit ihrem kecken Wagemuth, der sie in himmelstürmendem Drang die schwierigsten Probleme in Angriff nehmen läßt; manches Urtheil, das schief ausgefallen und gegen das die wissenschaftliche Kritik Front machen müßte, läßt man gerne passiren mit dem lächelnden Hinweis auf jugendliche Unreife und jugendlichen Enthusiasmus und den nicht gar fernen Zeitpunkt, wo auch diese Dränger und Stürmer mit Scheffel sagen:

„Doch kamen auch wir an jenes End',
Zu wissen, daß Nichts wir wissen!
— Da hab' ich langsam das Roß gewendt
Und mich des Schweigens beflissen."

Anders aber als beim Einzelnen ist es bei einer ganzen Wissenschaft; auch einer jüngeren Wissenschaft hält man Manches zugute und läßt sie die kühnsten Hypothesen construiren, aber dann muß sie sich auch wieder auf sich selbst besinnen, wenn sie nicht in Mißcredit kommen will.

Zu den jungen Wissenschaften zählt die Sociologie, wiewohl nur der Name, den August Comte für die Gesellschaftswissenschaft geprägt hat, neu ist; denn im Grunde genommen handelt es sich um geschichtsphilosophische Untersuchungen, aber mit dem Unterschied von der seitherigen Geschichtsphilosophie, daß alles Metaphysische ausgeschlossen ist und lediglich das wirthschaftliche Leben als der bestim=

mende Faktor des geschichtlichen Werdeganges betrachtet wird. Diese Verbindung nun, welche die Sociologie mit der Entwicklungsidee eingegangen, hat sich als eine sehr verhängnißvolle Mesalliance herausgestellt, so zwar, daß die ernste Wissenschaft die Kinder, welche dieser Verbindung entsprossen sind, nicht als vollberechtigt in ihrem Kreise ansehen kann; hat sich doch die Sociologie von der Gauklerin Entwicklung zu den tollsten Excessen verleiten und durch den eigenen Windhund Phantasie durch Nacht und Hölle hetzen lassen. Und es muß schon recht arg sein, wenn ein begeisterter Anhänger derselben meint, sie sei „zu einem Sammelsurium der heterogensten Thatsachen geworden und zu einer Arena, in der sich alle Proletarier des Denkens lustig tummeln.“[1]) Indes hat Loria mit dieser Charakteristik der modernen Sociologie gar nicht so unrecht und ein Jeder, der das Studium sociologischer Werke in Angriff nimmt, darf das horazische Wort Nil admirari wohl beherzigen.

Am tollsten hat man es getrieben mit den Construktionsversuchen eines Entwicklungsganges der menschlichen Familie. Daß gerade sie in den Mittelpunkt sociologischer Forschungen gerückt ward, kann bei ihrer centralen Stellung im Gesellschaftsleben des Menschen nicht überraschen; während aber ernste Forscher sich bekennen zu der „Ueberzeugung, daß eine Entwicklungsgeschichte der menschlichen Familie zur Zeit nicht geschrieben werden kann“,[2]) sind andere, weniger bedächtige

1) Achille Loria, Die wirthschaftlichen Grundlagen der herrschenden Gesellschaftsordnung. Deutsch v. Grünberg. Freiburg-Leipzig 1895. S. 290.

2) Ernst Grosse, Die Formen der Familie und die Formen der Wirthschaft. Freiburg-Leipzig 1896. Vorwort. Das Buch schließt mit dem Eingeständniß: „Das volle wissenschaftliche Verständniß der Familienformen liegt auch am Ende unserer Arbeit immer noch als ein fernes Ziel vor uns. Wir müssen sogar gestehen, daß es uns niemals so ferne erschienen ist, als jetzt, nachdem wir einige Schritte auf dem langen Weg gethan haben, welcher zu ihm führt.“ S. 245.

Autoren fleißig an der Arbeit, „Entwicklungsgeschichten der menschlichen Familie“ zu schreiben.

Eine richtige Würdigung der Ehe ist nur möglich von deren Betrachtung als einer naturrechtlichen Institution; hiernach wäre es dann Aufgabe der Forschung, die Gründe der Entartung des ursprünglichen, weil naturgemäßen, Familienverhältnisses aufzuzeigen, die sie dann, wenn sie will, in den „Formen der Wirthschaft“ oder eingerissenen socialen Mißständen oder sonstwo finden mag. Ganz anders freilich verfährt die materialistische Sociologie. Ihr ist die Familie, welche das Christenthum gebracht hat, lediglich eine „historische Kategorie“, ein historisch Gewordenes, dessen Entwicklungsgang sie darlegen will. Dazu benützt sie vornehmlich zwei Quellen: die Eheverhältnisse der „wilden“ Völker, wie solche in den Berichten von Reisenden älterer und neuester Zeit geschildert werden, und die Gebräuche, wie sie bei Verlobung und Eheschließung bei den Natur- und Culturvölkern in Uebung sind; bei den letzteren werden dann diese Gebräuche als „Ueberlebsel“, „sociale Rudimente“ betrachtet, die sich aus der Urzeit erhalten haben; die Nomenklaturen der Verwandtschaftsbezeichnungen, die man ebenfalls als „Quelle“ hat verwerthen wollen, werden nur mehr als literarische Curiosität zu erwähnen sein.

Sehen wir uns diese Argumentationen auf ihre logische und historische Richtigkeit an.

Die Argumentation mit den Eheverhältnissen der Naturvölker ist kurz folgende: Was uns Reisende von Herodot und Strabo bis herunter auf die jüngsten „Afrikaner“ über Familienformen bei den von ihnen besuchten Völkern berichten, ist als Durchgangsstufe der ganzen Menschheit zu betrachten. Die einzige Differenz unter den verschiedenen Autoren dieser Richtung kann demnach nur darüber obwalten, wo die einzelne Eheform in die Entwicklungsreihe einzusetzen ist. Der Stammbaum der Ehe, wie er meistens angenommen wird, ist kurz folgender: Zuerst



herrscht eine wilde geschlechtliche Promiskuität bei den einzelnen Menschenhorden, darnach die endogame und exogame Ehe; aus dem allen Stammesangehörigen wohl bekannten, weil unzweifelhaften, Verhältniß von Mutter und Kind entsteht ein Mutterrecht (Matriarchat), mit dem sich vielfach die polyandrische Ehe, wie heute noch bei den Toda's, oder die Mota-Ehe der alten Araber, verbindet; der Uebergang vom Matriarchat zum Patriarchat ist gekennzeichnet durch die Entstehung des Privateigenthums und den Frauenraub, welcher durch den Brautkauf abgelöst wird; das Weib ist damit Eigenthum des Mannes geworden und ipso facto für die Reicheren der Weg zur Polygamie geebnet. Manche Völker sind auf dieser Stufe stehen geblieben, bei anderen erwies sich aber die Polygamie als unvereinbar mit der wirthschaftlichen Entwicklung und darum schritten sie zur monogamen Ehe weiter, welcher schließlich das Christenthum seinen Segen ertheilt hat. So nach den Darstellungen von Bachofen, Mac-Lennan, Morgan, Lubbock, Bastian, Giraud-Teulon, Lippert, Kohler, Post, Wilken, Hellwald u. a.

Aber, fragt man sich da verwundert, welche Gründe zwingen denn zu der Annahme, daß diese „wilden" Völker Repräsentanten des Urmenschen sind, und welche Gründe erheischen die Annahme, daß die sittlichen Zustände des nächstbeliebigen Volkes ein Durchgangsstadium der ganzen Menschheit sind, und wo sind die Beweise für den angeblichen Urhetärismus und die Existenz familienloser Völker, die mit jeder Bereicherung des ethnographischen Wissens mehr und mehr in das Reich der Fabel verschwinden? Auf all' diese Fragen erfolgt keine Antwort; immer nur Behauptungen, nirgends Beweise. Hat Virchow nicht Recht, wenn er einmal von einem „materialistischen Dogmatismus", und H. St. Chamberlain, wenn er von einem „ethnologischen Falschmünzerthum" sprach? Das beigebrachte erdrückende Thatsachenmaterial zwingt auch überzeugte Darwinisten zu dem Bekenntniß: „Es will mich bedünken, daß das einzige



Resultat, zu welchem eine kritische Prüfung der Thatsachen uns führen kann, die Erkenntniß sei, daß es aller Vermuthung nach in der Entwicklung der Menschheit kein Stadium gegeben hat, in dem die Einrichtung der Ehe nicht bestanden hätte, und daß der Vater in der Regel der Beschützer seiner Familie gewesen ist." Wenn Westermarck dann weiter meint: „die menschliche Ehe scheint somit das Erbtheil irgend welcher affenähnlichen Urahnen zu sein",[1]) so wollen wir ihm diesen Trost lassen.

Hier sei im Vorbeigehen gedacht des Versuchs, eine weitere „Quelle" für die Erforschung der ursprünglichen Eheverhältnisse zu finden in den Verwandtschaftsbezeichnungen der Naturvölker, jenes unglückseligen Versuchs Morgans, den man jetzt als eine „Jugendsünde der Sociologie" bezeichnet, der man baldiges Vergessenwerden wünscht (Grosse). Morgan hat nämlich ohne weiteres aus einem terminus cognationis auf thatsächlich vorhandene physische Verwandtschaft geschlossen und die so gefundenen Resultate als Beweise des Urhetärismus betrachtet. Wenn z. B. auf Hawaii die Schwägerin von dem Schwager auch Frau genannt wird, so soll das beweisen, daß in füherer Zeit der Schwager mit der Schwägerin sexuell zu verkehren pflegte. Indeß wurde Morgan nachgewiesen, daß auch auf Hawaii, von wo er seine Punaluafamilie importirt hatte, die Verwandtschaftstermini mit wirklicher Blutsverwandtschaft nichts zu thun haben, sondern vielmehr nichts anderes bedeuten, als die Beziehungen des Alters, Geschlechtes und der äußeren, zwischen dem Angeredeten und dem Anredenden herrschenden gesellschaftlichen Stellung,[2]) wie auch, daß innerhalb unseres Verwandtschaftssystems Bezeichnungen im Gebrauch sind,

1) Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe. Deutsch von Katscher und Grazer. Jena 1893. S. 45.

2) Vgl. Ziegler, Die Naturwissenschaft und die socialdemokratische Theorie. Stuttgart 1894. S. 59. Schneider, Die Naturvölker Paderborn-Münster 1886. II S. 477—478.

welche nicht immer den wirklichen Verwandtschaftsgrad zum Ausdruck bringen. Gebrauchen wir doch selbst Ausdrücke wie Onkel, Tante, Vetter, Schwager, Neffe und Nichte ohne Rücksicht auf den Grad der Verwandtschaft. Westermarck bemerkt in diesem Zusammenhang gegen Morgan: „Heute noch wird in Spanien der Urenkel eines Bruders Enkel genannt; im Bulgarischen, wie im Russischen, wird der Bruder des Vaters eines Vaters als Großvater, die Schwester des Vaters eines Vaters als Großmutter bezeichnet; das griechische ἀνεψιός scheint für Neffen, Enkel und Vetter in Anwendung gewesen zu sein: ›neef‹ bedeutet im Holländischen noch immer ohne Unterschied obige drei Verwandtschaften; im Vlämischen und Plattdeutschen bezeichnet das Wort „Nichte" ebensogut eine Base als eine Nichte, und Shakespeare spricht in seiner letztwilligen Verfügung von seiner Enkelin Susanna Hall als von „meiner Nichte." Gewiß wird Niemand diese Bezeichnungen als Reste aus alten Zeiten betrachten, in welchen thatsächlich eine Ungewißheit bezüglich der Verwandtschaft nach der von den Benennungen angedeuteten Richtung bestanden haben mag." [1]) Soviel über diese Argumentation Morgans. Vollends zeigt sich das ganz unlogische Vorgehen dieser „gelehrten Dichtung" bei der Ausdeutung der einzelnen Gebräuche bei der Brautwerbung, der Verlobung und Eheschließung.

Diese „socialen Rudimente" hat Tylor zuerst zu einer cause célèbre der sociologischen Forschung gemacht. Nach ihm hat man unter denselben zu verstehen „allerhand Vorgänge, Sitten, Anschauungen 2c., welche durch Gewohnheit in einen neuen Zustand der Gesellschaft hinübergetragen sind, der von demjenigen, in welchem sie ursprünglich ihre Heimat hatten, verschieden ist; und so bleiben sie als Beweise und Beispiele eines älteren Culturzustandes, aus dem sich ein

1) Westermarck, a. a. O. S. 92—93.



neuerer entwickelt hat".[1]) Nun ist gewiß nicht zu bestreiten, daß in den Kreisen des Volkes manche Gebräuche und Sitten sich fortererbt haben, deren Entstehung einer längst vergangenen Zeit angehört und die längst dem Bewußtsein jener entschwunden ist, welche diese Sitten und Gebräuche mitmachen. Der Entstehung dieser Gebräuche ꝛc. nachzugehen, ist Aufgabe der Culturgeschichte, und zwar eine recht mühevolle Aufgabe, denn es müßte dem einzelnen Gebrauch und seinen verschiedenen Formen durch die Jahrhunderte hinauf bis zu seiner Einführung nachgegangen werden. Ungemein bequemer ist es allerdings, die historischen Zeiten mit ihren diesbezüglichen Quellen gänzlich zu ignoriren und mit einem kühnen Sprung über diese geschichtlichen Zeiten hinwegzusetzen, um dann direkt mit der Urzeit anzuknüpfen und alles, was man als „sociales Rudiment" bezeichnet hat, als „Ueberlebsel" aus der Urzeit zu interpretiren. Das ist das Verfahren dieser Art von sociologischer Forschung. Ist aber ein solches Vorgehen nicht der äußerste Gipfel wissenschaftlichen Unfugs? Kein Kenner dieser Art von Literatur wird uns der Uebertreibung zeihen, wenn wir sagen, daß man sich bei der Lektüre dieser Ausdeutungen vorhandener Gebräuche manchmal erst besinnen muß, ob man wirklich ein „wissenschaftliches" Werk vor sich liegen hat und nicht vielmehr ein „Blatt für Humor und Witz".

Nur einige wenige Beispiele.

Da haben verschiedene Völker bei der Hochzeit die Ceremonie eines Scheinraubes der Braut, welche bei manchen Reitervölkern mit einer „Phantasia" verbunden ist; diese Ceremonie, deren Sinn auf der Hand' liegt, wird nun flugs zu einem Ueberlebsel aus einer Zeit, wo noch wirklicher Brautraub gang und gäbe und die eigentliche, allein giltige Eheform war. Mit Recht fragt bei solcher Auslege-

1) Bei Achelis, Moderne Völkerkunde. Stuttgart 1896. S. 246.

kunst Grosse: „Muß vielleicht auch unsere Hochzeitsreise als ein symbolisches Ueberlebsel eines ehemals zu Recht bestehenden Brautraubes erklärt werden?" [1]) Das wäre dann, um diese Frage Grosse's zu beantworten, etwa eine Reminiscenz an die Flucht des Brauträubers mit der Beute aus der Nähe des beleidigten Stammes, die Brautführer, wie Westermarck bemerkt (a. a. O. S. 423), eine Reminiscenz an die ehemaligen Helfershelfer des Bräutigams beim Raub und — sollen wir uns auch unter diese sociologischen Tausendkünstler mischen? — die Anrede, mit welcher vielenorts der Brautführer das neuvermählte Paar in seinem neuen Heim begrüßt, eine unbewußte Erinnerung an die flammende Triumphrede, mit welcher weiland der Stammeshäuptling den glücklich heimkehrenden Räuber am Eingang des Zeltdorfes begrüßt hat; die übliche Einladung der Honoratioren des Dorfes zur Hochzeit eine Reminiscenz an die Rolle, welche einst der Medicinmann und Häuptling unseligen Angedenkens dabei gespielt haben; das Stehlen des Schuhes der Braut, eine Sitte, die man in den verschiedensten Theilen Deutschlands beobachten kann, ein Rest der mit dem urzeitlichen Brautraub verbundenen Ausplünderung der Braut bezw. ihrer Eltern. Man sieht, die Sache ist kinderleicht, es bedarf dazu gar keiner wissenschaftlichen culturhistorischen Studien, auch nicht jenes scharfen Spürsinnes, der am Speck merkt, was die Schweine gefressen, es bedarf dazu nur einer gehörigen Dosis Phantasie, die man im Fall des Lahmens dieses Flügelrosses mit allerhand stimulantia zu neuen, noch erstaunlicheren Leistungen antreiben kann. Das aber ist die Arbeitsweise dieser Wissenschaft. Oder was ist es denn anders, wenn Hellwald uns allen Ernstes erzählt: „Selbst in Altbayern lebt die Sitte der Entführung noch in einem Hochzeitsspiel fort, welches der ‚Brautlauf' heißt; doch ist nach den Analogien, welche die vergleichende Völker-

1) Grosse, a. a. O. S. 106.



kunde bietet, nicht mit Grimm anzunehmen, daß um die Braut gelaufen wurde, sondern daß die Braut vor dem Bräutigam weglief."[1]) Und was soll man sagen, wenn derselbe Autor aus dem Umstand, daß in England noch im 19. Jahrhundert einige Fälle vorgekommen sind, in denen Männer ihre Weiber verkauft haben, die Schlußfolgerung zieht: „Unstreitig hat man es hierbei mit einem im Volke haften gebliebenen Reste früher allgemein giltiger Rechtsanschauungen zu thun"?[2])

Den Record in dieser Art von Exegese hat aber unstreitig Lippert in seiner Culturgeschichte (II, 93) geschlagen, mit der Erklärung der vielenorts vorkommenden Abneigung gegen die — Schwiegermütter, von der man sich ja für unser Volk überzeugen kann durch einen Blick in die — „Fliegenden Blätter". Diese schiefe Stellung der Schwiegermutter datirt nach Lippert, dem es Hellwald ohne Beanstandung nachschreibt, aus jenen Urzeiten, da der Brautraub abgelöst wurde durch den Brautkauf. Auf dem Brauträuber lastete die Blutrache, von der er sich loskaufte durch Zahlung einer Summe an den Brautvater. Damit ging nun die Pflicht der Blutrache auf die Brautmutter über und blieb naturgemäß unvollstreckt. „Darum wurde die ‚Schwiegermutter' ein lebender Protest der neuen Ordnung, und zwischen ihr und dem Schwiegersohne, dem Räuber ihrer Tochter, dauerte die unversöhnte Feindschaft fort. Eine Erinnerung an diese Zustände lebt offenbar in den Sprichwörtern fast aller Völker fort, worin die Schwiegermutter in ein nichts weniger als günstiges Licht gestellt wird. Gesittete und ungesittete Völker haben an der Schwiegermutter etwas auszusetzen, ja bei einigen sind beide Theile völlig von einander geschieden und gerathen niemals in Berührung mit einander."[3])

1) Friedrich v. Hellwald, Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwicklung. Leipzig 1889. S. 300.

2) a. a. O. S. 318.

3) Hellwald, a. a. O. S. 289—290.



Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß all' diese Gebräuche, Symbole u. s. w. sich ganz ungezwungen aus dem der Ehe zu Grunde liegenden Gedanken des Uebertritts der Frau aus ihrer bisherigen Familie in die des Mannes erklären lassen, ohne daß man den weiten Umweg durch die prähistorischen Zeiten zu machen hat. Diese „Wissenschaft" möge aber das Wort Grosse's wohl beherzigen: „Wenn die Sociologie so eifrig fährt, alle möglichen Erscheinungen in Symbole umzudeuten und diese sodann wieder auszudeuten, so wird sie ohne Zweifel noch auf ganz andere Erkenntnisse gerathen." [1]) Das aber steht fest: Dieser „Wissenschaft" müssen wir ein für alle Mal das Recht absprechen, über den „Köhlerglauben" der Kirchlichen zu witzeln; wenn irgend etwas als „Köhlerglaube" bezeichnet werden muß, so der Glauben dieser Sociologen an die Ausgeburten ihrer dichtenden Phantasie; der Gesammteindruck der Lektüre ihrer Werke läßt sich zusammenfassen in das Psalmwort: Narraverunt mihi fabulationes.

Doch die Sache hat eine gewaltig ernste Seite und nur diese kann es rechtfertigen, die Leser dieser Zeitschrift mit diesen „fabulationes" zu behelligen.

Wenn nämlich die Ehe nur ein historisch Gewordenes ist, wenn für ihre Form maßgebend sind die wirthschaftlichen Verhältnisse, dann gibt es keinen sittlichen, absolut giltigen Maßstab für die Beurtheilung der Ehe; dann aber ist auch Niemand berechtigt, einen sittlichen Tadel auszusprechen über die Anhänger, theoretische und praktische, einer, wenn wir so sagen dürfen, neuen Colonialmoral; der „Tropenkoller" ist dann ethisch einwandfrei und gewisse „Afrikaner" können auf die Ethik sich berufen. Da plaidirt Paulsen für eine jeweils verschiedene Moral. „Wie für den Engländer und den Neger eine verschiedene Diätetik gilt,

1) Grosse, a. a. O. S. 106.



so auch eine verschiedene Moral, die ja nach unserer Auffassung nichts Anderes ist als eine das ganze Leben umfassende Diätetik", [1]) und Hellwald vertheidigt mit cynischer Offenheit eine „Ehe auf Zeit" zwischen weißen Männern und eingebornen Mädchen. „Es geht nicht an, diese Verhältnisse, wie gar mancher vielleicht zu thun geneigt wäre, kurzweg als sittliche Verderbtheit zu brandmarken, kaum beim Weißen, der sich in einer Zwangslage befindet, am allerwenigsten bei den Eingebornen, deren Anschauungen hinsichtlich des Bundes der Geschlechter noch in viel älteren, weniger gereiften Begriffen wurzeln." [2]) Was aber soll bei solchen Lehren noch die christliche Mission wirken??

Und noch ein Anderes. Wenn die Ehe eine „historische Kategorie" ist, ein Produkt der seitherigen Entwicklung, was will man dann denjenigen entgegenhalten, welche eine Weiterentwicklung der jetzt bestehenden Ehe heischen und die Ehe als „widernatürliches Joch" bekämpfen? Da ist Le Bon der Meinung, daß die europäischen Gesetze in Zukunft Vielweiberei gestatten, und Letourneau, daß wir die Monogamie „nicht als die ultima Thule in der Entwicklung der Eheschließung betrachten dürfen". [3]) Und Herbert Spencer, der hier natürlich nicht fehlen darf, meint:

„Wie die Monogamie wahrscheinlich eine höhere Stufe erreichen wird, indem die öffentliche Meinung verlangt, daß

1) Paulsen, System der Ethik. 5. Aufl. Berlin 1900 I S. 19.

2) Hellwald, a. a. O. S. 444. Ueber die „Zwangslage des Weißen" wird in der Anmerkung ausgeführt: „Die Erfahrung hat gelehrt, daß Europäerinen, falls ihnen nicht ein ganz außerordentlicher Comfort zur Verfügung steht, das Klima der Tropen sehr viel schlechter als ihre Männer ertragen, daß sie nach jeder Geburt leicht dahinsiechen und vor allem bestürzend schnell altern. Alle wirklichen Verheirathungen weißer Männer mit schwarzen Frauen haben aber stets früher oder später zu einem schlimmen Ende geführt."

3) Vgl. Westermarck a. a. O. S. 511—512.



Niemand eine gesetzliche Verbindung eingehe, sofern dieselbe nicht eine natürliche Verbindung repräsentirt, so wird es auch wahrscheinlich dahinkommen, daß man das Fortbestehen des gesetzlichen Bandes für ungehörig halten wird, wenn das natürliche Band nicht mehr vorhanden ist. Denn wenn, so lange die dauernde Monogamie in der Entwickelung begriffen war, die Vereinigung durch das Gesetz als der eigentlich wesentliche Theil der Ehe, die Vereinigung durch gegenseitige Zuneigung aber als unwesentlich betrachtet wurde, und wenn gegenwärtig noch die Vereinigung durch das Gesetz (sic!) immerhin für wichtiger gilt, als die Verbindung durch Zuneigung, so darf man doch heutzutage schon in der vermehrten Leichtigkeit der Ehescheidung einen Hinweis darauf erblicken, daß über kurz oder lang wahrscheinlich eine Zeit kommen werde, wo man die Vereinigung durch Zuneigung für in erster Linie wichtig, die Vereinigung durch das Gesetz aber für nebensächlich halten wird, wo also auch solche eheliche Verhältnisse, in denen das Band der Zuneigung geschwunden ist, keine Billigung mehr finden werden." [1])

Daß der Socialismus mit diesen Theoremen der Wissenschaft auf's innigste Fühlung genommen, ist bekannt. Es ist eine bedenkliche Kurzsichtigkeit, wenn man glaubt, diese unbequemen Consequenzmacher in die Schranken zurückweisen zu können mit dem Hinweis, daß ein *dauernder* Culturfortschritt nur mit der Monogamie möglich und nachweisbar sei, und daß die monogame Eheform die ständige Begleiterscheinung einer *beharrenden* Cultur sei.[2]) Als ob die Socialisten nicht eben der Meinung wären, *diese* Cultur, wie sie jetzt besteht, sei nichts anderes werth, als daß sie zu Grunde geht. Und ist denn die westeuropäische Cultur unvergänglich, überhaupt eine Cultur? Hat nicht

1) H. Spencer, Principien der Sociologie, deutsch von Vetter. Stuttgart 1887. II, S. 373. Vgl. auch Hellwald a. a. O. S. 578—581.

2) Vgl. L. Stein, Die sociale Frage im Lichte der Philosophie. Stuttgart 1897. S. 78.



ein Macaulay der Möglichkeit Ausdruck gegeben, daß einst ein Europareisender aus Neuseeland inmitten einer großen Wüste auf einem zerstörten Pfeiler der London-Bridge sich niederläßt, um die Ruinen von St. Paul zu zeichnen? Unvergänglich, weil immer wieder in der Lage auch aus schweren Krisen sich zu erheben, ist nur jene Cultur, welche in den unvergänglichen Wahrheitsschatz des Christenthums ihre Wurzeln hinabtreibt. Lehren aber, welche alle ethischen und religiösen Ideale in der Retorte der Entwicklung zu Entwicklungsprodukten auflösen, sind, auch wenn sie sich mit dem erborgten Mantel der Wissenschaft umkleiden, nicht im Stande, eine Cultur gegen die schlammigen Fluthen des praktischen Materialismus zu schützen.

Dr. Franz Meifert.

LIV.

Schlußband der Biographie Montalembert's.[1]

(1850—1870.)

Den beiden ersten Bänden dieses mit ebensoviel Begeisterung wie feiner Maßhaltung abgefaßten Werkes haben wir nach Gebühr eingehende Besprechungen in diesen Blättern gewidmet.[2]) Wenn der emsige Verfasser trotz der Ungunst der Zeiten, welche in Folge bitterer Maßnahmen der französischen Gesetzgebung auf den kirchlichen Orden drückend, ja

1) R. P. Lecanuet, prêtre de l'oratoire. Montalembert. Tome III. L'église et le second empire (1850—1870). Deuxième mille. Paris. Ch. Poussielgue. 1902. 8°. XII. 492 pag. (Frcs. 5.) Mit zwei Lichtdrucken Dujardin, darstellend das Brustbild Montalembert's (1860) und sein Schloß La Roche en Breny.

2) Bd. 119 (1897) 63—76. 138-143 Bd. 123 (1899) 237—255.

erdrückend und zermalmend lasten, dennoch nicht erlahmte, sondern von hoher Begeisterung getragen, seine lehrreiche Arbeit glücklich zu Ende führte, dann sind ihm Mit- und Nachwelt zu um so lebhafterem Danke verbunden. In der That hat er auf einen solchen in verstärktem Maße ein Anrecht, da in der Behandlung der mit 1850 anhebenden Periode im Leben Montalemberts nicht wenige Fragen von zarter Natur der Beleuchtung bedurften, nicht wenige Persönlichkeiten auftreten, die eine taktvolle Rücksichtnahme erheischen. Nicht als wenn der Verfasser auch nur im geringsten auf Kosten der großen Lehren, die Leo XIII. dem Geschichtsschreiber vorgezeichnet, gearbeitet hätte. Ungeschminkt stellt er die Wahrheit dar. Das gilt von Rom und Paris, von München und London, von Montalembert und Napoleon III. Indeß neben der Gerechtigkeit hat Lecanuet auch die Liebe walten lassen, Gefühle geschont, die man nicht ohne dringenden Grund verletzen soll, und Personen Rechnung getragen, die sich noch unter den Lebenden befinden.

Wie bei den vorletzten Bänden, so befand der gelehrte Verfasser sich auch jetzt wieder in der beneidenswerthen Lage, aus dem Vollen schöpfen zu dürfen. Das Archiv der Familie Montalembert stand ihm offen zu freier Verfügung. Ihnen durfte er so viele kostbare, ja überraschende Schreiben entnehmen, welche die Stellung Montalemberts zu den politischen, kirchlichen und literarischen Größen in Frankreich, England, Spanien, Italien, Deutschland und dem fernen Ungarn beleuchten. Pius IX., Cardinal Antonelli, Cavour in Italien; Louis Napoleon als Präsident der Republik und selbstherrlicher Kaiser, eine lange Reihe von befreundeten und gegnerischen Bischöfen, wie von Vertretern der Wissenschaft, der Kunst, der Parlamente und der Presse in Frankreich; Reichensperger und Döllinger in Deutschland, Eötvös in Ungarn, Manning und De Lisle in England — sehen wir zu Montalembert in den bedeutendsten Fragen des Lebens Beziehungen unterhalten. Gerade diese herrlichen inter-



nationalen Beziehungen stellen die Vielseitigkeit des edlen Grafen in das hellste Licht und verleihen der Lebensbeschreibung weit über die Grenzen Frankreichs hinaus eine wahrhaft katholische Bedeutung. Auch das für die beiden ersten Bände stark benützte geheime Journal, welches der Graf mit lobwürdiger Zähigkeit fortsetzte, spielt im dritten Bande eine nicht minder bedeutende Rolle. Für die richtige Werthschätzung seines Verfassers bildet es eine der vornehmlichsten Quellen, ohne deren Kenntniß die allerbedeutendsten Thatsachen in seinem arbeits- und erfolgreichen Leben uns ein Räthsel bleiben müßten. Die Auszüge aus dem geheimen Tagebuch, das mit all jener packenden Lebendigkeit, jener erquickenden Frische, jenem Hauche einer tiefen Religiosität geschrieben, die dem Grafen bei seinen geheimen Aufzeichnungen in ausnehmend hohem Maße eigenthümlich sind, wirken mit der Macht eines Zaubers auf den Leser.

Ueber diesem dritten Bande lagert ein Hauch von ergreifender Tragik, welcher der Stellung Montalemberts zu Louis Veuillot und dessen zahlreichen Freunden, sodann aber insbesondere seiner Haltung zu der neuzeitlichen Entwicklung der Theologie entsteigt. Im Ganzen und Großen hat Lecanuet mit Bezug auf die erstere Frage Licht und Schatten nach den Forderungen der Gerechtigkeit vertheilt. In der letzteren Hinsicht hätte man sich mehrfach eine schärfere Kritik am Grafen gewünscht, der sich von den alten Ideen des „Avenir" nie ganz frei gemacht, der den Einfluß der Grundsätze der Theologie auf die mit so viel Vorliebe von ihm gepflegten Gebiete der Politik und der socialen Wissenschaft in ihrer ganzen Tragweite nicht erkannt zu haben scheint, und der gegenüber den Kundgebungen des größten Theologen, welchen die französische Kirche im neunzehnten Jahrhundert hervorgebracht, des Bischofs Pie von Poitiers, unseres Bedünkens sich im Nachtheil und Unrecht befunden hat.

Von der starken politischen Unabhängigkeit des Grafen



entwerfen die beiden ersten Kapitel ein sehr anziehendes Bild. Montalembert hat alles gethan, um die Wahl des Prinzen Louis Napoleon zur Präsidentschaft herbeizuführen, um den Gewählten zu stützen und den Streit zwischen ihm und der Assemblée zu schlichten. Aber seinen autokratischen Gelüsten, seiner Weigerung, der Kirche ihr Recht zu verleihen, endlich seiner grenzenlosen Undankbarkeit gegen das Haus Orleans, dessen Oberhaupt, Louis Philippe, Napoleon das verwirkte Leben geschenkt, ist er mit einem Mannesmuth entgegengetreten, der Bewunderung erregen muß. Während Louis Veuillot damals noch die weiße Fahne des Hauses Bourbon hoch trug, wollte Montalembert den Grafen Chambord nur unter der Bedingung anerkennen, daß das französische Volk zuerst wieder legitimistisch denke und fühle und sich so für die Aufnahme des alten Königshauses vorbereite. Unterdessen stützte er den Präsidenten, und war bei ihm namentlich für die Kirche und die Religion nach mehrfachen Richtungen thätig.

Wie Montalembert nach Ausweis des zweiten Bandes für die Berufung trefflicher Männer auf die bischöflichen Stühle sich bemühte, so erwies er sich auch jetzt zum Wohl der Kirche in dieser Beziehung thätig. Für die beiden Erzbischöfe Gousset von Reims und Astros von Toulouse erwirkte er den Purpur und zur Verstärkung der französischen Schutzherrlichkeit im Morgenlande erreichte er die Ernennung La Valette's zum Botschafter in Constantinopel, wo dieser das von den vorigen Regierungen preisgegebene Protektorat über die heiligen Orte wieder erreichte. In einem Briefe vom 30. April 1851 empfing Montalembert durch Cardinal Antonelli den ausgezeichneten Dank (ringraziarla distintamente) des hl. Stuhles aus Anlaß „dieses neuen Beweises des Interesses, welches Sie an allem nehmen, das unserer heiligen Religion zum Wohl und Ruhm gereicht“ (12).

Weitere Bemühungen des Grafen hatten zum Zwecke die Abschaffung der von Napoleon I. dem Concordate von



1801 eigenmächtig beigefügten sogen. organischen Artikel, welche den feierlichen Vertrag mit Pius VII. in seinen Hauptbestimmungen vernichteten, ferner die Sicherstellung der Freiheit des Unterrichtes, die Lösung der socialen Frage durch die Begünstigung der Einrichtung christlicher Arbeitervereine. Mit verbindlichen Worten hat der Präsident der Republik diese Vorschläge, über welche Montalembert ihm weitläufige Gutachten vorlas, abgelehnt. „Ich hatte genug gesehen", bemerkt der Graf, „um mich davon zu überzeugen, daß Louis Napoleon sich allein für nothwendig hielt und deßhalb jedes Rathes und jeder Beihilfe entbehren zu können glaubte." Am 26. Dezember 1851 ist er zum letzten Mal im Palast des Elysée erschienen, er war und blieb überzeugter Gegner der Diktatur und des Kaiserreiches trotz aller Freundlichkeit Napoleons, der ihm am 19. Januar 1852 schrieb: „Ich weiß nicht, welchem Umstande ich diese Veränderung (Ihrer Gesinnungen) beimessen soll, denn ich hege für Sie eine aufrichtige Freundschaft und wäre unglücklich, sollten unsere guten Beziehungen getrübt werden" (49). Auf Umwegen suchte Napoleon durch Madame v. Montalembert auf deren Gemahl einzuwirken. Vergebens, denn der Bruch wurde besiegelt durch die Einziehung der Güter der Familie Orleans, welche Montalembert mit unvergleichlicher Beredsamkeit 1852 bekämpfte.

Wenn der Graf nunmehr bedauerte, daß er Ende 1851 die Katholiken zur Wahl Louis Napoleon's auf den Posten der Präsidentschaft aufgefordert, dann war es eben zu spät. Im Jubel, durch den Prinzen den Gefahren der socialistischen Bewegung entrissen zu sein, hat die Mehrheit der Nation, die Bischöfe mit der niederen Geistlichkeit voran, dem Prinzen als Präsidenten und dann als Kaiser gehuldigt. Mit Lecanuet kann und muß man Montalembert für dieses Verfahren mildernde Umstände zubilligen. Wenn aber seine Gegner, die in Veuillot ihren Leiter verehrten, am Prinzen festhielten, dann dürfen auch sie auf Entschuldigung Anspruch

erheben. Im Grunde sind es, bei vielen erhebenden Einzelthatsachen, zwei traurige Kapitel (4. 5), welche uns den Inhalt und die Wirkung der vom Grafen verfaßten Abhandlung „Die katholischen Interessen im neunzehnten Jahrhundert“ und dann weiterhin „Die Spaltung der Katholiken und die Politik des Univers“ darlegen. Wie immer, so liefert der Graf auch in dieser Arbeit Blätter von entzückender Schönheit, namentlich da, wo er die Fortschritte der Kirche unter den Fittichen der Freiheit seit 1800 besingt. Aber seine Politik des Zuwartens (74) gegenüber dem Präsidenten fand kein Verständniß in den weitesten Kreisen, welche vielmehr sichere Zustände und Ruhe, für die ein Staatsoberhaupt mit festen Befugnissen die Gewähr darbot, dringend ersehnten. Die von Lecanuet mitgetheilten Aeußerungen der Bischöfe bekunden noch lange keinen ungetheilten Beifall. Msgr. Pie ertheilt dem Grafen, allerdings in liebenswürdigen Sätzen, einen Tadel (78). Lacordaire und Ravignan traten für, Curci in Rom gegen Montalembert auf. Was Montalembert am tiefsten erbitterte, war die grundsätzliche Vertheidigung des Bundes zwischen Religion und Despotismus, wie der Gra es nannte, durch Veuillot.

Ein warnendes Zeichen für die Katholiken aller Zeiten ist im fünften Kapitel aufgepflanzt. Vor allen Dingen keine Spaltung, gegenseitige Hochachtung und Liebe. Daß Veuillot, der die französische Sprache mit all ihren beißenden Feinheiten nicht minder geschickt als rücksichtslos handhabte, im Kampfe gegen den Grafen Maß und Ziel nicht selten überschritt, sei bereitwillig eingeräumt. Wir begreifen die Vorstellungen, welche ein so maßvoller Mann wie Msgr. Guibert in Rom wegen des Univers erhob, während die Bemerkungen des Erzbischofs Sibour von Paris, den die Leser dieser Blätter aus Anlaß des zweiten Bandes der Veuillot-Biographie kennen gelernt, weniger Gewicht besitzen dürften. Bis zu welch' einer Sprache der Leidenschaft sich der Graf versteigen konnte, das möge der Leser in seinen



Bemerkungen über Msgr. de Salinis ersehen (419). Bei alle dem bleibt wahr, daß der Bund mit dem Kaiserreich von der Kirche schwer bezahlt wurde. Ihre großen Anliegen: Aufhebung der organischen Artikel, Beseitigung des Vorzuges der bürgerlichen Ehe vor der kirchlichen Eheschließung, Beachtung der Sonntagsruhe und Freiheit der Universitäten haben keine Berücksichtigung gefunden, „wenngleich Veuillot und seine Mitarbeiter, wie Montalembert selbst, vor allen Dingen das Interesse der Religion anstrebten“ (97). In lebendiger Sprache entwickelt Montalembert seine Ansichten über diese Dinge in einem Brief an den Stiftspropst von Döllinger vom 30. Oktober 1853, aus dem nur die Worte hier einbezogen seien: „Kaiser Napoleon hat weder für noch gegen die katholische Sache etwas gethan, ich glaube, er besitzt einen Fond von aufrichtigem, aber wenig erleuchtetem Glauben, und während der drei Jahre, welche ich in seiner politischen Freundschaft verlebt, glaubte ich bei ihm den Entschluß wahrzunehmen, seinen Oheim in dessen Kämpfen mit der Geistlichkeit und dem hl. Stuhle nicht nachzuahmen. Aber von da ist noch ein weiter Schritt bis zu der Bedeutung eines hl. Ludwig oder Karl des Großen“ (97).

Montalembert's geistige Bestrebungen treten uns in vortheilhaftem Lichte entgegen im sechsten und siebenten Kapitel. Er ruft den Correspondant mit vieler Mühe ins Leben, sichert ihm eine lange Reihe gediegener Mitarbeiter und stellt ihm neben apologetischen auch politische Zwecke vor. Die letztern gipfeln in der Bekämpfung der Bestrebungen des Univers. Wenn Montalembert mit zwei Freunden in einem Schreiben vom 2. März 1856 an Pius IX. ihren Gegnern „fortgesetzte Wagnisse“ vorwerfen, die geeignet seien, „das Werk der Barmherzigkeit, Milde und Versöhnung, welches die Regierung Pius IX. vor dem Angesichte der Welt begonnen, zu beeinträchtigen“, dann anwortete der hl. Vater, daß er keine Zeitung parteilich bevorzuge, „da keine derselben das Organ unserer Gesinnungen und Ge-

danken ist" (128), und Lecanuet hebt hervor, daß der apostolische Stuhl Oppositionen gegen wenigstens dem Anschein nach für die Kirche wohlwollende Regierungen, wie es die Napoleons III. damals war, nicht zu unterstützen pflegt. Bei alledem ließ der Graf keine bedeutende Gelegenheit, wie seine Aufnahme in die französische Akademie, vorübergehen, ohne für seine katholische Gesinnung Zeugniß abzulegen. Das Nämliche gilt von seiner Schrift über die „politische Zukunft Englands", die übrigens nicht frei ist von Uebertreibungen, namentlich wegen der maßlosen Bewunderung des englischen Parlamentarismus, dessen Glanz bei dem bloßen Namen der „grünen Insel" erbleichen muß.

Mit lebhaftem Interesse liest man die mit vielfach nach ungedruckten Quellen behandelte Darstellung des großen Preßprocesses v. J. 1858, in welchem Montalembert durch Dufaure und Berryer, zwei der größten Meister der forensischen Beredsamkeit aller Zeiten, vertheidigt wurde. Zweimal zu Gefängniß und Geldstrafen verurtheilt, wurde er zweimal vom Kaiser begnadigt, dem der Proceß noch lästiger war als dem Angeklagten selbst.

In den letzten Monaten ist der Name Cavour in deutschen Landen derart oft genannt worden, daß Montalemberts Beziehungen zu demselben unsere volle Beachtung verdienen. Lecanuet hat der Auffassung der italienischen Frage durch Montalembert ein volles Kapitel (10) gewidmet. Der Sohn der Kreuzfahrer funkelt im prächtigem Glanze als Vertheidiger des hl. Stuhles. Bekannt sind die berühmten offenen Briefe des Grafen an Cavour vom Jahre 1860 und 1861. Aus Lecanuet erfahren wir etwas über Montalemberts Begegnung mit Cavour in dem Palais der Gräfin Galliera 1856 zur Zeit des Pariser Congresses, auf welchem der erste Anstoß gegen den Kirchenstaat erfolgte.

„Ich versuchte", bemerkt der Graf, „ihm Versöhnlichkeit und Mäßigung gegenüber den katholischen Interessen seiner Heimat und namentlich des hl. Stuhles zu predigen. Er er-



widerte darauf mit lustigen Bemerkungen (par des gorges chaudes) über die Plattheit der französischen Bischöfe gegenüber ihrem Herrn ‚Urtheilen Sie, bemerkte er, über mein Staunen: der erste Brief, den ich beim Betreten des französischen Bodens empfangen, kam vom Bischof von Marseille. In Rom wird man sich beunruhigt fühlen, wenn man erfährt, wie die französischen Bischöfe und Cardinäle einen Gebannten, wie ich es bin, empfangen'" (202).

In der zartbesaiteten Seele von Pio nono fanden die verschiedenen Kundgebungen Montalemberts zu Gunsten des von der italienischen Revolution bedrohten Kirchenstaates tiefen Wiederhall. Seine Broschüren „Pius IX. und Lord Palmerston", sowie „Pius IX. und Frankreich 1849 und 1859" besitzen unsterblichen Werth und ließen den Papst in den wärmsten Ausdrücken ihm danken, wogegen Montalembert in seinem herrlichen Briefe an Pius IX. vom 21. Januar 1860 nach einem düstern Vergleiche zwischen den öffentlichen Einrichtungen Frankreichs in den beiden genannten Jahren schließt: „Wir wissen, daß die Kirche die Hilfe des geringsten ihrer Kinder nicht verschmäht, aber stets derselben entbehren kann. Wir wissen, daß Gott früher oder später über die Urheber der Angriffe wider die heilige Schwäche seiner Braut eine unausweichliche Züchtigung verhängen wird. Wir sind voll Vertrauen in die unbesiegliche Festigkeit des Nachfolgers Petri" (214).

Ein lehrreiches Beispiel, wie man politischen Gegnern den Hals erwürgt, bietet der Hochdruck, mit dem der Minister Graf Persigny 1857 Montalemberts Wiederwahl in den gesetzgebenden Körper hintertreibt. Politisch erlegen, unternahm Montalembert große Reisen ins Ausland, welche der Erweiterung seines religiösen und wissenschaftlichen Gesichtskreises dienten. Sodann griff er zur Feder, um die Mönche des Abendlandes zu verfassen, worüber Lecanuet zwei vorzügliche Kapitel (13. 14) geliefert, von denen das letztere einen hübschen Beitrag zur Beurtheilung der Forderung auf

Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft enthält. Auf der längeren Reise durch Deutschland finden wir Montalembert im Sommer 1861 bei August Reichensperger in Köln. Dann erschien er als rettender Engel in München, wo alle Welt den Streit zwischen dem Stiftspropst v. Döllinger und dem Nuntius Fürsten Chigi erörterte, welcher die Odeonsvorträge Döllingers zum Zeichen der Mißbilligung der Auffassung der römischen Frage demonstrativ verlassen hatte. „In Rom versteht man kein Deutsch" — konnte man damals öfters in den Freundeskreisen des Stiftspropstes hören. Der Nuntius bewies das Gegentheil in empfindlicher Weise. „Döllinger", bemerkt Lecanuet, „hält sich für beleidigt, er nimmt eine feindliche Haltung ein und hört sogar auf, Messe zu lesen. Montalembert sucht zu vermitteln, der Nuntius erweist sich nachgiebig, aber Döllinger verhärtet sich in seinem Zorn und bemerkt: Ich werde ihn nicht wieder sehen, wenn er nicht zu mir kommt und sich entschuldigt" (269). Dem König (Maximilian II.) suchte Montalembert in einer Audienz die von Seiten der kleindeutschen oder Gothaer-Partei (parti unitaire allemand) ihm drohenden Gefahren zu schildern [1]) „Indeß", fügt er hinzu, „es gelang mir nicht, seine Befürchtungen wachzurufen" (269). Hochgefeiert wurde Montalembert in Ungarn. Doch hierfür, wie für seine Reise nach Schottland sei der Leser auf das Buch selbst verwiesen.

Wir kommen zu den „Mönchen des Abendlandes", über deren Entstehung, Bedeutung und Stellung in der Literatur Lecanuet ebenso sorgfältig wie vorurtheilsfrei in Kapitel 14 Bericht erstattet. Anfänglich von dem Gedanken geleitet, beim hl. Bernard einzusetzen, dessen Leben und Bedeutung

---

1) Damals stand auch Döllinger noch ganz auf dem großdeutschen Standpunkt, wie er denn auch die Redaktion der Histor.-polit. Blätter im Kampfe gegen die einflußreiche und in München mächtig arbeitende Gothaer-Partei mündlich und schriftlich bestärkte. A. d. R.



aber durch eine Vorhalle mit der Biographie seiner Vorläufer einzuleiten, hatte Montalembert nach zehnjähriger Bemühung den ersten Band, welcher sich mit den letzteren befaßte, 1847 vollendet. Um seine Meinung über den Werth befragt, schrieb Dupanloup: „Das Werk enthält Schönheiten erster Ordnung, ist aber entsetzlich unvollkommen, unwürdig des Gegenstandes und des Verfassers, . . . mit einem Worte impubliable." Der Benediktinerabt Guéranger stimmte im Gegentheil für unverzüglichen Druck. Der Richter Foisset, auf dessen besonnenes Urtheil Montalembert zu jeder Zeit den bedeutendsten Werth legte, sprach sich für Verbesserung aus. Diesen Rath befolgte der Verfasser, aber das Ergebniß befriedigte auch jetzt nicht und Montalembert hatte den Muth, den ersten Band, der in zahlreichen Exemplaren hergestellt war, vom Verleger zurückzukaufen (291—293). Mit neuem Muth seiner Aufgabe sich hingebend, hat er die bekannten fünf Bände selbst vollendet, während das für zwei weitere Bände von ihm gesammelte Material durch seinen Schwiegersohn, Vicomte de Meaux, der Oeffentlichkeit übergeben wurde.

Es darf eingeräumt werden, daß dem breit angelegten Werk ein genau durchgearbeiteter Plan nicht zu Grunde liegt. In der Ausführung vermißt man den Vorzug sorgfältigen, nachhaltig ansprechenden Ebenmaßes. Dennoch besitzt diese Leistung Schönheiten und Vorzüge, welche niemals erbleichen werden. Montalemberts Beredsamkeit verleiht der Darstellung eine fesselnde Kraft, seine Belesenheit ist staunenswerth für eine Zeit, in welcher die Kritik und kritische Quellenausgaben in der Wiege lagen, seine Unparteilichkeit unverkennbar. Eine Geschichte nach allermodernstem Muster, gemäß welcher der Verfasser hinter den Thatsachen erlischt, wollte und konnte er nicht schreiben. Zweiundvierzig Jahre vor der die obersten Grundsätze der Philosophie, die Natur und Anlage des menschlichen Geistes, die Thatsachen der Geschichte und der Erfahrung ver-

kennenden Forderung der voraussetzungslosen Wissenschaft, die Theodor Mommsen in Berlin erhoben, hat Prévost-Paradol diese Sophistik kurz abgefertigt in den Worten: „Ein vollständig unparteiischer Geschichtschreiber ist eine Chimäre, denn wir alle tragen den Geist, der uns belebt, in die Vergangenheit" (309). Bei alledem geht auch Montalembert mit den Mönchen strenge ins Gericht, und in einem bei seinen hinterlassenen Papieren aufgefundenen ungedruckten Artikel hat er geschrieben: „Nur durch den Muth, das in ihnen befindliche Uebel anzuerkennen, können die Kirche und die kirchlichen Einrichtungen die Hoffnung schöpfen, sich von ihrem Falle zu erheben und ihr Elend zu heilen" (309).

Eine angenehme Unterbrechung der Lektüre der aufregenden politischen und literarischen Kämpfe gewähren Kapitel 11 und 12 mit jenen reizvollen Schilderungen der Natur um Schloß La Roche en Breny, des von der Weihe der Religion umgebenen Familienlebens, endlich des Freundeskreises, zu dem die namhaftesten Größen Frankreichs gehörten, in welchen die höchsten Interessen der Menschheit unter Fernhaltung alles Banalen und Niedrigen den Gegenstand der Erörterung bildeten. Hier strahlt Montalembert im Ruhme eines milden Schloßherrn, eines freigebigen Armenpflegers, eines aufmerksamen Gastgebers, eines Patriarchen im Kreise der Seinigen. Einen Mönch konnte der Geschichtschreiber der Mönche der Kirche nicht schenken, denn im Kindersegen blieb dem Grafen ein Sohn versagt. Aber nur mit dem Gefühle tiefster Bewunderung und innigster Rührung folgt der Leser der Darstellung über den Heldenmuth, mit dem seine Tochter Katharina am 5. Juni 1863 dem Vater in die Arme stürzt unter den Worten: „Il faut que je vous quitte." Und in vollkommenster Würdigung dieses hehren Entschlusses, sich Gott bei den Ordensfrauen des heiligsten Herzens zu weihen, schreibt Montalembert in seinem geheimen Journal an demselben Tage: „Je mehr ich



sie befrage, um so mehr bewundere ich die Festigkeit ihres Entschlusses und die Schönheit eines Berufes, der weder vereitelten Hoffnungen, noch Leiden irgend welcher Art, sondern lediglich dem Gedanken entsprungen ist, daß es hienieden besser sei, Gott zu dienen, als ein glückliches und friedliches Leben" (343). Wie ein tröstender Engel erschien diese Tochter nachmals am Krankenbette Montalemberts auf Befehl Pius' IX., welcher die streng verbindliche Ordensregel für diesen Fall aufhob, während der geistesmächtige Gegner des Grafen, Msgr. Pie von Poitiers, vom Papst den Auftrag empfing, persönlich die Urkunde mit der Gunstbezeugung dem Kranken zu überbringen. „Unmöglich," schreibt der Graf in seinem Tagebuch am 11. Juli 1866, „kann man gnädiger und liebenswürdiger sein als dieser berühmte Bischof, der noch so jung und voll von Kraft und Leben ist" (412).[1]

In den theologischen Kämpfen, zu welchen Montalembert durch seine beiden großen Reden auf der Katholikenversammlung in Mecheln 1863 Veranlassung geboten, hat Msgr. Pie eine der vornehmlichsten Rollen gespielt. Lecanuet's Darstellung ist vorzüglich, nur hätte man sich eine größere Berücksichtigung der Stellung Pie's mit Auszügen aus seinen Hirtenschreiben gewünscht, die nach unserer Auffassung schwerer in die Wagschale fallen, als die Montalembert günstigen Aeußerungen des Msgr. d'Hulst (360). Daß der Cardinal Wiseman, der Montalemberts Rede in Mecheln im Gegensatz zum dortigen Erzbischof mit „eisiger Kälte" angehört, weder direkt noch indirekt, weder mittelbar

1) Madame Catherine de Montalembert hatte den gelehrten Münchener Stiftspropst ohne Zweifel aus Anlaß seines Besuches im väterlichen Schloß La Roche en Breny kennen gelern. (Sie war übrigens mit ihrem Vater 1861 auch in München und mit ihm bei Döllinger zu Gast. F. B.) Nach Friedrich, Ignaz v. Döllinger III, 593, machte sie am 31. Juli 1871 brieflich einen Bekehrungsversuch, den Döllinger, wie so viele andere derartige Bemühungen, ablehnte.



noch unmittelbar in Rom Schritte gegen die kühnen Worte des Grafen gethan, war aus Wilfrid Ward's Wiseman-Biographie bekannt. Neu dagegen ist die Mittheilung, daß Pius IX., anfangs dem Grafen geneigt, durch die unablässig von den verschiedensten Bischöfen über die Reden Montalemberts im Vatikan einlaufenden Warnungen bestürzt, eine Commission von Theologen zur Prüfung derselben berief, deren Ergebniß lautete, sie widersprächen der herkömmlichen Auffassung der berührten Fragen seitens der Kirche. In maßvollen Worten hat Cardinal Antonelli dem Grafen einen Tadel ertheilt. Der bisher unbekannte Brief ist datirt Rom 5. März 1864, und schließt mit den Worten, „das Oberhaupt der Kirche könne unmöglich zu gewissen Lehren schweigen, die man zum Schaden der katholischen Religion und der menschlichen Gesellschaft verbreitet“ (374).

In Verbindung mit einer langwierigen schleichenden Krankheit hatten all diese Kämpfe in Montalembert eine gewisse Gereiztheit erzeugt, die sich in der einseitigen Auffassung des Syllabus, in der Zustimmung zu der berüchtigten Koblenzer Laienadresse an den Bischof Eberhard von Trier, in seinen letzten Rathschlägen an die Katholiken über die bevorstehenden Kämpfe und in jenem famosen Artikel über Spanien mit der Erneuerung der Lehren von Mecheln kundgab, dessen Aufnahme die Leiter des ‚Correspondant‘ verweigerten. Rührend sind bei alledem seine Bemühungen, den verblendeten Karmeliter P. Hyacinth zurückzuführen, sowie seine Gesinnungen kindlicher Unterwerfung unter die römische Kirche, die er am 9. Oktober 1869 in einem Briefe an Lady Herbert of Lea niedergelegt hat (453).

Das vatikanische Concil wirft seine Schatten, für Montalembert steigt der Abend des Lebens empor. Mit welch lebendigem Interesse er den Ereignissen folgt, beweisen seine Aufforderungen an Newman und Döllinger, sich als Theologen, jener von Dupanloup und dieser von Schwarzenberg, nach Rom zum Concil zu begeben. Da ich



bei „J. Friedrich, Ignaz von Döllinger (München 1901)", III, 498, wohin der Briefwechsel zwischen Montalembert und Döllinger gehört, keine Spur davon entdecke, so kann derselbe hierorts nicht umgangen werden. Am 7. November 1869 schrieb Montalembert an Stiftspropst v. Döllinger:

„Ich besitze keinen Rechtstitel, irgend eine Auctorität oder einen Einfluß auf Sie auszuüben, aber Sie gehören nicht zu denjenigen, welche die Stimme eines Freundes verachten. Für Sie bin ich dieser Freund und seine Stimme kommt zu Ihnen gleichsam aus einer andern Welt. Noch lebendig, bin ich schon in meinen Sarg gestiegen; aber dieser Sarg ist noch nicht geschlossen. Mit der Selbstlosigkeit und Unparteilichkeit eines Todten betrachte ich von hier alles, was in dieser Welt vorgeht, und von hier möchte ich mit dem Ansehen eines Verstorbenen zu denen reden, die mich hören wollen

Keine Rücksicht könnte in meinen Augen Ihre Abwesenheit von diesem Concil rechtfertigen, wenn Sie ein Mittel besitzen, ihm beizuwohnen. Und wenn, wie mir Msgr. Dupanloup versichert, der Cardinal Schwarzenberg bei den römischen Behörden darauf bestanden hat und noch darauf besteht, daß Sie berufen werden, dann darf kein Hinderniß Sie abhalten, diesen Wunsch zu erfüllen.

Ich schwöre Ihnen: Wenn ich irgend ein Mittel für mich, den einfachen Laien, ausfindig machen könnte, Zulaß beim Concil zu erlangen, so würde mich nichts abhalten. Wie elend ich bin, ich würde den Versuch machen, mich nach Rom zu schleppen, müßte ich auf der Reise auch sterben und würde ich, dort angelangt, auch nicht zu Wort zugelassen werden....

Was mich betrifft, so bin ich nichts, bin ich nichts gewesen in der Kirche. Aber wie können Sie, der Sie unbestritten der erste Mann der Kirche Deutschlands sind, die Sendung ablehnen, dieselbe in dieser furchtbaren Krisis zu vertheidigen und zu vertreten? Gott hat Ihnen eine Wohlthat erwiesen, die Sie nie genug schätzen können, indem er Ihnen nicht bloß ein langes Leben schenkte, was wenig ist, sondern ein Alter ohne Schwächen. Dem gegenüber sollen Sie dieses kostbare Gut dem Ruhm seiner Kirche und der Vertheidigung der Wahrheit widmen" (459).



Um Sonnenfernen liegen auseinander dieser Brief und Döllingers Antwort einerseits, sodann die letztere und Newman's Erwiderung anderseits. Newman schreibt ruhig und sachlich, von den englischen Bischöfen nicht berufen, könne er mit einem fremdländischen Prälaten unmöglich zum Concil gehen. Die Antwort des Stiftspropstes „athmet unheilbares Mißtrauen gegen Rom und einen tiefen Stolz, welcher die verhängnißvolle Auflehnung ahnen läßt" (459). Wem diese Kritik Lecanuets zu herbe vorkommt, der möge wenigstens den „refus dédaigneux de Döllinger" (491) passiren lassen. Der Dédain richtet sich gegen Rom, die Jesuiten und den Erzbischof von München und erbringt den Beweis, daß Döllinger, der vielbewunderte Gelehrte, den Vorzug eines großen Charakters nicht besaß. Seine Antwort lautet:

„Wäre ich Laie wie Sie, so glaube ich, daß ich nach Rom gehen würde, daß ich mich bemühen würde, mir das Vertrauen und die Gnade der Bischöfe zu erwerben und sie von dem zu überzeugen, was die Wahrheit und das Heil der Kirche von ihnen verlangen. Aber ich bin Priester, einfacher Priester, nicht mehr und nicht weniger als die Caudatare, welche die Schleppe des Mantels der Cardinäle tragen. Sie wissen, was ein Weltpriester in Rom zu bedeuten, er ist das Obscurste und Unbedeutendste, was sich denken läßt. Wer würde sich um das kümmern, was ich denke? Wenn ich den Mund öffnete über die Gegenstände, welche das Concil behandelt, so würde Jedermann mich als lächerlich, anmaßend, lästig ansehen. Ich rede nicht in die Luft. Experto crede Ruperto. Im Jahre 1857 ließ ich mich durch P. Theiner einem Cardinal vorstellen, den er mir als den besten, oder sogar als den einzigen Theologen des hl. Collegiums gerühmt hatte; die Audienz war kurz, er betrachtete mich von oben bis unten, machte mit dem Kopf ein Zeichen und entließ mich. Er schien erstaunt über die Anmaßung, welche dieses theologische Insekt gehabt, bei einem Cardinal einzudringen. Und das ist nicht die einzige Erfahrung dieser Art, welche ich bei meinem Aufenthalt in



Rom gemacht, weit gefehlt. Und dann die Erbsünde in den Augen eines italienischen Prälaten — sie besteht darin, daß man Deutscher ist. Wissen Sie auch, daß während der fünf Wochen meines Aufenthalts in Rom nicht ein einziger Mann, vom Papste angefangen, eine Frage an mich gerichtet!

Und dann beachten Sie, daß ich 1857 noch als unschuldig galt; aber seitdem haben die römischen Jesuiten alles, was ich geschrieben, angefangen von meinem Werke über das Heidenthum, beschmutzt (souillé) und verdammt. Der Papst hört und sieht nur durch sie; sie sind allmächtig in Rom; ich bin der Gegenstand ihres unversöhnlichen Hasses . . . Sie werden mir erwidern: man muß es verstehen, sich zu opfern und sich mit Bitterkeiten tränken zu lassen, um eine heilige Pflicht zu erfüllen. Ohne Zweifel, aber eine vernünftige Hoffnung, Gutes thun zu können. Ich besitze nicht einen Funken dieser Hoffnung. Sie können den hierarchischen Geist nicht kennen, wie ich ihn kenne. Ist man Priester und hat man Sendung und Amt, dann muß man schweigen. Zum Beispiel, seit fünfzehn Jahren habe ich nicht ein einziges Mal Gelegenheit gehabt, dem Erzbischof von München eine Meinung, einen Rathschlag zu ertheilen. Wozu sollte ich also nach Rom gehen? Es ist wahr, ich könnte die Alterthümer studieren, aber dazu bin ich zu alt . . ." (459).

Montalembert's Brief an den Pariser Rechtsanwalt Lallemand vom 7. März 1869 erging sich in maßlosen Ausdrücken wider gewisse Infallibilisten, die „sich im Vatikan einen Götzen errichtet haben" (467). Zur Erläuterung dieser unverantwortlichen Aeußerung bemerkt der Biograph: „Die geistige Verfassung Montalembert's wünschen wir zu schildern Was schaut er von seinem Schmerzenslager? Ungeachtet seines tiefen Glaubens ist er unglücklicherweise nicht ruhig genug, nicht hinreichend Herr über sich selbst, um lediglich den hl. Geist zu sehen, wie er die Kirche leitet, die Wahrheit aus der Verwirrung der Menschen und der Verhältnisse frei macht. Die menschliche Seite der Kirche faßt er überwiegend, die göttliche Seite nicht genug in's Auge" (466). Unter dem Stachel seiner schweren Krankheit,



in der Aufwallung der Leidenschaft wider seine literarischen Gegner, nicht aber in Auflehnung wider den hl. Stuhl, hat er jenes Wort geschrieben, das aber nichtsdestoweniger Pius IX. mit jenem bittern Schmerz erfüllte, dem er in einem Breve an den Abt Guéranger rührenden Ausdruck lieh und der noch in dem Verbote der durch Msgr. de Mérode veranlaßten feierlichen Exequien für Montalembert in Rom nachzitterte — ein Verbot, welches der Papst, über Montalemberts christlichen Tod genauer unterrichtet, mit Vergnügen aufgehoben hat. Jetzt befahl Pius IX. selbst die Todtenfeier für Montalembert in der beim Vatikan gelegenen Kirche S. Maria in Traspontina und wohnte derselben auf der Tribüne des Gotteshauses persönlich bei.

Authentischen Werth besitzen gegenüber so vielen unverbürgten und lieblosen Gerüchten, die 1870 im Schwange gingen, Lecanuets Mittheilungen über Montalemberts letzte Tage. Er verdankt sie den Aufzeichnungen, welche Madame de Montalembert über die letzten Unterredungen mit ihrem Gemahl für die Herzogin von Norfolk niedergeschrieben. „Was mir", bemerkt sie, „zu religiösem Troste gereicht, ist die Thatsache, daß er, wenngleich entschlossen, bis zum Ende zu kämpfen, so lange man dazu ein Recht besaß, mit der nämlichen Festigkeit im voraus entschlossen war, mit Bezug auf die Unfehlbarkeit sich zu unterwerfen, an dem Tage, an dem sie ausgesprochen wird . . . Nicht die Unfehlbarkeit des Papstes in Sachen des Glaubens widerstrebt mir, bemerkte er mir, sondern nur seine Allmacht in Fragen anderer Art, wie Politik und Wissenschaft, die gewisse Fanatiker hinter der dogmatischen Unfehlbarkeit aufzurichten sich bemühen." Und einem Familienmitgliede, welches ihn fragte: „Wie werden Sie Ihre Unterwerfung mit Ihren Ideen und Ueberzeugung vereinbaren?", erwiderte er in lebhaftem Tone: „Ich habe durchaus nichts zu vereinbaren, ich werde meinen Willen unterwerfen, wie man denselben in allen übrigen Glaubensfragen unterwirft" (471). Aus der Reihe der Kundgebungen

beim Tode des großen Mannes, der am 13. März 1870 in Paris erfolgte, sei nur diejenige seines Gegners Louis Veuillot hervorgehoben. „Unter allen Laien unserer Zeit", schrieb er im Univers am 14. März, „hat Herr von Montalembert der Kirche die größten und hingebendsten Dienste geleistet" (474).

Nur mit tiefem Dank gegen den geistvollen Verfasser scheidet man vom dritten Bande der Montalembert-Biographie, die vor den Katholiken des modernen Frankreichs als Mahnung und Aufforderung dasteht, im Kampfe um die höchsten Güter das Bild ihrer edlen Ahnen nicht zu vergessen.

Aachen. Alfons Bellesheim.

LV.

Bardenhewer's Geschichte der altkirchlichen Literatur.[1]

Der vorliegende I. Band des auf sechs Bände berechneten großen patrologischen Werkes, das Professor Bardenhewer seiner kürzlich in 2. Auflage erschienenen kleineren Patrologie[2]) jetzt folgen läßt, entspricht der Partie S. 1—112 in der 2. Auflage des kleineren Werkes. Die Einleitung (S. 1—62) beginnt mit einem „Rückblick auf die bisherige Bearbeitung der altkirchlichen Literaturgeschichte", verbreitet sich dann über „Begriff und Auf-

1) Geschichte der altkirchlichen Litteratur. Von Otto Bardenhewer, Doktor der Theologie und der Philosophie, Professor der Theologie an der Universität München. I. Band. Vom Ausgange des apostolischen Zeitalters bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung. 1902. XII u. 592 S. 8°. Preis ℳ 10.—, geb. ℳ 12.40.

2) Vgl. Histor.-polit. Blätter Bd. 128 (1901), S. 455—460.



gabe der altkirchlichen Literaturgeschichte", über die Begriffe „Kirchenvater, Kirchenschriftsteller und Kirchenlehrer", und orientirt zum Schluß über die großen Sammelausgaben, Uebersetzungswerke und allgemeinen Hilfsmittel für patrologische Studien.

In dem 2. Paragraphen dieser Einleitung, über „Begriff und Aufgabe der altkirchlichen Literaturgeschichte", nimmt der Verfasser Veranlassung, sich über den Unterschied der Patrologie als einer katholisch-theologischen Disciplin von der modernen, auf dem Boden des protestantischen Rationalismus erwachsenen „altchristlichen Literaturgeschichte" eingehender zu verbreiten und seine schon aus der kleineren Patrologie und aus dem Kirchenlexikon (2. Aufl. IX, 1616 ff.) bekannte principielle Stellungnahme näher zu begründen. Mit vollem Recht hält Bardenhewer hier den Vertretern der angeblich „voraussetzungslosen" modern-protestantischen Wissenschaft entgegen (S. 32): „Es sind nicht allgemein giltige Gründe wissenschaftlicher Art, sondern bestimmte philosophische und theologische Voraussetzungen gewesen, welche zu dem Bruche mit der Vergangenheit, zu der Ersetzung der alten Patrologie durch die moderne altchristliche Literaturgeschichte den Anstoß gaben. Man verlange also nicht im Namen der Wissenschaft, was nur eine Forderung sehr bestrittener Voraussetzungen ist. ‚Wenn wir gegen gewisse Geistesströmungen, auch wenn sie herrschende geworden sind, uns ablehnend und gegensätzlich verhalten, so ist das nicht Rückständigkeit, sondern eine höchst gesunde und nothwenige Reaktion.' (Bischof v. Keppler in seiner Rede auf der Generalversammlung der Görresgesellschaft zu Ravensburg 1899.) Auch in der Patrologie und der altchristlichen Literaturgeschichte stehen sich zwei Geistesrichtungen gegenüber, zwischen denen kein Bund zu flechten ist. Die eine erblickt das höchste Schibboleth der Wissenschaftlichkeit in der Ungläubigkeit und Offenbarungsfeindlichkeit, die andere schämt sich nicht zu bekennen, daß sie im Dienste der Offenbarung, des Christenthums und der Kirche stehen will. Auf katholischem und überhaupt auf positiv christlichem Boden besteht die Patrologie durchaus zu Recht. Zu einer Umgestaltung von principieller Tragweite wird überhaupt kein Grund vorliegen, so lange nicht die Grundpfeiler des

positiven Christenthums in's Wanken gerathen." Durch ihre principielle Stellung auf dem Boden des positiven Christenthums ist die Patrologie aber in keiner Weise gehindert, sich in der Erfassung und Darstellung ihres Gegenstandes alle wirklichen Fortschritte der historischen Forschung anzueignen. Insofern der Stoff bei der beiderseitigen Auffassungsweise im Wesentlichen derselbe ist, eröffnet sich immerhin „ein weites Feld gemeinsamer und an und für sich auch friedlicher Arbeit" (S. 31), soweit nur die Feststellung der literarhistorischen Thatsachen in Betracht kommt. Aber die rein literarhistorische Seite ist eben nicht das Ganze; vom Standpunkte der katholisch-theologischen Wissenschaft wäre eine Auffassung und Darstellung der Sache, die darin aufgehen wollte, eine traurige und beklagenswerthe Verflachung. „Diese kirchliche Literatur," betont der Verfasser (S. 32) unter Hinweis auf die im gleichen Sinne gehaltenen Bemerkungen Merkle's in der Römischen Quartalschrift 1897, S. 237 ff., „ist keine ‚schöne Literatur', sondern der Niederschlag des Lebens und Leidens, des Glaubens und Hoffens der alten Christenheit. Diese Autoren sind keine ‚Schriftsteller' oder ‚Literaten', sondern Kirchenmänner und Theologen. Sie haben, seltene Ausnahmen abgerechnet, stets die Form zurückgestellt hinter den Inhalt. Eben deshalb aber ist es zunächst und hauptsächlich nicht die Form, sondern der Inhalt, in welchem auch die Geschichte dieser Literatur sich abspielt. Und die allgemeinen Umrisse und Grundzüge ihrer Geschichte bieten sich dem unbefangenen Auge von selbst dar. Diese Geschichte läuft parallel oder ist vielmehr organisch verbunden mit der Geschichte der Kirche, insbesondere der kirchlichen Lehre und der kirchlichen Wissenschaft. Solange man also wirklich Geschichte schreiben und die Richtschnur der Darstellung aus dem Stoffe selbst schöpfen will, solange wird man genöthigt sein, dem theologisch-kirchlichen Gesichtspunkte vor dem literarischen das Vorrecht einzuräumen."

In diesem Zusammenhang vertheidigt der Verfasser auch den guten alten Namen „Patrologie" gegen diejenigen, denen derselbe nicht mehr vornehm und zeitgemäß genug sein will. Ein wirklicher Grund zur Verwerfung dieses Namens kann doch nur für diejenigen vorliegen, die von dem Begriff des Kirchenvaters nichts mehr wissen wollen. Die an Unklarheit



leidende Bezeichnung „altchristliche Literaturgeschichte“ ist jedenfalls kein passender Ersatz für das alte Wort; „will man nicht mehr Patrologie sagen, so sage man altkirchliche Literaturgeschichte“ (S. 33). Wenn indessen der Verfasser für sein gegenwärtiges Werk den letzteren Namen wählte, so geschah dies nur, um Verwechslungen mit seinem älteren kleineren Werke vorzubeugen. Wenn die Zahl der katholischen Arbeiter auf diesem Arbeitsfelde einstweilen kleiner ist als die der protestantischen, so haben es die ersteren deshalb noch lange nicht nöthig, den anderen die Führung zu überlassen und alle dort beliebten Moden mitzumachen. Handelt es sich doch um ein Forschungsgebiet, das, nach einem Worte Bischof v. Keppler's, an das der Verf. in der Vorrede erinnert, „so recht zum Fideicommiß unserer Kirche gehört“. „Oder welche Kirche ist es denn,“ fügt der Verf. bei (S. V f), „deren Väter diese ‚Kirchenväter‘ sind und bleiben? Und wie diese Väter den urkundlichen Beweis dafür erbringen, daß schon die älteste Christenheit katholisch dachte und katholisch fühlte, so ist es hinwiederum das katholische Traditionsprincip, welches den Schlüssel zum Verständniß dieser Väter bietet. Es ist eben eine und dieselbe Wahrheit, welche, aus unendlichen Tiefen hervorgebrochen, durch die Schriften der Väter fluthet und in der Lehre der Kirche weiterrauscht.“

Die Darstellung der altkirchlichen Literatur selbst, soweit sie in diesem I. Bande enthalten ist, umfaßt die Hälfte des ersten Zeitraums (Ausgang des 1. bis Anfang des 4. Jahrhunderts), der im folgenden II. Bande zu Ende behandelt werden soll. Die Gliederung entspricht im Wesentlichen dem Grundriß in der 2. Auflage der kleineren Patrologie, ist aber in einigen Punkten noch zweckmäßiger gestaltet worden. Den dort in der zweiten Auflage einander coordinirten vier ersten Abschnitten des ersten Zeitraums (1. Die urkirchliche Literatur, 2. die apologetische Literatur des 2. Jahrh., 3. die häretische Literatur des 2. Jahrh. und die neutestam. Apokryphen, 4. die antihäretische Literatur des 2. Jahrh.) entspricht jetzt die Gliederung: 1. Abschnitt: Die urkirchliche Literatur (S. 63–156). 2. Abschnitt: Die kirchliche Literatur des 2. Jahrhunderts seit etwa 120; mit den Unterabtheilungen: 1. Theil, die apologetische Literatur (S. 157–315); 2. Theil, die polemische Literatur

(S. 315–535) (A die häretische Literatur und die neutestamentlichen Apokryphen S. 315–481; B. die antihäretische Literatur S.481–535); 3. Theil, die innerkirchliche Literatur (S.536–582). Dieser zuletzt genannte 3. Theil des 2. Abschnittes ist in dem hier durchgeführten System eine Neubildung, aus Bestandtheilen gebildet, die noch in der 2. Auflage der Patrologie in verschiedenen früheren Abschnitten zerstreut waren; er umfaßt Papias und Hermas, die jetzt aus dem Kreise der urkirchlichen Literatur ausgeschieden werden, und Melito von Sardes, der jetzt ebenfalls passender hier als im Kreise der Apologeten zu behandeln war. Daran schließen sich noch Notizen über die nachweisbaren „Urkunden aus den Tagen des Osterstreites". — In dem 1. Abschnitt über die urkirchliche Literatur werden also jetzt behandelt: das apostolische Glaubensbekenntniß, die Didache, der sogenannte Barnabasbrief, der hl. Clemens von Rom, der hl. Ignatius von Antiochien und der hl. Polykarpus von Smyrna. In der Darstellung der Apologeten sind besonders die Paragraphen über den hl. Justinus Martyr (S. 190–242) und über Tatian (S. 242–262) jetzt zu erschöpfenden Abhandlungen angewachsen. S. 222 ff. ist Bardenhewer geneigt, der von Harnack neuerdings vertretenen Ansicht beizustimmen, daß Diodor von Tarsus der Verfasser von vier pseudojustinischen Schriften sei (Quaestiones et responsiones ad orthodoxos, Quaestiones Gentilium ad Christianos, Quaestiones Christianorum ad Gentiles und Confutatio dogmatum quorundam Aristotelicorum); er will die Sache zwar nicht als absolut ausgemacht hinstellen, aber doch eine „ausreichende Wahrscheinlichkeit" dafür gelten lassen.[1]) In dem Abschnitt über Justin's Christenthum (S. 230 ff.) wird bei der Zurückweisung einiger modern protestantischer Willkürlichkeiten (Engelhardt, Harnack u. A.) sehr gut „das πρῶτον ψεῦδος einer langen Reihe dogmengeschichtlicher Versuche der Neuzeit" gekennzeichnet. Bezüglich Tatian's Apologie vertritt der Verfasser S. 250 f. die Ansicht, daß dieselbe nicht zu Lebzeiten, sondern bald nach dem Tode des hl. Justinus und bald nach Tatian's Conversion, etwa um 165, verfaßt sei.

1) In zustimmendem Sinne äußert sich zu diesen Untersuchungen Harnack's auch Diekamp in der Theol. Revue 1902, Nr. 2.



Für Tatian's Diatessaron wird S. 257 f. syrische Abfassung, nicht auf Grund einer schon vorhandenen syrischen Uebersetzung der Evangelien, sondern auf Grund des griechischen Textes derselben, angenommen.

Die Darstellung der häretischen (gnostischen, judaïstischen und montanistischen) Literatur und die damit verbundene der zu einem großen Theil ebenfalls im Dienste häretischer Tendenzen stehenden neutestamentlichen Apokryphen, die zuerst in der 2. Auflage der Patrologie in kurzer Skizze gegeben war, ist hier zu einer sehr eingehenden Darstellung ausgeführt worden. Diese Ausführlichkeit in der Darstellung von Dingen, die an und für sich nicht zum Gegenstand der altkirchlichen Literaturgeschichte gehören, sondern nur des Gegensatzes wegen berücksichtigt werden müssen, ist durchaus gerechtfertigt; denn für das Verständniß der kirchlichen antihäretischen Literatur wird die eingehendere Kenntniß der häretischen Literatur, soweit sich dieselbe aus den uns erhaltenen Quellen gewinnen läßt, vorausgesetzt. Außerdem bietet die Geschichte des Kampfes, den die Kirche schon in ihren ältesten Zeiten wie durch alle Jahrhunderte herab bis auf unsere Tage gegen die Häresie zu führen hatte, einen sehr fruchtbaren apologetischen Gesichtspunkt dar, auf den der Verfasser wiederholt hinweist: „Ueber die Mittel weltlicher Bildung hat die Häresie augenscheinlich in ganz anderem Maße verfügt als die Kirche Jesu Christi. Die Kirche hatte dem Heere der Gnostiker gegenüber nur eine verschwindend kleine Streiterschaar in's Feld zu stellen. Ihr Sieg über den Gnosticismus ist ein kaum minder glänzender Erweis ihres göttlichen Ursprungs als ihr Triumph über die heidnische Staatsgewalt" (S. 317). „Bildeten die Antignostiker, von welchen wir, Dank dem Vater der Kirchengeschichte, noch Kunde haben, eine immerhin beträchtliche Streiterschaar, im Vergleich mit ihren Gegnern, den literarischen Verfechtern des Gnosticismus, waren sie eine winzige Minderheit, welche menschlicher Voraussicht nach aller Hoffnung auf den Sieg entsagen mußte. Aber die Kirche, für deren Sache sie eintraten, hatte die Verheißung empfangen, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen würden" (S. 482 f.). Ein anderer Gesichtspunkt, unter dem die Betrachtung der häretischen Literatur sich als sehr fruchtbar erweist,



ist der, daß „die Einsprüche der Häresie in viel höherem Grade als die Angriffe des Heidenthums und des Judenthums zur Anbahnung und Grundlegung einer Theologie oder Glaubenswissenschaft Anstoß gegeben" haben (S. 482). — S. 487 ff. wird die Frage über den Papstkatalog des Hegesippus behandelt, der überlieferte Text der bekannten darauf bezüglichen Stelle und damit die wirkliche Abfassung einer solchen Successionsliste durch Hegesippus gegen neuere Hypothesen vertheidigt. Eine sehr ausführliche Behandlung ist in diesem Abschnitt natürlich dem hl. Irenäus gewidmet (S. 496-522) als dem einzigen Vertreter der antignostischen Literatur des 2. Jahrhunderts, dessen Hauptwerk uns erhalten ist. Vortrefflich sind die Ausführungen S. 513 ff. über die Lehre des hl. Irenäus, in denen gelegentlich auch mit Harnack abgerechnet wird, der es „natürlich besser wissen muß, wie es im 2. Jahrhundert mit der Einheit des Glaubens der Kirche bestellt war, als Irenäus" (S. 515 f.). Ebendort wird die berühmte Stelle über den Primat der Kirche von Rom eingehend behandelt und die traditionelle katholische Auffassung derselben als zu Recht bestehend nachgewiesen.

Die Darstellung und Ausführung zeigt auf jeder Seite den besonnenen und überaus gründlichen Forscher, als welcher der Verfasser allgemein geschätzt wird. Seine Stellungnahme zu verschiedenen controversen Fragen ist aus dem kleineren Werke schon bekannt; hier gibt ihm die weitere Anlage des Werkes den Raum, die vertretene Ansicht überall mit der nöthigen Ausführlichkeit zu begründen, aber auch über abweichende Ansichten hinreichend und zuverlässig zu orientiren. Wenn die Reichhaltigkeit und peinlichste Genauigkeit in den Literaturangaben schon ein großer Vorzug der 1. Auflage der kleineren Patrologie war, so gestattete es jetzt der Raum, in Bezug auf Reichhaltigkeit derselben noch weiter zu gehen. Aus der neueren Literatur wird wohl in den seltensten Fällen eine Arbeit von einiger Bedeutung übergangen sein;[1]) dem Verfasser stand

1) S. 17 hätte neben der französischen Uebersetzung der Patrologie von Möhler-Reithmayr vielleicht auch die in 2 Bänden in



hierbei neben seiner eigenen Kenntniß der Fachliteratur auch diejenige Prof. Weyman's zur Verfügung. In Fällen, wo eine Ueberproduktion von theilweise minderwerthigen Arbeiten vorlag, wie sie sich heutzutage im Gefolge von Entdeckungen neuer Texte regelmäßig einzustellen pflegt, war natürlich eine Sichtung und Auswahl geboten. Besonders werthvoll sind durchgängig auch die Ausführungen über den Inhalt und Gehalt der einzelnen Schriften, über die Lehre der einzelnen Autoren.

Der Unterzeichnete kann das prächtige Werk, von dem er reiche Belehrung und Anregung empfangen und das er mit vollster und uneingeschränktester Zustimmung besonders auch in Bezug auf die principiellen Auseinandersetzungen durchgelesen hat, nicht ohne die Empfindung des wärmsten Dankes gegen den Verfasser aus der Hand legen. Möge es demselben vergönnt sein, das groß angelegte Werk in nicht zu ferner Zeit zu Ende zu führen!

Aachen. Dr. F. Lauchert.

Mailand 1842 f. erschienene italienische genannt werden können. Von der Krüger'schen „Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellenschriften" sind inzwischen zwei Hefte der 2. Serie erschienen (zu S. 54); das erste, die kleinere Ausgabe der Patres apostolici von Funk, konnte in den Nachträgen noch notirt werden. Der S. 522 Z. 3 angeführte Artikel aus den Histor.-polit. Blättern Bd. 73 über das Zeugniß des hl. Irenäus für den Primat ist von Nirschl. — Zur Didache konnte S. 83 noch die von Schlecht gemachte Entdeckung der lateinischen Uebersetzung nach dessen kleinerer Ausgabe verwerthet werden; über die in den Nachträgen S. 583 noch notirte größere Ausgabe vergl. jetzt Bardenhewer's Recension in der Theol. Revue 1902, Nr. 3, Sp. 84 ff.

LVI.

Die Lage in den Ostmarken in polnischer Beleuchtung.

Von J. von Mycielski.

Seit geraumer Zeit bekommt man in Deutschland die bittersten Klagen über Rückgang des Deutschthums in den Ostmarken, großpolnische Agitation, staatsfeindliche Umtriebe, ja sogar Geheimbündelei und Verschwörungen zu lesen und zu hören. Umsonst protestirt die polnische Presse und lassen sich polnische Redner keine Gelegenheit entgehen, um sowohl bei Volksversammlungen, wie im Land- und Reichstage gegen dergleichen Insinuationen Einspruch zu erheben. Es heißt stets einfach, die polnische Agitation sei notorisch, und damit Punktum.

Es gibt wohl im ganzen Deutschen Reiche keinen einzigen Menschen, welcher die Polen aufrichtig für so hirnverbrannt halten sollte, daß sie beabsichtigen könnten, wie ein polnisches geflügeltes Wort treffend sagt: „mit Mistgabeln gegen Kanonen" vorzudringen.

Wenn daher die offiziöse und pseudooffiziöse deutsche Presse nicht müde wird fast täglich von einem vermeintlichen polnischen Kriegsschatz, einer bis ins Detail fertigen Organisation, weitverzweigten Verschwörungen zu fabeln, so nimmt sich dies zwar kläglich aus, doch läßt es auf eine gewisse Methode schließen.

Die preußische Macht ist fast durchweg auf slavischen Trümmern entstanden. Das Herrscherhaus und ein Bruchtheil

der Bevölkerung bestehen wohl aus kerndeutschen Elementen, doch die breiten Schichten des Volkes in den alten Provinzen sind bis heute vorwiegend Nachkommen germanisirter Slaven. Der politische Scharfsinn der preußischen Herrscher hat sie bald erkennen lassen, daß sie nur zwei Wege hätten, um aus ihrer untergeordneten Stellung emporzukommen; entweder die Erlangung der polnischen Königskrone, oder die Erkämpfung einer hervorragenden Stellung in Deutschland. Da Ersteres mißlang, wurde um so eifriger und rücksichtsloser auf das Zweite losgearbeitet. Durch Blut und Eisen erlangten Preußens Könige die Hegemonie in Deutschland; — eine sonderbare Anomalie, da Preußen zum größten Theil, weder durch Abstammung, noch Gesinnung, noch ökonomische Gleichartigkeit mit dem eigentlichen Deutschland zusammenhängt.

Die Polen unter preußischem Scepter sind zwar Unterthanen des Königs von Preußen, stehen jedoch ihrer Abstammung nach außerhalb des Deutschen Volkes. Es ist dies vom preußischen Standpunkte leider nicht begriffen worden; doch wohl nur deshalb, weil Preußen nicht auf nationaler, sondern auf staatlicher Grundlage aufgewachsen ist.

Es mag für jede Regierung wünschenswerth sein, über ein homogenes Volk zu herrschen; wo hierzu die Grundlage fehlt, bleibt es ein pium desiderium. Solange sich moderne Staaten über das Gebiet verschiedener Nationalitäten erstrecken, müssen die Regierungen diesem Umstande Rechnung tragen, und können höchstens danach trachten, die fremden Bestandtheile zu gewinnen, um auf friedlichem Wege zu assimiliren.

Daß dies möglich ist, dafür bietet die Geschichte viele Beispiele. Das alte polnische Reich hat in seinem Organismus die zwar verwandten, jedoch sehr heterogenen lithauischen und ruthenischen Elemente aufgesogen, und zwar nicht durch Gewalt und Druck, sondern dadurch, daß es ihnen bessere Verhältnisse schuf, als die bisherigen. Das heutige Westpreußen war unter der Herrschaft des deutschen Ordens bereits sehr beträchtlich germanisirt; nach erfolgter Vereinigung mit Polen hat sich diese Landschaft im Handumdrehen polonisirt, und noch heute



zählen direkte Nachkommen der Kreuzritter zu den eifrigsten polnischen Patrioten.

Deutschland hat nie ein homogenes nationales Ganze gebildet, auch nie alle deutschen Stämme umfaßt; daher ist der polnische Begriff des Vaterlandes dem Deutschen im Allgemeinen, dem Preußen ganz besonders schwer verständlich. Für den Polen, wie für jeden Slaven, besteht das Ideal der Synthese aller individuellen Gefühle und Interessen nicht im Begriffe des Staates, sondern im Begriffe des Vaterlandes.

Das deutsche Volk hat zu viel eigene Sorgen um das ganze Reich, um mit Lust und Liebe einzig und allein pour le roi de Prusse arbeiten zu wollen. Die Zugehörigkeit der polnischen Landestheile aber bildet wohl in erster Linie für Preußen, und erst Preußen's wegen, also indirekt für Deutschland ein Lebensinteresse.

Für Preußen ist der Besitz der Ostmarken eine Frage to be or not to be. Der Augenblick, in welchem die preußische Ostgrenze von den Ufern der Memel, der Weichsel und der Prosna, etwa an das Ufer der Oder verlegt werden sollte, wäre nicht nur für die preußische Hegemonie, sondern auch für den Bestand des preußischen Staates todbringend.

Es möchte scheinen, daß unter solchen Umständen die preußische Regierung um somehr Interesse daran haben müßte, sich die Polen günstig zu stimmen, um sie eventuell als Bollwerk gegen den russischen Koloß benützen zu können. Was ist in dieser Richtung bisher geschehen?

Gleich nach der ersten Theilung Polens hat Friedrich der Große seine väterliche Gesinnung den neuen Unterthanen gegenüber dadurch bethätigt, daß er alle Kron- und Kirchengüter confiscirte, die darauf seit Generationen ansäßigen Pächter und Beamten entfernte, sie unter seine Generäle und Günstlinge vertheilte, und auf solche Weise sogar seine Lieferanten bezahlte. Seine Nachfolger haben die Polen allmälig aus allen Aemtern, ihre Sprache aus dem öffentlichen Leben verdrängt. Heute scheint den Polen als einzige Freiheit die Erlaubniß, Steuern zahlen zu dürfen, geblieben zu sein.



Als einst das polnische Reich das heutige Westpreußen in Besitz genommen hatte, und die dankbare Landschaft Medaillen prägen ließ, zum Andenken an die Befreiung „ab infanda crucigerorum tyrannide“, da hat es die vorsorgliche polnische Regierung verstanden, sich die Einwohner zu gewinnen. Die preußischen Notabeln wurden in den polnischen Senat berufen, der preußische Adel dem polnischen gleichgestellt, preußische Städte mit Privilegien ausgestattet, Aemter und Würden thunlichst nur mit Einheimischen besetzt. Als Vertreter der Centralgewalt wurden nur die tüchtigsten und vornehmsten Männer hinausgeschickt, die es verstanden, durch ihr kluges und gewinnendes Benehmen die Herzen der Einwohner zu erobern.

Die preußische Regierung hat die Ostmarken durch lange Jahre als Verbannungsort für die minderwerthigen Elemente ihres Beamtenstandes angesehen. Vielfache verfehlte Existenzen, entgleiste Offiziere, ungerathene Familiensöhne wurden Jahrzehnte lang nach dem Osten strafversetzt. Darf man sich wundern, wenn die Polen wenig Respekt bekamen vor einem Stande, welchem die eigene Regierung den Stempel der Minderwerthigkeit an die Stirne drückte?

Daß unter solchen Umständen nicht nur die polnischen, sondern nicht minder die besseren deutschen Elemente in den Ostmarken zu leiden haben, liegt klar auf der Hand.

Gegenwärtig scheint noch ein anderer Wind zu wehen. Schreiber dieser Zeilen begegnete vor Kurzem in einem Bade einem Schulkameraden, der eine Zeitlang in Posen angestellt war. Auf die Frage, ob er an die vermeintliche Polengefahr wirklich glaube, lachte er herzlich, und gestand ehrlich, daß er Land und Leute ganz anders gefunden hätte, als sie ihm geschildert worden waren. Auf die weitere Frage, worin er den praktischen Werth der antipolnischen Maßregeln erblicke, erfolgte die verblüffende Antwort: „Der praktische Werth liegt darin, daß ich damals jenes Amt bekleidete, und nicht du.“ Endlich wurde die Schlußbemerkung, daß ein solches System auf die Dauer nicht zu halten sei, mit den Worten erledigt:



„Was später kommt, ist für heute nicht maßgebend; jetzt gilt es zu greifen, so lange noch Etwas zu greifen ist, bevor — die Russen kommen!“

Darin liegt die Lösung der leidigen Frage. Die Furcht hat große Augen. Für ein Gemeinwesen, welches lediglich durch Macht emporgewachsen, ist jede fremde Macht ein Schreckgespenst. In Preußen scheint man den künftigen blutigen Conflikt mit dem östlichen Nachbarn nur als Frage der Zeit anzusehen; man scheint aber auch, trotz mancher Prahlereien, kein richtiges Vertrauen auf Erfolg zu besitzen, da man sonst nicht nöthig hätte, dem deutschen Michel stets das polnische rothe Tuch vorzuhalten.

Die Regierung mag ja letzteres selbst für eine Posse ansehen, die ihr jedoch insofern gelegen sein kann, als sie der öffentlichen Meinung nicht Muße läßt, Näherliegendes genauer zu prüfen. Sind es doch dieselben Kreise, welche heute am schärfsten gegen die Polen Stellung nehmen, die vor zehn Jahren eifrig die illoyale und antidynastische Thätigkeit des frondirenden Exkanzlers unterstützten und gegenwärtig aus der Polenhetze ein einträgliches Gewerbe machen. Das in Deutschland recht mächtige jüdische Element hat zwar keine unmittelbare Veranlassung, gegen die Polen Partei zu nehmen, mag es aber nicht ungerne sehen, daß sich seine Gegner am polnischen Granit die Zähne stumpf beißen, und dem Antisemitismus ferngehalten werden. — Mithin ganz gewöhnliche Brotfrage, und weiter nichts! —

Die Polen nehmen alldiesem gegenüber eine abwartende Stellung ein. Als preußische, beziehungsweise deutsche Unterthanen wollen sie auch fernerhin alle Verpflichtungen erfüllen, welche ihnen dieses Verhältniß auferlegt. Sollten sich hin und wieder einzelne, schlecht-äquilibrirte oder schlecht berathene Individuen — möglicherweise durch provokatorische Agenten — zu unbesonnenen Schritten irreleiten lassen, so will das polnische Volk mit dergleichen dunklen Umtrieben nichts zu thun haben, und desavouirt sie aus vollster Ueberzeugung.

Die Polen wollen auf dem Gebiete der Legalität



bleiben. Loyalität kann von ihnen nicht gefordert werden, da dieselbe einem Gefühle der Dankbarkeit entspricht, welches nicht verlangt, sondern verdient sein muß.

Auf Grund internationaler Staatsverträge und königlicher Occupationspatente stehen den Polen in Preußen verschiedene Rechte zu, welche dieselben stets, mit allen verfügbaren Mitteln, vertheidigen werden. Der Urheber des Paradoxes „Gewalt geht vor Recht" hat sich bezüglich polnischer Klagen einst die rohe Bemerkung erlaubt, daß die Berufung auf königliche Verheißungen keinen Pfifferling werth sei. Trotzdem bleibt Recht – Recht und kann jeden Augenblick praktische Bedeutung erlangen, sobald es mit gehörigem Nachdruck verlangt wird.

Die Polen besitzen hiezu keine Macht, und sind viel zu klug geworden, um auf fremde Hilfe zu vertrauen.

Deshalb werden sie keinen Fuß breit von ihren berechtigten Forderungen auf Erhaltung ihrer Nationalität, Sprache und Religion und gleichberechtigte Stellung im öffentlichen Leben weichen, im Uebrigen aber das Kommende ruhig abwarten.

Im Falle eines blutigen Conflikts mit Rußland werden die Polen nicht so dumm sein, um für Andere Kastanien aus dem Feuer zu holen. Sie werden, falls sich die Verhältnisse ändern sollten, auch nur vollendeten Thatsachen gegenüber Stellung nehmen, im Uebrigen aber dem Grundsatze folgen: „Guarda e passa." Dante Inferno III 51.



LVI.

Die reformirte Theologie in Genf.

Wie im deutschen Protestantismus seit Neander sich eine sogen. Vermittlungstheologie geltend machte, welche einerseits gegen den Rationalismus und andererseits gegen die lutherische Orthodoxie Front machte, und der die meisten und bedeutendsten protestantischen Theologen angehören, so entstand auch bei der reformirten Confession in der Schweiz seit dem Jahre 1848 eine Vermittlungstheologie, welche die Offenbarung Gottes nicht als Mittheilung von Erkenntnissen, sondern als Selbstoffenbarung, als Mittheilung des eigenen Lebens und Wesens erkennt, für welche der Mensch das Organ von Gott empfangen hat. Die Vollendung dieser Lebensmittheilung sei in Christus gegeben, der die geschichtlich gewordene Idee ist. Demnach gab es drei Parteien bei den Reformirten, die orthodoxe, welche am apostolischen Symbolum festhalten wollte, die spekulative oder Reformpartei, die kein Symbolum hat, und die vermittelnde.[1])

Bei den französischen Reformirten in Genf bestand schon seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts der Gegensatz zwischen der nationalen Kirche, welche dem alten Rationalismus huldigte, und der evangelischen Freikirche, welche an dem orthodoxen Calvinismus festhielt und ein ausführliches Glaubensbekenntniß hatte. In der zweiten Hälfte des neunzehnten

1) Finsler G., Geschichte der theologisch-kirchlichen Entwicklung in der deutsch-reformirten Schweiz seit den dreißiger Jahren. Zürich 1881.

Jahrhunderts griff auch in Genf eine Vermittlungstheologie Platz durch den Theologen August **Bouvier**. Derselbe ward im Jahre 1826 als der Sohn eines reformirten Pfarrers in Genf geboren und ging im Jahre 1845 nach Berlin, wo er unter dem Einflusse Neanders immer mehr von dem starren dogmatischen Calvinismus abkam. Im Jahre 1854 erhielt er die Pfarrei von Céligny, und im Jahre 1857 wählte man ihn zum Pfarrer von St. Gervais in Genf, wo er zugleich Mitglied der Vénérable Compagnie wurde. Im Jahre 1862 erhielt er die Professur der Apologetik und Homiletik an der theologischen Fakultät zu Genf und im Jahre 1865 das Fach der Dogmatik. Hier fand er viele Anhänger, machte also Schule, wie er denn auch der französische Schleiermacher genannt wird [1])

Nach Bouvier ist die Dogmatik die wissenschaftliche Darlegung der christlichen Thatsache oder die Wissenschaft des göttlichen Lebens. Dieses göttliche Leben hat sich geoffenbart und der Menschheit dargestellt durch Christus und seinen Geist. Die Bibel ist weder historisch noch doktrinell eine unfehlbare Autorität. Wir haben in derselben nur den Ausdruck des christlichen Bewußtseins auf Erden. Die biblischen Engelerscheinungen sind keine historischen Thatsachen, sie beruhen auf einer Volksidee. Der Satan ist der symbolische Repräsentant der pharisäischen Lüge. Die Erzählung vom Sündenfalle ist keine wirkliche Geschichte, aber eine psychologisch wahre Geschichte; denn das Verbot, nicht zu essen von der Frucht des Baumes der Erkenntniß von Gut und Bös, bedeutet, daß der Mensch das Gute nicht erkennen lernen darf dadurch, daß er Böses thue.

Die Sünde ist eine Schwäche des von den Leidenschaften beherrschten Geistes. Sie hat das göttliche Leben getrübt, ohne es zu zerstören. Das Evangelium ist die volle Verwirklichung des göttlichen Lebens auf Erden. Christus theilt den Seinigen den Geist der Wahrheit mit; es ist eine erneuernde Kraft, welche Jesus denen gibt, die ihn lieben. Bei

1) Er starb am 2. November 1893. V. J. Emile **Roberty**, Auguste Bouvier, Genève 1901.

Jesus handelt es sich nicht um eine kleine theokratische Gemeinschaft, sondern um eine sociale Idee, die gemeinsam sein soll allen regenerirten Geistern. Eine Wahrheit kann nur dann eine historische Macht werden, wenn sie sich inkarnirt in einer Person, welche fähig ist, Begeisterung zu erwecken. Das christliche Bewußtsein behauptet, daß das wahre Christenthum sich nur festsetzt in einer Seele, wann Jesus von ihr erkannt, geliebt und befolgt worden ist. Christus ist die Fülle des menschlichen Charakters in seiner moralischen Schönheit. Die Apostel haben an das persönliche und höhere Leben des verherrlichten Christus geglaubt. Sie haben in Jesus die Gegenwart eines göttlichen Elementes erkannt. Die Persönlichkeit Christi ist eine menschliche, in welcher das unpersönliche göttliche Leben sich vollkommen offenbarte, so daß Göttliches und Menschliches in Christus nur eines ausmacht. In Christus ist uns die Fülle des göttlichen Lebens in den Grenzen der Menschheit erschienen. Jeder Mensch ist der Wirkungskraft nach ein Sohn Gottes; Christus aber ist der einzige Sohn, weil er allein in einer vollkommenen Gemeinschaft mit Gott gelebt hat. Er ist der Offenbarer der Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen. Der hl. Geist ist die objektive Realität der Gnade. Gott hat alle Menschen zum Heile bestimmt; die Prädestination ist universell. Eine Menge von Creaturen, welche in diesem Leben nicht unter der Wirksamkeit der Gnade gefunden werden, kann nach dem Tode bekehrt werden; denn die Entwicklung des Gewissens kann sich fortsetzen nach dem Tode Die christliche Trinität präsentirt sich dem Bewußsein wie ein göttliches Leben in drei Momenten. Dieses Leben hat nämlich seinen Grund im Vater, seine Offenbarung im Sohne und seine Eingießung im hl. Geiste.

Das Reich Gottes ist die vollkommene und harmonische Organisation des göttlichen Lebens in der Menschheit. Die erzieherische Anstalt des göttlichen Lebens ist die Kirche. Die Taufe ist nicht ein undispensables Mittel des Heils, nicht eine Verordnung übernatürlichen Ursprungs, sondern das Symbol einer vollkommenen wahren Idee, zu wissen die Nothwendigkeit der Bekehrung. Das Abendmahl ist ein brüderliches Mahl, kein Ritus. Es soll zum Andenken an Christi Tod und zur

Vereinigung seiner Schüler mit ihm gefeiert werden (Lehre Zwingli's). Mit Origenes, Schleiermacher und anderen nimmt Bouvier die Möglichkeit der Bekehrung der Unbekehrten nach dem Tode an, ist also Universalist; denn der Mensch ist nicht gänzlich beraubt der moralischen Freiheit, er bleibt zugänglich dem Guten, wofür er geschaffen ist.

So löst sich bei Bouvier die Dogmatik in eine reine Ethik auf, welche wohl Regeln aufstellen, aber nichts dagegen thun kann, wenn der Einzelne diese Regeln nicht nach seinem Geschmacke findet. Gegenüber dieser Vermittlungstheologie mußte sich daher nothwendig ein Widerspruch erheben. Im Januar 1870 erließ die Genfer-Orthodoxie, welche sich evangelisch nannte, um sich von der strikten calvinistischen Orthodoxie, von welcher sie in mehreren Punkten abwich, zu unterscheiden, eine Erklärung, die von den 93 Geistlichen, die damals der Genfer-Klerus zählte, 53 unterzeichneten und worin es hieß; „Für uns ist das Christenthum nicht ein einfacher Fortschritt der Vernunft und des menschlichen Bewußtseins, sondern es ist in der ganzen Kraft des Ausdruckes eine übernatürliche That, eine Offenbarung Gottes und seiner erlösenden Liebe Christus ist nicht bloß ein idealer, vollkommener Mensch, sondern der eingeborene Sohn Gottes, das fleischgewordene Wort, und wir behaupten mit seiner göttlichen Natur seine übernatürliche Geburt und seine glorreiche Auferstehung." Man sieht, eine bedeutende Majorität des Genferklerus hält noch an den Grunddogmen des Christenthumes fest, aber der alte Calvinismus mit seiner Prädestinationslehre hat sich gänzlich überlebt.

LVIII.

Die älteste Karte mit dem Namen Amerika.

A. von Humboldt sprach in seinen Kritischen Untersuchungen die Behauptung aus, der Name Amerika finde sich zum erstenmal in der 1507 zu St Dié erschienenen „Cosmographiae introductio“, der deutsche Geograph Martinus Waldseemüller sei dessen Erfinder.[1]) Wo hatte aber dieser Vorschlag seine erste praktische Verwerthung gefunden, oder auf welcher Karte ließ sich zuerst der Name Amerika für die Neue Welt nachweisen? Nach Humboldt gebührte die Ehre der Karte Apians v. J. 1520, welche die Ausgabe des Solinus durch Camers (1520) und die des Pomponius Mela durch Vadian (1522) begleitete. Sie ist „die erste unter denjenigen, auf welchen man den Namen Amerika findet.“[2]) An dieser Priorität Apians hielt man ungefähr bis in die Mitte der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts hinein und

1) A. v. Humboldt, Krit. Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt. Berlin, 1852. II, 371. Diese oft angeführte Stelle der Cosmogr. introd., auf die sich H. bezieht, lautet: quarta pars (nämlich der Erde) per Amerigum Vesputium . . . . inventa est, quam non video cur quis iure vetet ab Americo inventore . . . . Amerigen quasi Americi terram, sive Americam dicendam, cum et Europa et Asia a mulieribus sua sortita sint nomina. Bei (d'Avezac) Martin Hylacomylus Waltzemüller. Paris, 1867. S. 38.

2) Humboldt, a. a. O. II, 389. I, 16.

in Katalogen noch heutigen Tages fest. Indessen wie ließ sich die gewaltige Zeitdifferenz von fast 13 Jahren zwischen der Taufe des neuen Continents und seiner ersten kartographischen Benennung erklären ohne vermittelnde Zwischenglieder? Sollte Apian sich unmittelbar auf die Cosmographiae introductio gestützt haben? Das war kaum anzunehmen. Zudem schien aus diesem Werke mit ziemlicher Gewißheit hervorzugehen, daß Waldseemüller selbst eine Karte der neuen Entdeckungen herausgegeben habe. „Mit größter Sorgfalt" ging man deshalb „den alten Kartenwerken nach, auf denen der Name Amerika vorkommt. Immer wieder tauchte ein älteres kartographisches Denkmal auf, das man als ältesten Träger dieses Namens glaubte bezeichnen zu müssen." [1])

R. H. Major fand den Namen Amerika auf einer Karte, die er für eine Arbeit des Leonardo da Vinci aus den Jahren 1513—1514 erklärte. [2]) Wieser freilich wies nach, daß die Vinci-Karte erst aus den Jahren 1515—1516 stammen könne, [3]) und bemerkte, daß sie in der uns vorliegenden Form nur „eine Kopie aus 3. oder 4. Hand" sei, deren Vorlage etwa in die Zeit von 1514—1515 angesetzt werden müsse. [4]) Zugleich aber bestimmte Wieser zwei bereits bekannte Globen von unbekannter Urheberschaft als Werke Joh. Schöners aus d. J. 1515 und glaubte damit „(neben dem kleineren Globus der Hauslabschen Sammlung)" — auf den wir weiter unten zurückkommen werden — „unstreitig das älteste gedruckte Kartenwerk' gefunden zu haben, „auf

1) Wieser, Die älteste Karte mit dem Namen „Amerika" (= ä. K.) in Petermanns Mittheilungen 1901. S. 271 ff., S. 273 a.

2) R. H. Major, Memoir on a mappemonde by L. da Vinci, London 1865, bei Wieser, Magalhães-Straße. Innsbruck 1881 (=M.-Str.). S. 27, A.

3) Wieser a. a. O., S. 58.

4) A. a. O., S. 57. vgl. Harrisse bei Nordenskiöld, Peripl., 152 b. und 188 b, die beide erst 1519 annehmen.



dem der neu entstandene atlantische Continent den Namen Amerika trägt."[1]) Nordenskiöld konnte im Facsimileatlas wenigstens 3 Globendrucke anführen, die schon vor der Apiankarte den Namen Amerika aufwiesen: 1) die Streifen zum Boulenger-Globus[2]) von 1514 (F.-A. Taf. 37.), 2) die auf Taf. 37 des F.-A. wiedergegebenen, unbenannten Globusstreifen, 3) Schöners Globus von 1515.[3]) Aber auch diese Besitzer erfreuten sich nicht lange der eben erworbenen Ehre. Wieser hatte schon auf eine von ihm entdeckte Kopie der Weltkarte des Polen Joh. de Stobnicza hingewiesen, die einem Exemplare der Cosmographiae introductio Waldseemüllers beigebunden sich in der Universitäts-Bibliothek zu München vorfand und von der Hand des bekannten Poeten und Kosmographen H. Loritus Glareanus (geb. 1488 in Glarus, gest. 1563 in Freiburg) herrührt.[4]) Er selbst bezeichnete die Karte als „flüchtige Federzeichnung, koloriert," die „einzelne Nachträge aus andern Karten" enthalte. „So ist z. B. die neue Welt bereits Terra America benannt." Freilich stammte diese Federzeichnung Glareans, die auf der Rückseite, „ebenfalls von der Hand Glareans, eine etwas überarbeitete Nachbildung der Weltkarte des P. Apianus mit einzelnen Nachträgen"[5]) enthielt, erst aus den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts, wie dies Oberhummer wahrscheinlich machte.[6]) A. Elter hatte jedoch

1) Wieser, M.-Str., S. 27.

2) Angaben über diesen Globus vgl. bei Nordenskiöld, Facsimile Atlas (-F.-A.) Stockholm 1889. S. 76a. Im Periplus will er sich für kein Datum entscheiden (Periplus Stockholm. 1897. S. 179a) und bezeichnet die Arbeit als vermutlichen Druck Gastaldis (S. 159a). Harrisse setzt den Globus in das Jahr 1818. (Periplus, S. 151b.)

3) Nordenskiöld, F.-A., S. 100a.

4) Wieser, M.-Str., S. 11 n.

5) Wieser, a. a. O., S. 26 n.

6) Oberhummer in Jahresber. d. Geogr. Ges. München. 1892. Heft 14, S. 274.



das Glück, in der Universitätbibliothek zu Bonn eine andere Karte von der Hand Glareans zu entdecken, die laut einer Legende der Karte selbst aus d. J. 1510 stammt (Coloniae Agrippinae anno M. D. X.). Prof. Elter nennt seine Karte ausdrücklich „,Americae' tabula omnium antiquissima, nam novi orbis Americi nomine appellati formula antiquior neque scripta neque impressa ulla reperta est“ und beruft sich zum Beweise auf die Werke von Harrisse, Nordenskiöld, Kretschmer und Ruge.[1]) Er übergeht bei dieser Angabe vollständig den auf dem Geogr.-Congreß zu Antwerpen 1871 ausgestellten Globus der Frh. Hauslabschen (jetzt Fürstl. Liechtensteinschen) Sammlung, der von d'Avezac[2]) und Varnhagen[3]) beschrieben und in das Jahr 1509 gesetzt wurde. D'Avezac sieht darin jenen Globus, der die Schrift „Globus mundi“[4]) sowie deren deutsche Uebersetzung begleitete. Gallois erklärt den Globus für den von Waldseemüller 1507 zugleich mit seiner Weltkarte veröffentlichten Globus.[5]) Die Datirungen Varnhagens schienen Wieser vorderhand noch „etwas problematisch,“[6]) und Elter meinte im weiteren Verlaufe seiner Darstellung „hanc globuli formulam minimam . . . esse . . . sive eandem quam ipse Ilacomilus a. 1507

---

1) A. Elter, De Henrico Glareano. Bonn 1896. S. 6.

2) D'Avezac, Allocution à la société de géogr. Paris 1872 bei Gallois, Les Géogr. Allem. de la Renaissance. Paris 1890. p. 38, n. und Peschel-Ruge, Geschichte der Erdkunde.² München, 1877. S. 260 n.

3) F. A. de Varnhagen, Schöner e Apiano etc. bei Wieser, M.-Str., S. 27.

4) Bei Gallois, a. a. O., S. 48 n. Auch Ruge, Entwickelung der Kartogr. von Amerika bis 1570. Petermann Ergänzungsheft 106. Gotha 1892. S. 38 nimmt dafür, allerdings zweifelnd, das Jahr 1509 an. Für ihn ist es die „erste Karte, die den Namen Amerika trägt“.

5) Gallois, Géogr. Allem. p. 48, n. und Gallois, Améric Vespuce et les Géographes de Saint-Dié. Firenze 1899. p. 9 ss.

6) Wieser M.-Str., S. 27.

imprimendam curaverat, sive illius apographon Glareani tabula Bonnensi aut superius aut recentius."[1]) Eine sichere Entscheidung der Frage wird nur durch eine kritische Vergleichung mit der schlechthin ältesten Amerikakarte Waldseemüllers, mit der vereint der Globus herausgegeben wurde, zu erbringen sein.

Nordenskiöld allerdings schlägt die kartographischen Leistunngen Waldseemüllers äußerst gering an. Die Karten der Straßburger Ptolemäusausgabe von 1513 sowie überhaupt jede selbständige Kartenzeichnung spricht er ihm vollständig ab, er wirft ihm sogar eine wissenschaftliche Rückständigkeit vor, die im Zeitalter der Entdeckungen doppelt schwer wiege.[2]) „Gegen eine solche Unterschätzung" aber nimmt Wieser „den wackeren Waldseemüller" entschieden in Schutz,[3]) und auch Gallois hält durchaus daran fest, daß Waldseemüller zugleich mit der Cosmographiae introductio selbständige kartographische Arbeiten veröffentlicht habe.[4]) Elter weist ausführlich nach, daß eine Karte des Geographen von St. Dié aus d. J. 1507 existirt haben müsse, sowie eine ältere Karte mit dem Namen Amerika als eben die Waldseemüllers von 1507 überhaupt nicht gefunden werden könne.[5]) Gleichzeitig gibt Elter die Hilfsmittel an, auf die gestützt man eine Rekonstruktion dieser für die Entwickelung der Kartographie hoch bedeutsamen Karte versuchen müsse, bis sich vielleicht diese selbst doch noch irgendwo wieder entdecken lasse.[6])

---

1) Elter, a. a. O., c. 25.

2) Nordenskiöld, Periplus p. 152 a, p. 178 b s. Vgl. Nordenskiöld. F.-A. p 21 b u. ö.

3) Wieser, A. E. v. Nordenskiöld F.-A. in Petermanns Mittheilungen. XXXVI, 1890, S. 273 b.

4) Gallois, Géogr. Allem. p. 25.

5) Elter, Glarean. c. 11, c. 14.

6) a. a. O., c. 15.

Keiner verschollenen Weltkarte wurde je so sorgsam nachgeforscht wie der Waldseemüllers. Es ist nicht zuviel behauptet, erklärt A. H. Soulsby, wenn man sagt, die Ehre, Wiederentdecker der Waldseemüllerkarte zu sein, sei lange als der höchstmögliche Preis angesehen worden für alle wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der alten Kartographie.[1]) Denn waren auch manche Exemplare der Cosmographiae introductio inzwischen bekannt geworden, keines enthielt die Karte: für die Gegner ein immer stärkerer Beweis, daß sie nie existirt habe, für die Freunde des deutschen Kartographen ein steter Anlaß zu neuem Bedauern ob des unersetzlichen Verlustes.

Da brachte allen überraschend und unerwartet im Oktober 1901 die Tagespresse die Nachricht, jene lange verschollene Karte Waldseemüllers sei endlich gefunden. Die erste Notiz enthielt u. W. die Abendnummer der Kölnischen Volkszeitung vom 1. Oktober 1901 unter ausdrücklicher Berufung auf das Vorwort zu einem im Drucke befindlichen, „demnächst erscheinenden Ergänzungshefte der Stimmen aus Maria-Laach, das die Entdeckungen der Normannen in Amerika mit besonderer Berücksichtigung der kartographischen Darstellung derselben“ behandle. Von da ging die Nachricht in die meisten bedeutsameren Blätter des In- und Auslandes sowie durch den Telegraphen in die leitende Presse des neuen Continents über.[2]) P. Jos. Fischer S. J., Prof. der Geographie und Geschichte am Jesuitengymnasium zu Feldkirch (Vorarlberg), war der glückliche Finder. „Mit gespanntestem Interesse warteten die Vertreter der wissen-

1) Soulsby, The First Map Containing The Name America in The Geographical Journal. XIX, 2. Febr. 1902, p. 202.

2) Daß dabei manche Unrichtigkeit unterlief, ist leicht zu begreifen. Ließ doch beispielshalber New York Herald (4. Oktober 1901) die Karte von 1507 unter persönlicher Aufsicht des Columbus († 1506) gezeichnet sein („drawn under the personal supervision of Columbus“).



schaftlichen Geographie aller Erdtheile auf genauere Mittheilungen über den höchst bedeutsamen Fund," [1]) die denn auch bald vom Innsbrucker Prof. F. v. Wieser, dem ehemaligen Lehrer Fischers, sowie vom glücklichen Entdecker selbst gegeben wurden. Dem eben erschienenen Werke des letzteren [2]) in Verbindung mit den Ausführungen Wiesers [3]) entnehmen wir unsere folgenden Mittheilungen.

Seit mehr denn 7 Jahren mit Studien über die Entdeckungen der Normannen in Amerika beschäftigt, durchsuchte Fischer theils persönlich theils durch Vermittelung von Freunden die verschiedensten Bibliotheken und Archive Deutschlands wie des Auslandes. Welch' überraschend reiches Ergebnis die Nachforschungen zutage brachten, ergibt das angeführte Werk Fischers in allen Theilen. [4]) Entschieden der bedeutsamste Fund war aber die Entdeckung zweier Waldseemüller-

---

1) Soulsby, a. a. O., S. 203.

2) Jos. Fischer, S. J., Die Entdeckungen der Normannen in Amerika. Unter besonderer Berücksichtigung der kartographischen Darstellungen. Mit einem Titelbild, zehn Kartenbeilagen und mehreren Skizzen. Freiburg, Herder. 1902. XII u. 126 SS. 2,80 M. (Fischer, Entdeckungen).

3) Wieser, ä. K.

4) Als Beweis mögen folgende kurze Angaben genügen: Die Arbeit hatte mehrere neue Funde im Gefolge: Wolfegger Ptolemäus-Codex mit einer handschriftlich bis jetzt unbekannten Darstellung Grönlands durch Donnus Nikolaus Germanus, die Vorlage der Ulmer Ptolemäus-Ausgaben von 1482 und 1486; eine „bisher unbekannte und unbenannte Handschrift" Agneses zu Wolfegg; Waldseemüller-Codex mit Karten von 1507 und 1516 (S. V, 112 u. ö.). Sie brachte eine erstmalige Verwerthung der beiden vatikanischen Ptolemäus-Codices Cod. Urbin. lat. 274. 275 (S. 78 u. ö.) und Reproduktionen von Theilen derselben. Die Bedeutung der normannischen Entdeckungen wird in ganz neuer Weise quellenkritisch auseinandergesetzt. Manche Anhaltspunkte für eine Lösung der „Donis"-Frage werden geboten u. s. w. Vgl. auch den eingehenden Bericht über das Werk in „Wissenschaftl. Beil." zur Germania 1902 Nr. 13 und 16.

karten aus d. JJ. 1507 und 1516. Am dritten Tage seiner systematischen Durchforschung der Bibliothek des Herrn Fürsten v. Waldburg-Wolfegg, so erzählt Fischer selbst seinen Fund,[1]) entdeckte er einen Codex in Großfolio mit der Aufschrift 1515. Er enthielt 2 Weltkarten von je 12 Blättern, eine Sternkarte mit ergänzenden handschriftlichen Eintragungen Schöners und eine werthvolle Dürersche Sternkarte aus d. J. 1515, auf die sich auch die Aufschrift des Codex bezog. Die zweite der beiden Weltkarten trug Bl. 13—16 einschl. am obern Kartenrande in großer Kapitale die Inschrift: „Carta marina navigatoria Portugalien[sium] navigationes atque tocius | cogniti orbis terre marisque formam naturamque, situs et terminos nostr | is temporibus recognitos et ab antiquorum traditione differentes, | eciam quor[um] vetusti non meminerunt auctores, hec generaliter indicat.“ Bl. 20 gab die Angabe des Jahres (Exaratum in vigilia Penthecostes Anno Domini millesimo quingentesimo sedecimo)“ und Bl. 21 bezeichnete „Martinus Waldsemuller Jlacomilus“ als ihren Verfasser, was auf Bl. 24 seine Bestätigung fand.

Die erste Karte, Blatt 1—12, gab weder Druckort, noch Jahr, noch Verfasser an, konnte aber aus den Legenden beider Karten mit Sicherheit als Waldseemüller'sche Arbeit bestimmt werden. Sie bezeichnete sich selbst Bl. 9—12 als „Universalis Cosmographia | secundum Ptholomaei traditionem | et Americi Vespucii aliorumque | lustrationes.“ Daß sie „bereits einige Jahre vor der Carta marina angefertigt wurde, ergab sich mit vollster Sicherheit aus den Legenden der beiden Karten“, daß sie aber aus dem Jahre 1507 stammen müsse, dafür bringen Fischer und Wieser vorläufig bereits folgende Beweismomente, die nach Wieser „die Identität zwingend erweisen“:

1. Die Universalis Cosmographia steht in völliger

1) Fischer, Entdeckungen, S. V, S. 79 ff., vgl. Taf. VII und VIII.



Uebereinstimmung mit den Reduktionskärtchen Glareans, die Wieser in München, A Elter in Bonn auffanden, und von denen Glarean selbst angibt, er habe sie nach Waldseemüllers Weltkarte angefertigt.

2. Alle Angaben der Cosmographiae introductio über die zugehörige Weltkarte finden auf der von Fischer entdeckten Karte ihre entsprechende Darstellung; so die päpstlichen Schlüssel, der Reichsadler, die Halbmonde, die Kreuzchen an den gefährlichen Stellen des Oceans, der Name Amerika u. s. w.[1])

3. Zahlreiche Legenden der Karte stimmen wörtlich mit Stellen der Cosmographiae introductio.

4. Die Anlage der beiden Karten desselben Codex stimmt in Format und Blattvertheilung genau überein. Die zweite Karte ist aber ausdrücklich als Arbeit Waldseemüllers bezeichnet.

Wir unterlassen es, auf die kartographische Technik Waldseemüllers, soweit uns Fischer und Wieser bis jetzt darüber Aufschluß geben, hier näher einzugehen. Eine doppelte Frage möchten wir nur noch beantworten: 1. War die Karte als Begleitung der Cosmographiae indroductio gedacht oder umgekehrt, m. a. W.: wurde die Karte vor oder nach Anfertigung der Schrift fertiggestellt? 2. Wie ist Waldseemüller's Angabe zu erklären, er habe eine Weltkarte „tam in solido quam in plano“ hergestellt?[2])

Auf die erste Frage gibt u. E. die Cosmographiae introductio selbst eine entscheidende Antwort. Gleich in der Dedication seiner Schrift mit dem Titel „Divo Maximiliano Caesari Augusto Martinus Ilacomilus etc.“[3]) sagt Waldseemüller ausdrücklich, er habe im Anschluß an die Schriften

---

1) Vgl. Fischer, Entdeckungen, Taf. VII, das „litus incognitum“, auf dem die Fahne Portugals angebracht ist.

2) Vgl. die Stellen bei d'Avezac, Waltzemüller, S. 32, 35, 39.

3) d'Avezac, a. a. O., S. 32.



des Ptolemäus und die Reiseberichte des Vespucci eine Weltkarte zu Nutz und Frommen der wissenschaftlichen Welt „tam in solido quam in plano“ entworfen, die er hiermit seiner geheiligten kaiserlichen Majestät widme.[1]) In der daran sich anschließenden Auseinandersetzung spricht er von den Zeichen, die er auf seiner Karte den einzelnen Ländern beigefügt habe, die er zum besseren Verständniß nachträglich erläutert.[2]) Endlich erklärt er: bei der ihm wohlbekannten Verschiedenheit zwischen der Zeichnung des Ptolemäus und der ihm vorliegenden Seekarte, besonders in der Eintragung des Aequators, habe er sich „in plano“ dem Ptolemäus, „in solido vero quod plano additur“ der beigegebenen Beschreibung des Vespucci angeschlossen.[3]) Einen weiteren, nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Lösung der

---

1) ... factum est, ut ... totius orbis typum ... paraverim. Quem tuae sacratissimae majestati .... dicare statui. (d'Avezac, a. a. O.)

2) Propositum est hoc libello quandam Cosmographiae introductionem scribere: quam nos tam in solido quam plano depinximus ... regiones ... insigniis notare studuimus u. s. f. Stets bedient sich W. des Perfekts, wenn es sich um seine Thätigkeit für die Karte handelt, denn er hat dieselbe fertig vor sich, da er die Einleitung (introductio) schreibt, während er sonst ebenso beständig das Präsens setzt (z. B. gleich darauf: Crux rubea presbyterum Joannem ... representat).

3) Haec ... sufficiant si te modo ammonuerimus prius, nos ... non omnimodo sequutos esse Ptholomaeum. .... Consulto ... fecimus ... Fuit ... necesse ... ad novas ... traditiones ... intendere. Et ita quidem temporavimus rem, ut in plano circa novas terras et alia quaepiam Ptholomaeum, in solido vero quod plano additur descriptionem Americi subsequentem sectati fuerimus. Bei d'Avezac, Waltzemüller, p. 39. Wir machen besonders auf das letzte sectati fuerimus aufmerksam. D'Avezac übersetzt, nebenbei bemerkt, circa novas terras sq. durch „sauf en ce qui concerne...“, eine Uebersetzung, die auch von Gallois als fehlerhaft erklärt wird. Vgl. Gallois. Améric Vespuce, p. 14 n. 2.

Frage bietet der Brief Waldseemüllers an Amerbach vom 5. April 1507. Darin schreibt Waldseemüller: „Solidum quod ad generale Ptholomei paravimus nondum impressum est, erit autem impressum infra mensis spatium“. Aus diesen Worten ergibt sich ein Doppeltes: 1. Schon vor dem 5. April 1507 ist der Globus entworfen. 2. Die ausdrückliche Hervorhebung des Globus im Gegensatze zu dem generale Ptholomei läßt erkennen, daß dieses, die große Weltkarte, schon abgeschlossen ist und auch im Drucke bereits vorliegt.[1]) Es ist also unzweifelhaft die Weltkarte vor der Schrift fertiggestellt gewesen. So scheint uns auch der Titel der letzteren, „Cosmographiae introductio“ und „Universalis Cosmographiae descriptio“[2]), es anzudeuten als Erläuterung zu der „Universalis Cosmographia“, Beschreibung der „Universalis Cosmographia“, welchen Titel, wie oben erwähnt, die erste Karte von 1507 trägt.

Auf die zweite Frage nach der Bedeutung der Angabe „tam in solido quam in plano“ gibt das Werk Fischer's bereits jetzt eine unzweideutige Antwort. Mehrfach wurde die Ansicht vertreten, die Worte „in solido“ bezögen sich auf eine Erdkarte in Gestalt von Planigloben oder eine äquivalente Darstellung.[3]) Bei Betrachtung der großen

1) Vgl. Gallois, Améric Vespuce, p. 9 n. 1. Ruge, Entwickelung der Kartogr., S. 8. scheint „ad generale Ptholemei“ auf die Ptolemäusausgabe zu beziehen; Gallois jedoch erklärt ausdrücklich: „Generale Ptholemei ne fait pas allusion à l'édition de Ptolémée, c'est la mappemonde.“ Unsere Ausführungen entziehen bereits einer von Soulsby a. a. O. mitgetheilten Aufstellung Stevens' den Boden betreffs einer von diesem gefundenen Waldseemüllerkarte (?), deren Entstehungszeit er in die Jahre 1506—1507 verlegt. Zudem sind kartographische Vorarbeiten für die Ptolomäusausgabe von 1513 erst für das Jahr 1508 nachzuweisen, wenn man nicht etwa die Weltkarte von 1507 selbst gleichfalls als solche auffassen will.

2) D'Avezac, a. a. O., S. 31.

3) Wieser, ä. K., S. 273 b; Soulsby, a. a. O., S. 202.



Weltkarte von 1507 und ihrer beiden Nebenkärtchen — die polare Einbuchtung des Gradnetzes ist mit 2 Nebenkarten, Darstellungen der Alten und der Neuen Welt, ausgefüllt — drängt sich die Vermuthung auf, unter der Darstellung „in solido" seien die beiden kleinen hemisphärischen Nebenkarten zu verstehen.[1]) Wieser gelangt aber wie Fischer „zu der zwingenden Conklusion, daß der Ausdruck ‚in solido' als Globus zu interpretiren ist".[2]) Daß jedenfalls jene Hemisphären nicht verstanden sein können, beweist die Angabe der Cosmographiae introductio in Verbindung mit der erstmaligen Reproduktion eines Theiles der Karte in Fischer's Werk. Wir haben bereits oben darauf hingewiesen, daß Waldseemüller nach seiner eigenen Angabe bei der Weltkarte, namentlich in Eintragung des Aequators, dem Ptolemäus gefolgt ist, während er bei der Darstellung „in solido", die zugleich mit jener herausgegeben wurde, abweichend davon sich an die Beschreibung des Amerigo und die Darstellung einer portugiesischen Seekarte hielt. Die Reproduktion der hemisphärischen Nebenkarte in Fischer's Entdeckungen Tafel VII zeigt aber ganz offenbar Ptolemäische Zeichnung des Aequators. Sie kann also auf keinen Fall als zutreffend für die Darstellung „in solido" betrachtet werden.

---

1) Infolge eines bedauerlichen Mißverständnisses schreibt Soulsby Wieser eine Ansicht zu, die dieser entschieden zurückweist. Nach S. soll W. unter der Darstellung „in solido" die beiden Nebenkarten verstehen, von denen sich die östliche Hemisphäre in der Arbeit Fischer's, Taf. VII, findet. Thatsächlich aber erklärt W. diese Ansicht nur für eine Vermuthung, die sich aufdränge, um dieselbe gleich im folgenden Satze auf das entschiedenste zurückzuweisen.

2) Wieser, ä. K., S. 273 b. Eine sichere Stütze dieser Auffassung bieten die oben angeführten Worte aus dem Briefe Waldseemüller's vom 5. April 1507, wonach der Globus für sich allein gedruckt wurde.

Wir müssen unsere bereits allzu ausführliche Darstellung zu Ende bringen. Weitere Ausführungen müssen bis zur Veröffentlichung der Facsimiles verschoben werden, deren Ausführung vom Hrn. Fürsten von Waldburg-Wolfegg dem Finder Prof. P. Fischer S. J. sowie Hrn. Prof. v. Wieser übertragen wurden,[1] und deren mit Spannung erwartete Herausgabe sich hoffentlich nicht allzusehr verzögern wird. Schon jetzt macht Fischer auf die außerordentliche Bedeutung der Waldseemüllerkarten aufmerksam. Bietet doch die Universalis Cosmographia die zum Theil in fast sklavischer Abhängigkeit benutzte Vorlage für eine ganze Reihe von Kartographen, wie Stobnicza, Glarean, Apian, Bordone, Finäus, Vadian u. s. w. u. s. w.[2] In 1000 Exemplaren wurde sie gedruckt und fand eine ungemein rasche Verbreitung. So kam es, daß auch der Name Amerika hauptsächlich durch sie in dauernden Gebrauch überging. Zwar suchte Waldseemüller selbst später seinen Irrthum wieder gut zu machen. Auf der Carta marina gebrauchte er den Namen Amerika nicht mehr, gab vielmehr Albericus Vesputius in einer größeren Legende erst an dritter Stelle als Entdecker an.[3] „Aber es war zu spät. Die ... Weltkarte ... und ihr Begleitwort, die Cosmographiae introductio, hatten bereits eine zu große Verbreitung gefunden und einen zu mächtigen Eindruck gemacht. Diese Spur ließ sich nicht mehr verwischen.“[4]

Wir fassen mit Wieser[5] die Bedeutung der neuaufgefundenen Karte Waldseemüller's vom Jahre 1507 in folgende Sätze zusammen:

1. Es ist die älteste gedruckte Karte, in welche

---

1) Fischer, a. a. O., S. 92; Wieser, ä. K, S. 275 b.

2) Fischer, a. a. O., S. 94.

3) Fischer, Entdeckungen, S. 93.

4) Wieser, ä. K, S. 275 a.

5) a. a. O. S. 273 a.

die neuen transatlantischen Entdeckungen eingetragen erscheinen, zugleich jene Karte, in welche der später so bedeutungsvoll gewordene Name Amerika thatsächlich zum ersten Male eingeschrieben worden ist.

2. In dem außergewöhnlich tiefgreifenden, räumlich ausgedehnten und zeitlich andauernden Einfluß, den die Karte auf die Entwickelung des Weltbildes genommen hat, liegt die eigentliche Bedeutung dieses kartographischen Denkmals. [1])

P—z.

LIX.

Der mißlungene Revolutionsversuch in Belgien.

Die 60,000 Mk., welche die deutsche Socialdemokratie ihren belgischen Gesinnungsgenossen zur Unterstützung geliefert, kann sie jetzt im Verlustconto buchen. Auch die Reisespesen sind verloren, welche zwei socialdemokratische Vertreter Nürnbergs [2]) aufgewendet, um an Ort und Stelle Zeuge der Schilderhebung des Proletariats in Belgien zu sein und für die Anwendung im Deutschen Reich Studien zu machen. Und so sind auch die Hoffnungen der deutschen liberalen Presse unerfüllt geblieben. Mit festem Willen hält

1) a. a. O. S. 275b.

2) Dr. Südekum, Reichstagsabgeordneter für Nürnberg, und Dr. Frhr. v. Haller, einer der vier socialdemokratischen Nürnberger Landtagsabgeordneten, hatten sich in den kritischen Revolutionstagen nach Belgien begeben.



die conservative Staatsregierung in Belgien das Staatsruder in der Hand. Sie hat, gehoben und gestützt von den parlamentarischen Vertretern der katholischen Partei, das Begehren der vereinigten Liberalen und Socialdemokraten, eine Verfassungsrevision zum Zweck der Herbeiführung des gleichen Wahlrechts vorzunehmen, rundweg abgewiesen. Und weder durch die Drohung der Liberalen und Socialdemokraten, unausgesetzt die schärfste Propaganda zur Erreichung dieses Zwecks verbündet mit einander zu führen, noch durch den blutigen Revolutionsversuch und den Generalstreik hat sich das katholisch-conservative Regiment in Belgien einschüchtern lassen. Es ist fest geblieben, und ernüchtert gestehen die deutschen Organe der belgischen Verbündeten das Scheitern ihrer Hoffnungen und die Stärkung der staatlichen Autorität in Belgien ein.[1])

Die Revolution war nach allen Meldungen von langer Hand her planmäßig vorbereitet. Das socialdemokratische Proletariat war mit Waffen versehen worden. Der Bürgergarde, von der nur Gemüthliches und direkt Komisches berichtet worden war, glaubte man sicher zu sein, ja auch von der Armee erwartete man keinen ernsten Widerstand. „Die Armee und Bürgergarde hat wieder an vielen Orten mit

1) Die „Allgemeine Zeitung" (Nr. 110, Morgenbl.) sagt darüber. „Wenn unser Herr Correspondent schon für die nächste Zeit eine Wiederholung des Kampfes, und zwar eine erfolgreiche, prognosticirt, so unterschätzt er doch zwei Dinge: einmal den Zuwachs an moralischer Autorität, der dem Cabinett durch die wirksame Abwehr des socialdemokratischen Ansturms nach oben, wie nach unten hin, bei der Krone und der klerikalen Wählerschaft zutheil geworden ist, sodann aber auch die materielle und moralische Erschöpfung auf Seiten der socialdemokratischen Parteileitung. Sie hat bei dem vergeblichen Kampfe mit den Vertretern und Hütern der staatlichen Ordnung nicht nur bedeutende Summen eingebüßt, sondern auch ein gutes Theil von dem Vertrauen, das ihre Anhänger ihr entgegenbrachten."

den Streikenden fraternisirt, was um so bedeutungsvoller ist, als die Gensdarmerie zu schwach ist, um etwa noch kommende ernsthafte Erhebungen allein zu unterdrücken." [1]) Die socialdemokratischen Führer mahnten zur Ruhe, allein sie appellirten doch an die letzte Instanz der Gewalt, wenn man nicht ihren Willen thue. „Man muß die Brandreden gehört haben, welche die socialdemokratischen Abgeordneten und Parteiführer (am 8. und 9. April) in den Volksversammlungen hielten, um sich einen Begriff von der hierzulande betriebenen Agitation zu machen. Da war von nichts Anderem als vom Sturz der Monarchie, von der Erstürmung des Parlaments, vom Barrikadenkampfe und ähnlichen Dingen die Rede; es ist daher nicht zu verwundern, daß die Massen zu ungesetzlichen Handlungen aufgereizt werden und sich bereits die Herren des Landes dünken." [2]) So kam es an den Abenden des 10., 11., 12. und 13. April in Brüssel und anderen Städten zu blutigen Zusammenstößen mit der bewaffneten Macht. Es begann, wie immer, mit Umzügen und mit Excessen gegen die Ordnung. Gensdarmerie und Bürgergarde, die dem Treiben steuern wollten, wurden mit Steinen beworfen oder mit Revolverschüssen bedacht. Die Gendarmen und Bürgergardisten gaben Feuer, Todte und Verwundete fielen in großer Zahl. Barrikaden wurden errichtet, Wasserleitungen aufgerissen, Gaslaternen zerstört, Häuser demolirt und geplündert, es wurde in die Häuser hineingeschossen von den Revoltirenden oder aus den Häusern Schüsse aufs Militär abgegeben. Die Liberalen, welche im Bund mit den Socialdemokraten die Verfassungsrevision verlangen, rückten unter scharfen Protesten von den Socialdemokraten ab und die Staatsgewalt war vorbereitet, die Revolution mit Aufgebot aller Machtmittel niederzuwerfen. Da erlahmten die Revolutions-

1) „Münchener Post" Nr. 89 S. 2.

2) „Allgem. Zeitung" Nr. 100, Morgenblatt S. 1.

versuche und am 15. April begann dann der Generalstreik, in den 300,000 Arbeiter traten. Triumphirend verkündete die deutsche socialdemokratische Presse den unzweifelhaft in Aussicht stehenden Sieg ihrer belgischen Genossen. Es sei der größte Streik, den je die Welt gesehen, so ward verkündigt. „Die glückliche Mischung von deutscher Gründlichkeit und französischem Elan, die den belgischen Volkscharakter auszeichnet, kommt dem gewaltigen Generalstreik zu Gute“, hieß es. Mit begeisterten Worten wurden die Streikenden angefeuert, auszuharren. Die Führer wiesen auf die Theilnahme und thatkräftige Unterstützung des Proletariats von ganz Europa hin. Am 17. April Donnerstag rief der Radikale Janson in der Repräsentantenkammer den Socialdemokraten zu: „Fordert die Arbeiter auf, noch einige Tage auszuhalten, ruhig und ohne Gewaltthaten zu begehen, und ich stehe für den Erfolg.“ Die Socialdemokraten acclamirten stürmisch.[1]) Am 18. April (Freitag) beschloß der Generalrath der socialdemokratischen Partei in Gegenwart aller socialdemokratischen Kammermitglieder einstimmig, den Generalstreik fortzusetzen. Der nach Brüssel entsandte Berichterstatter des deutschen socialdemokratischen Hauptorgans in Berlin, des „Vorwärts“,[2]) schrieb noch am Freitag (18. April) Abend, nach Ablehnung des Antrags auf Revision sei die Menge der Ausständigen noch mehr begeistert gewesen als sonst und „bei aller exemplarischen Ruhe fest entschlossen, auszuharren.“ „Eine solche Menge ist unbesiegbar und eine solche Bewegung unaufhaltsam.“ Der „Vorwärts“ feierte den Beschluß des Ausstandes noch besonders als „das Ergebniß einer sorgsamen Prüfung der Verhältnisse, basirt auf der genauesten Kenntniß der Arbeiterschaft und ihrer Mittel“ Allein schon Tags darauf war das Scheitern des Ausstands klar. Der Ausschuß

1) „Münchener Post“ Nr. 89, S. 2.

2) Citirt in der „Germania Nr. 90, III. Blatt S. 1.

der belgischen Socialisten beschloß am Sonntag (20. April) nach vierstündiger erregter Debatte mit allen gegen eine Stimme die Wiederaufnahme der Arbeit. Und am Montag, 21. April wurde ganz allgemein wieder die Arbeit aufgenommen. Der „Vorwärts“ allerdings hatte die erste Meldung von der Aufhebung des Generalstreiks eine „freche Verulkung“ und „deplacirten Aprilscherz“ genannt.

In der Abschätzung der realen Verhältnisse, das zeigen wieder die Vorgänge in Belgien, läßt sich die Socialdemokratie immer wieder stürmisch aus den kühlen Erwägungen fortreißen. Wie oft ist schon von socialdemokratischen Schriftstellern die *Aussichtslosigkeit revolutionärer Gewalt in heutiger Zeit* behandelt worden. *Bebel* selbst, der doch ein arger Hitzkopf ist, hat am 16. Oktober 1891 auf dem socialdemokratischen Parteitag in Erfurt gesagt:[1]) „Was im Zeitalter der Repetirgewehre und der Maximgeschütze in einer Revolution, die höchstens ein paar Hunderttausend Köpfe machten, geschehen würde, das habe ich schon neulich in Dresden ausgesprochen: wir würden wie die Spatzen jämmerlich zusammen geschossen. Wer heute noch angesichts der colossalen Fortschritte nicht nur auf militärischem, sondern auch auf politischem und insbesondere auf ökonomischem Gebiet glaubt, wir Socialdemokraten möchten mit den Mitteln der bürgerlichen Partei, wie z. B. mit dem Barrikadenbau, zum Ziele kommen, der irrt sich gewaltig, der verkennt total die Natur der Zustände, in der wir uns befinden.“ Das ist eine ungetrübte Einsicht. Der Säbel haut und die Flinte schießt, das gilt heute mehr wie zu irgend einer Zeit. Selbst das vielverspottete belgische Milizsystem hat sich als sicher erwiesen. Die Disciplin der Truppen in civilisirten Ländern ist offenbar eine incommensurable Größe für viele, aber wer mit militärischen Dingen auch nur annähernd vertraut ist, weiß, daß der Mensch, wenn er mit dem

1) Offizielles Protokoll Seite 172.



„Schießeisen" in der Hand vor der Front steht, ein anderer ist denn als Civilist. Das Aufgebot der Waffen gegen Volksaufstände ist eine sehr ernste Sache, das hat man 1889 bei dem Bergarbeiterstreik in Rheinland-Westfalen, 1893 bei der Fuchsmühler Zusammenrottung, in diesem Frühjahr in Triest und jetzt wieder in Belgien gesehen, wo schon das Aufziehen der Bürgergarden und die Bereitstellung der Linientruppen genügten, die Revolution im Keime zu ersticken.

Aber diese Einsicht wird in der Socialdemokratie nicht einmal von den Führern, geschweige von den Massen festgehalten. Noch in derselben Sitzung des Parteitags, die wir oben genannt, konnte v. Vollmar seinen Parteifreund Bebel mit sich selbst in Widerspruch setzen, indem er citirte: „Genosse Bebel hat in der ‚Neuen Zeit' gemeint, wenn er die Wahl habe zwischen Zögern und Trödeln und zwischen Stürmen, dann erkläre er sich immer für das Stürmen." [1]) Vollmar machte dazu die Randglosse, bei diesem Stürmen renne man sich den Schädel ein. Wie sich Bebel aus der ruhigen Abwägung der Machtmittel des modernen Staates immer wieder in einen Elan hineinredet, so ergeht es erst recht der Volksmasse, die in der Erregung unberechenbar ist und bleiben wird und dann sich, um mit Vollmar zu reden, „dabei den Schädel einrennt". Die belgische Lehre sollte die Führer und Presse der Socialdemokratie antreiben, der Richtung Vollmar's und Bernstein's entschlossener zu folgen: Evolution, nicht Revolution!

Aber auch in der Beurtheilung der „Evolution", der Entwicklung, wird die Socialdemokratie gründlich zurückstecken müssen. Das Prophetenthum in der Socialdemokratie hat bei den belgischen Vorgängen arg Schiffbruch gelitten, es kann nun definitiv in den dauernden Ausstand treten und die Arbeit des Prophezeiens ein für alle mal einstellen.

---

1) Protokoll Seite 183.

Bereits Marx hat sich in der Weissagung vom Sieg der Revolution versucht.[1]) Im Jahre 1843 u. 1850 prophezeite Marx auf Grund seiner materialistischen Geschichtstheorie, daß nun mehr alle Bedingungen geschaffen seien, innerhalb deren Frankreich die Initiative der europäischen Revolution ergreifen könne und müsse. Allein die Geschichte nahm trotz Marx einen anderen Verlauf, indem Louis Bonaparte es vorzog, durch den Staatsstreich „dem geschichtlichen Muß, das in der Entwicklung liegt," die Wege zu versperren. Auch Friedrich Engels hat sich in Prophezeiungen ergangen. Er hat sogar genau das Jahr angegeben und das Jahr 1898 als das bezeichnet, in dem der Zusammenbruch erfolge. Ebenso hat Bebel mehrmals das Bevorstehen des „Kladderadatsches" angezeigt, wobei er mehrmals den Termin dann hinaus rückte. Noch auf dem Parteitag in Erfurt erklärte Bebel am 16. Oktober 1891: „Wie in Deutschland, so nehmen in ganz Europa die Dinge eine Gestaltung an, daß wir alle Ursachen haben, uns darüber zu freuen. Ja, ich bin überzeug't, die Verwirklichung unserer letzten Ziele ist so nahe, daß Wenige in diesem Saale sind, die diese Tage nicht erleben werden."[2]) Das Protokall verzeichnet bei diesen Worten „Bewegung". Aber das hinderte den bayerischen Socialistenführer v. Vollmar nicht, in der Nachmittagssitzung des Parteitags das Prophetenthum kräftig zu verspotten:

„Von verschiedenen Seiten, namentlich von meinem Freunde Bebel, wird in letzter Zeit fortwährend in steigendem Maße, mit steigender Begeisterung den Mengen vorgetragen, das Ziel unserer endgiltigen Hoffnungen sei nunmehr unerwartet uns ganz nahe vor den Augen gerückt. Der Weltkrieg sei unvermeidlich, in ihm werde sich die alte Gesellschaft vollständig verbluten, sodaß der Bankerott, die Katastrophe, der große

1) P. Pesch, Stimmen von Maria Laach, Jahrg. 1892, S. 14.
2) Protokoll Seite 172.

Kladderadatsch eintritt Der Zeitpunkt, wann das geschehen soll, ist — da das Prophetenthum in der Partei jetzt Mode wird — zuerst von London auf das Jahr 1898 festgesetzt worden, Tag und Monat weiß ich nicht. Aber ich weiß Leute in der Partei, denen dies Jahr viel zu entfernt ist und die meinen, es könnte 1893, vielleicht schon 1892 werden."

Wenn es auch seitdem mit der genauen Zeitrechnung für den „Kladderadatsch" stille geworden und die alten Uebungen nicht mehr gemacht werden, so ist es doch noch immer das wesentliche Hilfsmittel der socialdemokratischen Agitationsmethode geblieben, den Volksmassen übertriebene Aussichten zu eröffnen. Und es kann hinzugefügt werden, daß die Führer selbst in aller Ehrlichkeit daran glauben. Das belgische Beispiel zeigt es. Nur ist es weniger ehrlich, wenn der Berliner „Vorwärts" aus dem grausamen Zusammenbruch der Hoffnungen der belgischen Socialistenführer noch einen glänzenden Sieg seiner Sache zu machen sucht. Nein, die Socialdemokratie hat eine schwere Niederlage erlitten. Die Socialistencongresse von Paris, Zürich und London kommen wieder zu Ehren, welche beschlossen hatten, Streiks und Boycotts zwar als Mittel zur Erreichung der Aufgaben der Arbeiterklasse zu erklären, aber die Möglichkeit des Generalstreiks, ganz besonders des internationalen, zu verneinen. Und gerade wird von der katholischen Presse auf das Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands hingewiesen, das schon im Oktober 1900 die Durchführbarkeit des Generalstreiks bei deutschen Arbeitern allgemein verneinte und die Erwartung aussprach, es möchte das Problem des Generalstreiks doch endlich einmal auch den Arbeitern aller Nationen aus dem Kopfe gehen. Der belgische Generalstreik brachte den Arbeitern täglich einen Lohnausfall von 1 Million Francs. Solche colossale Summen können auf längere Zeit die socialdemokratischen Organisationen nicht aufbringen. In Belgien scheint man auf die liberale Bourgeoisie gerechnet zu haben. „Daß die Sympathien

aller nicht klerikaler Kreise auf Seiten der Revisionisten sind, geht daraus hervor, daß auch die Bourgeoisie vielfach zum Streikfonds beiträgt."[1]) Aber das war erst recht eine Täuschung. Sind ja doch gerade auch die liberalen Kaufleute und Industriellen erbittert, weil ihre Vertreter in der Kammer den Revisionsfeldzug mitgemacht und so die empfindliche Geschäftsstörung mit verursacht. Das waren also verfehlte Hoffnungen auf den Geldbeutel der liberalen Bourgeoisie, die Gewerkschaftsführer werden sich darauf berufen können, wenn sie ihren Politikern anrathen, die Hände von Gewerkschaftsdingen zu lassen und ihnen die Cirkel nicht zu stören.

Durch diese Fehlschläge ist das Problem des gleichen Wahlrechts von der Verwirklichung natürlich weiter abgekommen. Die Kammer hat am 18. April mit 84 gegen 64 Stimmen das Revisionsbegehren abgelehnt; die Ziffer entspricht der genauen Parteistärke. Die Reden des Ministerpräsidenten de Smet de Naeyer wie des katholischen Führers Woeste waren außerordentlich entschieden. Der Ministerpräsident insbesondere rollte die ganze Frage auf und zeigte, daß noch ganz andere Dinge, daß die ganze staatliche und sociale Ordnung auf's Spiel gesetzt werde, wenn man der Diktatur der Straße nachgebe. Im Mai sind die Neuwahlen, sie werden kaum den Sturz der katholischen Mehrheit, die seit 1884 besteht, bringen, noch weniger ist daran zu denken, daß die Gegner eine Zweidrittelsmehrheit für die Verfassungsrevision bekommen.

Das jetzige Wahlrecht in Belgien ist unter dem Beifall und der Mitwirkung aller belgischen Parteien 1894 zu Stande gekommen. Es ist das allgemeine Wahlrecht. Früher gab es blos 130,000 Wähler, jetzt sind 1'400,000 Wahlberechtigte vorhanden. Das allgemeine Wahlrecht ist aber verbunden mit dem Mehrstimmenrecht. Jeder Belgier mit

1) Münchner Post Nr. 89, S. 1.

25 Lebensjahren ist wahlberechtigt und hat eine Stimme. Jeder Verheirathete, jeder Rentenbesitzer, jeder Immobilienbesitzer, der einen Werth von 2000 Francs sein eigen nennt, hat eine zweite Wahlstimme. Die akademisch Gebildeten, jeder Beamter (aktiv oder pensionirt) mit höherer Bildung, dürfen drei Stimmen abgeben. Außerdem besteht der Wahlzwang. Bei den ersten Wahlen auf Grund dieses Wahlgesetzes bekamen die Katholiken mit 1 Million Wahlstimmen 111 Mandate, die Socialdemokraten und Radikalen mit 350,000 Wahlstimmen 36, die Liberalen mit 500,000 Wahlstimmen 5 Mandate. Auf Grund der Erfahrungen dieser Wahlen wurde dann noch, um der völligen Vernichtung der liberalen Partei zu steuern und nicht die politischen Gegensätze auf die Socialdemokraten und Katholiken allein zuzuspitzen, das Proportionalwahlverfahren eingeführt. Der Erfolg war denn auch bei den Wahlen vom Mai 1900: 85 Katholiken, 1 christlicher Demokrat, 32 Socialdemokraten und 34 Liberale. Der Liberalismus ist nur auf Grund des Proportionalwahlverfahrens existenzfähig.

Das allgemeine Wahlrecht mit dem Mehrstimmrecht ist von dem Löwener Professor und früheren Arbeitsminister Nissens erdacht und von dem bekannten Ministerpräsidenten Bernaert durchgesetzt worden, die Proportionalwahl kam unter dem jetzigen Ministerpräsidenten de Smet de Naeyer hinzu. Das belgische Wahlrecht ist auf socialpolitischen Gründen aufgebaut; es vertheilt das Wahlrecht nach den wirthschaftlichen und socialen Rücksichten. Und obendrein ist es, wie schon betont, ein Produkt aller Parteien, alle waren mit dieser Reform einverstanden.

„Die Opposition griff den Vorschlag des Löwener Rechtslehrers nicht weniger freudig auf als Bernaert. Dieser verhandelte wegen der Ausgleichung des Streites mit den beiden bedeutendsten Männern der Fortschrittspartei, Janson und Féron, und dieselben schlossen mit Bernaert einen ewigen



Friedensvertrag; sie erklärten, daß sie zeitlebens nicht mehr an der Verfassung rütteln würden, sobald das Mehrstimmenrecht als Ergänzung und Berichtigung des allgemeinen Wahlrechts zur That geworden sei." [1]) „Als dann aber die neu in die Kammer eingezogenen Socialisten nicht auf die von ihnen erwartete Rechnung kamen, und auch die Liberalen, die doch das Mehrstimmenrecht hatten schaffen helfen, davon weniger ernteten, als sie gehofft hatten, als nach wie vor die parlamentarische Mehrheit und damit die Regierung bei der Rechten blieb, da entbrannte ein heftiger Zorn gegen die verhaßten ‚Klerikalen', der sich auch durch die nachträgliche Concedirung des proportionalen Wahlverfahrens nicht legte." [2])

So sind also die Wahlrechtswirren in Belgien weiter nichts als die Folge parteiegoistischen Machthungers der Liberalen und Socialdemokraten.

Den Liberalen haben es sogar ihre socialistischen Verbündeten ganz offen vorgeworfen. Als die Liberalen in der Wahlrechtsfrage von den Socialdemokraten abzurücken drohten, da schleuderte ihnen in der belgischen Kammer ein socialdemokratischer Deputirter das Wort in's Gesicht:

„Sie schwimmen wie die Haifische hinter unserem Schiffe und lauern darauf, daß wir Ihnen die Regierungsgewalt als Raub in den Rachen werfen. Aus dem mit Blut gekitteten Koth der Straße hoffen Sie die Portefeuilles der klerikalen Minister aufzuheben." [3])

Das erklärt auch die auffallende Erscheinung der plötzlichen Werthschätzung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts in Belgien durch deutsche ministerielle und nationalliberale Preßorgane. In Preußen besteht das Dreiklassenwahlrecht und die Censuswahl, in Sachsen hat man erst neuerdings das Dreiklassenwahlrecht nach

1) „Kölnische Volkszeitung" Nr. 343, zweites Blatt, S. 2.
2) „Augsburger Postzeitung" Nr. 83, S. 3.
3) „Kölnische Volkszeitung" Nr. 334, S. 1.



preußischem Muster eingeführt und die Socialdemokratie so aus dem Landtag entfernt. In Baden steifte sich lange das liberale Regiment und seine parlamentarische Stütze beharrlich gegen eine gerechte Wahlreform; schien auch neuerdings der Widerstand sich zu lockern, so haben wir jetzt die Versicherung des Großherzogs von Baden, daß er an dem Bestehenden nichts ändern lasse.[1]) In Bayern ist das gleiche Wahlrecht 1881 vom Centrum den liberalen Machthabern im legalen Kampf auf parlamentarischem Boden abgerungen worden, und wenn auch in Bayern der Wahlterrorismus der rheinisch-westfälischen und schlesischen Nationalliberalen und Freiconservativen nicht möglich ist, so hat man hier doch durch die Wahlkreisgeometrie künstlich die Wahlresultate zu Gunsten des Liberalismus geformt. Oft genug ist auf die offene Befehdung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts für den deutschen Reichstag, das Bismarck im norddeutschen Reichstag aus international-politischen Gründen, zur Isolirung Oesterreichs und zur Agglomerirung der Liberalen an Preußen, eingeführt, in liberalen und freiconservativen Preßorganen (Kölnische Ztg., Schlesische Ztg.) hingewiesen worden. Man geht gar nicht fehl, die schroffste Verurtheilung des deutschen Reichstagswahlrechts bei jedem älteren Liberalen unter vier Augen zu hören; offen es auszusprechen hält man natürlich für inopportun. Und gerade hebt von dem verstorbenen Kirchenhistoriker Fr. X. Kraus

1) Anläßlich seines 50jährigen Regierungsjubiläums empfing der Großherzog von Baden am 28. April 1902 die politischen Corporationen. Auf die Adresse der zweiten Kammer erinnerte der Monarch an die Revolution von 1848 und sagte: „Hüten wir uns vor dem, was uns Alle bedroht. Die zur rechten Zeit gegebene Verfassung des Landes muß erhalten bleiben.“ Die socialdemokratische Presse erblickt darin eine Absage an die Wahlrechtsbewegung (Herstellung der direkten Wahl), wie sie schroffer von dieser Stelle nicht ausgesprochen werden konnte (Münch. Post Nr. 99, S. 2).

Professor Dr. Spahn [1]) hervor, er habe als Liberaler die Demokratie glühend gehaßt; „sie war ihm ‚Verkleinerungsform des Menschen, Wertherniedrigung desselben‘, sie will ‚die durch Bildung und innere Freiheit höher stehenden Stände unter die Masse bringen, die nur durch die Zahl glänzt‘“. Die Beweggründe des Liberalismus, für die Wahlrechtskämpfe in Belgien einen anderen Maßstab anzulegen, sind nicht verborgen. Es sind dieselben, welche soeben in Bayern die Liberalen veranlaßten, die constitutionellen Grundsätze zu verleugnen, indem sie in der Abgeordnetenkammer wie in der Presse (Allgemeine Ztg., Münchener Neuest. Nachr.) diktatorisch beim Schuldotationsgesetz die Capitulation der katholischen Mehrheit von der liberalen Minderheit forderten für die von Seite der Liberalen gestellten Amendements principieller und materieller Natur. Der Liberalismus beansprucht die Herrschaft für sich. Ihm ist nichts verhaßter als die staatserhaltende Mitwirkung der Katholiken im öffentlichen Leben. Der Patriarch des Nationalliberalismus, Rudolf v. Bennigsen, hat bald nach Gründung des Nationalvereins (1859) eine Rede gehalten, in welcher er den allein den Liberalismus belebenden Satz aussprach: „Alles steht gut; nur noch eine Burg haben wir zu erobern, die Burg des Ultramontanismus.“ [2]). Diese Eroberung ist in den letzten vierzig Jahren nicht nur nicht geglückt, der Liberalismus, weitab vom Ziele, versinkt vielmehr immer mehr in Ohnmacht, nicht zuletzt gerade wegen des allgemeinen und gleichen Wahlrechts. Aber ungeschwächt geblieben ist sein Haß gegen den Katholicismus und zähe hält er an dem Wahne fest, die bekenntnißtreuen Söhne der Kirche zu zerstreuen und dann wieder die Vorherrschaft anzutreten, für die er ein legitimes

1) Im „Türmer“ 1902, Heft 7, S. 38.

2) Majunke, Geschichte des Culturkampfs, S. 64.



Erbrecht zu haben glaubt. Nur so ist die consequenzlose Haltung des deutschen Liberalismus gegenüber den Wahlrechtskämpfen in Belgien zu verstehen. Aus den Vorgängen in Belgien und ihrer Beurtheilung in der deutschen liberalen Presse könnten diejenigen unter den deutschen Katholiken, welche nur von ihren Gelehrtenstuben aus das Auf- und Abwogen irdischen Getriebes verfolgen und meinen, die Kirche sei besser daran, wenn sie der Wehr einer starken katholischen Partei entbehre, viel lernen.

Mit ersichtlichem Behagen folgte man auf liberaler Seite im Deutschen Reich den Vorgängen in Belgien. In der bayerischen Abgeordnetenkammer suchte man sogar bei der Schuldebatte mit dem Hinweis auf Belgien zu wirken. In einer Sitzung suchte der liberale Abg. Dr. Casselmann zweimal durch Zwischenrufe auf Belgien hinzulenken, und als er dann in derselben Sitzung zu Wort kam, berief er sich auf seine historischen Kenntnisse und sagte: „Gerade Belgien ist der beste Beweis dafür, wohin ein starres ultramontanes Regiment schließlich führen kann.“ [1]) Die historisch geklärte Betrachtung der Zustände in Belgien ergibt ganz andere Resultate. Die Existenz des belgischen Staates nennt der Historiker Karl Hillebrand ein „merkwürdiges staatliches Experiment“, welches unter „schwierigen Umständen heute noch fortgesetzt wird. Die Nation, welche es zu führen unternahm, hat nie vorher ein selbständiges staatliches Dasein geführt.“ [2]) Das ist die richtige Beurtheilung. Die culturkämpferische Ausschmückung fehlt dann auch bei Hillebrand nicht. Sein Gesammturtheil acceptiren wir. Belgien ist ein staatliches Experiment geblieben bis zum heutigen Tag.

„Weder in Holland noch in Belgien kann man sich darüber täuschen, daß die zwei Staaten in demselben Augenblick ver-

1) Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten vom 17. April 1902, S. 791.

2) Citirt in Nr. 179 der „Münchener Neuest. Nachr.“



schwinden würden, in dem sich Deutschland und Frankreich über eine solche Vereinfachung der politischen Geographie verständigten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß dies geschieht; aber die Möglichkeit liegt in der Luft, ja vor fünf oder sechs Jahren hat die europäische Publicistik sich mit ihr beschäftigt und dem Fürsten Bismarck die Idee zugeschrieben, den Ausgleich zwischen Frankreich und Deutschland dadurch herbeizuführen, daß Amsterdam ein deutscher Hafen und Brüssel der Sitz eines französischen Präfekten würde." [1])

Belgien ist in seinem Bestand abhängig von der Struktur europäischer Machtbedürfnisse, und im Innern fehlt dem Lande die Vereinigung in der gleichmäßigen historischen Entwicklung der Landestheile und der geschlossene Staatsbegriff wie die Tradition einheitlichen staatlichen Empfindens, es ermangelt der sprachlichen Einheit bei zwei schroff sich entgegenstehenden Sprachgebieten, die Monarchie ist ein aufgepfropftes Reis, die Dynastenfamilie aus dem Ausland bezogen. So ist Belgien, selbst herausgewachsen aus beständigen revolutionären Bewegungen, stets der Tummelplatz der französischen und belgischen Revolutionäre gewesen. Revolutionen in Belgien sind etwas ganz Gewohnheitsmäßiges.

Das belgische Staatswesen und seine Monarchie werden zusammengehalten nur durch die gleiche religiöse Ueberzeugung der Katholiken. Die katholische Religion ist in Belgien das einzige Band. Die revolutionäre Bewegung, welche Belgien soeben heimgesucht hat, niederzuhalten war eine Nothwendigkeit für die Monarchie des mit allen Freiheiten ausgestatteten Landes, Freiheiten, wie sie weitergehend nirgends bestehen; es war ein Kampf der Katholiken um die Fernhaltung der Bedrohung der staatlichen Existenz Belgiens.

Am 1. Mai 1902.

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 19. Oktober 1883.

LX.

Die Vereinigten Staaten und die Oberherrschaft über das Stille Meer.

Die im Osten Asiens an das Stille Meer angrenzenden Länder und die zahlreichen bedeutenden Inseln enthalten ungefähr 500 Mill. Seelen, fast ein Drittel der Gesammtbevölkerung dieser Erde. Das chinesische Reich zählt etwa 320 Mill. Seelen, die Mandschurei und Ostsibirien 10 Mill., Japan mit der Insel Formosa 48 Mill., das holländische Ostindien 35 Mill., das britische Borneo 2 Mill., das (französische) Indo-China 22 Mill., Straits Settlements und die malaiische Halbinsel 2 Mill., Korea 10 Mill., Siam 5 Mill., die Philippinen 8 Mill., Australasien und die Inseln im Stillen Meer 5 Mill. (cf. Colquhoun: The Mastery of the Pacific. London 1902 S. 43.) Nicht weniger als 400 Millionen gehören zu den beiden Reichen China und Japan, 100 Millionen stehen unter der Oberhoheit der europäischen Mächte und der Vereinigten Staaten. Trotz der großen Zahl der Bevölkerung, trotz der zum Theil glänzenden Eigenschaften der einzelnen Stämme haben weder die kleineren Königreiche noch China und Japan eine bedeutende Rolle in der Weltgeschichte gespielt; die geistige Erneuerung Japans ist, wie wir später zeigen werden, jüngeren Datums.

Gerade so auffallend wie die Lethargie und Unfähigkeit der Herrscher des fernen Ostens ist das Benehmen der euro-

päischen Mächte, die seit dem 16. Jahrhundert in nähere Beziehung mit den die Ostküste Asiens bewohnenden Nationen traten. Die Portugiesen, Spanier, Holländer und Engländer begnügten sich, durch Kauf einige kleine Inseln oder Küstenplätze zu erlangen oder an sich zu reißen, durch den Erwerb unbedeutender Distrikte ihre Niederlassungen zu schützen, waren aber anfangs jeder größeren Eroberung oder der Unterwerfung ganzer Provinzen abgeneigt. Noch bis tief hinein ins 19. Jahrhundert wurden die zwei großen Nationen des Ostens, die Chinesen und Japaner mit der größten Rücksicht behandelt (von Gewaltthaten der Engländer und Franzosen, die ein Ausfluß der Ungeduld waren, sehen wir ab), sei es, weil die Mächte einen Weltkrieg fürchteten, sei es weil sie die Ueberzeugung hegten, daß China und Japan späterhin der Verbreitung der europäischen Cultur kein weiteres Hinderniß in den Weg legen würden. Sie mochten die Ansicht hegen, daß eine Theilung Chinas, das der Cultur des Westens sich je länger je feindseliger bewies, zu einer inneren Auflösung führen, und daß die ihrem Gebiet benachbarten Provinzen als reife Frucht in ihren Schoß fallen würden. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht; im Gegentheil erstanden neue Rivalen, die auch einen Theil an der reichen Beute beanspruchten, Japan und die Vereinigten Staaten. In dem Kriege gegen das kleine Japan erlitt das große China eine so schimpfliche Niederlage, daß es einzig dem Eingreifen Rußlands und anderer europäischer Mächte den verhältnißmäßig günstigen Frieden mit Japan verdankte. Der Versuch Chinas sich von der lästigen Vormundschaft der großen Mächte zu befreien und alle Feinde, die sich im Innern niedergelassen haben, abzuschütteln, hat die Zustände in Ostasien nur verschlimmert. Geben die verschiedenen das himmlische Reich bewohnenden Stämme den Kampf gegen die überlegenen Waffen der Feinde auf, sind sie bereit, sich den neuen Verhältnissen anzupassen, dann kann der ernstliche Streit zwischen den ihre Beute theilenden Siegern und der

so befürchtete Weltkrieg nicht ausbleiben; dann werden auch die Vereinigten Staaten nicht länger die Rolle der Zuschauer spielen können, seitdem sie infolge des Krieges mit Spanien die Herren der Philippinischen Inseln geworden sind.

Die Engländer haben es sich bekanntlich zu einem ganz besonderen Verdienste angerechnet, daß den Amerikanern im Krieg gegen Spanien durch ihr entschiedenes Auftreten freie Hand gelassen wurde; die Deutschen haben diese Behauptung bestritten. Ueber den Verhandlungen zwischen den Mächten liegt noch ein unaufgehelltes Dunkel, nur das eine ist klar, daß die Amerikaner sich weit weniger dankbar erwiesen, als die Engländer gehofft hatten, und von einem Schutz- und Trutzbündniß mit England nicht hören wollten. Die von den Engländern seit Jahren umworbene Republik hat sich stets spröde gezeigt, ihre Politiker haben nie aufgehört, auf die natürliche Gegnerschaft Englands und der Vereinigten Staaten hinzuweisen, aber der in die Diplomatie uneingeweihte Autodidakt Joseph Chamberlain beharrte in seiner Werbung um die amerikanische Gunst. Es ist zweifelhaft, ob ihm der überaus ehrenvolle Empfang des Bruders des deutschen Kaisers in Amerika die Augen geöffnet hat. Die englischen Imperialisten sind unberechenbar und sprechen und träumen von einem Bund mit Deutschland und den Vereinigten Staaten, von der Aufrichtung eines angelsächsischen Weltreiches, an das niemand außer ihnen selbst glaubt und einigen amerikanischen Träumern wie Mahan, der in seiner Schrift „The Interest of America in Sea Power“ (London 1897) in einem eigenen Kapitel die Möglichkeit eines Anglo-amerikanischen Bundes erörtert. Ob derselbe seither seine Meinung geändert hat, entzieht sich unserer Kenntniß, jedenfalls sind sich England und die Vereinigten Staaten nicht näher gekommen. Der neue Präsident Roosevelt ist viel zu selbständig, als daß er sich ins englische Schlepptau nehmen ließe oder sich England zuliebe mit der zahlreichen anti-englischen Partei verfeindete. Die Republik steht sich viel

besser ohne Bundesgenossen, von allen Allianzen, die sie haben könnte, wäre die englische die unvortheilhafteste und gefährlichste, somit hat England gar keine Aussicht an Amerika einen Rückhalt zu finden.

Die britischen Staatsmänner haben die Amerikaner nicht auf die Bahn der auswärtigen Eroberungen gelockt, oder gar durch das Versprechen, ihnen in der Erlangung Cubas behilflich zu sein, geködert. Die Republik hat schon frühe lüsterne Blicke auf Cuba geworfen und Schritte zur Erwerbung dieser Insel gethan, denn der Besitz derselben erschien ihr weit wichtiger als der mancher Territorien im Süden und Westen. Louisiana wurde durch Kauf von Frankreich erlangt 1803, Florida von Spanien 1821, die Abtretung von Texas seitens Mexikos fällt in das Jahr 1845, die Californiens in das Jahr 1848, die Neumexikos und Arizonas in das Jahr 1853, der Kauf Alaskas aber in das Jahr 1867. Alle diese Provinzen mit Ausnahme der letzteren waren bekanntlich Grenzgebiete, die sich wegen ihrer dünnen Bevölkerung und ihrer reichen natürlichen Hilfsquellen trefflich für Besiedelung durch amerikanische Colonisten eigneten. Der Flächenraum der Republik ist von 827,844 im Jahre 1782 auf 3'600,000 qm gestiegen.

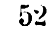
Für England war die amerikanische Politik, welche ihre ganze Kraft auf die Abrundung und Ausgestaltung ihres weiten Gebietes, auf Durchführung innerer Reformen, Hebung von Ackerbau und Industrie beschränkte, ein unverhoffter Glücksfall, denn es brauchte die Nebenbuhlerschaft des an den beiden Meeren gelegenen Staates, die seine Ost- und Westküste bespülten, nicht zu fürchten. Das sollte mit dem Jahre 1898 anders werden. Die Partei, welche gemäß dem kaiserlichen Ausspruche: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser", die Nothwendigkeit der Herrschaft über das atlantische und stille Meer betont hatte, erhielt jetzt das politische Uebergewicht und wies mit überzeugenden Gründen nach, daß die nationale Ehre die Ausrüstung einer mächtigen Flotte fordere,



daß es schimpflich sei, einer fremden Macht die Herrschaft über die eigenen Meere zu überlassen.

Theils um den Gegnern keine Waffen des Angriffs in die Hände zu drücken, theils aus Mangel an Voraussicht hoben die amerikanischen Imperialisten (wenn wir uns diesen Ausdruck gestatten dürfen) hervor, daß sie keineswegs einen Conflikt mit England suchten, aber den Tieferblickenden konnte es nicht entgehen, daß die Schöpfung einer großen Flotte keinen andern Zweck als die Beschränkung der englischen Seemacht verfolgte. Das Expansivvermögen ist in den Vereinigten Staaten weit entwickelter als in England, einmal weil die Amerikaner ein jugendfrisches, kräftiges Volk sind, das stets durch das Zuströmen lebenskräftiger Elemente erneuert wird, dann weil dank den demokratischen Institutionen die Thätigkeit der Einzelnen freier und ungebundener ist als in den alten Culturstaaten. Der die alten Geleise austretende, jede Neuerung verabscheuende Conservatismus ist dem beweglichen, stetig vorwärts strebenden, unter Hochdruck arbeitenden Amerikaner ein Greuel, jedes Unternehmen ist ihm willkommen und sei es auch noch so schwierig, weil er zeigen will, daß dem Amerikaner nichts unüberwindlich ist. Die Abneigung gegen England ist besonders bei den niederen Klassen noch nicht ausgestorben; sie können sich keinen höheren Genuß vorstellen als dem Engländer die eigene Ueberlegenheit fühlen zu lassen, und nach einem trivialen Ausdruck den Schwanz des britischen Löwen umzudrehen (twist the lions tail).

Hat, wie wir oben bemerkt haben, die Ostküste Asiens trotz ihrer starken Küstenentwicklung, ihrer Meerbusen, Buchten, Inseln und Halbinseln, trotz ihrer flachen Ufer und großen Flüsse eine unbedeutende Rolle gespielt, so darf uns der noch weit geringere Einfluß der amerikanischen Westküste gar nicht wundernehmen, denn es fehlten ihr, wenigstens dem amerikanischen Theil, beinahe alle Bedingungen einer gedeihlichen Entwicklung — große Flüsse, mächtige Meerbusen,



zahlreiche Inseln, flache Ufer. Die amerikanische Küste (Alaska kommt hier nicht in Betracht) hat nur zwei gute Häfen San Francisko und Puget Sound. Die mächtigen Gebirgszüge, die sich von Süden nach Norden ziehen, und sich zur Westküste erstrecken, ferner die weite Entfernung von der Ostküste haben den Verkehr mit Californien, Oregon und Washington mit dem Osten sehr erschwert, nur die Durchstechung des Isthmus bei Panama, oder Nicaragua, wird daher dem Westen eine Macht verleihen, die ihm bisher gefehlt hat, und den Nordamerikanern einen viel kürzeren und bequemeren Handelsweg, als den über Europa oder um Südamerika herum, verschaffen.

Vor Vollendung des Kanals hat England die Concurrenz der Vereinigten Staaten weniger zu fürchten, aber es ist klar, daß die Westküste seit der Eroberung der Philippinen an Wichtigkeit gewonnen hat, daß die Regierung alles, was in ihren Kräften steht, aufbieten und San Francisco und Puget Sound zu Mittelpunkten der Schiffahrt, zu Emporien des Handels mit dem fernen Asien machen wird. Haben Canada und das britische Columbien bessere Häfen, so sind sie doch viel zu wenig entwickelt und haben weder die für Ausfuhr geeigneten Rohprodukte noch Fabrikate. Colquhoun unterschätzt offenbar die Findigkeit, das Geschick und die unermüdliche Thätigkeit der Amerikaner, die dem Engländer in dieser Beziehung weit voraus sind, und selbst vor den im Denken und der Theorie überlegenen Deutschen das praktische Geschick voraus haben. Es ist merkwürdig, daß „Calchas“, der unter diesem Pseudonym sich versteckende Verfasser einiger interessanter Artikel in Fortnightly Review 1900—1901, die Ueberlegenheit der Vereinigten Staaten als etwas Selbstverständliches hinnimmt, während Colquhoun uns glauben machen will, daß der englische Handel mit China und die englische Seeherrschaft im Stillen Meer durch die Amerikaner nicht gefährdet sei. Die Kaufkraft Chinas, das Verlangen nach europäischen Waaren sind be-



schränkt und so lange der Binnenhandel auf so große Schwierigkeiten stößt, ist an eine Zunahme der Einfuhr nach China nicht zu denken. Naturgemäß wird die Concurrenz weit größer werden, jeder der Rivalen wird sich bemühen, dem andern den Rang abzulaufen und die Methoden, die bisher große Vortheile gebracht haben, in Anwendung bringen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Vereinigten Staaten im Bunde mit England und Japan nichts mehr als Handelsfreiheit — das offene Thor anstreben. Sie werden keinen Krieg gegen China unternehmen, bloß um Eroberungen zu machen, aber wenn es zur Theilung des himmlischen Reiches kommen sollte, sicher ihren Antheil verlangen. Sollten Rußland, Deutschland und Frankreich ihren natürlichen Gegner England ausschließen, so werden die Staaten sicher keinen Einspruch erheben, denn die Erwerbung einer chinesischen Provinz durch England wäre den Amerikanern sehr unbequem und würde ihrem Handel mit China Eintrag thun. Früher oder später werden die amerikanischen Staatsmänner einen Anlaß für die Annexion der englischen Westküste Amerikas finden. Amerikanische Pioniere werden sich in dem dünn bevölkerten britischen Columbien niederlassen und Angliederung des von ihnen bebauten Landes an die große Republik beantragen.

England wird dann zu seinem Erstaunen entdecken, daß die Staaten ihre Wegnahme britischen Gebietes mit durch die von England gegen die Burenrepubliken geltend gemachten Gründen rechtfertigen werden und zwar mit scheinbar größerem Recht. Die so oft wiederholte Behauptnng, England könne die stetig zunehmende Bevölkerung nicht beschäftigen, ist nur bedingt wahr. In Großbritannien und Irland liegen große Länderstrecken unangebaut, weil der Adel sich den nöthigen Landreformen widersetzt. Die Regierung sieht mit verschränkten Armen der Entvölkerung des platten Landes, der Entartung der Stadtbevölkerung zu, statt durch eine weise Gesetzgebung den Bauernstand zu heben und zu kräftigen. Die schlimmen

Folgen sind nicht ausgeblieben, der Ackerbau ist verachtet, die Handwerker sind fast ausgestorben und haben den Fabrikarbeitern Platz machen müssen. Die zahlreiche Klasse der Proletarier in den Städten verabscheut die Auswanderung, die Besiedelung der Colonien, so fruchtbar auch der Boden ist, und wollen sich höchstens zum Goldsuchen, zum Dienst in der Armee und zu Minenarbeiten verstehen. Die tüchtigeren Elemente unter der Landbevölkerung wandern aber nicht in die britischen Colonien, sondern in die Vereinigten Staaten aus. Warum sollten die Amerikaner nicht an die öffentliche Meinung appelliren und sagen: Ihr seht, wie unfähig sich die Engländer in der Verwaltung des eigenen Landes und ihrer Colonien gezeigt haben, ihr seid Zeugen der englischen Einwanderung in unsere Republik. Vier Fünftel der Auswanderer lassen sich auf unserem Gebiete nieder, ein Fünftel geht nach Canada oder Australien. Die Nordstaaten Amerikas sind von eingewanderten Canadiern überfluthet, welche nur bei uns Freiheit, geregelte Verhältnisse, Wohlstand finden. Haben wir nicht das Recht, für die aus ihrem Vaterland Vertriebenen die großen Landstrecken, z. B. Columbia, an uns zu reißen und amerikanische Cultur und Sitte zu verbreiten? Derartige Behauptungen sind nicht etwa yankeeartige Aufschneiderei, nein sie werden allen Ernstes von englischen Schriftstellern vorgetragen, die ihre Landsleute auf die dem britischen Reich drohende Gefahr aufmerksam machen und statt der unseligen Zersplitterung eine Sammlung und Concentrirung der britischen Kräfte befürworten. Herbert Paul, K. W. Croß in der Aprilnummer von „Twentieth Century" 1902 haben diesen Gegenstand eingehend erörtert. Zahlreiche Philanthropen haben darauf aufmerksam gemacht, wie zweckdienlich es wäre, die Waisen, die Kinder der Armen auf Staatskosten zu erziehen, ihnen Niederlassungen in den Colonien anzuweisen; aber der Staat ist wie immer gewöhnt, alles von Privaten oder Gesellschaften zu erwarten, und scheut alle wirklich gemeinnützigen Ausgaben. Es ist nicht



bloß für England, sondern auch für andere europäische Staaten eine Lebensfrage, das Ausströmen der besten Kräfte aus dem eigenen Land zu verhindern und den jungen Männern Gelegenheiten im eigenen Lande zu bieten, die sie im Ausland suchen. In Deutschland ist die Auswanderung weit geringer als in England, Oesterreich, Spanien und Rußland. Wie weit die Aristokratie und die großen Kapitalisten für die Uebelstände, welche so viele rüstige Leute aus dem Land treiben, verantwortlich sind, können wir hier nicht untersuchen. Jedenfalls ist die Vogel Straußpolitik, offenkundige Thatsachen nicht sehen zu wollen, verkehrt. Nur der tiefgewurzelte Optimismus der englischen Presse will nicht an die feindselige Gesinnung der amerikanischen Staatsmänner glauben und verspricht sich goldene Berge von einem anglo-amerikanischen Bunde, der die Weltherrschaft der beiden Brüdervölker begründen soll.

Die Yankees sind indeß weit entfernt, nach dem Grundsatz zu handeln: Was mein ist dein, und was dein ist mein, sie suchen sich vielmehr gleich Deutschland und anderen Mächten von England unabhängig zu machen, eigene Kabel, die den Verkehr nach ihren Colonien erleichtern, zu legen, Kohlenniederlagen für ihre Schiffe zu gründen. Durch ihre reißenden und darum ganz unerwarteten Erfolge auf den Philippinen wurden die Vereinigten Staaten in ganz außerordentliche Schwierigkeiten verwickelt, die nur mit der Zeit überwunden werden können. Die Inseln an Spanien zurückzugeben, war nach den den Philippinos gemachten Zusagen unmöglich, ebenso die von den Eingeborenen verlangte Selbständigkeit, das Land nach dem Muster einer englischen Kronkolonie zu behandeln, d. h. ihnen jeden Einfluß auf die Regierung und die Wahl der Beamten vorzubehalten, bildete einen so schroffen Gegensatz gegen die amerikanische Verfassung und die alten Traditionen, daß man noch vor der gänzlichen Besiegung der Rebellen dem Lande eine Verfassung gab, durch die man die Selbst-

verwaltung der Gemeinde mit einer kräftigen Zentralregierung zu vereinigen suchte. Wie jeder Compromiß soll sie eben nur ein Nothbehelf sein, bis die Eingeborenen für vollständige Freiheit reif sind. Wir heben einige Hauptpunkte hervor.

Die Gemeinden wählen ihre Vorsteher und Räthe, sammeln die Lokalsteuern ein, treffen die nöthigen Anordnungen. Die Vorsteher (Präsidenten) kommen drei bis viermal in der Hauptstadt der Provinz behufs gemeinsamer Berathung zusammen, können wegen Pflichtverletzung vom Gouverneur der Provinz abgesetzt werden und unterliegen der Controlle seitens desselben. Der Gouverneur, der ein Eingeborner oder Amerikaner sein kann, wird für zwei Jahre gewählt, dagegen ist der Schatzmeister ebenso wie der Inspektor (supervisor) ein ständiger Beamter, und muß schon deshalb Amerikaner sein, weil die Eingeborenen keine Finanzmänner und Ingenieure besitzen. Der Sekretär und der Oberstaatsanwalt werden für je zwei Jahre gewählt, die Eingeborenen erhalten gewöhnlich diese Stellen. Besitzen die ständigen amerikanischen Beamten den nöthigen Takt und strenge Gerechtigkeitsliebe und Uneigennützigkeit, dann werden die Klagen der Eingeborenen, die es trefflich verstehen, sich den Verhältnissen anzupassen und schon in ihrem eigenen Interesse sich Gewalt anthun und sich der Uebertretung der Gesetze enthalten, bald verstummen. Die Engländer freilich, welche nach fast anderthalb Jahrhunderten die zahlreichen Stämme Ostindiens in einem Zustand der Unmündigkeit erhalten, finden das amerikanische Experiment gewagt. Wenn man, wie das bei Engländern leider so häufig der Fall ist, beständig die Gewährung von Autonomie aufschiebt, um ja jeden Mißbrauch der verliehenen Gewalt seitens der Eingeborenen zu verhindern, so erzieht und bildet man dieselben nicht aus, sondern macht sie zu Intriganten und Verschwörern und gibt der Unzufriedenheit neue Nahrung. Colquhoun, der übrigens sich mehrfach widerspricht und in demselben Athem die amerikanische Methode tadelt und lobt, vergißt,

daß die gegenwärtige Gesetzgebung nur ein erster Schritt, nur eine Vorbereitung für Einführung der amerikanischen Verfassung ist. Die vernünftigen und tieferblickenden Filippinos sehen ein, daß man sie noch nicht mit der Verfügung über die Einkünfte des Landes betrauen kann, daß die Erlangung der vollen Rechtsfreiheit einzig und allein von ihrem guten Betragen abhängt Sie sind somit ihres eigenen Glückes Schmiede, und brauchen eine Vorenthaltung der Rechte eines amerikanischen Bürgers nicht zu fürchten, wenn sie sich derselben durch Gehorsam gegen die Gesetze würdig zu machen suchen. Man gibt, sagt Colquhoun (S. 124), den Filippinos das Recht, nach Belieben aus dem Hause ein und auszugehen, verweigert ihnen aber den Hausschlüssel und reizt sie dadurch zum Widerstand. Nicht doch, man hat ja erklärt, man sehne die Zeit herbei, in der man volle Freiheit gewähren könne, man hat den Filippinos in der oben geschilderten Verfassung Unterpfänder gegeben. Gute amerikanische Beamte (an ihnen sollte, seitdem die Reform der Civilbeamten so ernstlich in Angriff genommen worden ist, kein Mangel sein) werden das Uebrige thun. Der stramme Organismus der amerikanischen Verwaltung, eine gewisse Härte und Gefühllosigkeit des amerikanischen Charakters wird von den Filippinos anfangs unangenehm empfunden werden; wenn sie aber sehen, daß ihr Land aufblüht, daß Industrie und Handel sich stetig entwickeln, daß sie Absatz für ihre Produkte finden, dann werden sie den Amerikanern Gerechtigkeit widerfahren lassen. Gerade der Umstand, daß die Filippinos kein homogenes Volk sind, sondern aus durch Sprache und Religion verschiedenen Stämmen bestehen, dürfte das große Reformationswerk erleichtern. Ist die Verwaltung gut, sind die materiellen Fortschritte unverkennbar, dann läßt sich ein Volk viel gefallen, und erhebt sich nicht leicht gegen die Regierung, wie dies das Beispiel Preußens zur Zeit der Verfassungskämpfe 1864—65 zeigt. Da die Vereinigten Staaten mit gewohnter Thatkraft die Philippinen zu einem



Mittelpunkt des Handels zu machen suchen, werden die äußerst trägen Filippinos, die bisher gewohnt waren, ihre Zeit zu vertändeln, aus ihrem Winterschlaf aufgerüttelt und zur Arbeit genöthigt werden. Schon das ist ein unberechenbarer Gewinn; hätten die Spanier, anstatt der Trägheit und dem Indentaghineinleben jeglichen Vorschub zu leisten, die Tagalen und andere Stämme zur Arbeit angeleitet, dann wären diese Inseln wohl nie verloren gegangen. Sie sind jedenfalls ein sehr wichtiger Stützpunkt für die Vereinigten Staaten geworden, die in ihrem eigenen Interesse die Annäherung an Frankreich und Rußland einem anglo-japanischen Bündniß vorziehen werden.

Eine Conföderation der britischen Colonien und des Mutterlands, ein Zollverein hat, wie wir anderswo gezeigt haben, wenig Aussicht auf Erfolg, aber schon das Bestreben der englischen Imperialisten, sich von der Zufuhr aus anderen Staaten unabhängig zu machen, bedroht die Interessen Amerikas, dem der hohe Tarif Canadas sehr unbequem ist. An Reibungspunkten fehlt es durchaus nicht, der Conflikt wird voraussichtlich sich noch Jahrelang vermeiden lassen, aber es wird der britischen Diplomatie nachgerade schwer fallen, die Amerikaner von dem Norden Amerikas abzulenken. Die Vereinigten Staaten sind vielleicht noch weit gefährlichere Feinde als die Russen, und müssen von England mit großer Rücksicht behandelt werden, wenn es Canada nicht verlieren will. Daß Canada sich vertheidigen könne, oder ernstliche Anstalten zur Bewahrung seiner Unabhängigkeit treffen werde, ist ganz unwahrscheinlich. Wie die Dinge sich entwickeln werden, läßt sich freilich nicht voraussehen.

LXI.

Das Mittelalter einst und jetzt.

Zwei Vorträge über Prof. Ehrhards „Katholicismus und das 20. Jahrhundert". [1])

I.

Es ist ein lobenswerthes Interesse für die durch das Ehrhard'sche Buch [2]) angeregten Fragen, welches den hiesigen wissenschaftlichen Verein bestimmt hat, an mich den ehrenvollen Ruf zur Abhaltung dieser Vorträge zu richten. Dem Wunsche nach einer eingehenden und sachlichen Beurtheilung des viel gelobten und ebenso viel bestrittenen Buches glaube ich nicht besser entsprechen zu können, als wenn ich das Mittelalter einst und jetzt, wie es in dem Werke behandelt ist, zum Gegenstand der Betrachtung nehme. Ich verstehe mit dieser kurzen Bezeichnung das Mittelalter zuerst in seiner historischen Existenz und Bedeutung und sodann das Mittelalter in seinem besonderen Verhältnisse zur Jetztzeit. Die vorwiegend geschichtliche Behandlung des Themas, die ich damit angedeutet habe,

1) Anm. der Red. Diese Vorträge haben Herrn Universitätsprofessor H. Grisar S. J. zum Verfasser und wenden sich an einen katholischen Verein für wissenschaftliche Vorträge in seiner rheinischen Heimat.

2) Dr. Alb. Ehrhard, Der Katholicismus und das 20. Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit. 4.—8. Aufl. Stuttgart und Wien, Roth. 1902.

liegt nicht bloß meinen gewohnten fachmäßigen Studien, die auf das Mittelalter gerichtet sind, nahe, sondern dürfte auch meinem verehrten Freunde, Professor und Prälat Ehrhard, angesichts der durchaus historischen Anlage seiner Schrift erwünschter sein als jede andere; hat er doch einer fast nur geschichtlichen Darstellung der neunzehn christlichen Jahrhunderte nahezu drei Viertheile seiner Publication gewidmet, soviel, um die Mahnung zu begründen, in der die ganze Schrift gipfelt: Los von den „culturellen Nachwirkungen" des Mittelalters, denn sie sind „das Hinderniß, das katholischerseits der Verständigung mit den wahren Bestandtheilen der modernen Cultur entgegensteht"! (S. 352). Möchte es mir also gelingen, durch Beantwortung der beiden aus den neuen Controversen sich abhebenden Fragen: Was war das Mittelalter einst? Was ist es uns Modernen jetzt? in die ganze Breite des von dem geistreichen und gelehrten Verfasser behandelten Stoffes einzuführen.

Das Mittelalter stellt eine Blüteperiode der menschlichen Entwicklung insbesondere infolge des damaligen Vorwaltens des religiösen Geistes dar. Ich freue mich in der Lage zu sein, diese bekanntlich heute nicht mehr neue Auffassung des Mittelalters fast ganz mit den bündigen und anziehenden Worten Ehrhards vorzulegen.

Eine der Haupteigenschaften des Mittelalters, sagt er mit Recht, „ist die Alleinherrschaft des christlichen und kirchlichen Geistes auf allen Gebieten des höheren Culturlebens" (S. 24). Diese Herrschaft des Glaubens in den Einzelnen und in der Gesellschaft kann als das „glänzendste und, als Ganzes innerhalb der Zeit betrachtet, erfreulichste" Merkmal des Mittelalters gelten. Der religiöse Geist, getragen vom Klerus in seiner doppelten Erscheinung als Ordens- und Weltklerus, durchdrang „die sämmtlichen Erziehungs- und Bildungsanstalten von den Klosterschulen bis

zu den Universitäten". „Auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Erkennens herrschte die Theologie" „als Herrin und Führerin". „Als Ziel strebte sie die Herstellung einer vollständigen Harmonie zwischen Glauben und Wissen an." Und „derselbe religiöse Geist durchdrang auch alle Gebiete des höheren gesellschaftlichen Lebens in seinen bunten Erscheinungen und Gestaltungen von dem Ritterthume bis zu den großen Culturstätten, als welche die Klöster des Mittelalters sich erwiesen hatten, von den bescheidenen Aeußerungen des Familienlebens bis zu den großen Veranstaltungen des öffentlichen Lebens, den kaiserlichen Reichstagen, . . . von den zahlreichen Frömmigkeitsäußerungen bis zum Handel- und Gewerbsleben mit seinen Innungen" (30 f.).

Stand aber überhaupt „während des langen Zeitraumes von der Völkerwanderung bis zum 14. Jahrhundert die katholische Kirche an der Spitze sämmtlicher Lebenskräfte der abendländischen Welt" (41), so gab sie insbesondere in den Anfängen des Mittelalters, in den Jahrhunderten bis zu Karl dem Großen, die höchste Probe ihrer civilisatorischen Macht, die ihre Geschichte bis zur Stunde kennt. Mit einer in der ganzen Weltgeschichte beispiellosen Schnelligkeit hat sie die germanischen Völker in die Culturwelt eingeführt". . . . „Sodann brach mit dem Zeitalter Karl des Großen der erste Völkerfrühling für das Abendland an, reich an Blüten, von denen wenigstens ein Theil zu herrlichen Culturfrüchten heranreifte" (33 f.). Zwar drängte sich eine Periode des Verfalles ein, aber „es ist das unsterbliche Verdienst Gregors VII., den Kampf um die Freiheit der Kirche aufgenommen und dadurch die volle Auslösung der gebundenen kirchlichen Kräfte angebahnt zu haben. . . . Jetzt entfaltete sich die christliche Culturblüte des Mittelalters, die zwei Jahrhunderte andauerte, auf allen Gebieten des höheren Culturlebens". „In ungeahnter Menge traten hervorragende Geister auf den Schauplatz, die das Höchste, was Wissenschaft

und Kunst mit den damaligen Mitteln zu leisten vermochten, thatsächlich erreichten" (35 f.).

Ich weise mit Genugthuung auf die von Ehrhard (36) gerühmten „Dome" der speculativen und theologischen Wissenschaft der großen Scholastiker mit ihrem Hauptvertreter Thomas von Aquin hin, ebenso auf die „Dome" der christlichen Kunst und die innigen, idealen Schöpfungen des Meißels und des Pinsels, die, jetzt in den Museen bewahrt, „einst die Gotteshäuser schmückten, in denen sie dem Volke zu jeder Stunde zugänglich waren". „Ist es nicht eine offenkundige Thatsache", daß die katholische Kirche die erste und beste Schule des künstlerischen Geschmackes war für die breiten Schichten des Volkes" (388)? Dazu kommt als weiterer und bester Ruhm jener Zeit das „praktisch-religiöse Kirchenleben," auf dessen Gebiet „Männer wirkten von einer unvergleichlichen Glaubensfestigkeit und Herzensinnigkeit, Bernhard von Clairvaux, Norbert von Xanten, Franziskus von Assisi, Dominikus. . . Die letzteren beiden erscheinen als die Schöpfer eines neuen Ordensideals, das den geistigen und religiösen Bedürfnissen der Zeit Rechnung trug und eine ungeahnte Fruchtbarkeit in sich barg. Gleichzeitig beginnen die breiteren Volksschichten infolge der Hebung ihrer Cultur und des Aufschwunges des Bürgerthums an dem kirchlichen Leben einen aktiveren Antheil zu nehmen". . . „Nach außen aber offenbarte sich die religiös-kirchliche Kraft und Begeisterung der Zeit am mächtigsten in den Kreuzzügen", die ein „Culturfaktor ersten Ranges" wurden „durch den schöpferischen Einfluß, den die Berührung mit dem Orient auf die Cultur des Abendlandes ausgeübt hat" (36 f.).

Ein Rückgang in der Kraft und dem Aufschwunge der specifischen Cultur des Mittelalters erfolgte erst, als mit dem Anbruch der neueren Zeiten, im 14. und 15. Jahrhundert, ein fortschreitendes „Zurücktreten des maßgebenden Einflusses der Kirche auf das christliche Volksthum" (293) sich geltend

machte. — Doch blicken wir näher auf zwei weitere hauptsächliche Merkmale der Blüthe.

Mit der vorwaltenden Macht der Religion über den Einzelnen wie über die Gesellschaft im Mittelalter hängt innig die Thatsache zusammen, die ein hervorstechendes Merkmal dieser Zeit bildet, „daß das politische Staatswesen und das katholische Kirchenleben sich gegenseitig durchdringen", woraus ein „Synergismus zwischen Kirche und Staat hervorgeht" (24). Solches Wechselverhältniß gereichte nicht etwa bloß der Kirche, sondern auch dem Staate zu unschätzbarem Vortheile. Den Unterthanen war es eine Garantie ruhiger gedeihlicher Entwicklung, die nach den Gesetzen des Rechtes und der Sittlichkeit als ihren Polen gerichtet war. Die Religion stand im Staatswesen da als der Schild der Freiheit des Mannes, der Damm gegen den Despotismus der Fürsten. Dem Papste, als dem Stellvertreter Gottes und Vater der Christenheit, erkannten die gläubigen Staaten freudig die Würde eines Hüters der gemeinsamen höheren Interessen zu. Der allverehrte Priester zu Rom, wenngleich in seiner Schwäche oft vom eigenen Boden durch vorübergehende Anfeindungen vertrieben, wurde infolge des Entgegenkommens der Völker der oberste Führer im weiten christlichen Familienbunde, nicht bloß in kirchlichen Dingen, wo es ja die gottverliehenen Primatrechte des heiligen Petrus verlangten, sondern auch in vielen großen Angelegenheiten weltlichen Charakters, worin man keinen mächtigeren und unbestechlicheren Vertreter, als den Träger der geistigen Schlüssel zu besitzen glaubte. In Folge des Bundes von Staat und Kirche trat beim Regierungsantritte des Fürsten im Augenblicke der kirchlichen Krönung als verheißender Engel zwischen Herrn und Volk das feierliche Gelöbniß vor dem Altare, durch den Herrscher abgelegt, daß er die Zügel der Regierung mit der Bedingung übernehme, Religion, Sitte und Recht zu schützen. Wurde er dem Schwure dauernd untreu, und belud ihn der Papst mit dem Banne, so galt wegen seines



Frevels wider die göttliche oder menschliche Ordnung auch die ihm gelobte Treue als erloschen. Wer außerhalb der Christengemeinschaft stand, durfte vom geistig geadelten Bürger des Gottesreiches Gehorsam nicht fordern. Dieß ist nur ein Beispiel, das ich aus den hohen Regionen des öffentlichen Lebens herausgreife, um Ihnen lebhafter vor Augen zu führen, wie sehr der gewaltige Einfluß der Religion auf das ganze Staatswesen zur Sicherung der Gesellschaft in die Wagschale fiel. (Vgl. 29.)

Treten diese durchgreifenden socialen Segnungen der Ehe zwischen Staat und Kirche im Mittelalter bei Ehrhard nicht so sehr hervor, so kennzeichnet er jedoch mit Nachdruck als ein weiteres charakteristisches Merkmal jener Zeit das römische Kaiserthum und seine Stellung neben dem Papstthume.

Das Kaiserthum war bekanntermaßen durch die unsterbliche That des Weihnachtsfestes 800 geschaffen worden, als Leo III. den Großen Karl am Petersaltare krönte. Laut der Gebete der Kirche und der Sprache ihrer wunderbaren geheimnißvollen Riten bei der Krönung sollte die Kaiserwürde ein christliches Imperium mundi bedeuten mit dem Ehrenvorsitze des Auserwählten als weltlichen Friedensbewahrers über den frei um ihn geeinten Herrschern der übrigen gläubigen Nationen des Abendlandes; es sollte ferner bedeuten, und das war die wesentliche, kirchliche Seite des Imperators, den Beruf desselben als oberster Schutzherr und erster Vertheidiger der Kirche und ihres Hauptes. „Das mittelalterliche Kaiserthum", so zeichnet Ehrhard (25) die günstige Bedeutung dieser Würde für das Staatsleben des Mittelalters, „war die edelste Frucht der staatlichen und politischen Kräfte, die in den germanischen Völkerstämmen wirkten, der Träger der einheitlichen nationalen Ideen, welche die ganze germanische Völkerfamilie beherrschten, der Hort der staatlichen Güter, welche die reale Grundlage der Völker bilden" (ebd.). Ueber die erhabene Vereinigung zwischen

Kaiserthum und Papstthum vernehmen wir von unserem Autor das Zeugniß: „Für das Mittelalter kann die Bedeutung der Verbindung nicht hoch genug angeschlagen werden; denn sie begründete (?) seinen Universalismus und damit seinen Werth für die Weltgeschichte. Ohne sie wäre das Abendland im Mittelalter in eine Unmasse von kleinstaatlichen Gebilden zerfallen, die in der Sphäre des kleinmenschlichen festgebannt geblieben wären und die höchsten Aufgaben der Cultur niemals erkannt hätten; welche Folgen aber das Fehlen des großen Zuges, der durch die beiden Vertreter der höchsten Ideale des menschlichen Culturlebens in die ganze mittelalterliche Geschichte hineingetragen wurde, hervorgerufen hätte, läßt sich leicht ermessen" (28).

Sehr zutreffende Worte. Sie finden von Jahr zu Jahr eine schlagendere Bestätigung in den unzähligen Detailstudien, welche unsere Zeit in so vielen Zeitschriften und gelehrten Vereinen, allen voran in der Gesellschaft für die Herausgabe der Monumenta Germaniae Historica, dem Mittelalter zuwendet; denn fast überall, wo der Forscher gräbt, stößt er auf die das ganze Mittelalter in allen seinen Lebenskreisen durchziehenden Adern jener beiden weihevollen Gewalten; es pulsiren allenthalben die beiden hohen Autoritäten, die kirchliche, die auf ihren höchsten Punkt den Papst hinweist, und die weltliche mit dem Kaiser und den Fürsten an der Spitze, die mit Gottes Schwert regieren.

Unter diesem Doppelregimente würde uns Ehrhard eine freie, ihrer selbst bewußte, stark und fest gegliederte Gesellschaft voll Individualismus, Innerlichkeit und nationalem Geiste haben schildern können. Doch hierauf komme ich in anderem Zusammenhange zurück. Möge er mir an diesem Punkte eine Selbstrechtfertigung gestatten in Bezug auf den inneren Zusammenhang der angeführten Merkmale des Mittelalters.

Ehrhard setzt an die erste Stelle „die Verbindung des Papstthums und Kaiserthums", an die zweite „die gegenseitige Durchdringung des Staatswesens und des katholischen



Kirchenlebens", an die dritte „die Alleinherrschaft des christlichen und kirchlichen Geistes auf allen Gebieten des Culturlebens und den dadurch verursachten ‚Klerikalismus' des Mittelalters" (24 f.). Ich habe die umgekehrte Anordnung einhalten zu müssen geglaubt, denn Sie erinnern sich, daß wir von der Herrschaft der Kirche und des Glaubens über die Völker (das ist der „Klerikalismus", um ihn mit einem für das heutige Ohr etwas geschmackvolleren Worte zu bezeichnen) aufgestiegen sind zum zweiten Merkmale, das ist zur Durchdringung von Staat und Kirche, und von da zum dritten, dem mit dem Papstthume verbündeten Kaiserthume. Es geht nämlich nach meiner Meinung mit historischer Nothwendigkeit die völlige und freudige Aufnahme der Religion durch den Einzelnen und durch die Ganzheit voran; daraus ergibt sich das christlichmittelalterliche Staatswesen, das sich mit seinen religiös-politischen Eigenthümlichkeiten dem Charakter der jugendfrischen Völker anschmiegt; endlich schließt sich das „heilige römische Kaiserthum" als eine Wirkung, eine großartige Manifestation der beiden genannten Zustände, als ihr natürlicher Abschluß an. Deßhalb möchte ich auch nicht sagen, die Verbindung von Kaiserthum und Papstthum habe „den Universalismus des Mittelalters begründet", oder der Universalismus sei durch sie „bedingt" worden (28. 24). Der Universalismus des Mittelalters, das heißt seine die Völker einigende Kraft, beruhte vielmehr wesentlich auf der Katholicität der Kirche, in deren Kraft sie die Wölbungen ihres Heiligthums über alle Länder ausspannt, alle Bewohner derselben sich Brüder nennen lehrt und für alle die eine, die große Mutter bildet.

Kann das Mittelalter nun in Betracht der geschilderten Vorzüge in irgend einem Sinne als Ideal für alle Zeiten hingestellt werden? Im Interesse der deutlicheren Verständigung wollen wir von dem, was Ehrhard zu dieser Frage bringt,

einstweilen Absehen nehmen. Ich berücksichtige nur gelegentlich einige Sätze. Vorab entlehne ich ihm mit voller Zustimmung die orientirende Bemerkung: „Keine Periode der Wirksamkeit der katholischen Kirche kann den Anspruch darauf erheben, die Verwirklichung ihres vollen Ideals darzustellen; ... das Ideal ist erst im Jenseits erreichbar; die ganze Geschichte der Kirche stellt sich nur als eine Annäherung an jenes Ideal dar, das allen Gliedern der katholischen Kirche vorleuchten soll; ... nicht alle ihre Aufgaben werden immer vollkommen gelöst und jederzeit ist eine gewisse Spannung zwischen Wirklichkeit und Ideal auch in ihr vorhanden" (349).

Das abendländische Mittelalter ist eine Periode von solcher Länge und Breite, daß eine zutreffende Schätzung seines idealen, vorbildlichen Werthes als ein rechtes Wagniß erscheinen kann. Wie wäre die dazu erforderliche Charakteristik in kurze Formeln zusammenzufassen? Diese Geschichtsperiode umspannt die verschiedensten sich ablösenden Culturepochen durch den langen Zeitraum von tausend rollenden Jahren; sie umschließt örtlich den ganzen weiten Kreis der Länder des Occidents mit der buntesten Mannigfaltigkeit und Anlage seiner Völker, mit tiefer Gesunkenheit der einen bei blühendem Flor der andern, ein Feld, wo Untergang und Leben, wo Licht und Schatten beständig wechseln. Wo sind die allgemeinen Worte für die richtige Werthung einer solchen Zeit?

Wenn wir früher von erfreulicher Entwicklung christlicher Cultur als einer Gesammterscheinung des Mittelalters gesprochen haben, so ist ebenso auch der vielen unerfreulichen Züge von Uncultur zu gedenken, die über dasselbe, besonders in einzelnen Zeitabschnitten, gelagert sind, zum Beispiel während der ersten Kämpfe der erziehenden Kirche mit den noch theilweise heidnischen Naturgewalten, dann in der Verfallszeit der spätkarolingischen Jahre und der folgenden Epoche bis auf Gregor VII.,



endlich im 14. und beziehungsweise im 15. Jahrhundert, die bereits durch die Erschütterung und den Niedergang der mittelalterlichen Ordnung bezeichnet werden; obwohl auch in diesen drei Zeitgruppen das Bild je nach Orten andere Gestalten annimmt, wie denn der Ausdruck von dem saeculum ferreum für das zehnte und theilweise das elfte Jahrhundert bekanntlich wohl für Italien, nicht aber für Deutschland paßt. Bald ist es ungebändigte Leidenschaft des Volkes und mehr noch seiner Großen, welche schäumend hervorbricht und die Dämme christlicher Zucht überschwemmt, bald sind es Freiheitslust und Herrschsucht, die der Kirche oder den Herrschern Trotz bieten; bald stellt sich in den Weg eigene Schwäche, Unvollkommenheit, Weltsinn der kirchlichen Organe bis hinauf zu dem Stuhle, den die Ehrfurcht der Völker „heilig“ nannte; bald kommt der Schwall aller dieser Uebel zusammen, wie in dem unglücklichen Italien des zehnten Jahrhunderts, um ein beklagenswerthes Zurückbleiben der Zeit hinter jedem Ideale zu bewirken. Müßte man nicht auch blind sein, wenn man nicht selbst in Bezug auf den Hauptcharakterzug des Mittelalters, nämlich die Vorherrschaft der Kirche in allen Verhältnissen, die Wahrnehmung machen wollte, daß in jedem seiner Jahrhunderte und in jedem Lande sich Kennzeichen von mehr oder minder verhaltener Eifersucht der weltlichen Kreise gegen die mächtigen und privilegirten geistlichen geltend machen, wofern es überhaupt nicht zu einem offenen Strauße kommt, in dem es dann des ganzen Culturübergewichtes der Kirche, ihrer geistlichen Strafgewalt mit Bann und Interdikt und ihrer kräftigsten vom Himmel gesegneten Mutterworte bedarf, um die Ausgleichung zu Stande zu bringen? Man müßte, so schließen wir, einen allzu matten Begriff vom Culturideale haben, wenn man dasselbe im Ernste in irgend einem noch so gepriesenen Theile des Mittelalters durch das Leben von Hoch und Niedrig und das Thun und Lassen in Staat und Kirche verwirklicht finden wollte.



Etwas Anderes ist es aber um die Grundgedanken, um die Richtlinien jener Zeit. Aus ihnen ging, was die Zeit Vortheilhaftes hatte, hervor. Die tragenden Ideen des Mittelalters waren von der Kirche gehegt und gepflegt. Sie sind von kirchlichem Gepräge, aber nicht etwa seltene, künstlich gezüchtete Klosterpflanzen, sondern, im Sturm und Wind der Jahre gezeitigt, werden sie als vom Himmel herabgesenkte Gottesgabe vom opferwilligen Klerus der Menschheit dargeboten, vom Episkopate vertheidigt, von den Concilien befürwortet und empfohlen, von den Päpsten als Normen festgehalten. Der Kern derselben ist: die Gebote Gottes und die heiligen Anliegen des Reiches Christi geben, wie für den Einzelnen, so auch für die Verbindung der Einzelnen, für die Gesellschaft und den Staat, die oberste Richtschnur an. Hierin finden Sie ein Ideal des Mittelalters, das bleibend ist und absoluten Werth behauptet. Denn die Religion soll ja in allen Culturepochen, bis die letzte mit dem Gerichte des jüngsten Tages schließt, die Welt zu durchdringen und sie in allen privaten und öffentlichen Verhältnissen zu vergeistigen suchen. Das Evangelium ist der Sauerteig für alle Zeiten, nicht blos für die Jugendperiode der Völker im Mittelalter. Solange eine Zunge auf dieser Erde den Tribut ihrer Abhängigkeit im Gebete zum Allerhöchsten lallt, werden wir aufgefordert zu beten: Dein Reich komme zu uns, es verwirkliche sich hier so, wie es im Himmel verwirklicht ist.

Damit ist fürwahr nicht gesagt, daß der gleiche Grad, in welchem das Mittelalter sich von der Religion durchdringen ließ, und daß die Art und Weise, wie es geschah, für alle Zeitperioden pflichtmäßig und normgebend sei. Der Grad und die Formen können zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden sein; wesentlich ist, daß die Rechte der Religion auf den ihr gebührenden Einfluß praktisch anerkannt werden. Es gibt da unveräußerliche Rechte in Bezug auf die Gesetze Gottes, Rechte, die zu jeder Zeit vom Christenthum dem

Volks- und Staatswesen gegenüber in Anspruch genommen werden müssen; und es gibt Wünsche, Fingerzeige nach einem Grade der Einwirkung des religiösen Princips, die über die engen Grenzen des Nothwendigen und Gebotenen hinausgehen. Ein ähnliches Verhältniß liegt hier vor wie zwischen den strengen unter Sünde verpflichtenden Gesetzen und den sogenannten evangelischen Rathschlägen. Die ersten richten sich unweigerlich an Alle, die zweiten sind, wie Sie wissen, Gegenstand freier Wahl und ihre Befolgung bekundet bei dem, der sie übernimmt, eine besondere Hochherzigkeit in der Unterwerfung unter den Einfluß der Religion. Das Mittelalter nun ließ sich an dem Nothwendigen allein nicht genügen; es gab sich mit viel höherer Intensität der Einwirkung der christlichen Ideen hin. Diese entfalten aber dann die ihnen eigene Fruchtbarkeit mit besonderer Fülle der Gaben, wenn ihnen mit warmem Entgegenkommen offene Wirksamkeit verstattet und nicht blos eine kärgliche, auf das eben Erforderliche eingeschränkte Thätigkeit bemessen wird. Weil also keine Geschichtsperiode den mittleren Zeiten in dem Grade jener vertrauensvollen Hingabe gleichgekommen ist, darum hat auch keine seinen Grad der Blüthe in wahrer geistiger Cultur erreicht.

Die Blüthe war jedoch hinwieder eine dem bestimmten historischen Gepräge des Mittelalters eignende, seinen besonderen Zuständen entsprechende Blüthe; sie ist schon deshalb nicht als Ideal normgebend für alle Zukunft. Denn auch Art und Weise des religiösen Einflusses können in ihren Formen, je nach Ländern und Zeiten, wie angedeutet, sehr verschieden sein. Im Mittelalter schuf die Durchdringung von Staat und Kirche Einrichtungen, wie deren ähnliche weder früher noch später aufgetreten sind, weil sie eben jenen eigenthümlichen Boden, dem sie entwuchsen, jenen bestimmten Charakter der germanischen und romanischen Nationen, oder jene bestimmten geschichtlichen äußeren oder inneren Strömungen zur Voraussetzung hatten.

Hier fällt unser Blick von selbst auf die vielgenannte Inquisition.

In ihrer mittelalterlichen Erscheinung ist die Inquisition mit den bekannten Mißbräuchen und Proceßmängeln, die ihr anhafteten, kein Ideal für alle Zukunft. Die bedrängte Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts errichtete aber die Tribunale derselben auf dem Grunde der wahren Anschauung von der Alleinberechtigung der christlichen, durch die gottgesetzte Autorität der Kirche vertretenen Lehre; die Anstalt stützte sich auf die seit den Kirchenvätern lebende Ueberzeugung, daß die weltlichen Machtmittel sowohl der Kirchenoberen als der bürgerlichen Gewalt in einem durch und durch christlichen Gemeinwesen zweifellos berechtigt und berufen seien, zur Eindämmung der von der Häresie heraufbeschworenen Gefahren für die Seelen wirksamen Beistand zu leisten, nachdem Belehrung und Mahnung bei den Hartnäckigen ihren Erfolg versagten. Die Inquisition galt direkt dem Schutze der Kirche und indirekt dem des christlichen Staates; sie bethätigte sich unter Anwendung der Kräfte von Kirche und Staat zugleich; sie erhielt aber ihre Berechtigung zum religiösen Urtheile über die Ketzerei allein von der Kirche. Uebelberathen wäre indessen jeder Katholik, der heute anders als historisch von diesem für fremde Zeiten und gänzlich verschwundene Zustände nützlich befundenen Institute reden wollte. Wer jemals gegentheilige Anwandlungen hätte, denke sich doch nur einen Augenblick seine Vorschläge an die Staaten von Nordamerika gerichtet, und er dürfte alsbald bekehrt sein. In wie vielen Ländern herrscht aber schon ein verwandtes, dem dortigen ähnliches Verhältniß der vollständigen Trennung von Staat und Kirche, und in wie vielen ist man auf dem Wege dazu? Wo ist endlich noch ein Staatswesen mit allen religiösen Voraussetzungen des Mittelalters zu finden? — Durch das Gesagte berichtigen sich einige Aeußerungen von Ehrhard über dieses Thema, die vielleicht manchem meiner Zuhörer im Gedächtniß geblieben sind wegen



ihrer drastischen Schärfe. Um das „ungeheuere Elend", das der Name Inquisition angeblich „in sich verkörpert" (47), in seiner Entstehung zu erklären, glaubt er sich auf die verhängnißvolle Macht von „Grundanschauungen, deren Fehlerhaftigkeit dem mittelalterlichen Menschen gar nicht zum Bewußtsein kam" (29), berufen zu müssen. Beim Hereinbrechen der häretischen Bewegung habe ja auch die Kirche „die geeigneten geistigen Kräfte nicht zur Verfügung gehabt, um sie wirksam von innen heraus zu bekämpfen"; so habe sie denn aus reiner Noth „die Gewalt angerufen" (33). Wie viel wäre über diese Aufstellungen noch zu sagen! Für jetzt nur die Bitte: Wenn später von Uebertreibungen des Buches als einem leidigen Grundfehler desselben die Rede sein wird, so werden Sie diese Sätze mit in Rechnung bringen, ohne dem Verfasser Unrecht zu thun.

Ebenso wenig wie die Inquisition können den Namen von nothwendigen Einrichtungen so manche andere Erscheinungen beanspruchen, die im Mittelalter aus der Einheit des Staats- und Kirchenlebens unter den specifischen Einflüssen des Zeit- und Volkscharakters hervorgingen. Ich meine zum Beispiele die Lehensabhängigkeit gewisser Länder vom Heiligen Stuhle, zu der diese im Interesse ihrer eigenen Sicherung sich bekannten; das Feudalwesen **geistlicher Fürsten**, die ja den Einfluß ihres Krummstabes mit vielfach drückenden Verpflichtungen gegen die Herrscher und mit weltlichen und verweltlichenden Sorgen für Unterthanen entlohnen mußten; endlich auch jene mittelalterliche durch accidentelle Vorrechte über die christliche Völkerfamilie hoch angewachsene **Papstmacht**. Daß der Nachfolger Petri als Moderator des christlichen Gemeinwesens begrüßt und angerufen wurde, gab ihm eine Stellung, die für die Gesellschaft zur Erzielung des Gleichgewichtes unter ihren Gewalten allerdings äußerst heilsam war, die auch das rein geistliche Wirken des Papstthums ganz erheblich unterstützte, die aber doch auch mancherlei Verlegenheiten und Wirren für das Papst-



thum mit sich brachte, besonders zur Zeit des Heraufziehens des neuen Geistes im europäischen Culturleben, und jedenfalls nicht als nothwendig und absolut begehrenswerth für alle Zukunft proclamirt werden kann. Selbst das römische Kaiserthum, das dem Machtzenith des Papstthumes an der Seite stand, durfte zwar seitens der mittelalterlichen Menschheit mit Begeisterung begrüßt und aufrecht erhalten werden, seitdem es durch Fügung der Vorsehung als ein hehres Band des christlichen Universalismus und eine Schutzwacht der Kirche und der Cultur dastand. Aber auch dies Ideal war menschlich und vorübergehend, weil den Zeitzuständen angepaßt. Es hat den Zoll aller irdischen Einrichtungen gezahlt, als andere Zeiten heraufdämmerten, denen der kirchlich-politische Universalismus nicht mehr so sehr am Herzen lag. Geblieben aber ist mitten im Wechsel die römische Primatswürde des Erben St. Peters; und die späteren Träger derselben verstanden es, den geistigen Bedürfnissen der Völker und dem Schutze der Religion auch ohne die Autorität eines helfenden römischen Kaisers gerecht zu werden, wobei ihnen die ungeahnt gewachsenen modernen Verkehrsmittel die kirchliche Verbindung mit Fürsten, Bischöfen und Völkern providentiell erleichtern.

Mit Schmerz sahen wir das Papstthum beim Ansturm der religionsfeindlichen neuesten Zeiten auch des Kirchenstaates beraubt werden. Ehedem haben die römischen Kaiser und dann die christlichen Staaten denselben den Päpsten geschützt, und zwar besser geschützt als ihre eigene Großpolitik. Sollen wir nun auch vom Kirchenstaate sagen, er sei im Grunde ein vergängliches Ideal des Mittelalters, sein Gedanke habe keinen bleibenden Werth? Setzen wir statt des Wortes Kirchenstaat wahre Souveränetät und Unabhängigkeit des Papstes, so sehen wir sofort, daß wir dieser bleibenden Werth und innere Nothwendigkeit nicht absprechen dürfen. Das Gegentheil hieße einen Lebensnerv der Kirche, nämlich die volle Freiheit ihrer Regierung, in



Frage stellen. Die Vorsehung weiß, auf welchem Wege diese wahre Unabhängigkeit, die gegenwärtig entschieden gestört ist, wiederherzustellen ist, und in welche Formen sie sich in künftigen Zeiten kleiden wird. Daß nicht einmal die Stadt Rom päpstlich sei, diese Schöpfung der Päpste, das Herz der katholischen Welt, auf dessen Mitbesitz einst jeder Katholik des Erdkreises, soweit die Pulsschläge Roms sich erstreckten, stolz war, dieser Zustand ist zu unhistorisch, zu unnatürlich und gewaltsam, als daß er von Dauer sein dürfte. Es könnte zur Ueberraschung derjenigen Katholiken, die den Kirchenstaat zu den Todten der Vergangenheit gelegt, eine neue Gestalt desselben erstehen, und ein unerwarteter Umschwung wäre fürwahr nicht gegen die Analogien seiner wechselnden Geschichte. Es könnten die Dinge aber auch den gegentheiligen Gang nehmen. Das Kleinod der souveränen Freiheit des Papstes würde sich dann wie vor den Zeiten des Kirchenstaates in allerdings prekärerer Lage befinden; es müßte durch die unausgesetzte Wacht und die stürmischen Forderungen des geeinten katholischen Volkes vertheidigt werden; der Druck, den das Volk auf die Regierungen ausübt und, wenn noch besser organisirt, immer mehr ausüben wird, damit diese sich der täglich drohenden Vergewaltigung seiner kirchlichen Lebensinteressen zu Rom entgegenstemmen, wird ja manches Gute erzielen können. Ob er aber einen Ersatz geben kann für die im einstigen territorialen Besitze festgegründete Garantie der Freiheit? Expectans expectavi, sagen wir am besten mit dem Psalmisten ohne alle Prophezeiung und sichere Erwartung eines von uns gewünschten Ausganges.

Prof. Ehrhard glaubt versichern zu können, der Kirchenstaat werde „nicht wiederkehren", wenigstens, wie er vorsichtig beisetzt, „in seiner alten Gestalt", „denn die Weltgeschichte wiederholt sich nicht" (275). Einigen Widerspruch dürfte es auch wecken, wenn er für den „hauptsächlichsten Grund" seiner „Nothwendigkeit während des Mittelalters" folgenden



unglücklichen Ausdruck findet: „Der mittelalterliche Durchschnittsmensch war noch nicht fähig, eine rein geistige Macht [wie das Papstthum] in ihrer ganzen Verpflichtungskraft zu erfassen und richtig zu würdigen" (273). Ich höre Sie fragen, ob denn die neuen Zeiten fähiger sind für solche geistige, ideale Anforderungen und im Besonderen, ob die feindliche Macht in Italien, die den Vater der Christenheit bedrängt, fähiger dazu ist, als die mittelalterlichen Zeiten. Ich hätte durchaus gewünscht, daß der „nationale Enthusiasmus" für die „politische Einigung Italiens", „die Volksabstimmung", und das ruchlose Wühlen der Geheimbünde mehr in ihrem wahren Lichte in diesen Partien des Buches (271 f.) hervorgetreten wären. Dafür hätte ich die lobende Erwähnung des Versöhnungsmannes Luigi Tosti (13) gerne entbehrt, dessen unklare Vermittlungsvorschläge keine einzige Kugel von den Mauern Roms zurückhalten, wohl aber die Einheit und Widerstandskraft der italienischen Katholiken unter ihrem Führer, dem Papste, erheblich schwächen konnten.

Nach dem Seitenblicke auf die moderne Zertrümmerung einer der ehrwürdigsten mittelalterlichen Schöpfungen fragen wir uns jetzt, indem wir zu den Jahren der wachsenden Durchdringung von Kirchen- und Staatswesen in der katholischen Vorzeit zurückkehren: Haben die kirchlichen Organe wohl daran gehandelt, eine solche Verbindung des Weltlichen mit dem Geistlichen so weit zu fördern? War die entstandene Einheit nicht selbst ein Uebel? — Die Institutionen, in welchen sie sich ausprägte, und die wir betrachtet haben, waren sicher kein Uebel, weder für die Völker noch an sich. Wenn nun ferner das enge Zusammengehen der Gesellschaft mit der Kirche nach dem Wesen der Sache nicht als ein Uebel sondern als ein Gut zu bezeichnen ist, so darf man sogar sagen: die Vertreter der Kirche waren verpflichtet, dem Drange, der die Völker zu solcher Verbindung führte und der zum Theile aus ihrer Culturbedürftigkeit entsprang, so weit entgegenzukommen, wie sie nur konnten. Die Päpste



im besonderen würden ihren Beruf an der Spitze des Reiches Gottes mißkannt haben, wenn sie nicht mit opferwilligem Arbeiten dem Verlangen der kindlichen Völker, das vom Geiste Gottes getragen war, entsprochen hätten. Hätten sie zum Beispiel den Gedanken des römischen Kaiserthumes von sich abweisen, oder sich der angebotenen Lehensherrschaft über gewisse Länder entziehen dürfen? Daß der Schmuck ihrer Krone des geistlichen Primates durch weltliche Perlen wuchs, kam ja nicht als das Begehrenswerthe bei der Sache in Betracht; für manche wurde ohnehin die bereicherte Krone des Papstthums zur drückenden Dornenkrone.

Nach dem Hinweis auf die Verpflichtung zur Mehrung des Gottesreiches ist aber die weitere Frage leicht zu beantworten (denn auch diese möchte ich uns zur vollen Klärung nicht erlassen), ob die Päpste gehalten waren, die gewonnene Vorherrschaft der Kirche in der Gesellschaft und ihre eigenen zum Primat hinzugetretenen Vorrechte, so gut es ging, den nachrückenden Geschlechtern gegenüber zu vertheidigen. Allerdings waren sie dazu verbunden, auch als sich beim Ausgange des Mittelalters die Aufrechterhaltung des alten Zustandes schwieriger gestaltete gegenüber vielfachen bald stürmischen, bald zähen Gegenbestrebungen der Herrscher. Erst als solche Bestrebungen auch unter die Völker selbst herabstiegen und sich verallgemeinerten, mußte es den Päpsten als das geringere Uebel erscheinen, von den alten guten Forderungen abzustehen. Wenn nun Dynastien und Regierungen an überkommenen Rechtszuständen mit Stätigkeit festhalten, nennt man dies gewöhnlich Consequenz und Energie; thun das Gleiche die Päpste beim Ausgange des Mittelalters in unvergleichlich höheren Angelegenheiten der Christenheit, so nennen es Viele hartnäckiges Verkennen der Zeiten!

Ein reiches und kostbares Erbstück ehrwürdiger Einrichtungen kam trotz der geänderten Zeiten

vom Mittelalter auf uns herüber Ja wir leben noch heute, zumal in kirchlicher Hinsicht, so sehr in der Hinterlassenschaft des Mittelalters, daß diese Zeit mit ihrem vielen Guten in allen unseren Lebenskreisen, wo immer sich das Auge hinwendet, auftaucht. Weil sie die Grundlage für unsere Cultur überhaupt gebildet hat, darum ist sie tausenderlei Erscheinungsformen des katholischen und kirchlichen Daseins aufgeprägt. Ein Glück für uns, denn die wahre Cultur bewegt sich nicht in Sprüngen vorwärts, sondern in harmonischem Voranschreiten; das Neue entwickelt sich neben dem Alten und auf dasselbe gestützt Die Concilien verkündeten bei ihren Reformen stets diesen Grundsatz. Das Concil von Trient nennt schon an der Spitze seines ersten Reformdecretes die überlieferten mittelalterlichen Constitutionen die Basis, auf der es seine eigene Anordnung zur Hebung kirchlicher und weltlicher Studien aufbaue (constitutionibus inhaerens easque amplectens et illis adiiciens. Sess. V).

Der Schatz unserer kirchenrechtlichen Ordnungen ist also im wesentlichen die fortlebende Sitte des Mittelalters, ja zum Theil der altkirchlichen Periode, deren Satzungen schon auch das Mittelalter wörtlich zu wiederholen pflegte. Unsere Liturgie, ausgehend von den heiligen Handlungen des Opferaltares bis herab zu den volksthümlichen Segnungen und Prozessionen, bewegt sich in den ehrwürdigen Vorschriften, die ihr das Mittelalter im Anschluß an die frühere Vorzeit gegeben hat. Dem Leben und der Stellung des Klerus, von seinen Beziehungen zum Bischofe bis zu seiner Standeskleidung und seiner Brevierverpflichtung, ist das Siegel mittelalterlicher Vorschrift und Sitte aufgedrückt. Auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst und der Einrichtung der Gotteshäuser, der Erziehung des Klerus, der kirchlichen Charitas, des echten Kirchengesanges, der Orden mit ihrer inneren Gliederung, ihrer Immunität, ihrer Klausur, allüberall begegnet uns das Angesicht der kirchlichen Vorzeit. — Nicht



wahr, Alle rühmen mit Recht vom Landvolke eine um so größere Tüchtigkeit und Solidität, je mehr Elemente der alten Sitten sich bei ihm durch die Ueberlieferung der Väter erhalten haben, weil Jeder weiß, daß in der Culturbewegung eben die Ueberlieferung Wächterin eines glücklichen Besitzstandes ist. Darf es demnach als ein Nachtheil bezeichnet werden, daß das kirchliche Leben noch in so großem Maßstabe die Spuren einer herrlichen, geistesreichen, ideal angelegten und ideal ausgebauten Vorzeit an sich trägt? Was geschähe, wenn mit dem „Los von den culturellen Nachwirkungen des Mittelalters!“ ernst gemacht würde?

Unsere kirchlichen Obern sind andererseits wachsamen Auges und mit großer Regsamkeit beflissen, den neuen Zeiten ihr Gutes abzugewinnen und das Alte damit fruchtbarer zu machen. Wer darf es uns verargen, wenn wir, der Klerus zumal, gegenüber dem Neuen uns zugleich mit Stolz und Freude der geschilderten Continuität erinnern, und wenn wir, mit lerneifrigem Geiste alle moderne Entartung verfolgend, dennoch freudig und tief auf einem mütterlichen Boden wurzeln wollen, dessen Festigkeit gerade durch das Schwanken aller neuen Fundamente, die eine gottesfeindliche Cultur zu legen versuchte, ins Licht tritt?

Der letzte Gedanke führt mich zu den Erörterungen, die näherhin dem Ehrhardschen Buche zu widmen sind, während die frühere Darlegung dazu nöthig war, den Weg in unserem Stoffe zu ebnen und die Begriffe zu klären. Sollte Jemand meinen, ich wollte mich nur zum mürrischen Kritiker machen, so gestehe ich, daß mir dazu die Anlage nicht gegeben ist; er sehe aber zu, ob sich aus den anzuführenden Stellen des Buches nicht ergibt, daß dasselbe sich theils zu seinem eigenen Kritiker macht, theils der Kritik ohne Absicht ziemliche Blößen gewährt. Ich sage ohne Absicht, denn an der guten Meinung des Verfassers, der katholischen Kirche zu nützen, kann nur einer zweifeln, der weder sein Buch noch ihn selber kennt.



Dem Werke selbst also gegenüber bedauere ich sehr, zunächst zu einigen freundschaftlichen Rügen, welche die ganze Methode und Manier desselben betreffen, genöthigt zu sein. Es sind darin begriffliche Unklarheiten und sachliche Uebertreibungen zu wenig vermieden, und namentlich auch die Urtheile über das Mittelalter im Verhältniß zur modernen Cultur leiden an Uebertreibungen und Schiefheiten zu Ungunsten des Mittelalters und zu Gunsten der Neuzeit.

Ehrhard bezweifelt natürlich nicht bloß den Vorzug des Mittelalters „allen übrigen Perioden gegenüber" (S. 52), sondern er erkennt auch in den eigentlichen Merkmalen desselben „Nachtheile von höchster Tragweite", insbesondere die „Verquickung von Politik und Religion", wie sie sich namentlich in der Stellung und Thätigkeit des Papstthums geäußert hätte (27). Er findet im Mittelalter nicht bloß „Grundanschauungen, deren Fehlerhaftigkeit dem mittelalterlichen Menschen gar nicht zum Bewußtsein kam" (29), sondern erklärt auch in einigem Widerspruch mit sich selbst, daß „das Mittelalter auf keinem Gebiete der kirchlichen Wirksamkeit einen absoluten Werth besitzt, mit Ausnahme der consequenten Entwicklung der dogmatischen Lehren" (352). Daß der mittelalterliche Durchschnittsmensch „noch nicht fähig war, eine rein geistige Macht in ihrer ganzen Verpflichtungskraft zu erfassen und richtig zu würdigen" (273), kam nach ihm von zeitgeschichtlichen Verhältnissen (wahrscheinlich von jener „Verquickung") her. Denn „der tiefste Naturgrund der langsam aus der Barbarei zur edleren Menschheit sich erhebenden neuen Völker" konnte im Mittelalter nicht gebessert werden und zwar in Folge von „zeitgeschichtlichen und persönlichen Verhältnissen, die sich bei den Organen der Kirche selbst geltend machten und ihre eigene Vergeistigung hintanhielten" (48). Klar und bestimmt ist das wohl nicht gesprochen, und doch soll es uns erklären helfen, weßhalb im Mittelalter „so viele unchristliche und widerchristliche

Erscheinungen gleich vergifteten Gewässern" (ebd.) Schaden verbreiten.

Anderswo wird vom Verfasser die „Verbindung des politischen Staatswesens mit dem katholischen Kirchenleben" als „ausgiebige Quelle kirchlicher Unvollkommenheiten und empfindlicher Schwächen" hingestellt (47). Jenes von der Kirche so beförderte Anschmiegen der bürgerlichen Gesellschaft an die Religion, das wir früher als Hauptmerkmal des Mittelalters, als Quelle seiner idealen Kraft bezeichneten, habe zu manchen Einrichtungen geführt, die es der Kirche „zum Theile unmöglich machten, ihre eigentliche Aufgabe voll und ganz zu erfüllen" (ebd.). Bei dem „zur weltlichen Herrschaft gelangten Papstthum" des Mittelalters hat nach ihm „nur zu oft nicht die Politik der Religion, sondern die Religion der Politik gedient" (27). Zu beklagen ist nach Ehrhard die aus der weltlichen Stellung der Päpste entsprungene „Beschränkung der Fähigkeit, über die Zeit sich zu erheben und in souveräner Unabhängigkeit die Ideale des Christenthums zu vertreten" (ebd.). Zu beklagen ist das Nämliche im absteigenden Verhältniß vom Episkopate und vom Klerus; denn „die strenge Scheidung von Politik und Religion, Staatsthum und Kirchenthum" ist erst eine Errungenschaft der Neuzeit, durch welche sich „ihre (der Kirche) eigentliche Aufgabe viel klarer und reiner herausgestellt hat, als dies im Mittelalter der Fall gewesen war" (328 f.).

Außerdem erkennt Ehrhard in der Periode des Mittelalters eine Menge von specifischen Erscheinungen und Leistungen, deren „Abstreifung" eine „hochwichtige katholische Aufgabe der nächsten Zukunft sei", soll anders eine „Beilegung des Conflikteš" erfolgen, der heute zwischen dem Katholicismus und der modernen Cultur bestehe (352). Wo die Abstreifung endige, durch was sie normirt werde, wird freilich nicht gesagt. — Woher nun in diesen Urtheilen über das Mittelalter ein so ganz anderes Resultat, als man

es nach den früher mitgetheilten Vordersätzen des Verfassers erwarten sollte?

Die Neuzeit, die moderne Cultur, oder richtiger das Bestreben, einer Versöhnung mit ihr die Wege zu weisen, hat es meinem verehrten Freunde angethan. Im schillernden Lichte der Neuzeit allein läßt er die vermeintlichen tiefgreifenden Schäden der mittelalterlichen Zustände auf sich wirken; er bemüht sich nicht genug, sie aus der Zeit selbst heraus und vor allem nach den unwandelbaren Grundsätzen von Wahrheit und Recht zu würdigen.

Wir sollen es in der That der modernen „Entwicklung" verdanken, daß der Klerus heute „unendlich höher als je im Mittelalter dasteht" (328). Auch die Hemmungen, welche bewirken, daß seine Kraft „nicht zur vollen Entfaltung gelange, liegen nicht auf der Seite der modernen Cultur" (ebd.). Als Ganzes betrachtet, steht nach ihm der Episkopat infolge der geänderten Zeiten „wesentlich höher als je im Mittelalter", nur wird „durch verschiedenartige Umstände (deren Darlegung er sich wieder entzieht) die Entfaltung der dem katholischen Episkopate innewohnenden Kraft hintangehalten" (327). Dem Papstthum selbst hat ebenso „der Verlust seiner äußeren kirchenpolitischen Befugnisse nur dazu gedient, seine kirchliche Centralgewalt in ein helleres Licht zu stellen" (326). Es macht fast den Eindruck, als ob wir der modernen Zeit tief gebeugt danken sollten, daß sie derartige Umwandlungen herbeigeführt hat.

Doch ich fahre mit der Vorlegung verschiedener Aufstellungen des Verfassers über Mittelalter und Neuzeit fort, um, wie gesagt, Methode und Manier des Buches vorerst im allgemeinen zu charakterisiren.

Dem „mittelalterlichen religiösen Bedürfniß" gebrach nach Ehrhard jener Grad der „Verinnerlichung des religiösen Wesens", jene „tiefere Erfassung des Wesenhaften in der Religion", wie sie der neueren Zeit eignet mit dem in ihr zur Höhe gekommenen „Individualismus" (354). „Das-



selbe gilt von dem Nationalismus, der nichts anderes ist, als das Bestreben, die Individualität seiner eigenen Nation zur Geltung zu bringen“ (355). An diese kleinen Uebertreibungen schließt sich die andere: „Im Mittelalter waren die Rechte der Laien (bezüglich kirchlicher Dinge) gering und die aktive Theilnahme des Laienthums an der kirchlichen Arbeit wenig umfangreich“ . . . Im christlichen Alterthum war die umgekehrte „Erscheinung schon einmal verwirklicht; warum sollte sie in der Gegenwart nicht wieder ins Leben treten können“ (357)?

Indem dann der Verfasser den Blick auf die altchristliche Zeit, den bevorzugten Gegenstand seiner Studien, fortsetzt, fällt er in einzelne neue Uebertreibungen; wie denn überhaupt viele richtige Ideen, die er ausdrücken will, sich ihm so lebhaft vor den Geist stellen und seine schöpferische Phantasie so gefangen nehmen, daß er, ohne es zu beachten, in den Behauptungen zu weit geht. Die altchristliche Zeit hätte nach ihm den großen Vorzug vor dem Mittelalter, daß in ihr das Wesen der Kirche „am kräftigsten und am deutlichsten zum Ausdruck kommen“ mußte, letzteres darum, weil sie „noch unabhängig war von der Last, die auf den späteren Jahrhunderten ihres Lebens ruht“ (356). Man fragt sich nur, ob denn die verhältnißmäßig kurze Zeitfrist der ersten Jahrhunderte hätte genügen können, um die Entfaltung aller Kräfte der Kirche deutlich zur Erscheinung treten zu lassen, und ob nicht ganz nothwendig eine reichere Erschließung ihres Wesens in den tausend Jahren des Mittelalters hinzutreten mußte; ferner ob denn die blutigen Verfolgungen und nach Konstantins Zeiten die Einmischungen der christlich-römischen Staatsmacht mit ihrer Begünstigung der Häresien nicht doch eine ungeheure „Last“ für die altchristliche Kirche gebildet haben.

Das kirchliche Alterthum wird vom Verfasser gegen Jene ausgespielt, die nach seiner Meinung geleitet sind von dem „Bestreben, die kirchlichen Leistungen dieser (mittel-

alterlichen) Zeit mit Zähigkeit festzuhalten" und von „dem Wunsche, die Zeit selbst wieder aufleben zu sehen, für die man schwärmt" (46). Diese angebliche Partei von Schwärmern zeichnet er nun mit carikirenden Strichen, wonach er dann allerdings um so zuversichtlicher gegen sie geltend macht, daß dem Mittelalter „der Charakter absoluter Gültigkeit und der Vorzug, den Höhe- und Glanzpunkt der kirchlichen Thätigkeit überhaupt zu bezeichnen", nicht zukommt (48); ein Satz, der wiederum viel präciser hätte gefaßt werden müssen, wie es unsere Betrachtungen über das Mittelalter als angebliches und wirkliches Ideal gezeigt haben.

Aber wo sind denn diese Schriftsteller in katholischen Kreisen, denen das Mittelalter so sehr „die Glanzepoche der Kirche überhaupt" ist, daß sie „sich verpflichtet fühlen, alles zu billigen, was in ihm auf kirchlichem Gebiete geschah, alles zu vertheidigen, was zum Gegenstand von Angriffen gemacht wird" (45)? Ich wenigstens bin ihnen auf meinem Lebenswege noch niemals begegnet, und doch soll diese Anschauung „bis zur Stunde in weiten katholischen Kreisen herrschen". Ich glaube, auch meine verehrten Zuhörer wissen sich von solchen Schrullen entschieden frei. Jedenfalls aber hat Ehrhard in irgend einem Winkel seines jetzigen Vaterlandes Oesterreich Bekanntschaft gemacht mit den seltsamen Apologeten des Mittelalters, die, wie er sagt, selbst „theologische Gründe" zum Beweise anführen, daß „das Mittelalter die Idealzeit der katholischen Kirche sei", und die hierbei eine Berufung auf „alttestamentliche Propheten oder die neutestamentliche Apokalypse" nicht verschmähen (50 f.). Sind das etwa dieselben Sonderlinge, denen die Verwandlung der Welt in Zellen mit „recht dicken Mauern", wie der Autor (289) versichert, „als Ideal vorschwebt", so verdienen sie allerdings hinter dicke Mauern gesetzt zu werden. Und dahin gehören jene, mir allerdings wiederum unbekannten, neuscholastischen Philosophen und Theologen, welche „das 13. Jahrhundert als künstliche Grenzscheide für das katholische Denken" an-

nehmen (253) und sich vornehm allein damit begnügen, „der modernen Philosophie die Philosophie der Vorzeit entgegenzustellen" (379). Denn darin geben wir dem Verfasser von Herzen gerne recht, daß wenn zur „Begeisterung für das Mittelalter" und seine großartigen Geistesschöpfungen eine blinde und „ausgesprochene Abneigung gegen die Neuzeit, ihre Einrichtungen, ihre Bestrebungen, ihre Ideale" (45) hinzutritt, die richtigen Pfade gesunder Entwicklung verlassen werden.

Ehrhard hat sich aber so lebhaft in die übertriebenen Gefahren hineingedacht, welche jene eingebildete Partei dem Katholicismus des zwanzigsten Jahrhunderts infolge ihrer trotzköpfigen Verleugnung „der Nothwendigkeit, eine harmonische Verbindung zwischen dem religiösen Leben unserer Zeit und ihren allgemeinen Culturfaktoren herzustellen" (358), bereite, daß er ihr die schwersten Dinge schuld gibt. Nun, selbst wenn sie auch an vielen Orten in ihrer ganzen Schwärze existirte, könnte sie dennoch nicht allein, auch nicht in erster Linie für die drei beängstigenden Erscheinungen verantwortlich gemacht werden, in welchen sich nach dem Verfasser „die gegenwärtige Lage der katholischen Kirche in ihrem Verhältniß zur nächsten Zukunft charakterisiren" soll (289); das wäre erstens das weiteingerissene Vorurtheil der heutigen Welt, „der Katholicismus sei der große Gegner der modernen Cultur" (3), zweitens „die wachsende Entfremdung der gebildeten Kreise von der katholischen Kirche" (9), drittens die Unzufriedenheit „innerhalb bestimmter Kreise, die grundsätzlich katholisch sein und katholisch bleiben wollen", mit einer „Reihe von bestehenden kirchlichen Verhältnissen" (12 f.) Das erstgenannte Vorurtheil der gottesfeindlichen Welt hat denn doch ganz andere Ursachen; die Entfremdung von der Kirche ebenso; und die bestehende „Unzufriedenheit" wächst, glaube ich, theils wiederum durch einige Uebertreibung zu jener Größe auf, besonders wenn es sich um grundsätzlich „katholisch" Gesinnte handeln soll, theils würde sie auch ohne

die arge Partei und ohne die der katholischen Gegenwart schuld gegebene „Engherzigkeit und Furchtsamkeit“ (290) fortbestehen. Ich gestehe also sehr überrascht gewesen zu sein, als ich nach Ehrhards Deduction über die drei genannten bedauerlichen geistigen Uebelstände der modernen Zeit zu lesen bekam, daß ihr drohendes Anwachsen grade aus unserer Engherzigkeit und Furchtsamkeit und aus dem Zuge nach Abschließung von „der großen Welt“ „sich erkläre!“ Dem Gedankengange des Verfassers mangelt hier, wie sonst hin und wieder, wo man ihn genauer prüft, die von ihm angenommene Schlußkraft.

Eine Quelle verschiedener Fehlurtheile und voreiliger Schlüsse ist nun bei Ehrhard (soll es noch nöthig sein es zu sagen?) gerade jener eigenthümliche Optimismus gegenüber der „modernen Cultur“, der „Entwicklung der Neuzeit“, der „Geistesbildung der Gegenwart“, und wie die in allen Formen im Buche wiederholten Bezeichnungen heißen mögen. Man liest sich satt an all' dieser Cultur, und doch hat man nirgends eine greifbare Definition gefunden. Statt der klaren bestimmten Scheidung der guten und zulässigen Elemente der neuen Cultur von ihrer Hohlheit, Lügenhaftigkeit und der ganzen Summe ihres moralischen Unfuges finden wir vorwiegend nur ein im Halblicht verschwommenes Bild ihrer Vorzüge. Das Bild wird freilich entschieden schwarz, sobald einmal der Verfasser, wie er es thut, von der modernen „Weltanschauung“ redet, die der wahren, der katholischen entgegengesetzt sei; aber da er dann wieder erklärt, die Gegensätze und die Versöhnung nur unter dem culturellen Gesichtspunkte zu behandeln (XIII, 337 f.), so wird der Leser auf das frühere Feld der Unklarheit zurückgeworfen. Mit was soll er sich denn eigentlich versöhnen? Denn das wissen ohnehin Alle schon, daß der Katholik in der Gegenwart sich eifrig an den Fortschritten des socialen Lebens, der Wissenschaft, der Industrie, der Volksbildung und aller öffentlichen Einrichtungen betheiligen muß, und die meisten von

meinen Zuhörern bemühen sich ja täglich auf das Erfreulichste auf diesen Gebieten; sie thun es, aber ohne viele Worte zu machen über die dabei prakticirte Aussöhnung mit den „Culturelementen der Neuzeit", mit den „modernen Bildungsfaktoren" u. s. w. Ganz wohl, das ist der richtige Optimismus gegenüber der neuen Cultur!

Unser verehrter Autor bietet für seinen unklaren Optimismus auch geschichtsphilosophische Beweisgründe auf. Da laufen aber wieder mancherlei unkräftige Schlüsse mit unter: Der neuen Zeit, heißt es, müsse ein eigener größerer Werth gegenüber dem Mittelalter beigelegt werden (was ja in manchem Sinne richtig ist), auch darum, weil „die Arbeit der Menschheit im großen und ganzen sich in aufsteigender Linie bewegt" (49). Ich kann diesen allgemeinen Satz in der Geschichte der alten Welt vor Christus nicht bewahrheitet finden. Da ferner, so heißt es, die neue Zeit „auf verschiedenen Culturgebieten" so bedeutend gegen die frühere fortgeschritten, so müsse sich solcher Fortschritt auch in der „geistigen und religiösen Cultur" gegenüber dem Mittelalter zeigen; denn ein geschichtsphilosophischer Satz verlange, „daß der Fortschritt auf einem Culturgebiete für alle andern fruchtbar werde" (50). Als ob nicht umgekehrt „der Fortschritt der materiellen Cultur" gemäß der Erfahrung der Vergangenheit und Gegenwart oft in recht beklagenswerther Weise dem wahren geistigen Fortschritte hinderlich geworden sei, nicht so sehr aus innern, nothwendigen Gründen, als wegen der Schwäche der Menschen; und als ob nicht ein anderes, wohl auch zuverlässiges Gesetz uns belehre, daß infolge der Unzulänglichkeit unserer Natur die starke Anspannung der Kräfte auf einem Gebiete gerade dem Gedeihen eines andern Gebietes schade, z. B. die einseitige intellektuelle Ausbildung dem Fortgange der Bildung von Herz, Gemüth und Sitte.

Doch dieß nur als Beispiel der Verworrenheit in den Schlüssen zu Gunsten der modernen Cultur, die sich hier



und da zwischen die vielen guten uud schönen Ideen des Buches eindrängen. Strenge Begrifflichkeit und Folgerung ist dem federgewandten Verfasser etwas schwerer als die Wahl seiner anziehenden Bilder. Auch obigen Optimismus kann man sich zuletzt wohl erklären, da er von dem lebhaftesten und edelsten Wunsch, zu versöhnen und zu heilen, getragen wird. Es ist ebenso dieser Wunsch, der dem Verfasser die eigenthümlich klingende Mahnung, von der er sich doch wohl selbst keine Wirkung versprechen konnte, die er aber trotzdem ausführlich begründet, auf die Lippen legt: „Die Träger der modernen Cultur müssen energisch zur Selbstprüfung aufgefordert werden und zur Ausscheidung alles dessen, was ihren Gegensatz zum Katholicismus grundsätzlich bedingt" (341). Glaubt denn irgend Jemand, das Lager der im Namen der Cultur abgefallenen Welt würde in sich ge en, wenn nur täglich diese Predigt energisch wiederholt wird?

Dem Optimismus gegen die neue Culturwelt entspricht bei Ehrhard zugleich aber ein übertriebener Pessimismus im Anblick der heutigen katholischen Zustände. Die Schwäche der katholischen Kräfte gegenüber dem Anwachsen des Unglaubens stellt sich ihm in allzu grellem Lichte dar. Es legt sich nach ihm sogar die Frage nahe, ob der Katholicismus sich als einflußreicher Faktor in der abendländischen Culturentwicklung der nächsten Zukunft behaupten werde oder nicht, eine Frage, die er allerdings bejaht. Diese geistige „Krise" am Beginne des 20. Jahrhunderts, die Anstrengungen der feindlichen Wissenschaft, ihre Eroberungen auf dem Gebiete der Volksbildung, der wachsende Abfall erschrecken ihn so sehr, daß er unfreiwillig auf das viele Gute vergißt, was er doch auf unserer Seite wissen sollte. Begreiflich muß besonders das Mittelalter wegen seiner „Rückwirkungen" auf katholisches Leben und Denken der Gegenwart unter Uebertreibungen in dieser Hinsicht leiden.

Mehr als bei jeder anderen Partie des Buches wurde es mir hier fühlbar, daß der Verfasser in der Großstadt



Wien, wo das katholische Leben so lange arg darniederlag, ehe es in unsern Tagen sich zu erheben beginnt, sein Buch verfaßt hat; lokale Eindrücke, die er dort leider empfangen mußte, reden allzu deutlich aus diesen Zeilen heraus. Bei uns am schönen Rheinstrome brauchen wir gottlob nicht zu klagen, daß es dem Katholicismus an öffentlicher Kundgebung seiner Kraft und Tüchtigkeit gegenüber der weltlichen Cultur gebräche. Wir haben uns seit geraumer Zeit durch religiöse, sociale und politische Rührigkeit, durch selbstbewußte Vertretung unserer Geistesrechte einen Platz erobert gegenüber der modernen Welt, auf dem wir uns nicht kleinlaut vor ihren Fortschritten zurückzuziehen brauchen. Ein tiefgehender Kampf um unsere höchsten Güter, Culturkampf nennt man ihn, siegreich überstanden, hat uns und unseren deutschen Brüdern in weiten Gegenden noch mehr religiösen Muth, noch mehr heiliges Selbstvertrauen eingehaucht, hat uns die Erbärmlichkeit der mit dem Namen Cultur geschmückten religionsfeindlichen Zeitströmung noch klarer enthüllt, hat uns schließlich in tiefster Seele Allem, was Transaktion mit ihr heißt, abwendig gemacht. Solche Erfahrungen eines Culturkampfes mit ihrer Bitterkeit und Freude hat man freilich zu Wien nicht verkostet. Wenn aber schon unser großer rheinischer Landsmann Joseph von Görres aus seinen schwer bewölkten Jahren zuversichtlich und voll schöner Hoffnungen in die Zukunft des Katholicismus schaute, warum sollen wir es heute nöthig haben, ängstliche Ehrenbezeugungen vor der Cultur einer modernen Weltanschauung und ihrer beanspruchten Herrschaft zu machen?

Darum hauptsächlich sind wir auf einigen Gebieten augenblicklich zurück, weil wir im Namen dieser falschen Cultur und eines eingebildeten Staatsinteresses zur Zeit unserer Väter der weltlichen Mittel schmachvoll beraubt worden sind, und weil dann die Fürsorge des Staates sich mit Vorliebe dem Geisteskinde der neuen Zeiten zugewendet hat.

Sind nicht dennoch ungestorbene und gerade in der



Gegenwart herrlich wirksam gewordene Faktoren einer gewaltigen Culturmacht in unseren Händen?

Ich lade Sie einen Augenblick zur Rundschau ein. Da ist unser Episkopat und unser Klerus, in seiner Einheit und in der Hingabe an die übernatürlichen Aufgaben des Reiches Gottes, ein Schauspiel, das nicht bloß von Ehrhard, sondern von allen Geschichtskennern über die Erscheinung der hohen und niedern Geistlichkeit im Mittelalter gestellt wird. Da ist der allenthalben mehr erwachende Eifer des Klerus und der katholischen Laienwelt für die wahre Wissenschaft, der erfreuliche Organisationen zeitigt in großen Gesellschaften und lokalen Vereinen, durch Sammlungen, durch Zeitschriften, durch Förderung von weltlichen Berufsstudien und Habilitationen. Da ist das Gebiet der socialen Frage, auf welchem unsere Katholiken als Muster für andere Confessionen und für andere Länder arbeiten; dann das Gebiet des politischen und des öffentlichen Lebens, worin sie ja durch Betheiligung an der Volksvertretung und durch schlagfertige und unterrichtete Journalistik weit mehr leisten als den Inhabern der sogen. Cultur lieb sein kann. Es kommt das Gebiet der Charitas mit seinen hunderterlei, nur im Schooße der katholischen Kirche möglichen Veranstaltungen zur Linderung fremder Wunden; es kommt das Feld der Orden, und welche Fruchtbarkeit zeigt es allenthalben in dem Wachsthume an Mitgliedern, in der Betheiligung an Erziehung, Seelsorge und innerer wie äußerer Mission, welche Entfaltung im besonderen in den vielgestaltigen Congregationen opfermuthiger Frauen, die zu den Krankenbetten, den Gefängnissen, den Schlachtfeldern, den fernen Inseln und den Verlassensten der Großstädte eilen, um die machtvollen Culturkräfte der katholischen Kirche auch dem Ungläubigsten vor Augen zu stellen!

Diese Erscheinungen alle setzen eine große, unerschöpfliche Kraft im katholischen Volksleben voraus, und die im Allgemeinen guten Zustände des Volkes bilden die Garantie



für die Fortdauer und Weiterentwicklung derselben Erscheinungen im zwanzigsten Jahrhundert.

Ist nicht aber auch auf den Gebieten, die zur Zierde des Lebens, zur ästhetischen Verschönerung des irdischen und religiösen Daseins gereichen, ein Reflex der heutigen Schwungkraft des Katholicismus recht wohl bemerkbar? Man zähle die vielen Neuschmückungen und Neubauten unserer Gotteshäuser, bei denen der wohlthätige Sinn des vermöglichen Bürgers an so manchen Orten Wunder thut, indem er zugleich die Strebsamkeit unserer Künstler und die vorhandene ernste Richtung christlicher Kunst ermuthigt; man überschaue (um von den Lenzesblumen nicht zu schweigen) die ehrenvollen Namen von Katholiken der Gegenwart auf dem Boden der Dichtkunst.

Warum wollte Ehrhard an diesen Culturblüthen katholischen Lebens theils einfach vorübergehen, theils sie so im Gesichtskreise zurücktreten lassen, daß sie kaum dem Leser sichtbar werden? Es ist wahr, er lenkt in seinem historischen Rückblicke, indem er zur Neuzeit kommt, vor allem Ihre Aufmerksamkeit auf Oesterreich, wo er mit Recht „die Situation der katholischen Kirche" beklagt, die „unter einem falschen Liberalismus zu leiden hat und an verschiedenartigen Erscheinungen krankt, die wie eine schwere Last auf ihr ruhen" (282). Er blickt dann allzurasch über die deutschen Grenzen hinüber zu den romanischen Ländern, um dort ebenfalls ein „verdüstertes Bild der kirchlichen Gegenwart" zu zeichnen, und vor allem die „Conflikte zwischen den Regierungen und der katholischen Kirche" (279) hervorzuheben. Nun, Conflikte allein, mögen sie sich auch über weite Strecken Europas legen, sind noch kein nöthigender Grund, die Zeiten allzu düster zu finden. Das mundus vos odit wird sich immer bewahrheiten. Aber als traurige Erscheinung der katholischen Zustände gesellt sich in den romanischen Ländern allerdings zu dem vielen Erfreulichen, das sie darbieten, die Spaltung und Uneinigkeit der Katholiken in Fragen des

öffentlichen Lebens und ihre daraus hervorgehende Ohnmacht. Doch fällt auch wieder ein freundlicher, hoffnungsvoller Sonnenstrahl auf diese Brudervölker aus ihrer Einmüthigkeit mit den Katholiken des Universums in der ehrfurchtsvollen Ergebung gegen den obersten Hirten von Rom. Erleben wir nicht in unseren Tagen, daß die Ewige Stadt eine in der Geschichte niemals gesehene Anziehungskraft auf die Gesammtheit der Gläubigen ausübt und Tausende in Zügen hinführt zu den segnenden Händen des Papstgreises? Da beugen auch die Vertreter der romanischen Länder ihre Kniee, um mit dem ihnen eigenen lebhaften Glaubensgefühle und unter Thränen gleichsam ihre Versäumnisse und Schulden zu büßen. Schon die Thatsache dieser einzig dastehenden Herzensverbindung der katholischen Welt mit Pius IX. und Leo XIII. erhebt Einsprache wider den Pessimismus des Schriftstellers am Gelehrtentische gegenüber unserer Gegenwart.

Recht befremdlich wirkt in dieser Beziehung die Reserve, mit der Ehrhard dem Pontificate Pius' IX. gegenübersteht, oder offener gesprochen, die frostige Kälte, mit der er die welthistorischen Erscheinungen behandelt, die unter diesem Streiter und Dulder ein großartiges Aufleben der gesammten katholischen Kräfte bezeugt haben. In der Epoche Pius' IX., wer weiß es nicht? concentrirten sich die Irrlehren der neuen Cultur im sogenannten Liberalismus, um zwischen dem Leuchtthurme der Wahrheit zu Rom und dem Bewußtsein der Gebildeten, deren Mehrzahl noch immer nach Wahrheit lechzt, finstere, undurchdringliche Wolken aufzuhäufen. Der Lehrstuhl Petri hatte im Fortschritt der letzten Jahre seines Amtes nicht vergessen; eine Reihe von verschiedenen Entscheidungen hatte die rechten Pfade durch die Zeitirrthümer hindurch klargelegt. Pius IX. aber, der Geist von großer Initiative, sammelte im Syllabus vom 8. Dezember 1864 alle diese Erklärungen und hielt sie mit der ruhigen Zuversicht seines höchsten Berufes den Irrenden und Zagenden vor. Der begeisterte Dank des ganzen Episkopates lohnte sein zeit-

gemäßes, glaubensmuthiges Vorgehen. Wie berührt es nun, wenn Prof. Ehrhard dem Bollwerke des Syllabus gegenüber eine kritische Pose annimmt, seine theologische Tragweite herabzudrücken und ihn vorwiegend auf ein Document von „historischer, zeitgeschichtlicher Bedeutung" zurückzuführen sich müht (257)?

Doch die Grenzen meiner Aufgabe und die vorgeschrittene Zeit nöthigen mich, es an der vorausgeschickten Rundschau genügen zu lassen. Unsere Betrachtung gilt ja eigentlich dem Mittelalter einst und jetzt im Ehrhard'schen Buche. Der Würdigung des Mittelalters kommt auch die angestellte Rundschau, wie der folgende Vortrag zeigen wird, zu Gute.

Es sei heute nur noch gestattet, aus den vortheilhaften Seiten des Buches einige hervorzuheben. Wahre Liberalität ist Anerkennung, sagt Goethe, und diese Anerkennung wollen wir mit voller Freude dem Guten und Schönen, das von Ehrhard geboten wird, zollen. Ich weise hin auf die verdienstlichen, ja glänzenden Partien des Werkes, in denen der Verfasser gegenüber dem Protestantismus und den modernen Weltanschauungen den Katholicismus als solchen wider die Anklage der Culturfeindlichkeit vertheidigt. Bei diesen kräftigen Waffengängen ist er viel glücklicher als in seiner Antagonie gegen das Mittelalter. Die betreffenden Ausführungen zeichnen sich zugleich durch Feinsinnigkeit und Gedankenfülle aus und können auf manche von den Gegnern in ausgleichendem Sinne wirken, während sie Andere, die sich getroffen fühlen dürfen, zu Vertheidigungs- und Widerlegungsschriften anzuspornen im Stande sind. Nicht ein „Pseudohistoriker" Graf von Hoensbroech allein ist es, der von Vernichtung reden darf (164, 6, 30, 275, 296). Sodann sind als besonders gelungen zu bezeichnen die Ausführungen über die Genesis der sogenannten Aufklärung des 18. Jahrhunderts, „des unchristlichsten unter allen christlichen Jahrhunderten" (177), über die Reformbewegung innerhalb der katholischen Kirche seit den Tagen



der Trienter Kirchenversammlung, und weiter zurückgehend, über die Ursprünge der Renaissance und ihrer „auf neue Ideale gebauten“ verweltlichten Cultur (77), über die geistigen und socialen Mißstände am Ende des Mittelalters, die der Verbreitung des Glaubensabfalles Vorschub leisteten und die „Hochfluth der kirchlichen Revolution“ im 16. Jahrhundert begünstigten (96).

Sehr gewandt erweist sich der Verfasser fast überall in der Auffindung der gemeinsamen Fäden, die sich durch die von ihm charakterisirten Geschichtsepochen hinziehen oder sie mit den früheren oder späteren Zeiten innerlich verknüpfen; und bei diesen Nachweisen, den lohnendsten des Geschichtsforschers, zeigt sich denn auch seine Darstellungsgabe auf ihrer wahren Höhe, indem es ihm gelingt, mit ebensoviel Plasticität wie ästhetischer Kunst die feinen Linien des seelischen Gemäldes hervortreten zu lassen. — Vieles, vieles, was mich beim Lesen wahrhaft fesselte, könnte ich Ihnen in dem hier in meiner Hand befindlichen Exemplare angemerkt vorweisen. Ich darf auch gestehen, daß diese Striche namentlich häufig wurden von dem Augenblicke an, als ich durch ungünstige Eindrücke des Buches meine Neutralität und „Liberalität“ gefährdet fühlte. Wer nur die Striche betrachtet, hätte sich heute die Einladung zu einem Panegyricus erwarten können. Aber weder Panegyricus noch einseitige Tadelrede ist meine Sache. Lob und Vorbehalt gemischt dürfen Sie auch in den noch erübrigenden Theilen meiner Besprechung erwarten; vielleicht aber dürfte doch der Vorbehalt vorwiegen müssen.

Das Verhältniß des Mittelalters zu bestimmten nachtheiligen und vortheilhaften Seiten der Neuzeit wird in Verbindung mit geschichtlichen Bemerkungen zu Einzelauffassungen Ehrhards über das Mittelalter und mit einem Blicke auf seine speciellen Reformvorschläge für das 20. Jahrhundert den Gegenstand des nächsten Vortrages bilden.



LXII.

Die Kunst und das kapitalistische Milieu.

Dem Wunsche der Redaktion entsprechend, der Verfasser möchte die neueren literarischen Erscheinungen, welche die Stellung der Kunst zu Kapitalismus und Socialismus würdigen, im Auge behalten und ab und zu darüber Bericht erstatten, seien hier die unten angeführten Schriften zur Anzeige gebracht. [1])

Der Verfasser der „Gefesselten Kunst“, der seiner Schrift das Wort Goethe's an die Spitze setzt: „Ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Martyrer!“, steht zwar nicht auf socialistischem Boden, beurtheilt aber ganz ebenso wie die socialistischen Kunstkritiker die Lage der modernen Kunst. Die ganze Misere, in der sich dieselbe befindet, resultirt aus der vollständigen Abhängigkeit, in welche dieselbe gegenüber dem Kapitalismus gerathen ist. Nach seinem Dafürhalten braucht die heutige Kunst gar keine Lex-Heinze mehr, sie ist auch so ohnmächtig genug. Die neun Aufsätze des Buches behandeln „so ungefähr das Kapitel: Unfreiheit der modernen Kunst. Knechtung der deutschen Kunst; und die einzelnen Abhandlungen haben je eine ihrer Fesseln zum besonderen Gegenstande der Untersuchung: das Publikum, die Institutionen, die wirthschaftlichen Verhältnisse, Presse, Beruf, gesellschaftliche Stellung, Moral und Aesthetik, die aber alle zusammengeschmiedet sind

---

1) Gefesselte Kunst von Leo Berg. gr. 8°. 165 S. Berlin, Hermann Walther 1901. (2 Mk.) — Kunst und sociale Bewegung. Festvortrag zur Eröffnung der Sitzungen des Verbandes wissenschaftlicher Vereine der Universität München von Friedrich Möhl. Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei. 8°. 31 S. (50 Pfg.) — Kunst und Proletariat von Hugo v. d. Palten. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag, 1901. 8°. 32 S. (1 Mk.)

durch die dickste Fessel: die unerträgliche Philistrosität der modernen Gesellschaft" (Vorwort).

Wenn wir eingangs bemerkten, der Verfasser kritisire und verurtheile wie ein wirklicher Socialist, so bedarf dies doch der Einschränkung dahin, daß er nicht auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung steht. Wenigstens folgere ich das aus der Bemerkung, seitdem eine einseitige und bornirte Geschichtsauffassung die Lehre verbreite, die Straßenreiniger wären es eigentlich gewesen, die die Weltgeschichte gemacht, seitdem sei Europa und namentlich Deutschland in künstlerischer Beziehung in ständigem Rückgange begriffen.

Der Verfasser plädirt für eine absolute Freiheit der Kunst; jede Schranke, heiße sie nun Noth oder moralische Rücksichten, müsse fallen. Daß der Künstler sich durch keine moralischen Bedenken eingeschnürt fühlen dürfe, deutet der Verfasser wohl auch dadurch an, daß er trutzig seinem Buch ein Titelblatt gibt, auf dem ein nacktes Weib in Fesseln geschmiedet ist: Gefesselte Kunst.

Also nichts mehr von moralischen Bedenken, und das Beklagenswerthe ist es, daß man es nicht begreifen will, daß der Künstler eine andere Moral als der „Philister" braucht. „Daß die Künstler eine Moral für sich haben könnten, das ist etwas so Entsetzliches, daß auch nicht die äußerste Linke dafür zu haben wäre. Obgleich doch nur derjenige Stand frei ist, der seine specifische Moral hat, die anderen Ständen, z. B. dem Soldaten, zuweilen selbst dem Gelehrten (Vivisektion und Experiment am lebendigen Menschen), bis zum gewissen Grade zugestanden wird" (S. 3 f.). Nur dem Maler möchte man das Studium des nackten Körpers von wegen der Moral verbieten.

Das sind Uebertreibungen, die kein Vernünftiger sich aneignen wird. Man muß nicht wissen, was Moral ist, wenn man jedem Stande eine besondere Moral zubilligt. Daß sich thatsächlich, wo der Einfluß der christlichen Sittenlehre zurückgedrängt wird, verschiedene, mitunter gegensätzliche Auffassungen über das Sittliche sich ausbilden werden, das läßt sich nicht bestreiten: daß der Proletarier in vielen Punkten sich eine andere „Moral" zurechtlegt, als der Plutokrat, das geben wir zu.



Aber ob diese Differenzirung eine Erscheinung ist, die zu begrüßen ist, dürfte denn doch zu bezweifeln sein. Denn dann wird der letzte Berührungspunkt zwischen den socialen Klassen, das Allgemeinmenschliche, auch noch ausgetilgt. Es sind Rassen, die nicht mehr durch ein gemeinsames Band der sittlichen Ordnung verknüpft sind, einander völlig fremd und unverständlich. Man spricht ja heute schon von einer besonderen Psychologie des Proletariats. Nicht einmal der Goethebund, der doch der Kunst volle Freiheit bringen wollte, findet in den Augen Leo Berg's Gnade. „Dieser famose Freiheitsbund, der von lauter Geheimräthen und Hofdichtern oder solchen, die es werden wollen, gegründet ist und geleitet wird, und niemals in's Leben getreten wäre, wenn nicht bekannt geworden wäre, daß der Kaiser selbst nichts von der Lex-Heinze wissen wollte", hat seine „innere Unwahrheit und Verlogenheit von vornherein mit zu deutlichen Zeichen an der Stirn getragen, so daß kein Vernünftiger bei einigem Nachdenken auch nur das geringste Vertrauen haben durfte" (S. 11).

Interessante Ausblicke gewährt das Kapitel: Kunst und Kapitalismus. Hier wird die materielle Nothlage der Künstler ausführlich geschildert, um ihre geistige Unfreiheit drastisch zu beleuchten. Und es wird den Literarhistorikern und Aesthetikern der Vorwurf gemacht, daß sie sich so wenig mit der Frage befassen, auf welcher wirthschaftlichen Basis denn eigentlich die Kunst beruhe. Solange die mächtigen Klassen, die Priester in Indien, die Vollbürger in Athen die Kunst pflegten, hatte die Kunst den nothwendigen Lebensboden. Eine sociale Nothlage der Kunst ist da nicht denkbar. Erst wenn die geistige Produktivität der Mächtigen erschöpft ist, und ein besonderer Künstlerstand entsteht, dem die reichen Existenzquellen fehlen, beginnt die Nothlage. Indeß, solange Kirche, Fürsten, Adel noch das Mäcenatenthum der Kunst bilden, ist es wenigstens äußerlich gut um sie bestellt. Erst wenn dieses mehr zurücktritt, beginnt die schwere Zeit. Dann muß der Staat die Sorge für die Kunst auf sich nehmen, und damit ist dieser nur schlecht gedient (S. 27). Die Unabhängigkeit ist dahin, und will ein Künstler seine Freiheit wahren, so muß er sich außerhalb der ökonomischen Gesetze stellen und Bohemien werden. „Der



Künstler ist zwar machtlos und arm; aber er spottet der Gesetze, darf ihrer spotten — und damit ist er wieder frei" (S. 30).

In der kapitalistischen Aera ist die Kunst den Gesetzen von Nachfrage und Angebot mit allen seinen Consequenzen unterworfen. Sie wird Handelsartikel und vielfach zur Schundwaare Läuft auch dem Verfasser in seinen Ausführungen, in denen er die unwürdige Stellung der Kunst schildert, manche Uebertreibung mit unter, so enthalten sie doch viel Wahres, und es ist einleuchtend, daß eine Zeit, die im materiellen Erwerb aufgeht, für die Kunst nichts übrig hat, durch kein tieferes Lebensinteresse mit ihr verknüpft ist, sondern lediglich aus Rücksichten für die Kunst „schwärmt", die im Wesen derselben nicht begründet sind. Und selbst dann, wenn man die heute bestehende Entfremdung zwischen Volk und Kunst zu heben versuche, schlagen solche Versuche nur zum Nachtheile der Kunst aus. „Häufig wird von volksfreundlichen Spekulanten oder auch naiven Idealisten der Versuch gemacht, das kapitalistische Princip in der Kunst aufzuheben, und zwar nicht vom Standpunkte der Kunst, sondern des Publikums, nicht der Producenten, sondern der Consumenten, nicht für die Künstler, sondern für das Volk. Der arme Mann soll auch sein Schillertheater haben, das aber nicht etwa der reiche Mann bezahlt und leistungsfähig macht; also muß der Krämergeist in der Kunst noch potenzirt werden. Das Rechenexempel wird dadurch gelöst, daß man den Künstler noch knapper hält, wirthschaftlich noch abhängiger macht" (S. 38 f.).

Darum kann nur Eines helfen: Emancipation der Künstler. Aber wie sich der Verfasser dieselbe denkt, hat er kaum angedeutet. Wenn der Socialismus die Emancipation der Kunst verlangt und in Aussicht stellt, so wissen wir, was das bedeuten soll: Ersatz der kapitalistischen Welt durch die socialistische. Aber unser Verfasser stellt sich principiell in Gegensatz zum Socialismus. Auf den Traum der Socialisten vom Zukunftsstaat dürfe sich die Kunst nicht einlassen, nicht hoffen, dort könne ihr Freiheit und Glück werden „Im tiefsten Grunde ihrer Seele denken auch die Socialisten kapitalistisch; der Socialismus ist zuletzt nur die äußerste Consequenz des Kapitalismus; mindestens in der Kunst denken die Socialdemokraten genau wie die Anderen,



nur noch kleinlicher und engherziger. . . . Im Socialismus liegt, genau wie im Kapitalismus, ein unkünstlerisches und sogar ein widerkünstlerisches Princip. Die Kunst, das vornehmste Mittel der Auswahl, ist ihrer Natur nach aristokratisch und widerstrebt aller Gleichmacherei" (S. 43).

Sehr beachtenswerthe Gedanken enthält das Kapitel, in dem sich der Verfasser über die heutige Art der literarischen und künstlerischen Kritik ausläßt (S. 45 ff.), von hohem Interesse ist auch die Untersuchung der Frage, ob sich Frauen auf der Bühne zu Darstellerinen unmoralischer Rollen machen dürften (S. 80 ff.) Der Verfasser erkennt an, daß es der Frau, wie sie auch beschaffen sei, immer widerstreben wird, öffentlich sich in einer unmoralischen Rolle zu zeigen, und daß es auch sittliche Nachtheile mit sich führt, denn man kann auf die Dauer nicht scheinen, was man in Wirklichkeit nicht ist (S. 88).

Wie wenig der Verfasser der christlichen Moral in der Frage der Erlaubtheit des Modells gerecht zu werden sich bemüht, dafür zeugt folgender Satz: „Dieses Christenthum, das die Geschlechtsliebe verdammt und das Weib verflucht als die Sünde und Lebensverführung, kann selbstverständlich nicht billigen, daß des Weibes Leib seine Verherrlichung findet. Dies Christenthum muß erst aus der Ehe ein Sakrament schaffen" (S. 96). Aber hört deswegen die Ehe auf, den natürlichen Untergrund zu besitzen, und kann das, was in's Sakrament aufgenommen wird, als in sich schlecht perhorrescirt werden? Der Verfasser thut, als ob die christliche Moral das Modell schlechtweg verbiete, und wettert nun lustig gegen eine solche „muffige" Moral. Von einem solchen absoluten Verbot ist indeß keine Rede. Dagegen wird Jemand, der die Bedeutung der christlichen Sitte nicht vollständig leugnet, kaum etwas dagegen einzuwenden haben, daß gewisse Cautelen gefordert werden, um Mißbräuche in dieser Sache möglichst fernzuhalten. Einige Voraussetzungen macht ja der Verfasser selber, wenn er meint, Berufsmodelle ließen sich nicht leicht zu unehrbaren Handlungen herbei, und der Künstler, der studiere und arbeite, habe keine Zeit, an solche Dinge zu denken (S. 98). Man braucht nicht prüde zu sein, und kann doch mit aller Entrüstung die Aeußerung Berg's abweisen, daß die Kunst mit der Moral rein gar nichts zu schaffen habe. „Sie verherrlicht am liebsten das, was die Moral verbietet, und wenn sie lustig wird, lacht sie der Moral in's Gesicht, und dann ist sie am allernettesten" (S. 100). Soll Schönheitssinn und Sinnenkitzel wirklich ein und dasselbe sein?

(Schluß folgt.)



LXIII.

Ein neues Werk über den Staatsminister Cardinal Dubois (1656–1723).[1])

Zu den bestgehaßten und bestverleumdeten Männern des achtzehnten Jahrhunderts gehört der leitende Minister Frankreichs unter der Regentschaft des Herzogs Philipp von Orleans (1715—1722), Wilhelm Cardinal Dubois. Zur Entstellung seines Bildes hat am kräftigsten beigetragen der Verfasser des in stets neuen Auflagen unter das Publikum gebrachten und bis zur Stunde eifrig gelesenen Memoiren, Saint-Simon, ein Mann, der von Dubois mit Wohlthaten überhäuft und während der Machtstellung des Cardinals im Staube vor ihm kriechend, nach dessen Hinscheiden seine Feder in das Gift des schwärzesten Hasses getaucht und seinem Bilde eine Entstellung zugefügt hat, an welcher es heute noch leidet.[2]) Wenn selbst hervorragende katholische Geschichtschreiber dem Cardinal nicht

---

1) Dubois, cardinal et premier ministre (1656—1723). Par le Père P. Bliard, de la compagnie de Jésus. Paris, P. Lethielleux, 1901. 8°. vol. I. VI, 428 pag., vol. II. 488 pag. (Frcs. 12.) Mit dem Bildniß des Cardinals.

2) Ueber Saint-Simon handelt ebenfalls: P. Bliard, Les mémoires de Saint-Simon et le P. Le Tellier, confesseur de Louis XIV. Paris. Plon.



gerecht werden, wofür ich mich auf die ausgezeichnete Weltgeschichte des verlebten Hofrathes Weiß in Graz beziehe,[1]) dann gereicht ihnen zur Entlastung, daß eben die Quellen der Geschichte noch nicht erschlossen waren, sondern nur die Möglichkeit bestand, aus den getrübten Darstellungen späterer Zeiten zu schöpfen.

Diesem Uebelstande hat der französische Jesuitenpater Bliard in einem zweibändigen Werke abgeholfen, das sich auf den ersten Anblick wegen seiner großartigen Archivstudien den Freunden der Wahrheit und Gerechtigkeit empfiehlt. Sachgemäß verbreitet der Verfasser sich über die leitenden Gesichtspunkte in der Vorrede. Weil gerade die Mutter des Regenten, die Pfalzgräfin (gewöhnlich die Palatine genannt), aber erst in der letzten Periode ihres Lebens, wider den Lehrer und Erzieher ihres Sohnes die schwersten Anklagen erhoben,[2]) so erinnert der Verfasser an ein Wort, womit die nämliche Prinzessin in früheren Jahren Dubois mitten in den Angriffen, die ihn trafen, zu trösten gesucht. „Mit der Jugend und dem guten Sinn, den Sie besitzen," schrieb sie ihm, „brauchen Sie, Herr Abbé, vor der Verleumdung nicht zu erschrecken, und mit der Zeit wird alle Welt Ihnen ebenso wie ich selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen." Etwas Anderes als Gerechtigkeit hat auch Bliard nicht angestrebt. Auch nach seiner gewissenhaften Darstellung haften an Dubois, dem Staatsmann, dem Kleriker, dem Erzbischof von Cambrai, dem Cardinal, aber auch dem Menschen, annoch schwarze Schatten. Aber auch dieser Mann besitzt ein Anrecht auf nochmalige Prüfung

---

1) J. B. Weiß, Lehrbuch der Weltgeschichte, VI. (Wien 1877.) 83 ff.

2) Von der Mutter des Herzogs von Orleans, der „Liselotte" von der Pfalz, bemerkt Döllinger, Akademische Vorträge, I (Nördlingen 1888) 333: Sie besaß „eine Art von Monomanie, einen Heißhunger der Anschwärzung". Vgl. B. Duhr, Jesuiten-Fabeln. Dritte Auflage. (Freiburg 1899.) 641.



seiner Prozeßakten, und diese ergibt in nicht wenigen Punkten ein anderes Bild, als dasjenige ist, welches wir der dreifachen Klasse seiner Feinde, den Jansenisten, den Gegnern der Religion überhaupt, endlich den Widersachern der Monarchie verdanken.

Das Hauptverdienst der neuen Biographie besteht darin, daß sie aus den Archiven geschöpft ist. Verwerthung der gesammten gedruckten Literatur versteht sich bei einem Gelehrten, der in Paris arbeitet, von selbst. Außerdem aber hat Bliard mit Bienenfleiß das Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Paris, die dortige Nationalbibliothek, das Reichsarchiv in London und eine lange Reihe von französischen Privatarchiven, die sonst wenig zugänglich sind, benützt. Die gewissenhafte Angabe der Quellen führt sofort zu der Ueberzeugung, daß gerade die bisher in dieser Frage unbenützten Akten, Depeschen, Instruktionen, Gesandtschaftsberichte des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten jeder Seite, um nicht zu sagen jeder Zeile, ein Gepräge der Originalität aufgestempelt haben, welches dem Buche seine unvergängliche Bedeutung sichern wird. Aus zehnjähriger Arbeit emporgewachsen, erscheint das Werk über Dubois „weder als Lobrede, noch als Rehabilitation". Ganz im Gegentheil will es „schlicht und einfach nur einige Seiten der Geschichtschreibung darstellen, die ohne Voreingenommenheit und ohne Ansprüche auftreten". Und von den Schlüssen, die er aus seinen Untersuchungen gewonnen, bemerkt der Verfasser: „Sie wurden gezogen mit vollkommener Aufrichtigkeit, vielleicht müßte beigefügt werden: mit einer Art von Gleichgiltigkeit, aber jedenfalls nicht ohne daß wir eine lebhafte Befriedigung empfanden, so oft eine lügenhafte Behauptung im Lichte unbekannter oder allzusehr in Vergessenheit gerathener Aktenstücke sich in Nichts auflöste, und die Wahrheit in jene Stelle eingesetzt wurde, die vom Irrthum und der



Legende behauptet waren. Denn eine Unempfindlichkeit von solcher Art hätte Tadel verdient“ (VI).

Der erste Band reicht bis zum spanischen Kriege von 1719 und macht uns namentlich bekannt mit Dubois' Jugend, seiner Stellung als Erzieher beim Herzog von Chartres, dem Sohne des Herzogs von Orleans und der deutschen Fürstentochter aus der Pfalz, und seiner Betheiligung an dem Abschluß der Tripel- und dann der Quadrupelallianz. Schon die Jugendzeit des nachmaligen Ministers ist von seinen Feinden entstellt worden. Aus den bis in Dinge von ganz untergeordneter Bedeutung hinabsteigenden Untersuchungen des Verfassers erhellt, daß Guillaume Dubois als zweiter Sohn eines Arztes zu Brive-la-Gaillarde im Limousin am 6. September 1656 geboren, eine sehr fromme Erziehung erhielt. Die Mär, der künftige Erzbischof von Cambrai habe nie die erste hl. Communion empfangen, ist Verleumdung. Am 28. November 1669 ertheilte der Bischof von Limoges dem hochtalentirten Knaben, welcher die Schulen der „Väter von der christlichen Lehre“ zu Brive besuchte, die Tonsur, womit sich der Eintritt in den geistlichen Stand im weiteren Sinne des Wortes vollzog.

Im Jahre 1672 durch Vermittlung der Familie Pompadour in das zu Paris als Familienstiftung bestehende Colleg Saint-Michel aufgenommen, hat Dubois hier mit großem Fleiß und mit seltenem Erfolg seine Studien unter der Leitung des Vorstehers Faure fortgesetzt; der sich in allen Kreisen der Pariser Gesellschaft wegen seiner erprobten Tugend und Frömmigkeit des höchsten Ansehens erfreute. Und doch soll Dubois schon damals verehelicht gewesen sein! Gerade Faure war es, der, von seinem Freunde de Saint-Laurent, dem ersten Lehrer des Herzogs von Chartres (Sohn des Herzogs von Orleans, Neffe Ludwigs XIV.), um Bezeichnung eines Unterlehrers gebeten, ohne Zaudern Dubois empfahl. Im Jahre 1687



beförderte Ludwig XIV. Dubois zum Hauptlehrer seines Neffen. Wie gerechtfertigt das Vertrauen des Monarchen gewesen, dafür erbringt Bliard Beweise genug aus den Studienplänen, die er in den Akten nachgesehen. Die von ihm der Darstellung eingeflochtenen Auszüge veranlassen zu der Bemerkung: „Also beschaffen in seinen Hauptlinien war die Methode der Erziehung, die Dubois sich vorgezeichnet. Haben unsere modernen Reformatoren, die sich über die Verruchtheit des kleinen, zum Verderben anleitenden Abbé entrüsten, jemals Gesichtspunkte von höherem Schwunge aufgestellt?“ (I, 25).

Wer hat denn den Herzog von Chartres sittlich verdorben? Insgemein wird Dubois mit diesem Vorwurfe belastet. Bewiesen ist das sowenig, daß im Gegentheil den Erzieher diese Schuld nicht trifft. Bliard hat dieser Frage eine sehr eingehende Untersuchung gewidmet und in diese auch jene Bemerkungen der Pfalzgräfin, Herzogin von Orleans, der Mutter des Herzogs von Chartres, einbezogen, auf die im Gegentheil man gewöhnlich zu Ungunsten Dubois' sich zu beziehen pflegt. Das Verderben ist ausgegangen von dem bösen Beispiel des Vaters, des Herzogs von Orleans, dem gegenüber die Mutter „entwaffnet“ (désarmée) sich befand. „Hier,“ bemerkt Bliard, „stehen wir gegenüber einer wirklichen geschichtlichen Ungerechtigkeit, denn es ist durchaus nicht bewiesen, daß der Lehrer des jungen Herzogs von Chartres in so verbrecherischer Weise seine heiligsten Pflichten verletzt habe“ (I, 26). Die Gouverneure, die man dem jungen Herzog bestellte, die verpestende und verpestete Luft, die in Versailles herrschte, haben ihn verdorben. Die Mutter des Herzogs nennt die Verführer ihres Sohnes. Unter diesen befindet sich aber Dubois sowenig, daß sie im Gegentheil in ihren Briefen an diesen die Bitte richtet, denselben entgegenzutreten und im Kampfe gegen sie selbst dann nicht zu erlahmen, wenn für den Augenblick kein Erfolg winken



sollte. Noch mehr: In vierzig vertraulichen Briefen im Archiv des Schlosses Chantilly aus den Jahren 1691 bis 1706, also zu einer Zeit, in welcher die Skandale des Herzogs von Chartres allgemein bekannt waren, findet dessen Mutter nicht Worte genug, um Dubois ihre Hochachtung, Freundschaft, Vertrauen zu beweisen, seinen klugen und thätigen Eifer zu loben, um den Herzog dem Abgrund zu entreißen (I, 34). Ob entgegenstehenden Bemerkungen der Mutter aus den letzten Jahren ihres Lebens, in denen sie einer gereizten und verbitterten Stimmung verfallen war, noch Beweiskraft beizumessen sei, wird vom Verfasser streng geprüft. Des weiteren kann diese Frage hierorts nicht behandelt werden. Es genügt, die Geschichtschreiber auf die unumgänglich nothwendige Prüfung der gegen Dubois geschleuderten Anklagen hinzuweisen, und ihnen dringend zu empfehlen, die glänzenden Zeugnisse eines Fénelon und La Chaise in Betracht zu ziehen, die zu Dubois Beziehungen unterhielten und mit ihrem Rathe ihn unterstützten (I, 58).

Die folgenden Kapitel schildern die kirchlichen Beförderungen, mit denen Ludwig XIV. den Erzieher seines Neffen bedachte. Sie waren ganz im Sinne der Zeit gehalten. Im Stift Saint-Honoré zu Paris wird Dubois auf Grund der königlichen Ernennung — aber, zu seiner Ehre sei es betont, nach glänzend bestandener Prüfung als Magister der freien Künste — zum Canonicus ernannt und außerdem erscheint er unter einhundert Mitbewerbern, die unterlagen, als der Glückliche, welchem der Monarch die Abtei Airvaux im Poitou zusprach. Dubois, der einfache Kleriker, nahm das ruhig an. Auf die Kämpfe der Franzosen in den Niederlanden (1692) und in Italien (1702), wohin Dubois den Herzog von Chartres, der nach dem Tode seines Vaters (17. Juni 1701) Herzog von Orleans wurde, begleitete und über die er eingehende Berichte an dessen Mutter (die Pfalzgräfin) richtete, kann

hier nicht eingegangen werden. Auch die plötzliche Abreise Dubois' aus London am 29. Mai 1698, wohin er den in Sachen der spanischen Erbfolge von Ludwig XIV. entbotenen Grafen de Tallard begleitet hatte, erscheint nach Bliard's Untersuchungen, die sich auf ungedruckten Aktenstücken aufbauen, in einem neuen Lichte. Der eigentliche Grund lag in Tallard's Eifersucht gegen seinen gewandten Untergebenen. Diese aber weiß er schlau zu verbergen hinter den Einwänden, welche die durch Aufhebung des Ediktes von Nantes nach London geflohenen Hugenotten gegen eine Gesandtschaft erhoben, bei welcher ein Abbé sich thätig erwies (I, 81).

Das sechste Kapitel schildert die Zeit von der Rückkehr des Herzogs von Orleans aus Spanien, wohin Dubois ihn nicht begleitet hatte (1708), bis zur Uebernahme der Regentschaft nach dem Hinscheiden Ludwigs XIV. am 1. September 1715. Für die entsetzlichen Ausschreitungen, welche der Herzog sich damals hat zu Schulden kommen lassen, ist Dubois durch Jansenisten und anonyme Broschürenschreiber verantwortlich gemacht worden. Sehr mit Unrecht. Diese Leute, bemerkt Bliard, vergessen, „daß der ehemalige Lehrer damals häufig weitab von der Hauptstadt lebte, und daß er insbesondere das Jahr 1713 in seiner Abtei Airvaux im Poitou zubrachte. Sie übersehen, daß gerade damals Fénelon sich offen als Freund des Angeklagten bekannte" (I, 105). Und was die sich häufenden Todesfälle in der königlichen Familie betrifft, womit man ebenfalls Dubois in Verbindung gebracht, so ist zu bemerken, daß der Herzog von Orleans erst nach dem Tode des Thronerben, des Herzogs von Berry, also 1714 sich seines Lehrers wieder erinnerte und ihn aus der Abtei nach Paris an seine Seite rief, wo Orleans jetzt dem Throne so nahe stand.

Den weitaus größten Theil des ersten Bandes nimmt ein die Darstellung der Betheiligung Dubois' am Zustande-

kommen der Tripelallianz zwischen Frankreich und England am 28. November 1716 in Hannover, welcher dann Holland am 14 Januar 1717 beitrat, und der Quadrupelallianz, die am 2. August 1718 unterzeichnet wurde. Hier sehen wir Dubois in Hannover, im Haag und in London seine diplomatischen Talente entfalten und seinem Vaterlande gegenüber Spanien die Selbständigkeit sichern, die Philipp V. anzutasten drohte. Der Schwerpunkt lag in den Verhandlungen mit den englischen Staatsmännern, die Dubois durch Beredsamkeit und Ueberlistung inter pocula zu gewinnen wußte. Daß er dabei bestochen worden sei, davon enthalten die geheimen Papiere keine Spur (I., 245), eher könnte Dubois der Vorwurf treffen, daß er derartige Mittel den Engländern gegenüber in Anwendung gebracht. Seine nicht geringen Anerbietungen hat aber der englische Minister Stanhope abgelehnt. „Das ist der einzige Punkt", schrieb Dubois an den Regenten Herzog von Orleans, „an welchem die Unterhandlungen scheiterten" (I. 249). Abstoßend ist die Herzlosigkeit, mit welcher er Jakob III. den Engländern opferte und aus Frankreich, Lothringen und Venaissain verwies. Indeß war nur um diesen Preis die Hilfe Englands im Kampfe gegen Spanien zu erlangen (I, 231). Die Vortheile, welche die Tripelallianz Frankreich einbrachte, hat Bliard eingehend dargelegt. Die Belohnung des Regenten bestand in der Beförderung Dubois' zum Staatsrath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten (I, 255).

Der Angriff Spaniens, wo der Cardinal Alberoni und die Königin Elisabeth von Parma das Staatsruder führten, wurde Veranlassung zur Quadrupelallianz, welche dem Kaiser Karl VI. die italienischen Besitzungen sichern sollte. Jetzt sehen wir Dubois im Oktober 1717 zu London die Verhandlungen mit dem kaiserlichen Gesandten Penterridter führen, und nach kurzer Unterbrechung Ende Dezember 1717 wieder aufnehmen. In die langwierigen Verhandlungen, die Dubois nicht nur durch Alberoni, sondern auch durch



feindliche Einflüsse in Paris entschwert wurden, brauchen wir hier nicht einzugehen. Sie erreichten ihren Abschluß in der für den Kaiser günstigen Quadrupelallianz, die zu Cockhit, dem Landhause Stanhope's, am 2. August 1718 unterzeichnet wurde. Jetzt wuchs Dubois der Muth, er dachte auch an sich selbst und erreichte am 24. September 1718 seine Ernennung zum Staatssekretär im auswärtigen Amte — „die seit mehreren Monaten erstrebte Beute ruhte in seiner Hand" (I. 382). Ob aufrichtig gemeint, oder nur Ausdruck conventioneller Formen, so bewiesen die aus den Akten mitgetheilten Glückwünsche der Souveräne und ihrer Minister an Dubois, welches ungeheure Ansehen der einfache Kleriker damals genossen hat

Während der erste Band überwiegend die mit der politischen Laufbahn Dubois verknüpften Ereignisse darlegt, treten uns im zweiten Bande die persönlichen Verhältnisse des Ministers entgegen, insbesondere aber seine Stellung zu den kirchlichen Fragen jener Zeit. Nur nebenbei sei hier betont, daß nach Ausweis der Akten der Verlust des Felsennestes Gibraltar für Spanien und dessen Verbleib unter englischer Herrschaft nicht in letzter Linie der Mattherzigkeit Dubois' zu verdanken war. Den früheren Versprechungen seines Herrn, des Regenten, an Spanien, für die Wiedererlangung Gibraltars wirken zu wollen, ist er nicht nachgekommen (II. 113).

Lebhafter interessiren uns die Kapitel 4, 6, 7 über Dubois' „Ansturm" zur Erlangung des Cardinalats, und Kapitel 5 „Der Erzbischof von Cambrai". Dubois, der einfache Kleriker, will den Purpur besitzen. Kein Mittel ist ihm elend genug, um diesen Zweck zu erreichen. Bei Geschenken an Prälaten behält es nicht sein Bewenden. Clemens XI. werden Sendungen kostbarer Bücher mit dem Hintergedanken, ihn geneigt zu machen, förmlich aufgedrungen. Der Briefwechsel zwischen Dubois und seinem nach Rom entbotenen Agenten Lafitau ist ein Denkmal traurigster Art

für die Weltanschauung des französischen Staatsmannes (II, 117). Von Idealen ist bei dem mehr als sechszigjährigen Kleriker keine Rede, nur Ehrengelüste und Machtfragen erweisen sich als Triebfedern. Wenngleich Lafitau melden mußte, mit meinen Bemühungen „bin ich vollständig gescheitert" (II, 125), empfing er zur Belohnung das Bisthum Sisteron. „Diese Beförderung", bemerkt Bliard, „enthüllt uns, was man damals nur allzu oft von der bischöflichen Würde hielt, die einen gemischten, kirchlich-bürgerlichen Charakter besaß, mit der Bestimmung, den Ernannten wider die Angriffe seiner Neider zu decken, und für geleistete Dienste ihn zu belohnen" (II, 126). Noch abstoßender wirkt das Schreiben vom 14. Oktober 1719, in welchem Georg I. von England den Regenten Orleans um seine Beihilfe zur Gewinnung des Purpurs für Dubois ersuchte (II, 129). Das Ergebniß war: Clemens XI. blieb fest und Dubois ist 1719 übergangen worden.

Angesichts dieser Thatsache empfindet der Leser den Wunsch: Hätte der große Papst doch eine gleiche Unnachgiebigkeit bewiesen gegenübrr dem brennenden Verlangen Dubois', das Erbe des geistesmächtigen Fénelon in Cambrai anzutreten. Wie aus den Akten erhellt, hatten neben dem Regenten Orleans auch der König Georg I. von England und die kaiserlichen Gesandten Penterridter in London und Hoffmann in Paris die Hand im Spiele, natürlich mit Vorwissen Dubois' (II 141—142). Wenn aber Clemens XI. längere Zeit mit der Ernennung Dubois' zum Erzbischof von Cambrai gezögert hat, dann muß doch zur Steuer der Wahrheit und zur Entlastung des Candidaten betont werden, daß nach Ausweis der Akten der hl. Vater den Aufschub nie mit der Unwürdigkeit Dubois', für den er vielmehr eine hohe Achtung bezeugte (II, 153), begründet hat. Die Verzögerung trat ein, dank den Vertretern einer Gegenströmung in Rom, welche die Bestimmungen der Quadrupelallianz über das Recht des Kaisers zur Ertheilung der Investitur



in Parma und Piacenza gegen Dubois auszubeuten verstand. Auch der Umstand, daß der durch Frömmigkeit, Gelehrsamkeit, Strenge der Lebenshaltung und überwältigende Rednergabe berühmte Bischof Massillon von Clermont sich zur Ertheilung der heiligen Weihen an Dubois erbot, stellt dem letztern ein ehrenvolles Zeugniß aus (II, 156). Bei alledem und trotz seinen liebevollen Hirtenbriefen an die Gläubigen in Cambrai und seiner Freigebigkeit im Spenden von Almosen, „bleibt die Thatsache bedauerlich, daß Dubois, wie nur all zu viele Bischöfe von ehedem, eine Würde erstrebt, deren Verpflichtungen vollkommen zu genügen für ihn unmöglich war“ (I, 165).

Dubois hat weiter gekämpft unter Innocenz XIII. (1721—1724), der endlich am 16. Juli 1721 dem Minister den Purpur verlieh. Statt auf all die großen und kleinen, bald gleichgültigen, bald verächtlichen Mittel einzugehen, die Dubois und seine Getreuen in Rom und an anderen Höfen in Anwendung brachten, statt dem Leser das widrige Schauspiel der Beglückwünschungen der Bewunderer, und der „Ohrfeigen“ der zahlreichen Gegner zu malen, wünschen wir ihm die prächtige, psychologisch ergreifende Schlußbetrachtung zu empfehlen, in welcher P. Bliard im Lichte der Grundsätze der Theologie und Ascese diese Episode betrachtet (II, 245). Und genau das Nämliche gilt von dem feinsinnigen Sittengemälde Kapitel 8 „Die Laster Dubois'“, wobei mit dessen Feinden ein peinliches Verhör angestellt wird, mit dem Ergebniß, daß nicht wenige Anklagen auf Uebertreibung beruhen, andere jeder Grundlage entbehren, und daß die für Dubois sprechenden Zeugen, namentlich solche aus den Reihen der ehrenwerthesten Mitglieder des französischen Episkopates, ein höheres Anrecht auf Beachtung besitzen als die Vertreter des Pamphletes und des beißenden Epigramms.

In der Lebensbeschreibung eines Staatsmannes, dessen ganze Thätigkeit in der Behandlung politischer Fragen sich



erschöpfte, sollte man eine Betheiligung an dogmatischen Kämpfen kaum erwarten. Und dennoch dürfte Kapitel 9 „Die religiösen Fragen" eine hervorragende Stelle im zweiten Bande einnehmen. Die Vertreter der Kirchen- und Dogmengeschichte dürfen von demselben nicht Umgang nehmen. Stets hatte sich Dubois als Freund der berühmten Bulle Unigenitus Clemens' XI. (1713) erwiesen, welche die jansenistische Irrlehre in ihrer Achillesferse getroffen. Während nun Ludwig XIV. den Jansenisten den Fuß auf den Nacken setzte, glaubte der Regent Orleans, durch gütige Vermittlung sie gewinnen zu können. Als den Jansenisten der Muth stieg, erließ Clemens XI. am 28. August 1718 zur Ergänzung des genannten Schreibens die Bulle Pastoralis Officii. Orleans beharrte bei seiner Politik und legte nach byzantinischem Vorbilde beiden Theilen Schweigen auf (Bliard II. 287). Jetzt griff Dubois nach Abschluß der Quadrupelallianz ein und ließ eine Art Concordienformel mit näheren Erklärungen der von der Bulle Unigenitus verworfenen Sätze aufstellen, welche die in Paris anwesenden Cardinäle und Bischöfe am 13. und 14. März 1720 unterzeichneten und für die Dubois außerdem durch Eilboten die Zustimmung vieler anderer Bischöfe in ganz Frankreich einholte. Wie zu erwarten, hat diese von Bliard scharf kritisirte Formel keine Partei befriedigt (II 297) und noch weniger die Genehmigung Roms erlangt.

Die beiden Kapitel 12 und 13 über die spanischen Heirathen, Vermählung der Tochter des Regenten mit dem Prinzen von Asturien und der Tochter Philipps V. von Spanien mit Ludwig XV. von Frankreich werden hier lediglich aus dem Grunde erwähnt, weil sie das unheimlichste Licht auf den Memoirenschreiber Saint-Simon werfen, der seine Denkwürdigkeiten mißbraucht hat, um Dubois vor aller Welt als Abschaum der Menschen und Inbegriff aller Laster darzustellen. In der Frage der Heirathen wurde Saint-Simon auf Veranlassung Dubois'



als außerordentlicher Gesandter nach Madrid 1721 entboten. Die jetzt veröffentlichten Instruktionen, Depeschen, Briefe an und von Saint-Simon zwingen zu dem Schlusse: Entweder war der Gesandte Saint-Simon 1721, welcher vor Dubois in Bewunderung und Dankbarkeit erstirbt, ein elender Heuchler, oder der Schriftsteller Saint-Simon 1740 ein abgefeimter Verleumder. Man lese die fein gezeichneten Contraste II, 370 nebst den folgenden Auszügen aus den Pariser Ministerialakten und man wird gerne bekennen: Dubois ist spät, aber in ausgiebigem Maße Gerechtigkeit zu Theil geworden. Die Noblesse ziert Dubois, die Gemeinheit befindet sich auf Seiten Saint-Simon's, den seine eigenen Worte Lügen strafen.

Wenn die Geschichte die Lehrmeisterin der Wahrheit ist, dann enthält dieses Buch, insbesondere in dem mit den feinsten und sachkundigsten psychologischen Bemerkungen durchzogenen Schlußkapitel „La mort“ geradezu erschütternde Predigten über die Hinfälligkeit aller irdischen Größe, aber auch zugleich selbst das Grab überdauernden Werth einer in bescheidenen Verhältnissen, aber aus übernatürlichen Beweggründen entfalteten Lebensthätigkeit

Aachen. Alfons Bellesheim.



LXIV.

Die „Superiorität" des Protestantismus.

(Fortsetzung.)

51. Das Urtheil der Zeitgenossen wie der Nachwelt über Melanchthon's kirchliche Stellung und theologische Bedeutung, sagt P. Primer, ist je nach dem verschiedenen Standpunkt der Beurtheiler ein sehr verschiedenes, ja entgegengesetztes gewesen.[1])

Wir wollen nur Einiges über ihn von einem lutherischen Theologen erzählen lassen, der etwas mittheilsamer ist als Kurtz.

„Religiös und theologisch, schreibt Fr. Lezius,[2]) war Melanchthon von Luther abhängig und diese Abhängigkeit hat ihn groß gemacht. Melanchthon hat diese Abhängigkeit nicht geleugnet und den Reformator als den gotterleuchteten Boten der Weisheit und Diener der unvergänglichen Wahrheit gepriesen."

„Mit derselben Schroffheit" wie gegen die Scholastik „wandte sich der junge Meister, seine Abhängigkeit von Luther deutlich documentirend, gegen die Philosophie. Weise Leute hätten diese Wissenschaft als unnütz und der Geistesbildung schädlich erachtet. Der Humanist schien im Schüler Luther's

1) Frankfurter Zeitung vom 13. Februar 1897.

2) Neue kirchliche Zeitschrift. 1897. S. 106 ff.



unterzugehen.[1]) Unumwunden bekennt er sich zur Prädestinationslehre seines Meisters.[2])

„Seine Schrift wider die Artikel der „Bauerschaft“ enthält Luther's Auffassung von dem Staate als einer Zwangsanstalt, wo die Unterthanen Gefangene der Obrigkeit sind und nach Freiheit nicht verlangen dürfen.[3]) Die Leibeigenschaft wird für durchaus berechtigt erklärt. Die wilden, ungezogenen Deutschen müssen hart gehalten werden.[4]) Von politischer und

---

1) Luther's Lehre von der völligen Vernichtung des göttlichen Ebenbildes im Menschen, diese Lehre, deren er bedurfte als nothwendiges Correlat zu seinem Evangelium von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, diese Lehre, sagen wir, verneint alle Philosophie, insbesondere aber die Wissenschaft der Geschichte Es gibt keine Wissenschaft von den Principien aus, die Erasmus gegen Luther verfocht. Wird Deutschland wieder katholisch werden? Schaffhausen 1859. S. 81.

2) Im Jahre 1521 schrieb Melanchthon: Quandoquidem omnia, quae eveniunt, necessario juxta divinam praedestinationem eveniunt, nulla est voluntatis nostra libertas. Vgl. Möhler, Symbolik. 5. Aufl. Mainz 1838. S. 43 f.

3) Der von Luther entzündete und geschürte Bauernkrieg mit seinem grenzenlosen Elend, sowie Luther's erbarmungsloses Auftreten wider die Bauern und plötzliche Heirath während des Krieges hatten das Ansehen Luther's auch bei seinen eifrigsten Anhängern vielfach erschüttert und die Begeisterung für seine Sache vielfach sehr herabgestimmt. Kirche oder Protestantismus? S. 206. — Sein Benehmen rechtfertigte Luther in gotteslästerlicher Weise: „Ich Martin Luther habe im Aufruhr alle Bauern erschlagen, denn ich habe sie heißen todtschlagen. All' ihr Blut ist auf meinem Halse; aber ich weise es auf unsern Herrgott, der hat mir das zu reden befohlen.“ Alzog, Handbuch der Universal-Kirchengeschichte. 9. Aufl. Mainz 1872. 2, 159. — Wenn die Bauern einmal von dieser Rede Luther's Kenntniß erhalten, dann ist es bei ihnen mit der Verehrung des „theuren Gottesmannes“ für immer vorbei.

4) Im Jahre 1527 befürwortete Luther sogar die Wiedereinführung der Leibeigenschaft, wie sie bei den Juden bestanden. „Da nahm Abimelech,“ sagte er in seinen Predigten über das erste Buch Mosis, „Schaf und Rinder, Knecht und Mägde, und gab sie



socialer Freiheit im modernen Sinne wollte Melanchthon nichts wissen. Münzer's Untergang war ihm ein Beweis, daß Gott Ungehorsam und Aufruhr wider die Obrigkeit auf's härteste strafe.[1]) Schwer fiel es ihm, sich in Luther's Verheirathung zu finden. Der erasmianische Ton seines Schreibens an Camerarius ist gewiß abstoßend, aber der Brief selbst als momentanes Stimmungsbild interessant und ihm nicht hoch anzurechnen.[2]) Melanchthon hat sich bald zu rückhaltloser Billigung dieses Schrittes seines Freundes verstanden. Doch ist es nicht zu verkennen, daß Melanchthon Luther gegenüber eine selbständige Stellung einzunehmen suchte; Luther's Schärfe gegen Erasmus hat er beklagt und die ganze Controverse über die Frage nach dem freien Willen bedauert.[3]) Der Humanist

---

Abraham und sprach zu Sara u. s. w. Ist ein königlich Geschenk. Das hat er geben über die Schaf, Rinder, Knecht und Mägde, die sind auch alles leibeigene Güter, wie ander Vieh, daß sie die verkauften, wie sie wollten: wie noch schier das Beste wäre, daß es noch wäre, kann doch sonst das Gesind niemand zwingen noch zähmen.“ Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. 2 (1879), 574. Kirchenlexikon 2. Aufl. 8, 1201 f.

1) Noch schärfer und entschiedener als Luther vertheidigt Melanchthon den Tyrannenmord als das Gott angenehmste Opfer, das man schlachten könne. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. 2. Auflage. 12, 158. Janssen, a. a. O. 5 (1886), 536 ff.

2) Das Schreiben Melanchthon's wird von Lezius aus gutem Grunde nicht mitgetheilt. Vgl. Protestantismus oder Kirche? S. 204 f; Der Katholik. 1900. 1, 385 ff

3) In der That behauptete Melanchthon in seinem Commentar über den Brief an die Römer, in der Ausgabe vom Jahre 1525, ohne Scheu, Gott wirke alles, das Gute wie das Böse, er sei der Urheber des Ehebruchs Davids und des Verraths des Judas, wie der Bekehrung des Paulus. Möhler, a. a. O. S. 43 f — In der ersten Ausgabe seiner Loci theologici sagt Melanchthon: die Annahme eines freien Willens sei gottlos, ein Erzeugniß unserer thierischen Vernunft: es gebe keine Freiheit des Willens, sondern alle Dinge geschehen nothwendig nach göttlicher Vorherbestimmung. Dreißig Jahre später, 1552, als



in ihm begann sich gegen den Reformator aufzulehnen. Die Lehren vom unfreien Willen und von der Prädestination begann er, nicht unberührt von Erasmus, neu durchzudenken, und ist damit Luther allmählich ferner getreten."

„Auch darin zeigte er sich als Humanisten, daß er in der Abendmahlslehre sich von Luther zu entfernen begann. Freilich war es ihm unmöglich, die geringste Sympathie für Zwingli zu empfinden. Melanchthon war conservativer Monarchist und bewußter Gegner des Pfaffenkaisers.[1]) Melanchthon war ohne politische Interessen, Zwingli aus Beruf und Neigung Politiker, voll Freude am Ränkeschmieden, unermüdlich an der Verwirklichung seiner großartigen, zum Theil phantastischen Pläne arbeitend.[2]) So konnten sie sich nicht verstehen. Und die republikanisirenden Tendenzen, die in Süddeutschland hier und dort bemerkbar waren und von der Schweiz aus ermuthigt wurden, waren Melanchthon äußerst verhaßt. Darum sah er im Wachsen des zwinglischen Einflusses eine Gefahr für die deutsche monarchische Ordnung, eine durchaus revolutionäre Propaganda. Was aber das Entscheidende war, Melanchthon hatte kein Vertrauen zu Zwingli's Lauterkeit und glaubte, ihm wahre religiöse Erfahrung absprechen zu müssen. Es ist ungerecht, ihn deshalb einen Verleumder zu schelten. Er stand unter dem Eindruck der listenreichen Eröffnung des Abendmahlstreites durch Zwingli und seine Genossen und hatte den Züricher in Marburg kennen gelernt, wo derselbe sich in eine Situation hineinbegeben hatte, wo er kleiner erscheinen mußte, als er war."[3])

er die bedenklichen Folgen dieser Lehre hinreichend erkannt haben mochte, sagt er in der Baseler Ausgabe: man muß die Menschen belehren, daß der freie Wille etwas thut. Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit in Deutschland. Schaffhausen 1857. S. 84.

1) Der Ausdruck „Pfaffenkaiser" ist ein Zeichen der „Rechtgläubigkeit".

2) Diese Pläne sollten zum mindesten etwas genauer angegeben sein. Vgl. Kolde, a. a. O. 2, 389 ff.

3) Melanchthon, bemerkt R. Seeberg, stand Zwingli mindestens so schroff wie Luther gegenüber, mochte gleichwohl seiner Friedens-



„Melanchthon hat dem König Heinrich VIII. von England das Recht, seine Ehe mit Katharina von Aragonien aufzulösen abgesprochen, ihm aber den Rath gegeben, sich vom Papste eine Bigamie verstatten zu lassen, oder im Weigerungsfalle eine neue gesetzliche Ordnung zu treffen.[1] Die falsche Rücksicht auf alttestamentliche Vorbilder trübte sein Urtheil und er hat es später modificirt.[2] Als Heinrich bei den Protestanten Anlehnung suchte, bat ihn Melanchthon, die Wissenschaften und die Religion unter seinen Schutz zu nehmen, widmete ihm seine Loci und empfahl ihm die Evangelischen als solche, welche nach der Uebereinstimmung mit der wahren katholischen Kirche begehrten.[3] Es ist bekannt, daß Heinrich's Theologen zur Annahme der Augsburgischen Confession neigten

liebe auch dieser Streit (mit den schweizerischen Theologen) zuwider sein. Immerhin war sein — wohlerwogenes — Urtheil über die „Sekte" Zwingli's: nullam habent christianam doctrinam. Tantum pueriliter philosophantur. Ego mori malim quam hoc affirmare quod illi affirmant: Christi corpus non posse nisi in uno loco esse. Neue kirchliche Zeitschrift. 1897. S. 140 f. Vgl. Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit in Deutschland. Schaffhausen 1857. S. 83, 62. — Geht doch auch beim Marburger Gespräch Zwingli's Abiehen dahin, daß Luther „Gott die Ehre gebe und von seiner vorgefaßten Meinung abstehe", und er denkt nicht daran, etwa in seiner Kirche Luther's Lehrweise zu dulden: bemerkt G. Kawerau. Histor. Zeitschrift. 1901. 87, 477.

1) Anna Boleyn's mit cokettem Reiz gepaarte Zurückhaltung schlug den Wollüstling (Heinrich VIII.) vollkommen in Banden. Er war entschlossen, die Ehe mit Katharina aufzulösen und Anna zu heirathen. Die Ehe konnte aber nur der Papst lösen, der indessen davor zurückschreckte, eine so schreiende Ungerechtigkeit zu begehen. Allgemeine Zeitung vom 24. August 1893; vom 10. April 1894.

2) Manche möchten vielleicht doch erfahren, wann und wie Melanchthon sein Urtheil modificirt habe.

3) Die wahre katholische Kirche ist wohl dort zu finden, wo eine „Zufrau" gewährt wird!? Vgl. Döllinger, a. a. O. 434 f.; Janssen, a. a. O. 2 (1881), 168 f.



und daß der König Melanchthon gern nach England berufen hätte, daß aber daraus nichts geworden ist.“ [1])

„Melanchthon's Abweichung von Luther's Position tritt während dieser Jahre in seinem Commentar zum Römerbrief (1532), seinen Vorlesungen über die Loci (1533) und in der Neubearbeitung der Loci zu Tage. Die Stellung zur Philosophie ist eine andere geworden. Die Prädestination wird als stoisch-fatalistischer Wahn abgelehnt, die Rechtfertigungslehre weiter ausgebildet [2]) und über das sittliche Vermögen des Menschen und seine religiöse Aktionskraft in einer Weise geurtheilt, die der lutherischen Gnadenlehre nicht conform war. [3]) Vor allem eignete er sich die von Erasmus in den Kreisen der theologischen Humanisten verbreitete Abendmahlslehre an. [4]) Luther's Lehre war nicht mehr die seine. Er neigte zur symbolischen Deutung des ‚Est‘, gab die Ubiquitätslehre auf und redete von der Gegenwart und Wirksamkeit des lebendigen Christus im Abendmahl in durchaus erasmianischer Weise. Er bemühte sich freilich, einen Bruch mit Luther zu vermeiden, indem er den Lehrunterschied verdeckte und zweckmäßige Formeln schmiedete. Es kam dadurch etwas Unaufrichtiges in sein Verhältniß zu seinem ‚Vater‘. Gebannt von Luther's Persönlichkeit fühlte er sich an ihn gebunden und betonte wiederholt, daß sie eigentlich dasselbe lehrten. [5]) Eine gewisse Entfremdung trat

1) Vgl. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. 2. Aufl. 8, 1206.

2) Vgl. Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit in Deutschland. S. 81 f.

3) In dem Augsburgischen Bekenntnisse, schreibt Seeberg, meidet Melanchthon mit Bewußtsein die Frage nach der Prädestination. Und schon 1534 ließ er in Wittenberg gelegentlich einer Disputation nachweisen, daß mit der stoischen Lehre von der Nothwendigkeit alles Geschehens weder Religion, noch Sittlichkeit zu vereinbaren seien. Neue kirchliche Zeitschrift. 1897. S. 144.

4) Leider gibt Lezius nicht an, in welcher Schrift des Erasmus diese Abendmahlslehre sich findet.

5) Melanchthon befleckte hier seinen Charakter durch Heuchelei, indem er bis zum Tode Luther's vorgab, mit ihm über das Abendmahl übereinzustimmen, und sogar die öffentliche Bekenntnißschrift abgefaßt hatte, in Wahrheit aber, wie sich später zeigte, der Meinung des Calvin zugethan war. Alzog, a. a. O. 2, 183. Vgl. Kolde, a. a. O. 2, 544 ff.; Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. 2. Aufl. 8, 1212.



zwischen beiden ein, welche durch das Gerücht vergrößert wurde. Als daher Melanchthon nach Tübingen reiste, um die Universität zu organisiren, glaubten Viele, er werde dort bleiben, weil Luther seine Rückkehr nach Wittenberg nicht dulden wolle. Auch der kurfürstliche Hof war besorgt und befürchtete einen Bruch zwischen beiden. Ein unüberwindliches Mißtrauen setzte sich bei Amsdorf gegen Melanchthon fest, das allerdings durchaus begründet war, Luther aber vertraute ihm und pflegte sein Vertrauen niemandem leicht zu entziehen. Er hielt seinen Freund für einen großen Mann, den er nicht meistern wollte. Er ließ ihn gewähren, denn er täuschte sich in seiner Vertrauensseligkeit über die Bedeutung der melanchthonischen Lehrformeln. So kam es, daß beide an der Wittenberger Concordie mitarbeiteten (1535).[1]) Seit Zwingli's Tode (1531), mit dem sich Melanchthon nicht verständigen konnte, war Meister Philipp's Verwandtschaft mit den humanistisch beeinflußten Oberdeutschen immer deutlicher hervorgetreten. Der vielgewandte und rührige Butzer übernahm es, seinen Genossen den Frieden im Reiche zu sichern und sie des Vorwurfes, Sakramentirer zu sein, zu entledigen.[2]) Auf Melanchthon's Hilfe rechnete er stark und es gelang ihnen, Luther zu überzeugen, daß die Oberländer seines Sinnes seien. Das Vertrauen, das Luther Melanchthon erzeigte, war so groß, daß er sich entschloß, sein Mißtrauen gegen Butzer fahren zu lassen. Unerbittlich in der Lehrformulirung, zeigte er jetzt eine hochherzige Duldsamkeit, ohne zu ahnen, daß sein Vertrauen gemißbraucht wurde. Er fuhr fort, es auch in anderer Hinsicht Melanchthon zu erzeigen, und ließ sich durch Amsdorf und Cordatus nicht ernstlich gegen ihn einnehmen,[3]) obgleich er gelegentlich sich über die mediatores Erasmicos ärgerlich aussprach und später den Wittenberger Nachwuchs nicht ohne große Sorge betrachtete.[4]) Auch an der Variata[5])

1) Vgl. Kolde, a. a. O. 2, 426 ff.; Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit in Deutschland S. 106 f.

2) Vgl. Kolde, a. a. O. 2, 423 ff.

3) Vgl. Kolde, a. a. O. 2, 443 ff.

4) Vgl. Janssen, a. a. O. 3, 535.

5) Es wird die Augsburgische Confession von 1530 als die „ungeänderte", invariata (Ausgabe von 1531), unterschieden von

hat Luther keinen Anstoß genommen, nicht weil er in seiner Lehre unsicher geworden war, oder über die Separationspflicht seine Meinung geändert hatte, sondern weil er seinem Philippus auf's Wort glaubte, wenn er ihm versicherte, ganz wie der Meister zu lehren, wenn er auch um der Schwachen willen sich minder schroff ausdrücke.[1]) Gewiß ist es menschlich, daß Melanchthon alles vermied, was zu einem Bruche mit Luther führen mußte, daß er anders mit dem ‚Doktor' und anders mit den Gesinnungsgenossen redete, sich im Stillen über den Druck, den Luther ahnungslos auf ihn ausübte, ergrimmte, aber männlich und groß kann man es nicht nennen Es wäre besser gewesen, ehrlich und offen die Scheidung zu vollziehen, da er ja doch durch seine humanistische Vergangenheit gebunden war und nicht Receptivität genug besaß, um sich Luther ganz hinzugeben."

„Da ihm der getäuschte Luther seine Anerkennung nicht entziehen konnte, so ist Melanchthon in seiner dienenden Führerstellung geblieben und hat am Werke der Wittenberger Refor-

---

der „geänderten", **variata** (Ausgabe von 1540). Anfänglich blieb der Unterschied zwischen beiden unbeachtet. Mit der Zeit bestritten die strengen Lutheraner (Flacianer) die Geltung der Variata; sie besorgten 1561 einen unveränderten Abdruck der Ausgabe von 1531, und der Lichtenberger Convent von 1576 beschloß dann ausdrücklich, an der ungeänderten Augsburgischen Confession als dem Bekenntniß der lutherischen Kirche festzuhalten. Demgemäß wurde diese in das Concordienbuch aufgenommen, ohne daß aber dadurch die staatsrechtliche Geltung der Variata erschüttert worden wäre. Ja, an manchen Orten, z. B. in Brandenburg, ist später ausdrücklich wieder die Variata als die giltige Bekenntnißnorm proklamirt worden. Holtzmann und Zöpffel, Lexikon für Theologie und Kirchenwesen. Leipzig 1882. S. 46.

1) Bezüglich der an der Augsburgischen Confession vorgenommenen Veränderungen sagte Luther: Philipp, du thust nicht recht daran; denn es ist nicht dein, sondern der Kirche Buch. Vgl. Theologisches Literaturblatt. Leipzig 1897. S. 74. Vgl. Studien über Katholicismus, Protestantismus &c. S. 86.



mation mitarbeiten dürfen.[1]) Daß er wegen seines Ruhmes als Gelehrter auf Conventen berathend und auf Colloquien die Sache seiner Genossen führen mußte, versteht sich."

„Die von Butzer und Melanchthon herausgegebene Kölner Reformation (1544) brachte die Abendmahlslehre dieser Männer in einer Form zum Ausdruck, die Luther, von Amsdorf aufmerksam gemacht, nicht zu billigen vermochte. Für den Schuldigen sah er Butzer an, und da er aus der Neuherausgabe der Werke Zwingli's die Ueberzeugung geschöpft hatte, daß die Schweizer nicht von ihrer Position lassen wollten, so hielt er sich für getäuscht und markirte seine Stellung im kurzen Bekenntniß vom heiligen Abendmahl mit unmißverständlicher Deutlichkeit.[2]) Melanchthon hatte für sich Schlimmes befürchtet. Er irrte sich. Luther gab ihn nicht preis, weil er ihn immer noch für einen Mann hielt, der mit ihm eines Sinnes und einer Lehre war.[3]) Ueberdies fühlte sich Melanchthon zu sehr an Luther gebunden, um Calvin's Aufforderung nachzufolgen und öffentlich seine Meinung aussprechen zu können, die ihm Luther's Vertrauen gekostet hätte. In der Wittenberger Reformation (1545) hat er im Namen seiner Freunde, auch Luther's, das Wort ergriffen, um für den Reichstag den Standpunkt der Evangelischen darzulegen. Es ist eine klare,

1) Melanchthon klagte über Luther's leidenschaftliche Heftigkeit, seinen Eigensinn, seine Herrschsucht; er verglich ihn mit dem Demagogen Kleon; er müsse unter ihm eine schmachvolle Knechtschaft ertragen. Janssen, a. a. O. 3, 535.

2) Die Formel, die Luther nun ausgab, daß Christi Leib „mit den Zähnen gebissen werde", sagt Seeberg, konnte Melanchthon nur als nuntius alienae sententiae vertreten. Neue kirchliche Zeitschrift. 1897. S. 145.

3) Das „Kurze Bekenntniß vom heiligen Abendmahl wider die Schwärmer", welches Luther nun ausgehen ließ, brandmarkte zwar Zwingli und Oecolampad als Ketzer und Seelenmörder; Melanchthon und Butzer wurden aber in der Schrift nicht genannt, und durch Vermittlung des Landgrafen von Hessen wurde eine Versöhnung herbeigeführt. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. 2. Aufl. 8, 1208. Vgl. Kolde, a. a. O. 2, 544 ff.; Studien über Katholicismus, Protestantismus rc. S. 109.



mild gehaltene, aber doch der sachlichen Bestimmtheit nicht ermangelnde Schrift. Das Regiment der Bischöfe und ihre Territorialmacht sollte hingenommen werden, wenn sie der reinen Lehre nicht zuwider sein wollten. Die Theilnahme am Regensburger Religionsgespräch (1546) ersparte ihm seine leidende Gesundheit und Luther's Machtwort."

„Im Interesse der Ordnung verlangte Melanchthon eine rücksichtslose Unterdrückung der Wiedertäufer und schrak nicht davor zurück, ihre Hinrichtung zu fordern. Die weltliche Obrigkeit sollte die Anabaptisten nicht nur als Aufrührer, sondern auch um ihrer Lehre willen als Gotteslästerer bestrafen. Das Alte Testament wurde ihm in dieser Hinsicht für seine kirchenpolitische Anschauung verbindlich. Dem Irrthum freie Concurrenz neben der Wahrheit zuzugestehen, irrgläubige religiöse Gemeinschaften in ihrer Eigenart sich ausleben zu lassen, war ihm ein widerwärtiger Gedanke." [1])

„Melanchthon war überzeugter Astrolog und hat sich von diesem Aberglauben auch nicht durch Luther's gutmüthigen Spott abbringen lassen." [2])

52. Da wir nicht vergessen dürfen, daß Lezius lutherischer Theologe ist, müssen wir anerkennen, daß er doch ziemlich viel über Melanchthon berichtet hat. Wir glauben nicht, daß er sich zu einer anderen Beurtheilung Melanchthon's

1) Bei aller Nachgiebigkeit in dubiis, schreibt Moser, hielt Melanchthon doch an den Fundamentallehren des Christenthums mit Entschlossenheit fest. Angriffe auf sie hat er stets scharf abgewiesen. Daraus erklärt sich unbeschadet seiner sonstigen Milde seine Billigung der Verbrennung des Antitrinitariers Michael Servet (1553) durch Calvin, die wir nach drei Jahrhunderten geläuterten evangelischen Urtheils nur bedauern können. Sonntagsblatt des Reichsboten vom 14. Febr. 1897.

2) Der Hexenwahn, sagt Felix Stieve, lag ihm (Luther) wie seinen eifrigsten Anhängern im Blute; er hatte ihn mit der Muttermilch eingesogen, und dieser Wahn stimmte zu seinem Teufelsglauben, der einen wesentlichen und unentbehrlichen Bestandtheil seiner Theologie bildete. Allgemeine Zeitung vom 18. Februar 1897.



und Luther's so leicht bekehren lassen möchte; denn „wer in einer Theorie aufgewachsen oder gar literarisch mit ihr gleichsam verwachsen ist, entschließt sich nicht so leicht, sie aufzugeben, mag auch ihre Unhaltbarkeit noch so klar bewiesen sein." [1]) Wir können uns jedoch nicht versagen, dem von ihm Mitgetheilten ein paar Bemerkungen beizufügen.

Daß die „Reformatoren" auf so gespanntem Fuße mit einander lebten, wird dem protestantischen Volke nicht so bekannt sein, als vielleicht zu wünschen wäre. [2])

Die Meinung, daß Luther und Melanchthon dem König Heinrich VIII. und dem Landgrafen Philipp von Hessen durch die falsche Rücksicht auf alttestamentliche Vorbilder bestimmt eine „Zufrau" gestatteten, ist völlig unrichtig; die Wahrheit ist, daß sie gegen besseres Wissen und Gewissen handelten. [3])

Unter einem Vorwande, erzählt P. Moser (Sonntags-Blatt des Reichsboten vom 14. Februar 1897), berief ihn (Melanchthon) Landgraf Philipp von Hessen zu sich. Und so mußte er widerwillig Augenzeuge von dessen zweiter

1) Funk, Kirchengeschichtliche Abhandlungen und Untersuchungen. 1897. 1, 235. Der Kern des Menschen ist nicht der Verstand, sondern der Wille: wer nicht sehen will, sieht nicht, und wenn alle Professoren der Welt auf ihn losbewiesen. P. de Lagarde, a. a. O. S. 46.

2) Die von der Kaiserin gestifteten zwei Fenster in der Protestationskirche zu Speyer haben die vier großen Reformatoren, die Gründer des Protestantismus, zum Vorwurf, Luther und Melanchthon sich die Hände reichend auf dem einen, Calvin und Zwingli auf dem andern. Allgemeine Zeitung vom 2. Sept. 1900.

3) Vgl. Kolde, a a. O. 2, 395 f. 484 ff., Janssen, a. A. O. 3 (1881), 403 ff., Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit in Deutschland. Schaffhausen 1857. S. 102 ff. So scheint der Protestantismus, der bezeichnend genug gleich in seinen ersten Lebensjahren einem Fürsten das Verbrechen der Bigamie gestattete, liebedienerisch nach oben und hart nach unten. Die Gegenwart 1898. 54, 286. Vgl. Stimmen aus Maria-Laach 1899. 57, 140.



Eheschließung werden, wozu sowohl er als auch Luther nach langem Erwägen ihr Einverständniß als geheimer Beichtrath gegeben hatten. Als durch weibliche Geschwätzigkeit dieses Geschehniß bald ruchbar wurde, warf der Schmerz darüber Melanchthon wieder aufs Krankenlager.

Seinen Freund Melanchthon, der einmal schon in des Todes Reiche zu sein schien, berichtet Fauth, Direktor des Gymnasiums zu Höxter,[1]) hatte Luther durch sein glaubensfestes Gebet, indem er, wie er selbst erzählt, Gott den Sack vor die Thüre warf und ihm die Ohren mit allen Gebetsverheißungen der heiligen Schrift rieb, so daß er dem Freunde voll Glaubenszuversicht zurufen konnte: „Sei guten Muthes, Philippe, Du wirst gewiß nicht sterben“, *in wunderbarer Weise wieder zum Leben erweckt.*[2])

Milder noch als von Lezius wird Melanchthon von anderen beurtheilt.

Für seine Person, bemerkt P. Moser,[3]) stimmte Melanchthon in der Abendmahlslehre Calvin bei. Trotzdem hielt er den Anschein seiner Uebereinstimmung mit Luther äußerlich fest. Weniger deshalb, weil der streng lutherische Kurfürst ihn sonst aus Wittenberg verwiesen hätte, als vielmehr, um den Weimarern, den Vertretern des strengen Lutherthums, nicht zum Siege zu verhelfen. Von ihnen befürchtete er das Schlimmste, die Zertrümmerung seiner und Luther's Schöpfung.[4]) Und wenn wir in diesen Kämpfen von

1) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 28. Aug. 1901.

2) Vgl. Kolde, a. a. O. 2, 492 f. Der Versuch Luther's, den Herzog Moritz von Sachsen „mit seinem Gebet todtzuschlagen,“ mißlang. Vgl. Studien über Katholicismus, Protestantismus 2c. S. 132.

3) Sonntagsblatt des Reichsboten vom 14. Febr. 1897.

4) Auf der anderen Seite scheinen auch die lutherischen Gegner von Melanchthon sich nicht das Beste versprochen zu haben. Flacius Illyricus eiferte gegen Melanchthon, wie gegen „einen papistisch gewordenen Höllenbrand“, derselbe Flacius, von dem Luther gesagt

Melanchthon statt der häufigen Klagen über seine Nöthe gern etwas mehr Entschlossenheit erwartet hätten, so sei auch der Gehässigkeiten und Winkelzüge seiner Gegner, insbesondern auf dem letzten Colloquium mit ihnen in Worms (1556) nicht vergessen.[1]) Melanchthon hoffte jetzt nichts mehr von Colloquien und Synoden. Und in seiner trüben Melancholie beschloß er, jetzt doch noch seine Uebereinstimmung mit Calvin unumwunden öffentlich zu erklären. Der Tod vereitelte seine Absicht.

Wäre der Geist Melanchthon's, bemerkt Julius Werner,[2]) auch zu anderen Zeiten lebendig und wirksam gewesen und würden kirchliche Gerngroße und kleingläubige Zünftler nicht Luther's Einseitigkeiten, ohne Luther's Glaubens- und Geistesmacht zu besitzen, nachgeahmt haben, es würde in der Geschichte des Protestantismus gewiß manches anders gekommen sein; vor allem würde das Abendmahl, dies heilige Liebes- und Gemeinschaftsmahl, nicht zum Kriegssignal liebloser Zänkereien geworden sein.

53. Gustav Wolf, wird gesagt,[3]) hat sich in seiner Schilderung Luther's von der üblichen idealisirenden Auffassung zu sehr beeinflussen und zu einem Hinwegsehen über die gelegentlich doch recht mißlich anmuthenden Schwächen des alternden Reformators und dessen eigensinniges Dogmatisiren verleiten lassen. Es ist nicht ohne Luther's eigenes Verschulden geschehen, daß sich die Kluft zwischen dem Karl V. im gewissen Sinne geistesverwandten Compromiß-

hatte: „an diesen werde nach seinem Tode die gebeugte Hoffnung sich anlehnen". Osiander schrieb: „Ich glaube, daß Melanchthon und alle seine Anhänger nichts weiter als Diener Satans sind; seit den apostolischen Zeiten hat es keinen gefährlicheren Menschen in der Kirche gegeben." Vgl. Janssen, a. a. O. 3, 704.

1) Ueber das Religionsgespräch zu Worms im Jahre 1557 vgl. Janssen, a. a. O. 4 (1890), 20 ff.

2) Der Reichsbote vom 16. Februar 1897.

3) Allgemeine Zeitung vom 19. Juni 1900.



theologen Melanchthon und den die lutherische Auffassung der Gefühlsreligion verschärfenden Jung-Lutheranern immer mehr erweiterte.

Mit scharfem Auge, gesteht W. Beyschlag,[1]) suchte Erasmus sich an Luther's Lehre einen wirklich schwachen Punkt aus, die Behauptung einer absoluten Prädestination.[2]) Nach dem Vorbild des großen Kirchenvaters Augustin hatte Luther die Lehre von dem völligen Unvermögen des natürlichen Menschen zum wahrhaft Guten und von der völligen Verdienstlosigkeit auch des Christen Gott gegenüber überspannt und zur Leugnung des freien Willens überhaupt und zu der Behauptung einer unüberwindlichen Gnade gesteigert.[3]) Hier setzte Erasmus mit seiner polemischen Schrift „Vom freien Willen" (1524) ein; Luther antwortete (1525) in einer scharfen, aber große theologische Schwächen zeigenden Schrift „Vom unfreien Willen" und Erasmus replicirte dann nochmals in zwei Schutzschriften für seine Thesen. Melanchthon wurde durch diesen Aufsehen erregenden Streit auf die peinlichste Probe gestellt. Auch ihn hatte Luther's religiöses Pathos in jene augustinische Ansicht hineingezogen, welche doch seiner innersten Geistesrichtung, für welche die sittliche Verantwortung des Menschen unveräußerlich war, widerstrebte; nun konnte er sich dem

1) Vgl. Deutscher Merkur 1897. S. 50 f.

2) Gott besitzt kein Vorauswissen der freien Handlungen, die Prädestination muß daher überhaupt fallen — nach W. Schmidt, Theologische Rundschau 1900. S. 190.

3) Die offizielle Kirche, bemerkt Kraus, hat die augustinische Prädestinationslehre sich nie angeeignet, sie hat in den synodalen Kundgebungen des 6. Jahrhunderts (Orange u. s. f.) vielmehr einen ganz anderen Weg eingeschlagen, und sie hat auch in der Neuzeit, wie der Ausgang des Streites de auxiliis gratiae und des jansenistischen Handels beweist, eine von dem strengen Augustinismus total verschiedene Entwicklung genommen. Und zwar mit gutem Recht. Allgemeine Zeitung vom 5. Febr 1901. Vgl. Möhler, Neue Untersuchungen der Lehrgegensätze zwischen den Katholiken und Protestanten. 2. Ausg. Mainz 1835 S. 93 f.



Eindruck eines gewissen Wahrheitsgehaltes der Erasmischen Einwände nicht entziehen.

Diese Sätze klingen fast wie eine Preisgebung der lutherischen Lehre.

Wäre damals (im Jahre 1517), bemerkt Höfler,[1]) Martin Luther mit einem innerlich und äußerlich abgeschlossenen Systeme von Glaubenssätzen hervorgetreten, hätte er schon damals die menschliche Freiheit geächtet, die guten Werke als schädlich, den Papst als Antichrist, die katholischen Fürsten als Henker und Narren, alle Einrichtungen der katholischen Kirche, die Sakramente zumal, als Satanswerke bezeichnet, wie er kurze Zeit nachher that, die Dinge hätten sich sehr einfach, aber auch für ihn sehr ungünstig gestaltet.

Die Verehrer Luther's werden diese Bemerkung mit Entrüstung lesen, aber, wenn sie die Schriften des „Reformators“ kennen, nicht als unrichtig bezeichnen.

Luther, schreibt H. Gallwitz,[2]) ist der Reformator der Kirche und der Prophet einer neuen Zeit geworden, weil in ihm Gott sich auf eine neue unmittelbare Art offenbart hat, wie es seit den Tagen der Apostel nicht geschehen war. Aber zu einer in sich abgeklärten evangelischen Weltanschauung hat es Luther nicht gebracht, vielmehr die Theologie der alten Kirche unbesehens in die Kirche der Reformation herübergenommen.[3])

1) C. v. Höfler, Papst Adrian VI. Wien 1880. S. 29.

2) Preußische Jahrbücher 1899. 98, 389.

3) Luther wollte nur das Evangelium gelten lassen, nur das, was wirklich die Gewissen befreit und bindet, was ein jeder verstehen kann, auch der Knecht und die Magd. Aber dann nahm er doch nicht nur die alten Dogmen von der Trinität und den zwei Naturen in das Evangelium hinein — er war auch außer Stande, sie geschichtlich zu prüfen — und bildete sogar neue, sondern er vermochte überhaupt nicht sicher zwischen „Lehre“ und „Evangelium“ zu scheiden, in diesem Punkte weit hinter Paulus zurückbleibend. A. Harnack, a. a. O. S. 182 f. Vgl. P. de Lagarde, Deutsche Schriften. S. 8 f.



Die Behauptung, Gott habe sich in Luther auf eine neue unmittelbare Weise offenbart, lautet zwar sehr bestimmt und entschieden, aber sie ist nichts weiter als eine Behauptung. Mit dem Behaupten aber dürfte man etwas vorsichtiger sein als Gallwitz.[1]) Diese unsere Ansicht möchten wir durch Anführung einiger Thatsachen begründen.

54. Gott allein ist es (nach den Reformatoren), schreibt Hase,[2]) der den Menschen von Ewigkeit her ohne alle Möglichkeit seines eigenen anderen Wollens zum Guten oder zum Bösen bestimmt hat, oder wie es Luther, in dessen Phantasie sich alle feindselige Mächte, mit denen er den großen Kampf zu bestehen hatte, unter der Person des Satans und des Papstes darstellten, gelegentlich auffaßt, Gott und Satan kämpfen um den Menschen, der zwischen beide gestellt ist, wie ein Reitthier; wenn Gott sich auf ihn setzt, will und geht er, wohin Gott will, wenn der Satan ihn reitet, wohin der will, stracks zur Hölle.[3])

Köstlin, lesen wir, zeigt, daß Luther in der Heidelberger Disputation von 1518 bereits ganz die schroffe Ansicht von der völligen Unfreiheit des menschlichen Willens vertreten hat, wie er sie später 1525 in seiner Schrift De servo arbitrio ausführt.[4]) Nicht einmal die Fähigkeit, für das Gute sich innerlich zu entscheiden, geschweige denn es zu thun, besitze der Mensch.

Aus der unbedingten Machtvollkommenheit Gottes und der unbedingten Abhängigkeit des Menschen, schreibt G. Weber,[5]) wird von Calvin gefolgert, daß Gott nach ewigem Rathschlusse

---

1) Gallwitz ist Superintendent in Sigmaringen.

2) Hase, Handbuch der protestantischen Polemik. S. 263.

3) Vgl. Möhler, Symbolik. S. 36 ff.

4) Vgl. J. Köstlin, Martin Luther. 3. Aufl. 1883. 1, 692 ff., Kolbe, a. a. O. 2, 132 f., C. Riffel, Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit. Mainz 1842. 2, 269 ff.

5) Weber, Allgemeine Weltgeschichte. 10 (1873), 635.



die Einen geschaffen habe zum Heile, die Andern bei gleicher Schuld zum Untergang.[1] Zwingli lehrte ebenso.[2])

Jeder denkfähige Protestant wird zugeben, daß diese Lehre widersinnig, widerchristlich,[3] gotteslästerlich,[4] sittenverderblich, daß die Schrift Luther's De servo arbitrio wenig Verstand verräth.[5]

Diese entsetzliche Lehre ging selbst in protestantische Bekenntnißschriften,[6] auch in die Concordienformel über.[7] Unglaublich, aber wahr.

55. Luther's Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens, von seiner gänzlichen Unfähigkeit, Gutes zu thun, seine Behauptung,[8] daß der Glaube die einzige Tugend, der Unglaube die einzige Sünde sei, bemerkt Hettinger,[9] muß jedes Streben nach christlicher Vollkommenheit ertödten, hätte er es auch nicht ausdrücklich verworfen und die guten Werke für nutzlos, ja sogar für schädlich zur Seligkeit erklärt.

Im Sommer 1521 schrieb Luther von der Wartburg aus an Melanchthon:[10] „Sei ein Sünder und sündige tapfer, aber noch tapferer glaube und freue dich in Christus, welcher ein Besieger der Sünde, des Todes und der Welt

1) Vgl. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. 2. Aufl. 2, 1731.
2) Vgl. Janssen, a. a. O. 3, 80 f.
3) Vgl. Theologisches Literaturblatt 1896. S. 580; Allgemeine Zeitung vom 9. Januar 1900.
4) Zum Beweise für ihre gottlose Lehre, daß Gott der Urheber der Sünde sei, beriefen sich die Calvinisten auf Matth. 6, 13 (sechste Bitte des Gebets des Herrn). Zeitschrift für katholische Theologie. 1901. S. 86.
5) Vgl. Hase, Kirchengeschichte 9. Aufl. S. 390
6) Vgl. Knöpfler, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 2. Aufl. S. 590.
7) Vgl. J. T. Müller, a. a. O. S. 587 ff., 599, 602
8) Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen, S. 268 f.
9) Fr. Hettinger, Apologie des Christenthums. 4. Aufl. 1873. II. 3. 128 ff.
10) Allgemeine Zeitung vom 14. Mai 1900; Der Katholik 1901. 1, 566.



ist. Es muß gesündigt werden, so lange wir hienieden leben. Es genügt, daß wir das Lamm erkennen, welches die Sünde der Welt hinwegnimmt. Von diesem Lamm wird uns die Sünde nicht losreißen, wenn wir auch tausendmal an einem Tage Buhlerei treiben oder ebenso viele Todtschläge begehen." [1])

Daß Luther mit seiner Rechtfertigungslehre auf das sittliche und religiöse Leben heilsam eingewirkt habe, wird wohl niemand behaupten. [2])

56. Sein Eherecht ist geradezu entsetzlich. [3]) Es darf nicht unerwähnt bleiben, bemerkt Döllinger, daß Luther besonders seit dem Jahre 1520 über Geschlechtsverhältniß, Ehe und Cölibat Behauptungen aufstellte und unter dem Volke verbreitete, die in den weitesten Kreisen, nach dem Urtheile der Zeitgenossen, einen höchst nachtheiligen Einfluß ausübten. [4])

57. In seiner letzten Predigt, die er am 17. Januar 1546 zu Wittenberg hielt, warnte er auf das lebhafteste vor der Vernunft. [5])

58. Lediglich um ihre „Superiorität" zu erweisen, ist die protestantische Wissenschaft ängstlich bestrebt, diese und

---

1) Leute, welche einen Luther und Melanchthon als Reformatoren verherrlichen, ereifern sich gegen Liguori, ohne dessen Schriften gelesen zu haben. Vgl. Allgemeine Zeitung vom 5. Mai 1901.

2) Vgl. Literarische Beilage der Kölnischen Volkszeitung vom 5. Sept. 1900. Vgl. Wiesinger, Der erste Brief des Apostels Petrus. Königsberg 1856. S. 102.

3) Vgl. Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation. Schaffhausen 1846. 1, 83 ff.; Historisch-politische Blätter. 1901. 127, 402 ff. 415. 495 ff.; Fr. Ibach, Der Socialismus im Zeitalter der Reformation, Frankfurt a. M. 1880. S. 24 ff.

4) Vgl. Kirche oder Protestantismus, S. 239 f.; Studien über Katholicismus, Protestantismus rc. S. 101.

5) Janssen, a. a. O. 3, 535 f. Vgl. Hase, Kirchengeschichte. S. 407; Wird Deutschland wieder katholisch werden? Schaffhausen 1859. S. 77.

andere Dinge dem armen, heilsbedürftigen Volke, das sich „protestantisch" oder „evangelisch" nennt, zu verheimlichen.[1]) Wir jedoch sind nicht in die traurige Nothwendigkeit versetzt, die Wahrheit zu verschweigen. Darum wollen wir noch weitere Punkte berühren; es wird uns das kein wahrheitsliebender Mann verübeln.[2])

59. Luther, schreibt Chr. Pesch,[3]) hat ein sehr böses Beispiel gegeben, als er anfing, die Bücher des Neuen Testamentes nach seiner subjektiven Willkür anzunehmen oder zu verwerfen.[4]) Käme er jetzt auf die Erde, so müßte er sehen, wie seine Geisteserben jenes Evangelium, welches er gerade als das köstlichste von allen bezeichnet hat,[5]) als geschichtlich werthlos beseitigen und wie sie die anderen Evangelien pietätlos zersetzen. Die sogen. Reformatoren brüsteten sich der Kirche gegenüber, sie hätten die Bibel unter der Bank hervorgezogen und zu Ehren gebracht.[6]) Welch herrliche Ehre, wenn heutzutage protestantische Professoren der Theologie mit der Bibel in einer Weise umspringen, wie man es mit keinem profanen Buche wagen würde. Die katholische Kirche steht auch hier wie ein fester Damm diesem Ansturm gegenüber; sie läßt sich von der Heiligen Schrift nichts abmarkten. Für jedes Buch und jeden Satz derselben tritt sie mit ihrer ganzen Kraft und Entschiedenheit ein. Das heilige Gut des inspirirten Wortes

---

1) Vgl. J. Pistorius, Anatomia Lutheri. Cöln 1595.

2) Wenn ein protestantischer Pastor Vorträge hält, in denen er die Vorzüge seiner Kirche in das beste Licht stellt, so kann ihm das niemand verargen: sagt die Allgem. Zeitung v. 21. Juli 1900.

3) Stimmen aus Maria-Laach. 1901. 60, 160.

4) Vgl. J. Langen, Grundriß der Einleitung in das neue Testament. 2. Aufl. Bonn 1873. S. 175.

5) Das Evangelium nach Johannes.

6) Bis zum Jahr 1518 waren wenigstens fünfzehn vollständige Bibelübersetzungen in hochdeutscher und fünf in niederdeutscher Mundart verbreitet. Janssen, a. a. O. 1 (1878), 603.



bewahrt sie mit den andern ihr anvertrauten Gütern in unerschütterlicher Treue. Die Protestanten haben in der Kirche die gottgesetzte Hüterin der Schrift verloren, darum entgleitet jetzt die Bibel Blatt um Blatt ihren Händen, und mit der Bibel verlieren sie Christus, der nach Harnack nicht in die Predigt des Evangeliums hineingehört. Wir Katholiken aber lassen uns unser Heiligstes nicht rauben, sondern halten fest daran: das ganze Evangelium und der ganze Christus.

LXV.

Das britische Weltreich und sein Verhältniß zu den Rivalen im Stillen Meer.

So groß der Umfaug Australiens und Canadas, so unerschöpflich ihre Hilfsmittel, so günstig ihre Lage für Industrie und Handel auch sein mag, so steht ihre Bevölkerung doch in gar keinem Verhältniß zu dem Flächenraum. Canada und Australien haben in runder Zahl je fünf Millionen Einwohner mit einem Umfang von 3'048,471 qm für Canada und 2'972,573 für Australien. Es liegt auf der Hand, daß diese zwei Länder in einem Kampf um die Herrschaft über das Stille Meer weder eine zur Vertheidigung ihrer ausgedehnten Küsten nöthige Flotte, noch ein bedeutendes Landheer aufstellen könnten und für England eher ein Hinderniß als ein Vortheil sein würden. In beiden Ländern ist Platz für Millionen von Einwanderern, aber die, welche man wünscht, kommen nicht, und die, welche kommen wollen, die Chinesen

und Japaner, sind nicht willkommen. Loyalität, opferwilliger Patriotismus war nie die starke Seite der englischen Colonisten. Als England im Interesse der Colonien Neuenglands den langwierigen Krieg gegen Frankreich führte, der die Abtretung des französischen Canadas an England zur Folge hatte, zeigten sich die Amerikaner nicht nur sehr lau, sondern verkauften dem Feinde Lebensmittel und Waffen. Auf Aehnliches müssen sich die Engländer auch in Australien und Canada gefaßt machen, denn beide Colonien haben unleugbare Beweise ihrer Selbstsucht geliefert. Lassen wir, um nicht in den Verdacht der Parteilichkeit zu kommen, Colquhoun[1]) das Wort:

„Wir haben früher bemerkt, daß die Australier, obgleich sie britische (und keltische) Abkömmlinge sind, selbständige und ganz eigenthümliche Charakterzüge aufweisen und ein besonderes Nationalgefühl ausgebildet haben, dem gemäß sie sich nicht länger Briten sondern Australier nennen. Die gegen Großbritannien gerichteten Schutzzölle: die Versuche, die Einwanderung englischer Unterthanen (Hindus, Malaien) zu verhindern und andere Zeichen der Zeit sind jedenfalls merkwürdig. Die von Australien und Neu-Seeland an den Tag gelegte Begeisterung betreffs der Vertheidigung des Reiches bekundet wohl das scharf ausgeprägte Gefühl der Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit, darf aber nicht als Zeichen einer unbedingten Loyalität betrachtet werden. Australien ist nicht unloyal, aber die Gesinnung neigt mehr zu einer Freiheit und Selbständigkeit hin, welche keine Verpflichtung anerkennt, aber bereit ist, aus freien Stücken edelmüthig am Mutterland zu handeln. Die Spontaneität und Bereitwilligkeit, mit der Hilfstruppen nach Südafrika geschickt wurden, darf nach der Ansicht der Australier nicht als Präcedenzfall betrachtet werden.

1) Colquhoun, früher stellvertretender englischer Commissär in Oberbirma und Administrator von Maschonaland, hat seine Beobachtungen einer Reise durch Australien in einem jüngst erschienenen Buche über „Die Zukunft des Stillen Oceans“ niedergelegt. A. d. R.



Was Australien dem englischen Volk zu verstehen gab, das hat Canada in dürren Worten ausgesprochen. Dieser Zwischenfall, die Sendung australischer und canadischer Hilfstruppen nach Südafrika, gibt, abgesehen von den enthusiastischen Kundgebungen, viel zu denken."

Wer sich mit der englischen Colonialpolitik der letzten dreißig Jahre des 19. Jahrhunderts beschäftigt hat, der ist erstaunt über die Unwissenheit und Rücksichtslosigkeit der englischen Minister, der Presse, des großen Publikums — die gerade so handelten, als wären die Engländer allein auf der Welt. Während nun die englischen Minister und das englische Publikum allmählich Vernunft annahmen und der Schwierigkeiten sich bewußt wurden, verharrten die Colonisten in ihrem Irrthum und glaubten fest, England habe nur zu befehlen und Franzosen, Deutsche, Russen, Amerikaner würden sich sofort von den Inseln oder Distrikten, die sie besetzt hielten, zurückziehen. England besaß nicht den Muth, dem Dünkel der Australier entgegenzutreten und dieselben zu erinnern, Frieden mit den Deutschen und Franzosen zu halten. Das kleine Australien bläht sich auf, will die Rolle einer Großmacht spielen und nach dem Muster der Vereinigten Staaten seine eigene Monroe-Doktrin aufstellen. Die Deutschen in Neu-Guinea, die Franzosen in Caledonien sind den Australiern zuwider und sie scheuen sich nicht, zu wiederholen, daß die Erwerbung der holländischen Inseln Java, Borneo durch die Deutschen von ihnen als Kriegsfall betrachtet werden würde. Colquhoun (S. 193) bemerkt hierzu: „Der Tag ist vielleicht nicht fern, an dem Großbritannien vor die Wahl zwischen dem Bund mit ihren alten Colonien oder dem einer europäischen Macht, wie Deutschland, gestellt wird". Gerade wenn ein Zusammenstoß zwischen Deutschland und dem dünkelhaften Australien mit der Zeit unvermeidlich ist, kann Deutschland nicht wohl der Verbündete Englands werden. England aber kann schon aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung seine Colonie nicht im Stiche lassen.

Daß Australien sich von England unabhängig mache, ist durchaus unwahrscheinlich, denn ohne englischen Schutz würde es die leichte Beute irgend einer europäischen Macht werden. Wollte es einen Bund mit einer andern Macht schließen, dann müßte es sich weit härtere Bedingungen gefallen lassen und eine ganz andere Politik einschlagen. Es ist ein Beweis der Sorglosigkeit, des in den Tag Hineinlebens, der Erwartung, daß England alles für die Colonie thun werde, daß man in Australien gar nicht an die Vertheidigung des Landes denkt und kein Opfer bringen will. Neu-Seeland will der Conföderation der australischen Inseln nicht beitreten, das gemeinsame Parlament nicht beschicken, keine Schiffe bauen, weil es die Unterstützung seitens des übrigen Australiens erwartet; Australien will nichts thun, weil es auf die englische Flotte sein Vertrauen setzt. Colquhoun macht auf einen großen Uebelstand, auf die Abnahme der Bevölkerung aufmerksam.

„Die Australier, sagt er (S. 194), sind eine junge kräftige Nation, das Land ist reich und hat einen Ueberfluß von noch nicht ausgebeuteten Ländereien... Aber trotz aller dieser Vorzüge hat das junge Gemeinwesen mit ernsten Schwierigkeiten zu kämpfen. Eine der auffallendsten Thatsachen ist die seit den letzten Jahren zu Tage tretende stetige Abnahme der Geburten. In einem Land, in dem sich der Mangel an Bevölkerung fühlbar macht, Einwanderung verhindert und Zuführung frischen Blutes erschwert wird, ist eine solche Abnahme ein bedenkliches Symptom. Die Gründe hiefür sind vielfach erörtert worden. Die Australier sind schlanker und dünner als ihre Vorfahren, weit nervöser und gereizter. Die Mädchen entwickeln sich rasch und leiden an Blutarmuth und altern viel früher als die Engländerinen. Die zahlreiche Arbeiterklasse, welche sich viele Bedürfnisse angewöhnt hat und an das Leben höhere Bedürfnisse stellt als die Vorfahren, hat leider das für Frankreich so verderbliche System der Abtreibung der Leibesfrucht adoptirt, selbst den Frauen höherer Klassen werden ähnliche Vorwürfe gemacht. Das trockene Klima, die unermüdliche, fast fieberhafte Thätigkeit



aller Klassen haben für Australien nachtheilige Folgen gehabt; die physische und geistige Entwicklung, die Muße und Ruhe zur Voraussetzung hat, ist leider in Australien verkümmert worden".

Ziehen wir weiter in Betracht die finanziellen Schwierigkeiten Australiens, die großen Schulden, welche die einzelnen Staaten contrahirt haben, dann wird man begreifen, daß England von Australien keine wirksame Hilfe erwarten kann. Die Staatsschuld von Victoria belief sich im Juni 1900 auf Pfd. 48'744,458; dazu rechne man noch 1/2 Million in Obligationen, der Durchschnittszinsfuß beträgt 3,83%. Der Staatsschuld füge man hinzu die Schulden von Städten im Betrag von Pfd. 8'417,471. Die Schulden von Queensland betrugen im Dezember 1899 Pfd. 34'348,414; die Zinsen dieser Schuld Pfd. 1'339,149 ungefähr ein Viertel des Einkommens Die Gläubiger sind nicht etwa reiche Australier, sondern Engländer, die nur zu bereit sind, ihr Geld in australischen Eisenbahnen, Dampfschiffgesellschaften rc. anzulegen, die bisher wenig einträglich gewesen sind. Man spricht so viel von der trefflichen Verwaltung der englischen Colonien, zählt die Eisenbahnen, Kanäle, Häfen, Straßen auf, vergißt aber zu bemerken, daß die Colonisten Mühe haben die Zinsen zu erschwingen. Wie die Juden Bauern zum Schuldenmachen verleiten, um in den Besitz von Haus und Hof zu gelangen, so bieten die reichen Engländer den Colonisten oder den einzelnen Staaten Kapitalien an, angeblich um die reichen Hilfsmittel des Landes auszubeuten, in der That, um sich auf Kosten der Colonien zu bereichern. Große Ein- und Ausfuhr, zahlreiche Fabriken, blühender Handel sind kein Beweis des nationalen Wohlstandes, wenn sich in den Händen von Wenigen, die meistens Ausländer sind, große Kapitalien ansammeln, wenn eine vermögliche Mittelklasse nicht aufkommen kann, die Arbeiterklasse aber von der Hand in den Mund lebt. Schon aus unsern Bemerkungen, die wir hier nicht begründen können, geht hervor, daß Australien,



was immer die Engländer dagegen einwenden mögen, keine große Zukunft hat, es sei denn, daß eine vollkommene Frontveränderung stattfinde, die indeß nur dann eintreten würde, wenn die Vereinigten Staaten das an Hilfsquellen so reiche Land annektirten. Australasien könnte offenbar eine bedeutende Rolle im Stillen Meer spielen, wenn seine Finanzen besser stünden, wenn seine Bewohner zahlreicher, einiger, patriotischer und opferwilliger wären, wenn sie nicht die Fremden eifersüchtig ausschlössen. Die Entfernung von Europa ist zu groß, die Aussichten für Europäer zu wenig günstig, als daß sie in großer Zahl sich in Australien niederlassen sollten.

Gehen wir jetzt zu Canada über, dem Colquhoun eine große Zukunft prophezeit. Er sagt: „An der Abdachung Canadas gegen das Stille Meer besitzt Großbritannien alles, was es für die Gewinnung einer neuen Basis für seine Seemacht nothwendig hat. Eine der Hauptpflichten Englands muß sein die Besiedelung des Westens von Canada und Britisch-Columbia, ein Land, über das die Natur das Füllhorn ihrer Segnungen ausgegossen und als Wohnung des weißen Mannes gleichsam vorbereitet hat, mit allem Ernst zu betreiben, anstatt seine Kräfte in Südafrika zu erschöpfen und aufzureiben“ (S. 405–6). Colquhoun mag tausendmal Recht haben und die Weiseren unter den Engländern von der Durchführbarkeit seines Planes überzeugen; aber die öffentliche Meinung ist gegen ihn und läßt sich nicht so leicht umstimmen. Noch mehr, der Vorwurf, den er so oft gegen die Franzosen erhebt, daß sie, anstatt ihre Colonien auszunutzen, immer neue gründen und große Summen verschwenden, trifft auch England, wo der Niedergang schon seit Jahren begonnen hat, wo an die Stelle eines derben, kräftigen Geschlechtes, das auf dem Lande heranwuchs, ein mehr oder minder entnervtes getreten ist. Die Behandlung dieser Frage berührt das große Publikum unangenehm; die englische Presse ist besonders gereizt gegen

Ausländer, welche die von englischen Schriftstellern vorgetragenen Gedanken sich aneignen und selbständig entwickeln; das darf jedoch den wahren Freund Englands nicht abhalten, auf offenbare Schäden aufmerksam zu machen. Die civilisirte Welt kann England noch nicht entbehren; es liegt ihr viel daran, daß die Engländer mit ihrer Toleranz, mit ihrem Freihandel, ihrer Gastfreundschaft, die Jedem, der sich in ihrem Gebiete niederläßt, volle Freiheit gewähren, nicht sobald aus der Liste der Großmächte ausgelöscht werden, daß sie das gegen die Selbstsucht und Beschränktheit anderer Nationen nöthige Gegengewicht bilden. Nichts wäre gefährlicher, als wenn sich beim englischen Volke die Ansicht befestigte, daß die übrigen Mächte sich deßwegen nicht in den südafrikanischen Krieg eingemischt hätten, weil sie die englische Uebermacht fürchteten. Die Engländer führen Klage über die Feindseligkeit aller Nationen mit Ausnahme der ungarischen und italienischen, und können nicht begreifen, daß die deutsche Presse sich vor allen anderen durch ihre Bitterkeit und Gehässigkeit hervorthut. Nun, wie man in den Wald schreit, so hallt es wider; der Hohn, die Verachtung, mit der die Ausländer von der englischen Presse behandelt werden, sucht ihresgleichen; der Ingrimm, mit dem Schriftsteller wie Boutmy, Aubin, Berard behandelt werden, weil sie neben den guten Eigenschaften der Engländer auch die schlechten hervorheben, muß nothwendig zu Repressalien führen. Die Presse scheint keine Ahnung zu haben, daß die Völker nicht so geduldig und vernünftig sind wie die Diplomaten, und daß sie verantwortlich ist für die bittere Stimmung unter dem russischen und deutschen Volke.

Der moskowitische Barbar (ein Lieblingsausdruck mancher Engländer) hat in seinen diplomatischen Verhandlungen eine Mäßigung und Finesse entwickelt, um die ihn zu beneiden die englischen Staatsmänner allen Grund haben. Nicht minder zurückhaltend und klug haben sich die russischen Generale und Gouverneure bewiesen, und kamen, weil sie



vorsichtig ihre Fühler ausstreckten, nur selten in die unangenehme Lage, irgendwelches Unternehmen rückgängig machen zu müssen. Dank ihrer schlauen Berechnung war jeder Schlag, den sie führten, ein Hauptschlag, jeder Schuß ein Schuß in's Centrum. Langsam und sicher, gleich einer unaufhaltsamen Naturgewalt, sind die Russen vorwärtsgedrungen und haben nach Asien hin ihre Grenzen erweitert. Da ihnen dank dem Einfluß Englands und anderer europäischen Mächte der Weg nach Konstantinopel versperrt ist, suchen sie den Zugang zum Meer in der Richtung des persischen Meerbusens und des Stillen Meeres. Wir begreifen, daß es dem Engländer vor dem unheimlichen Gaste, der immer näher und näher kommt, graut, daß er von Zeit zu Zeit seinem Unmuth Luft macht, indem er ihn als drohendes Gespenst an die Wand malt, oder als lächerlichen Popanz darstellt, den man nicht zu fürchten brauche.

Soweit wir urtheilen können, hat Rußland in seinem Eroberungszug die zwei großen Fehler, in die England gefallen ist, vermieden, es hat Bezirk nach Bezirk, Stamm nach Stamm sich angegliedert, seinem Reiche einverleibt und sich, soweit es möglich war, den Eigenthümlichkeiten der Eroberten angepaßt. Letztere dienen im russischen Heere, können Verwaltungsstellen bekleiden und sind weit weniger besteuert als die asiatischen Unterthanen Englands, die durch eine weite Kluft von ihrem Herren getrennt sind. Rußland ist trotz seines gewaltigen Umfanges ein compaktes Reich, und wird durch die patriotische Gesinnung seiner Unterthanen vielleicht kräftiger zusammengehalten, als das britische Reich trotz seiner trefflichen Organisation und seiner strengen Gerechtigkeitspflege. Eine öffentliche Meinung hat sich in Asien noch nicht gebildet wie in Europa und Amerika, aber betreffs der Vorzüge und Fehler der Russen und Engländer sind die Asiaten jedenfalls im Klaren. Gerade die Völker, welche die schwere Hand Englands gefühlt haben, wie die Hindus und die Chinesen, geben den Russen den Vorzug.



Rußland grenzt an China und hat sich eines großen, am „Stillen Meer" gelegenen Gebietes bemächtigt, das sich durch seine guten Häfen und seine günstige Lage als Operationsbasis trefflich eignet. Durch Anlegung von Eisenbahnen, durch Befestigung strategisch wichtiger Punkte, durch Gewährung von günstigen Bedingungen an Einwanderer wird dieses Gebiet in kurzer Zeit in eine blühende Provinz umgewandelt werden, die infolge des beständigen Nachzuges von Colonisten aus dem europäischen Rußland keine Gefahr läuft zu verkümmern, wie Australien und das britische Columbia (cf. Colquhoun S. 396). Alle britischen Häfen sind weiter von China entfernt (wir sehen natürlich von Hongkong, Shanghai ab) als die russischen von Wladiwostock und Port Arthur. Jedenfalls ist Rußland in der Lage, die Engländer von dem Handel in Nordchina auszuschließen und die Seeherrschaft der Engländer in den chinesischen Meeren zu bestreiten. Sollten, was gar nicht unmöglich ist, Rußland und die Vereinigten Staaten sich darüber einigen, daß Rußland die Oberherrschaft im Norden, den Vereinigten Staaten die im Süden zufällt, dann ist England aus der gebietenden Stellung, die es China gegenüber eingenommen hat, herausgedrängt und darf von Glück sprechen, wenn man es als Macht zweiten Ranges duldet. Selbst Engländer machen sich kein Geheimniß daraus, daß die Blüthezeit Hongkongs infolge der amerikanischen Concurrenz auf den Philippinen ihrem Ende naht, daß irgend ein Anlaß zum Conflikt Amerikas mit Rußland ferneliegt. Warum sollten die Vereinigten Staaten Streit mit Rußland suchen? Wohl nicht, um sich die Märkte Nordchinas zu erobern und die russische Seeherrschaft zu vernichten. Solange England die an der Westküste Canadas gelegenen Häfen innehat, wäre es thöricht für die Vereinigten Staaten, zu Gunsten Englands die russische Seeherrschaft im Norden zu vernichten und sich in einen Krieg mit Deutschland und Rußland zu verwickeln. Ein vom Zaun gebrochener Krieg mit einer Macht wie



Rußland, mit der die Vereinigten Staaten stets die besten Beziehungen unterhalten haben, würde im Congreß scharfen Tadel erfahren und Amerika manche Freunde, z B. Frankreich, entfremden. Rußland hat von keiner Seite, außer von England und Japan, Widerstand zu fürchten und kann ungestört seine Stellung in China befestigen. Nichts steht im Wege, daß es durch kluge Diplomatie oder offene Gewalt die Japaner und Engländer aus Gebieten ausschließt, auf die sie sich längst Hoffnung gemacht haben. Wie die Russen nach dem unglücklichen Kriege Chinas mit Japan sich auf Kosten der letzteren hilfreich gegen die Chinesen erwiesen haben, so werden sie auch Englands Ansprüche auf das Jangtse-Thal zurückweisen, und sich dadurch die Dankbarkeit der Chinesen zu verdienen suchen.

Rußland hat sich seine Angriffspunkte auf den englischen Machtbesitz gut gewählt, es kann entweder zu gleicher Zeit oder nach der Reihe zum Angriff gegen England übergehen und seine Truppen durch Persien oder über Afghanistan in Indien einrücken lassen, und, wenn nöthig, seinen Bundesgenossen Frankreich um Hilfe anrufen. Was den aufmerksamen Beobachter am meisten in Erstaunen setzt, ist der Umstand, daß sich England der eisernen Umklammerung nicht bewußt wird und unbekümmert um die drohende Gefahr sich in Südafrika mit den Buren herumschlägt.

Ein den ministeriellen Kreisen Englands nahestehender Diplomat, der sich hinter dem Namen Calchas versteckt, hat in dem Fortnightly Review 1900-1901 in einer Reihe von Artikeln die Beziehungen Englands zu den übrigen Mächten erörtert und ist zu dem Schlusse gelangt, daß England ein Freundschaftsbündniß mit Rußland suchen müsse, und daß Deutschland der eigentliche Feind Englands sei. Auf alle die cruden Gedanken, ungerechten Anklagen, schiefen Darstellungen dieser Artikel einzugehen und sie zu widerlegen, würde eine Reihe von Artikeln erfordern; wir beschränken uns auf einige Hauptpunkte und verweisen dabei



auf einen Artikel in den Annales des Sciences Politiques: „La Campagne de Calchas“, März 1902, der eine gute Uebersicht bietet. Calchas hatte sich anfangs Hoffnung auf ein deutsches Bündniß gemacht und sich bemüht, den Deutschen vorzudemonstriren, daß sie zur Gründung eines großen Weltreiches berufen seien, das neben Holland, Belgien noch Oesterreich-Ungarn und andere Länder einschlösse und als festes Bollwerk gegen das Slaventhum dastünde. Als der deutsche Kaiser (wir geben die Version von Calchas) den abgeschlossenen Freundesbund mit England nicht bekannt zu machen wagte, sich vielmehr, um die Anglophoben zu versöhnen, von der antienglischen Strömung treiben ließ, da entdeckte Calchas seinen großen Irrthum und sah ein, daß das Deutsche Reich, weit davon entfernt, ein mächtiges Bollwerk zu sein, einem in's Meer versunkenen Tiefland gleiche, das nur mühsam durch Dämme und Deiche das Hereindringen der Fluthen abwehre und seine Erhaltung der Gunst und dem Wohlwollen Rußlands verdanke. Als Beweise werden angeführt die große Armuth in Deutschland, die Unmöglichkeit, einen großen Krieg zu führen, der Millionen von Arbeitern und ihren Familien an den Bettelstab führen würde, die Thatsache, daß Deutschland trotz verschiedener Anläufe es nie gewagt habe, mit England einen Bund zu schließen, der russischen Politik entgegenzutreten. Die scharfen Aeußerungen über die plumpen, träumerischen Deutschen und über den Kaiser, der allein das entdeckt habe, was sich kein deutscher Professor habe träumen lassen: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“, sind offenbar vom Aerger und Unmuth diktirt, weil das englisch-deutsche Bündniß nicht zu Stande kam. Für England wäre es freilich vortheilhaft, wenn sich die europäischen Nationen in langwierigen Kriegen zerfleischten und die Ausrüstung von Handels- und Kriegsflotten als einen kostspieligen Luxus betrachteten.

Die Mächte sind indeß so klug, daß sie sich von dem



Wunderdoktor Calchas keine Recepte geben lassen; derselbe wird voraussichtlich in Rußland ebensowenig Glück haben wie in Deutschland. Die Russen werden auf seine Locktöne die Antwort geben: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein es fehlt der Glaube.“ Nach Calchas sucht eine die wahren Interessen Rußlands verkennende Partei das zur Herrschaft über die weiten Ebenen bestimmte Reich zu einer Seemacht ersten Ranges zu erheben, und beschleunigt dadurch dessen Sturz. Da Calchas fürchtet, die Russen möchten seine Rathschläge als vom Eigennutz eingegeben zurückweisen, sucht er darzulegen, daß nur eine von dem Minister Witte geführte Partei, ganz im Gegensatz zu den alten russischen Traditionen, die Herrschaft zur See, die für Rußland verhängnißvoll sein würde, anstrebe. England — so führt der Verfasser im Einzelnen aus — kann Rußland in Allem nachgeben; es hat die Befestigung der russischen Macht in Mittelasien und China nicht zu befürchten, nur das Eine, daß Rußland sich in Persien festsetze und den nächsten Handelsweg nach Indien in seine Gewalt bringe, kann es nicht erlauben. Daß die Eroberungen in Mittelasien und die von Rußland angelegten strategischen Eisenbahnen eine Etappe nach Indien seien, läßt Calchas natürlich nicht gelten, denn Rußland sei nicht zur Seeherrschaft bestimmt. Die Engländer haben Deutschland dieselbe Lehre einzuprägen gesucht und kein Gehör gefunden, auch Rußland wird sich durch die Lockstimmen der englischen Sirenen nicht bethören lassen und nach allen Anzeichen ruhig seine Wege gehen.

An.



LXV.

Das Mittelalter einst und jetzt.

Zwei Vorträge über Prof. Ehrhards „Katholicismus und das 20. Jahrhundert“.[1])

Mit einem Nachwort über Ehrhards „Katholischer Liberalismus?“

II.

Wie kurzlebig in unseren Jahren selbst sehr beachtenswerthe literarische Erzeugnisse sind! So gut wie vergessen sind bereits zwei zu ihrer Zeit vielbesprochene Schriften, die im Jahrzehnte vor dem Vatikanischen Concil, ähnlich wie die Schrift von Prof. Ehrhard, sich mit der Versöhnung zwischen der Kirche und der modernen Zeit beschäftigt haben. Sie wurden in den durch Ehrhard angeregten Controversen, so viel ich sehen konnte, niemals genannt; und doch ist ein vergleichender Blick auf die drei Bücher nicht blos vom allerhöchsten Interesse, sondern auch von ergiebigster Belehrung. Im Jahre 1859 erschienen die „Gedanken über die Restauration der Kirche in Deutschland“ (Regensburg, Manz). Das Buch trat anonym auf; aber es war bald kein Geheimniß mehr, daß der verdiente und hochbegabte Domherr von Regensburg Willibald Maier der

---

1) Anm. der Redaktion. Der erste dieser beiden Vorträge des Herrn Universitätsprofessors H. Grisar S. J. erschien im vorigen Hefte S 737—771. Es wird demnächst eine Separatausgabe beider Vorträge von der Literarisch-artistischen Anstalt von Th. Riedel (A. Dupont) zu München ausgegeben.



Verfasser sei. Die klar entworfenen und gewandt skizzirten „Gedanken“ spendeten, wie man aus dem öffentlichen Urtheil entnehmen konnte, den weitesten katholischen Kreisen Anregung, Licht und Muth. Aus ihrem vollen quellenden Borne habe auch ich selbst (wenn ich hier meine Dankbarkeit äußern darf) in meinen akademischen Jugendjahren manche Belehrung und freudige Begeisterung geschöpft.

Gleich mit der ersten großen Frage, die Dr. Maier vorlegt, betritt er ein von Ehrhard ausgeschlossenes Gebiet. Theoretisch und zugleich sehr praktisch behandelt er das Thema: Wie können die gebildeten Laienstände in das kirchliche Leben zurückgeführt werden? und so ziemlich an der Spitze erscheint hier die Forderung: Die Conferenzen für die wissenschaftlich gebildete Männerwelt müssen neben den Volksmissionen in weitere Aufnahme kommen! Er meint jene religiösen Conferenzen, die in den Fünfziger-Jahren in vielen unserer größten Städte die Gebildeten mit so gewaltiger Macht angezogen und sich als ein Nerv für den kirchlichen Aufschwung in der Laienwelt bewährt haben. Im Fortgange wendet sich die ernste und offene Mahnung des Verfassers auch an den Klerus, den niederen wie den hohen; es wird von der Volksschule, dem Gottesdienste und seiner religiösen wie ästhetischen Hebung, den socialen und charitativen Veranstaltungen gehandelt, immer unter treuem Anschluß an die katholische Vergangenheit, aber zugleich mit weitherzigster Benützung aller besseren Elemente der Neuzeit; am Ende wird ausführlich und mit versöhnenden und einladenden Worten der Wiedergewinnung der Protestanten für die katholische Kirche gedacht. Das gedankenreiche Buch ist von einem schlichten, anspruchslosen Auftreten. Sein Inhalt ist für die Mitte des vorigen Jahrhunderts charakteristisch. Denn durch das Ganze geht durchaus der Hauch der katholischen „Restauration“ jener für die Kirchengeschichte unseres Vaterlandes so denkwürdigen Jahre. Wehmüthig ergreift es daher, wenn wir uns heute



in diese Zeit zurückversetzen und dann wahrnehmen müssen, daß so viele Samenkörner, die sie in sich barg und die schon zu sprießen begannen, inzwischen durch die Mißgunst der Staaten gegen die Kirche, wie durch die in's Riesige angewachsene materielle Richtung der Zeit erstickt worden sind. In einigen Stücken mag auch der warmfühlende Schriftsteller den Flug zu hoch genommen haben; sein Buch ist eben nur eine Etappe auf dem schwierigen, aber lohnenden Wege, der wieder und wieder zu betreten. Eine Sichtung und Weiterführung der „Gedanken" des Regensburger Verfassers wäre heute eine sehr zeitgemäße Arbeit.

Der zweite Reformator aus den Jahren vor dem vatikanischen Concil, den ich Ihnen vorzuführen habe, ist ein Mann von ganz anderem Schlage. Wollen Sie auch Ehrhard's Schrift mit der seinigen ja nicht auf eine Linie stellen! Ich meine das anonyme, 1869 zu Leipzig bei Duncker und Humblot erschienene Buch: „Reform der römischen Kirche in Haupt und Gliedern, Aufgabe des bevorstehenden römischen Concils" von dem Kirchenrechtslehrer und Domherrn Joseph Augustin Ginzel zu Leitmeritz. Es ist durchaus getragen von der concils- und kirchenfeindlichen Strömung, die damals durch einen Kreis von Gelehrten ging und später im Altkatholicismus ihre eigentliche Natur enthüllte. Der Verfasser verlangt zur Reform des Hauptes der Kirche Aenderungen in den alten Normen der Papstwahl, Einschränkung der päpstlichen Gewalt in geistlichen Dingen, Ausrottung eines gewissen äußerlichen Romanismus oder „Römerthumes", wie er sagt, und Einführung innerlicher Religiösität in die Kirchenregierung, Namen, unter denen sich ähnliche verschwommene Nebelgebilde verbergen, wie unter den neueren Schlagworten „politischer und religiöser Katholicismus". Es sind Bezeichnungen, die sich zu allem Möglichen biegen lassen, nur nicht unter das Joch einer klaren Begriffsbestimmung. Ginzel legt aber auch die Axt an den Cölibat des geistlichen Standes, entfernt die ewigen

Gelübde, macht angeblich zwecklos gewordenen Orden, insbesondere der Gesellschaft Jesu, ein jähes Ende, führt die Landessprache in die heilige Liturgie der Messe ein, und ergänzt die religiöse Verwaltung durch das mitwirkende Eingreifen des Volkes, nach dem vermeintlich altkirchlichen Grundsatze: Nichts darf über uns ohne uns beschlossen werden.

Nun, dem Urheber so radikaler Reformpläne ist wenigstens kein Unrecht damit widerfahren, daß seine Schrift vergessen wurde und bei den Debatten über Reform und Annäherung an die moderne Cultur keine Erwähnung fand Immerhin erscheint auch sie als ein geistiger Markstein in der neueren Zeitgeschichte; ich glaube aber als Markstein, der zugleich Grabstein ist; denn wenn nicht alles trügt, ist die Zeit für derlei Sturm und Drang und überhaupt für Aufnöthigung von Kirchenreformen „an Haupt und Gliedern“ vorüber, war auch schon zu Ginzels Zeit vorüber und wird hoffentlich so bald nicht zurückkehren. Es fehlt nämlich zum Glück in unseren Zeiten am eigentlichen Gegenstande zu tiefgreifenden, gewaltig ändernden Neugestaltungen. Solche Reformen sind am Platze bei tiefeingerissenen allgemeinen Schäden, und die geschichtlichen Perioden, in denen einst der Ruf nach Reform an Haupt und Gliedern von vielen Seiten, auch von Wohlgesinnten erscholl, wiesen in der That solche Schäden in mehr oder minder großer Fülle auf, sowohl in den höchsten Regionen der Kirchenleitung, als in den unteren Kreisen der Geistlichen wie der Laien. Für unsere Gegenwart ist es eine verhältnißmäßig beruhigende Erscheinung, daß bei all den vielfachen Erörterungen der letzten Jahre, eigentlich tiefgreifende Krankheiten im kirchlichen Leben nicht nachzuweisen waren, wenngleich von einzelnen Uebelständen mit Fug und Recht geredet werden konnte. Auch die Verhandlungen über Ehrhards Buch haben diesen Eindruck hinterlassen; wie denn auch der Verfasser selbst keineswegs so thöricht war, die abschüssigen Bahnen des Leipziger Reformbuches zu betreten, oder seine Sprache in den Mund zu nehmen.



Statt „Reform an Haupt und Gliedern" ruft Ehrhard: Annäherung an die moderne Cultur unter Beibehaltung alles wesentlich Kirchlichen! Auf eine Reform spitzen sich allerdings auch seine Gedanken hinaus; aber die Einzelheiten der Reform überläßt er der kirchlichen Autorität. Der offenherzige, seines kirchlichen Standpunktes sich durch und durch bewußte Regensburger Verfasser der „Gedanken" legt mit allem Freimuthe seine Vorschläge vor, in der Gewißheit, daß Niemand sie übel deute; er ist ferne von dem scheuen und furchtsamen Seitenblicke Ehrhards gegen mögliche Anfeindungen (350). Wenn im kirchlichen Rechte und im kirchlichen Geiste begründete Vorschläge, von einem Manne in Ehrhards Stellung, mit der nöthigen Bescheidenheit vorgetragen werden, sind einsichtsvolle Oberen der Kirche dafür nur dankbar.

Ein anderer, mehr äußerer Unterschied des Buches von Ehrhard gegen die beiden genannten Schriften liegt dann darin, daß Ehrhard ausführlich auf die Darlegung der Geschichte der früheren Zeiten eingeht. Sein Ton wird dabei der eines kirchenhistorischen Lehrbuches. Der Verfasser läßt sich mit Vorliebe die Periodisirung der ganzen kirchlichen Vergangenheit, mit bestimmter und geistreicher Hervorhebung all ihrer kleinen Gruppen angelegen sein. Ob es nun wirklich gerade nothwendig war, so weit auszuholen und den kirchengeschichtlichen Ueberblick über die ganze Zeit, bis zu den ersten Jahrhunderten auszudehnen, darüber will ich mit meinem Freunde nicht rechten, zumal ich fast selbst heute werde fürchten müssen, vor den verehrten Zuhörern den Fachprofessor zu sehr hervorzukehren. Die Frage ist erlaubt, ob viele Leser sich in diesen historischen Ueberblick vertieft haben, und wenn dieses geschehen, ob sich ihnen der entsprechende Nutzen für die Beurtheilung der Gegenwart dargeboten hat, da hiefür das Gebotene doch wieder allzu kurz ist. Der Titel des Buches verspricht auch eigentlich vom Katholicismus und dem 20. Jahrhundert „im Lichte der

Neuzeit" zu handeln. Sicher ist, daß der Verfasser der „Restaurations"schrift von 1859 ein sehr wirkungsvolles und überzeugendes Resultat erzielte, ohne all diesen Aufwand mit historischen Zusammenfassungen zu machen; der Andere, der Reformator an „Haupt und Gliedern", hat sehr mäßig aus dem Ocean der Kirchengeschichte geschöpft; ja er hat sich fast nur der Gelehrsamkeit Ignaz von Döllingers bedient, und auch nicht derjenigen aus dessen besten Jahren. Keines von beiden Büchern würde zu einer Besprechung des Themas „Das Mittelalter einst und jetzt" Veranlassung bieten.

Doch um den wesentlichen Zweck unserer dritten Schrift, derjenigen von Ehrhard, gegenüber den beiden anderen noch näher zu bestimmen, als es früher schon geschehen ist, so beschäftigt diesen mit Erudition viel mehr ausgerüsteten Autor vornehmlich „die Frage nach der Stellung, welche der Katholicismus innerhalb der Lebenskräfte und Kulturfaktoren des 20. Jahrhunderts einnehmen wird" (1). „Die konkrete Lage der katholischen Kirche in der Gegenwart", führt er aus (2), werde durch drei große Erscheinungen bestimmt (die schon im vorigen Vortrage [S. 762] erwähnt wurden): durch die von der jetzigen Welt erhobene Anklage, „der Katholicismus sei der große Gegner der modernen Kultur" (ebenda), durch „die wachsende Entfremdung der gebildeten Kreise von der katholischen Kirche" (9), endlich durch die Unzufriedenheit unter den Katholiken „mit einer Reihe von bestehenden kirchlichen Verhältnissen" (12). Abgesehen von den Uebertreibungen, die ihm in der Darlegung dieser Erscheinungen, insbesondere der dritten, begegnen, ist es gewiß nur das löblichste und eines kirchlich gesinnten Mannes würdigste Bestreben, wenn Ehrhard, indem er „den Gegensatz der modernen Welt zur Kirche nicht als eine unabwendbare Thatsache hinnehmen" will (17), eine Lösung dieser Schwierigkeiten versucht. Er thut es unter Beantwortnng der drei Fragen: „Wie ist die heutige religiös kirchliche Lage entstanden? Welches ist der wesentliche Charakter und die

Tragweite des heutigen Gegensatzes zwischen der katholischen Kirche und der modernen Welt? Welche Aufgaben harren der nächsten Zukunft, des 20. Jahrhunderts, zur Beilegung des Conflikts zwischen Welt und Kirche?“ (18).

Die lange geschichtliche Erörterung, die weitaus den größten Theil des Buches füllt, dient dem Verfasser zur Beantwortung der ersten Frage; er beschreibt nämlich die Lage der katholischen Kirche im Mittelalter, von der Bekehrung der neuen Völker angefangen; er sucht dann die Stellung des Mittelalters in der Gesammtgeschichte des Katholicismus zu bestimmen, und entwickelt darauf ebenso umständlich die Entstehungsgeschichte der modernen Zeit im Laufe der letzten drei Jahrhunderte, speciell aber hält er sich bei dem geschichtlichen Charakter des 19. Jahrhunderts auf. Er kommt dabei zu dem bekannten Resultate, daß, während im Mittelalter Eintracht zwischen Kirche und Welt herrschte, sich in den folgenden Jahrhunderten ein Gegensatz zwischen beiden herausstellte und immer mehr steigerte, der in seinem dreifachen, fortschreitenden Stadium als antikirchlich, antichristlich und antireligiös bezeichnet werden kann.

Darnach sehen Sie Ehrhard endlich (S. 292) mit der Hauptsache einsetzen und den Beweis antreten, daß dieser Gegensatz kein absoluter sei; er will nämlich zeigen, derselbe sei nicht so nothwendig mit dem innersten Wesen der Neuzeit verbunden, daß er von diesem Wesen innerlich gefordert werde und von der Neuzeit nicht getrennt werden könne. Zu diesem Behufe untersucht er fünf Grundfaktoren der Neuzeit, die sich nach ihm aus der vorgelegten geschichtlichen Entwicklung ihres Ursprunges ergeben; er legt dar, daß durch keinen der Grundfaktoren die religionsfeindlichen Gedanken, Bestrebungen und historischen Erscheinungen der Neuzeit nothwendig gefordert sind, daß also ihre religionsfeindliche Richtung nur durch den Mißbrauch hervorgerufen wurde, der mit jenen neuen Kräften, welche die Neuzeit in ihrer Eigenart gestalteten, getrieben ward. Er schließt mit einer verhältnißmäßig kurzen Ausführung über



„die kulturellen Aufgaben der Katholiken im 20. Jahrhundert" (348 ff.), und hier handelt er an erster Stelle über den uns am meisten interessirenden Punkt, nämlich über „die hochwichtige katholische Aufgabe der nächsten Zukunft", die da bestehe in der „Abstreifung alles dessen, was in der konkreten Verwirklichung der katholischen Lebensideale nur innerhalb des **Mittelalters** eine relative Berechtigung besaß" (352).

Wir werden auf diese „kulturellen Aufgaben", wie auch auf die fünf Grundfaktoren der Neuzeit, binnen kurzem zurückkommen müssen. Für jetzt vor allem die Anerkennung, daß der Gedankengang des Ganzen gut entworfen, und abgesehen von manchen durchaus nicht einwandfreien Partien, auch gut durchgeführt ist. Glänzend ist der Nachweis für den Satz geliefert (ich wiederhole es mit Freuden), daß die Kirche mit keinem berechtigten Prinzip oder Hebel des Fortschrittes in innerem Widerspruch steht. Nur hätte der Verfasser wohl auch auf einfacherem Wege zu leuchtender Begründung dieser Wahrheit gelangen können. Näher liegend und klarer wäre ein Beweisgang gewesen, der sich an folgende einfache Fragen gehalten hätte: Welches Prinzip der Kirche soll denn den wahren Fortschritt hemmen? Ist nicht vielmehr die Kirche nach ihrer Natur und all' ihren Kräften der wahren Cultur günstig? Hat sie sich endlich in der Geschichte als culturfeindlich bewährt oder vielmehr umgekehrt? Da wäre denn auch der Autor darauf geführt worden, vor allem genau zu bestimmen, worin wahre Cultur und rechtmäßiger Fortschritt bestehen.

Hier bloß noch die Frage. Da Ehrhard einer Versöhnung zwischen Kirche und moderner Cultur das Wort redet, warum richtet er schließlich Mahnungen des Entgegenkommens nur an die Anhänger der Kirche und spricht bloß von deren culturellen Aufgaben? Jeder katholische Leser erwartet für die Gegenseite ähnliche Mahnungen des Entgegenkommens, der Versöhnung, der Preisgabe ihrer unberechtigten Opposition wider die Forderungen von Religion und Sittlichkeit. Geschieht



denn eine Versöhnung nicht durch Entgegenkommen von beiden Theilen, insbesondere von derjenigen, die im Unrecht steht, und welches ist in unserem Falle der Theil, der beleidigt der kränkt, der die heiligsten Rechte verfolgt?

Unser Thema veranlaßt uns zum Glück zu einigermaßen friedlicheren Erörterungen. Ehrhard hat den erwähnten langen Weg durch die Geschichte des Mittelalters eingeschlagen. Wir wollen ihm auf demselben folgen. Nachdem wir früher das Mittelalter principiell und als Ganzes betrachtet und dabei den Standpunkt unseres Autors geprüft haben, lade ich Sie jetzt ein, gewisse einzelne Punkte aus seiner geschichtlichen Darstellung des Mittelalters, in chronologischer Folge, mit mir ins Auge zu fassen. So werden wir noch besser als früher das Mittelalter einst, wie es in sich ist und wie es bei Ehrhard erscheint, kennen lernen, um dann zu einem Schlußurtheil über das Mittelalter jetzt, zu gelangen.

Des Guten finden Sie in der Skizze der mittelalterlichen Geschichte bei Ehrhard viel. Es wurde schon von anderen gerühmt, während die nöthigen Reserven meistens verschwiegen wurden.

Eine erste Reserve betrifft den Umstand, daß der Verfasser bezüglich der Grundlagen des Mittelalters sich der Darstellung des Werdens und Wachsens der kirchlich-weltlichen Machtstellung des Papstthums allzusehr entzieht. Die spätere Bekämpfung derselben wird ausführlich berücksichtigt; wie tief diese Macht aber auf historischen Fundamenten, die schon der altchristlichen Zeit angehören, gegründet ruht, und wie naturgemäß, um nicht zu sagen naturnothwendig, sie empor stieg und vollendet wurde, darüber war dem forschenden Leser ein Mehreres zu sagen.

Es steht fest, daß dem Kirchenlehrer Augustinus mit seinem gefeierten Werke über den Staat Gottes, De civitate Dei, durch seine theologische Beleuchtung der Ziele des



Gottesreiches, ein hervorragender Antheil an dem mittelalterlichen Ausbau des Verhältnisses zwischen Welt und Kirche, Staat und Hierarchie zufällt. Aber gerade über Augustinus läßt Ehrhard eine Bemerkung fallen, wonach das „Ideal des theokratischen Weltstaates, das uns immer wieder entgegengehalten wird" — seitens der Gegner des Katholicismus, — eine Besonderheit (deutlicher Verirrung) dieses Kirchenvaters gewesen sein möge (303). In Wirklichkeit jedoch hat, wie das Mittelalter in seinen bedeutendsten und kircheneifrigsten Vertretern überhaupt, so auch der Kirchenvater von Hippo nicht im Entferntesten daran gedacht, einen „theokratischen Weltstaat" an die Stelle der getrennten und in ihren Sphären selbständigen Gewalten, der kirchlichen und der weltlichen zu setzen. Etwas ganz anderes als Theokratie, das heißt Aufgehen der weltlichen Gewalt in die geistliche, ist das, was St. Augustin mit dem schönen Worte fordert, in welchem seine Ideen über Staat und Kirche gipfeln: „Christus hat der Gesammtheit keinen anderen Heilsweg vorgehalten als den Einzelnen, aus denen die Gesammtheit gebildet wird", und er meinte den gläubigen, gehorsamen Anschluß an sich und seine Kirche (Ep. 155, Migne).

Strebten aber nicht wenigstens im hohen Mittelalter, zur Zeit der Kämpfe mit den Hohenstaufen, die Päpste, „zur obersten Machtfülle und zu einer Herrschaft, der alle übrigen Gewalten unterthan sein würden", zu gelangen (37)? Nach Ehrhards Ausdruck an dieser Stelle würde es sich bei den gewaltigen Kirchenkämpfen des 12. und 13. Jahrhunderts allerdings um die „Frage" gehandelt haben, ob das Papstthum oder das Kaiserthum zu solcher absoluter Suprematie aufsteigen sollte. Vom Papst Bonifaz VIII. am Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts, sagt Ehrhard etwas dunkler, er habe „die Idee von der kirchlichen und weltlichen Suprematie des Papstes als des Oberhauptes der Christenheit nach jeder Richtung festzuhalten gesucht" (39). Hätte er also noch zu seiner Zeit in der



übelberathensten Weise vertheidigt, was laut einer andern milderen Aeußerung des Verfassers „von einigen mittelalterlichen Päpsten vertreten worden sein mag“, nämlich das „Ideal des theokratischen Weltstaates“ (304)? Wir müssen fragen: Waren diese falschen Tendenzen da? Welche Päpste waren mit ihnen behaftet? Wo liegen die Zeugnisse vor für so tiefgreifende Irrungen?

Ich möchte nur wünschen, daß mir die Zeit es gestattete, Ihnen den Inhalt von zwei denkwürdigen Bullen näher darzulegen, die über die angeregte Frage principiell Licht verbreiten. In der einen, Per venerabilem vom Jahre 1202, aus der Zeit des Höhepunktes der päpstlichen Machtentfaltung spricht kein anderer als Innocenz III., den man den Napoleon des mittelalterlichen Papstthums genannt hat, aus, daß in weltlichen Dingen der Landesfürst einen Oberen über sich nicht besitze (er redet zunächst vom König von Frankreich); in der andern, Unam sanctam aus dem Jahre 1302, handelt der Papst Bonifaz VIII. von dem Vorrang der geistlichen Gewalt vor der weltlichen, in Hinsicht auf ihren höheren kirchlichen Beruf, beläßt aber der weltlichen Gewalt in den irdischen Angelegenheiten ihres Berufes alle ihr von Gott verliehene Selbständigkeit. Bemerkenswerth ist, daß, wie Hermann Grauert in der letzten Sitzung der Münchener Akademie nachwies, Bonifaz persönlich die vielumstrittene Bulle verfaßte (propria manu dictavit, sagt Aegidius von Perugia in einem ungedruckten Traktate).

Nie ist der Beweis erbracht worden, daß irgend ein Papst insbesondere im 13. Jahrhundert von dieser Richtschnur principiell abgewichen ist. Einzelne verkehrte Regierungsmaßregeln mögen freilich in den Kampfesjahren getroffen worden sein, und sie werden aus der beispiellos schwierigen Lage der Päpste erklärlich; auch kommen übertreibende Aeußerungen über die päpstliche Machtvollkommenheit bei einzelnen Theologen, aber nur bei solchen der spätmittelalterlichen Verfallzeit vor, wie Augustinus Triumphus,



Alvarus Pelagius (58); und namentlich hat die falsche konstantinische Schenkung, die man in gutem Glauben für echt hielt, dazu beigetragen, die Stellung mancher Vertheidiger der Rechte des apostolischen Stuhles durch Uebertreibungen zu beeinträchtigen, wie denn diese leidige Schenkung selbst auch in die klaren Deductionen einzelner wenigen, kirchenpolitischen Erlasse der Päpste des 13. Jahrhunderts ihre Schatten warf und sie zu nebensächlichen Ablenkungen verleitete. Indessen diese Erlasse stehen im Ganzen, sowohl als Streitschriften aus den Momenten der heißesten Conflikte zwischen Kaiserthum und Papstthum, wie als allgemein belehrende Rundschreiben voll bleibender Gedanken großartig da. Sie zeichnen sich meist durch vollendete juristische Schärfe aus. Ihre Verfasser waren die tüchtigsten Canonisten, die aus den damals blühenden Schulen des Kirchenrechtes hervorgegangen sind.

Erlauben Sie, daß ich Sie wörtlich mit den hochanerkennenden Aeußerungen bekannt mache, die der Protestant Johann Friedrich Böhmer, der feine Kenner des Mittelalters, verdient durch seine grundlegenden Kaiserregesten, über jene Staatsschriften der päpstlichen Kanzlei gemacht hat. Er drückt in einem Briefe (I, 212) an einen Freund seine Verwunderung aus, daß ein katholischer Professor der Kirchengeschichte, mit dem er zusammengetroffen, ihm gestehen mußte, fast keine der „großen päpstlichen Staatsschriften des Mittelalters“ gelesen zu haben, vor denen er selber sich „in Bewunderung beuge“. „Wie traurig!“ fährt er fort, „wird denn in dem höheren Unterricht bei den Katholiken die studirende Jugend gar nicht mehr auf die ächten Quellen verwiesen, aus denen sie ihren Blick erweitern, ihr Gemüth erwärmen, ihren Willen stählen sollte? Läßt man denn alle Schätze unbenutzt“? Und in seinen Regesten sagt er von dem Aktenstück des Papstes Gregor IX. vom 10. Oktober 1227: „dieses schon durch den Inhalt so wichtige Aktenstück ist in Bezug auf die Abfassung wohl eins der



ausgezeichnetsten, die überhaupt existiren. Warum sind doch so großartige Denkmäler der Gesinnung und des Talentes so wenig bekannt, selbst bei Freunden der Kirche, deren Hoheit darin so herrlich hervortritt"?

Allerdings, auch Ehrhard erkennt das muthvolle, weitblickende und opferbereite Auftreten der Päpste des 13. Jahrhunderts gegen die gewaltthätigen Hohenstaufen und gegen ihr „Phantom eines Weltreiches und einer Universalmonarchie" an (38); er hat ihnen einige der schönen von wahrem historischen Gefühl eingegebenen Sätze gewidmet, wie sie ihm so oft in seiner Schrift Ehre machen. Er rühmt, daß sie für „die Unabhängigkeit des Papstthums von politischer Knechtschaft und zugleich für die Freiheit der Völker kämpften" (ebd.). Hier läßt er nun auch das Wort fallen: „Ihr grundsätzlicher Standpunkt war der richtige". Welcher Standpunkt? Doch wohl nicht, so könnte Jemand fragen, der früher von Ehrhard angedeutete, einer „kirchlichen und weltlichen Suprematie" und einer „obersten Machtfülle" über alle übrigen Gewalten? Nein, hiergegen muß Jeder Ehrhard entschieden in Schutz nehmen, der ihn nicht am Ende selbst dem falschen Systeme der Theokratie das Wort reden lassen will. Der Autor sucht nur, um nicht den Päpsten zu sehr Unrecht zu thun, an dieser Stelle einzulenken; er schwächt ja so oft später ab, was er allzu grell hingestellt hat.

Bonifaz VIII. gegenüber hören wir ihn wieder den Ton des Censors verstärken. Da schon ein neuer Geist sich in den alten Institutionen „des Mittelalters eingenistet hatte", mußte dieser Papst bei dem Versuch, jene „Suprematie" „nach jeder Richtung" festzuhalten, den Kürzeren ziehen. Ja, der Versuch mußte mißlingen; denn dem falschen Bestreben trat in Frankreich unter Philipp dem Schönen der Individualismus in der Gestalt des Nationalismus siegreich entgegen, und „Papst Bonifaz hat diese neue Er-



scheinung und ihre relative Berechtigung verkannt und infolgedessen bekämpft".

Allein was Bonifaz, mit sehr klarem Kopfe, wenn auch vielleicht mit zu feuriger Lebhaftigkeit, bekämpfte, und was er als durchgebildeter Jurist und Theologe bestritt und mit muthigem Einsetzen seiner Persönlichkeit abzuwehren suchte, wie er dazu durch heilige Eide verpflichtet war, das war nicht das Franzosenthum, sondern der Eingriff des rücksichtslosen französischen Monarchen in die „wesentlichen Rechte des Papstthums." Letzteres sind wieder zum Ueberflusse die Worte Herrn Ehrhards selbst (40); auch hier ist es die Gerechtigkeit, die ihn zum Einlenken einladet. Ueber das Prinzip des Nationalismus fällt er übrigens das verwerfende Urtheil (69), dasselbe habe in einer modernen Form zu der Umwälzung in Italien geführt und „setze seine politisch gestaltende und zersetzende Arbeit auch in der Gegenwart fort".

Das Papstthum unter Bonifaz VIII. betreffend, ist er der Ansicht, bei jenem tiefgehenden Zusammenstoße hätten wenigstens die Träger der Tiara die „eindringliche Mahnung" von oben erhalten, „daß noch ein höheres Ideal päpstlicher Wirksamkeit in dem Gedanken des Papstthums liege, als was bis zu jener Stunde im Mittelalter verwirklicht worden war" (41), und dieses sei „vom höchsten Standpunkt aus beurtheilt" eine Lichtseite des mißlungenen Versuches Bonifaz' VIII. Also ein höheres Ideal für die Päpste, noch über das Mittelalter hinaus? Eine größere „Vergeistigung" ihrer Stellung durch Abstreifen der engen Verbindung zwischen Geistlich und Weltlich? Ich bitte um Geduld; spätere Aeußerungen des Verfassers werden uns vielleicht besser erklären, was er meint.

Wie immer man über den viel getadelten Bonifaz VIII. urtheilen möge, dieser Papst stand einer Zeit gegenüber, in welcher die christlichen Nationen, des mittelalterlichen Zustandes müde, das Vaterhaus der Kirche zu verlassen begannen, nicht um sich dem Unglauben oder Irrglauben in die Arme zu

werfen, sondern um das ehemalige vertrauliche Sohnesverhältniß zum Papstthum mit größerer staatlicher Selbstständigkeit zu vertauschen. Wenn solches nur geschehen wäre ohne gröbliche Beleidigung, ohne verletzendes Mißtrauen gegen die kirchliche Macht, ohne die Tendenz zu einem gewissen Gegensatze, ja zur Schilderhebung wider die letztere! Dem Sohne, der in eine gefährliche Fremde eilt, blickt das Papstthum schwer bekümmert nach. Es hat das Aeußerste aufgeboten, um den Unsegen hintanzuhalten, den es mit der Lösung einer fast tausendjährigen, durch die Providenz herbeigeführten Vereinigung kommen sieht Wer in den Grüften des Petersdomes zu Rom, am alten Grabe Bonifaz' VIII. das ausdrucksvolle, von Künstlermeißel gearbeitete Antlitz des auf dem Sarkophage ausgestreckt ruhenden Todten betrachtet, der wird vor diesem Monumente und in der erhabenen schweigenden Gesellschaft der übrigen großen Träger der Papstwürde, recht lebendig inne, wie sich die Ahnungen ihrer Brust leider erfüllt haben; er fühlt aber auch, welche verborgene Hoheit darin liegt, so, wie diese Männer, für die Welt und ihre höchsten Güter zu ringen, und dann dafür von eben dieser Welt, die einer neuen Cultur nachgeht, der Blindheit und Halsstarrigkeit geziehen zu werden.

Außer den großen kirchlichen Kämpfen wären noch so manche andere Erscheinungen des Mittelalters, die Ehrhard berührt, in ihr rechtes Licht zu rücken.

Das Ziel der Kreuzzüge zum Beispiel wird gewiß nicht zutreffend bezeichnet, wenn der Autor sie als den Versuch erklärt, „die abendländische Kirche und Cultur im Oriente aufzurichten" (87). Sollte den Orientalen die religiöse und culturelle Eigenthümlichkeit des Westens aufgedrängt, oder sollte vielmehr unser Abendland gegen die vordringende Macht des Islam gerettet und den Christen das gebenedeite Grab des Herrn erhalten werden?

Ebenso unzutreffend darf es erscheinen, wenn als Ursache der sogen. Avignoner Gefangenschaft der Päpste nur



„der Verfall des Kirchenstaates“ genannt wird (57). Es war vielmehr im Grunde die hohenstaufische Anfeindung mit ihrer Frucht, dem entsetzlichen Ghibellinen- und Welfenstreite in Italien, was dem Papstthum das Verbleiben auf dem heimischen Boden aufs äußerste erschwerte. Und dann kam ja bekanntlich die Haltung Frankreichs hinzu, das allzu dienstbereit den päpstlichen Sitz an sich zog und umklammerte.

Doch ich will nur noch auf zwei hervorragende Gegenstände, die zur inneren Charakteristik des Mittelalters gehören, Ihren Blick lenken, auf die theologische und philosophische Wissenschaft dieser Zeit und auf die Frühjahre des Humanismus und der vorreformatorischen Bewegungen.

War die kirchliche Wissenschaft am Vorabende des 13. Jahrhunderts, in den Decennien vor der Epoche ihrer anerkannten Blüthe, wirklich so schwach und elend bestellt, daß sie die damaligen häretischen Irrthümer nicht „wirksam von innen heraus bekämpfen“ konnte und deßhalb „die Gewalt anzurufen“ gezwungen war? Von den Theologen und Philosophen des 12. Jahrhunderts faßt nothwendig Jeder eine viel bessere Meinung, der die damals entstandenen, von Gedankenreichthum, Kraft und Frömmigkeit quellenden Schriften eines hl. Bernard von Clairvaux, diese Bücher der „lebendigen Theologie“, wie Joseph Bach sie nennt, überschaut; der das umfangreiche und tiefe Werk der Sentenzen des Petrus Lombardus kennt, welchen die folgenden Jahrhunderte mit Ehrfurcht als „Lehrmeister“ commentirt haben; der endlich des Wilhelm von Champeaux, des Hugo von St. Viktor, Robert Pulleyn, des scharfsinnigen Gilbert de la Porée in Frankreich, und in Deutschland der charakteristischen Gestalt des Propstes Gerhoch von Reichersberg gedenkt. Der letztere befindet sich mit seiner Christologie von „großartigem Charakter, mitten in dem Ideenkreise der tiefsinnigsten Väter der alten Kirche, der spekulativsten Geister

des Mittelalters", von wo aus der „Sieg über die unchristliche Wissenschaft sicher ist" (Bach).

Der Theologie des 13. Jahrhunderts wird Ehrhard im Allgemeinen gerecht. Es ist vor allem der erhabene Geist des hl. Thomas von Aquin, dem er den Tribut der Bewunderung in Ausdrücken darbringt, die uns bei ihm besonders erfreuen. Allerdings, St. Thomas ist durch seine Schriften ein „Leuchtthurm" geworden für alle Zeiten. Das hindert uns noch lange nicht, Herrn Ehrhard auch darin volles Recht zu geben, wenn er hervorhebt, daß der Leuchtthurm kein „Grenzstein" ist (ein Ausspruch, der übrigens von Lacordaire herrührt: Saint Thomas est un phare, mais ne doit pas être une borne). Den Kirchenlehrer zum Grenzstein erklären, wäre gegen die eigenen wissenschaftlichen Principien desselben über den Fortschritt unserer Erkenntniß; es wäre zugleich gegen den Gedanken der kirchlichen Autorität, die uns auf ihn hinweist.

Die Scholastik, hauptsächlich durch St. Thomas vertreten, „erstrebte die Herstellung einer vollständigen Harmonie zwischen Glauben und Vernunft" (30). Bei Roger Bacon habe sich aber, sagt der Verfasser, schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts „eine Reaktion gegen die einseitige spekulative Richtung der Hochscholastik geltend gemacht" (59). Ich würde gesagt haben, Roger Bacon lieferte durch seine Naturstudien eine Ergänzung der vorwiegend spekulativen Richtung. Leider hören wir nichts von Ehrhard über die andere für den Charakter des Mittelalters überaus wichtige Ergänzung der Scholastik in ihrer Blüthe, über die innigen und tiefklaren Schriften der Mystiker jener Zeit.

Dafür erhalten wir ein Urtheil über Duns Scotus, das Jeden, auch die Nichttheologen und Nichtphilosophen unter meinen verehrten Zuhörern, überraschen darf. In ihm habe eine Reaktion ihre Spitze gegen den Inhalt der bisherigen Wissenschaft gekehrt. Duns Scotus habe „den Bund zwischen Philosophie und Theologie kritisch

aufgelöst, indem er den Primat des Willens proclamirte" (ebenda). Nun lehrte aber doch dieser gefeierte Urheber der Franziskaner- oder Scotistenschule, der staunenswerthe Lehrer von Oxford, Paris und Köln, mit aller Bestimmtheit, daß der Wille der Vernunft Gehorsam schulde, die Vernunft aber dem Glauben, zu welchem sie den Denkenden hinführt. Wie eint sich das mit Ehrhards Aufstellung? Oder faßt er den Bund zwischen Philosophie und Theologie in anderem Sinne? Es thäte mir leid ihn mißzuverstehen. Wenn Duns Scotus an vielen Stellen hervorhebt, die Philosophie sei ebenso wie die Theologie eine selbständige Wissenschaft wegen der Selbständigkeit ihrer Principien (principia immediata, naturaliter nota), oder wenn er abweichend vom heiligen Thomas die Meinung vertritt, der Wille habe den Vorrang vor dem Verstande, nicht umgekehrt, weßhalb auch die höchste Glückseligkeit des Menschen wesentlich in dem Akte des Willens, nicht des Verstandes bestehe (formaliter in actu voluntatis), so wird wegen dieser Lehren doch wohl nicht von der oben genannten Reaktion die Rede sein können. Prof. Ehrhard kennt ohne Zweifel die anderen Schulmeinungen, in denen Scotus von Thomas abwich. In keiner tastet der doctor subtilis, wie ihn die dankbaren Zeiten nannten, sei es den objektiven, sei es den subjektiven, d. h wissenschaftlichen Bund zwischen Philosophie und Theologie an. Daß Ehrhard nun für den „Subtilen" nicht sehr begeistert ist, das will ich durchaus nicht übel nehmen. Es geht auch Anderen so.

Entschieden zu sehr begeistert ist der Verfasser aber für die Leistungen der deutschen theologischen und mystischen Schriftsteller des 14. und 15. Jahrhunderts (62 ff.). Er preist sie und die Vereinigungen der Gottesfreunde und der Brüder vom gemeinsamen Leben mit Lobsprüchen, die zwar seinem religiösen Gefühle alle Ehre machten, bei denen er aber doch empfindlich ungerecht wird gegen die viel größeren Mystiker des Mittelalters, indem er des vermeintlichen Mangels an „innerer Wärme" in dem Dome der mittelalterlichen



Blüthezeit gedenkt, als hätte nämlich den Dom nur ein „glänzendes blendendes Lichtmeer" erfüllt. Und warum sind ihm aus jenen beiden Jahrhunderten, der Zeit, wo „die äußeren Pfeiler des mittelalterlichen Kirchenbaues ihre Widerstandskraft immer mehr verlieren", nicht die Früchte innerer heiligender Kräfte vor den Geist getreten, die in der Wirksamkeit und den Schriften von damaligen Heiligen in anderen Ländern, außerhalb Deutschlands, vorliegen? Herrliche Heiligengestalten, die mystisches Licht und mystische Lebenswärme verbreiten, weist das ausgehende Mittelalter auf in Katharina und Bernardin von Siena, in Brigitta von Schweden und ihrer Tochter Katharina, in Vincenz Ferrer, Johann von Capistran, Laurentius Giustiniani, in Nikolaus von der Flüe und Lidwina von Schiedam, in Katharina von Genua und von Bologna, in Franziska Romana und anderen, die Prof. Pastor so gut behandelt hat.

Diese Heiligen und zahlreiche weitere erhebende Erscheinungen der Zeit erheben einen bescheidenen Protest wider die viel zu allgemein ausgesprochene Behauptung des Verfassers, „die kirchlichen Ideale" hätten damals nicht mehr „vollkommene geistige Befriedigung gewährt" (65). Groß waren freilich und sehr beklagenswerth die Mißstände im öffentlichen kirchlichen Leben, die durch das Avignoner Exil, das abendländische Schisma und nicht zum mindesten auch durch die Haltung einiger Päpste und durch zweifelhafte Reformsynoden angewachsen waren. Aber die „kirchlichen Ideale" wurden im praktischen Leben der geistlichen wie auch der Laienkreise immer noch leuchtend genug der Welt vorgehalten. Das damals unter der Feder des gottseligen Thomas von Kempen entstandene lateinische Werkchen von der Nachfolge Christi sprach nicht bloß den Deutschen, sondern den Gläubigen aller Länder aus der Seele. Des Brüsseler Ruysbroek und des Pariser Gerson vielgelesene fromme Schriften sind vollgiltige Stimmen ihrer Zeit.

Indessen Ehrhard möchte aus dem Sinken der Macht der



kirchlichen Ideale sogar die Entstehung des **Humanismus** erklären. „Die Menschheit kann ohne Ideale nicht leben“: da also die hohen kirchlichen Ziele keine Anziehungskraft mehr gewährten, „so wandte sie sich anderen Idealen zu“; es kam zu dem „Wiederaufleben der heidnisch-klassischen Ideale, zuerst auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst im Zeitalter der Renaissance und des Humanismus, später auf dem staatlichen in der Zeit des Absolutismus, zuletzt auf dem philosophischen der Weltanschauung und der Lebensführung in der Zeit der Aufklärung. Diese Entwicklung hatte zu Anfang ein sehr harmloses Aussehen“ (65 f.).

In diesen Worten drängt sich viel, zu viel zusammen. Sie werden zufrieden sein, wenn wir etwas langsamer vorgehen.

Zunächst lassen andere Stellen von Ehrhard über die Entstehung der Renaissance erkennen oder doch schließen, daß mit den eben angeführten Worten über die angebliche Nothwendigkeit des Aufsuchens anderer Ideale, doch nicht gerade die Hauptursache der neuen Geistesrichtung der **Renaissance** angegeben sein soll. In seiner Darstellung kommen denn bald auch die anderen, die entschieden wirksameren Elemente des Ursprungs der Renaissance zur Geltung, freilich nicht ohne unrichtige Tinten. „Das Interesse für die **Naturwissenschaft**“ sei die „Folge des Zurücktretens des kirchlichen und bald darauf des christlichen und religiösen Gedankens“ gewesen (67). Durch „Begründung der **Geschichts-** und Naturwissenschaft“ sei die Zeit in einen scharfen Contrast zu dem wesentlich metaphysischen und deduktiven Charakter der christlichen Wissenschaft der Vorzeit getreten“ (66). Warum denn wieder in Contrast? Diese neuen Wissenschaften sind ja nur eine naturgemäße Ergänzung der alten, und weder war die alte ihren Grundsätzen irgendwie feindlich, noch fehlte es gerade unter den eminentesten Geistern an solchen, welche beide Richtungen, so gut es in jenen Zeiten geschehen konnte, wenigstens nach Ziel und Ausgangspunkten in sich zu vereinigen strebten.

In letzterer Beziehung ist es ein gerechtfertigter Wunsch,



daß der Verfasser dem älteren Humanismus, d. h. dem ächten religiösen, im Gegensatz zu dem jüngeren mehr Aufmerksamkeit zugewendet hätte. Es wäre dann ihm und seinen Lesern lebhafter die Gewaltsamkeit des Eingriffes entgegengetreten, welcher die eigentlich auf dem Boden der Kirche emporgewachsenen und von ihr mit Liebe gehegten, jungen Wissenschaften von ihr lostrennte, um sie zu „verweltlichen" und sie den neuen kirchenfeindlichen Idealen dienstbar zu machen.

Die älteren Humanisten hat zuerst Johannes Janssen wieder in das richtige Licht gestellt. Er hat die vortheilhafte Seite ihres Bestrebens, die neuen Studien mit der Treue gegen die Kirche zu einigen, zu durchschlagender Anerkennung gebracht. Für Janssens Werk über die Reformationszeit scheint Prof. Ehrhard freilich nicht sonderlich eingenommen zu sein; denn er ist der Ansicht, daß wir eine objektive Darstellung der Reformation im eigentlichen Sinne noch nicht besitzen (98).

Aber auch Ehrhards Aeußerungen über die katholischen Reformbeförderer vor der protestantischen Reformation dürften einige Lücken in seinen Kenntnissen über diese Zeit beweisen. Es sind das indessen Lücken, welche ebenso wie seine mangelhafte Behandlung der Frühzeit des Humanismus, recht wohl verzeihlich werden in den Augen eines Jeden, der weiß, daß Ehrhard bisher seine Specialstudien vorwiegend der altchristlichen und der byzantinischen Literaturgeschichte gewidmet hat.

Unter den gedachten Männern der sogenannten Vorreform werden uns vom Verfasser aufgezählt: Johann (soll heißen Jakob) von Jüterbogh, Gregor von Heimburg (richtig Gregor Heimburg), Wessel Gansfort und Geiler von Kaisersberg (94). Wenn Ehrhard auch zugibt, daß diese von „Irrthümern nicht frei blieben", so bezeichnet er sie doch allesammt als „kirchlich gesinnte Träger der Reformbestrebungen"; „das bleibende Verdienst dieser energischen



Männer" sei, daß sie ihr „Bestes einsetzten für die Besserung der kirchlichen Verhältnisse", „mit einem klaren Einblick in den Unterschied zwischen den wesentlichen Institutionen der Kirche und ihrer zeitgeschichtlichen Erscheinung." Ich möchte nun allerdings auf den von ihm nebenbei erwähnten Umstand, daß sie von Irrthümern und Fehlgriffen nicht frei blieben, ein recht großes Gewicht gelegt sehen. Ich möchte aber auch mit seiner Erlaubniß zwei Namen völlig aus der Liste ausschalten. Gregor Heimburg stellt sich in den neuen geschichtlichen Arbeiten immer mehr als der Skandalmacher und Soldschreiber dar, als welcher er, der von Pius II. und Paul II. mit dem Banne belegte unruhige Geist, schon früher bekannt war. Von Wessel Gansfort sodann hat Nicolaus Paulus in der Zeitschrift „Der Katholik" kürzlich eingehend nachgewiesen, daß er in seinen Schriften eine ganze Reihe kirchlicher Glaubenswahrheiten angriff.

Und doch rühmt Ehrhard von Paulus, es sei „höchst erfreulich, daß die Erfüllung der Dankespflicht der kirchlichen Rehabilitirung" jener von „Mit- und Nachwelt verkannten" Männer, „in jüngster Zeit vornehmlich durch die Forschungen von N. Paulus begonnen wurde" (ebd.) Nein, in recht unerfreulichem Lichte erscheinen nicht bloß die zwei genannten Namen, sondern noch manche andere Männer der sogenannten katholischen Vorreformation, wenn man sie mit den Namen wirklicher und berufener Reformatoren auf dem Gebiete des Katholicismus vergleicht, wie deren Ehrhard aus einer späteren Periode so manche unter zutreffender Charakteristik ihrer Wirksamkeit anführt, einen Karl Borromäus, einen Franz von Sales, einen Johann Baptist Olier (richtig Johann Jacob), Stifter der Sulpicianer u. s. w. Es ist übrigens Dr. Paulus, welcher bezüglich jener mißleiteten katholischen Reformatoren mich durch eine Zuschrift auf ein sehr beherzigenswerthes Wort des Lutheraners Jakob Sturm, eines Lieblingsschülers Wimpfelings, aufmerksam macht. Jakob Sturm schrieb an Wimpfeling, der ein Freund Geilers und Nachahmer seiner



übertriebenen Klagen über kirchliche Mißstände war: „Bin ich ein Ketzer, so hant ihr mich zu einem gemacht“!

Ueberhaupt läßt die Darstellung der humanistischen und vorreformatorischen Zeit bei Ehrhard unbefriedigt.

Hier war weise Vertheilung von Schatten und Licht, Zurückdrängung aller superlativischen Ausdrücke, Bevorzugung begrifflicher Klarheit am Platze. Wer von Ihnen, der die Werke von Burckhardt und Geiger über Renaissance und Humanismus gelesen, wüßte nicht, was für gründlich falsche Gedanken in dem wuchernden Bilderreichthum der Sprache dieser vom humanistischen und antichristlichen Weltideal begeisterten Schriftsteller auf den Markt gekommen sind? Zur Charakteristik jener tiefgehenden Geistesbewegung sagt Ehrhard übrigens an einer Stelle (72) sehr richtig: „Der Individualismus hatte den Humanismus sowie die Renaissance als erste Blüthe hervorgebracht“ (der Individualismus, also nicht gerade der Mangel an christlichen Idealen). „Allmählich durchdrang der Individualismus,“ fährt er emphatisch fort, „alle (?) übrigen Gebiete des gesammten Culturlebens als eine Quelle mächtiger Kraftentfaltung, die alle (?) socialen Institutionen des Mittelalters zersprengte und den Panzer zerschlug, in dem der mittelalterliche Mensch Jahrhunderte lang gesteckt hatte.“ Ich will später sagen, mit wie freier, ungebundener Kraft der Mensch sich im Panzer zu bewegen wußte. Sehr treffend ist aber die weitere Bemerkung des Autors: „Der Individualismus ist eine wesentlich centrifugale Kraft, deren nothwendige Folgen die Zersplitterung und Atomisirung der Gesellschaft sein mußte“ (72).

Noch mehr spricht den Leser dieses Abschnittes die schöne Erwägung über die höhere Führung der Kirche mitten in den Gefahren des Humanismus an. „Die Kirche hat wahrlich,“ sagt Ehrhard, „von ihrer unzerstörbaren Kraft keinen glänzenderen Beweis geliefert, als dadurch, daß sie aus dieser Krise hervorging, die zu den schwierigsten



gehört, die sie je durchgemacht hat. Es erscheint begreiflich, daß die Kirche von den Germanen nicht besiegt wurde; denn sie trat ihnen gegenüber, ausgerüstet mit einer energischen Glaubenskraft, getragen von dem Bewußtsein ihrer erhabenen Cultur- und Heilsmission, aber auch im Besitze einer höheren geistigen Cultur. Diese höhere menschliche Culturmacht stand aber jetzt auf Seiten der Humanisten; sie drang in die Christenheit ein, als deren religiöse Kraft durch den Verfall der mittelalterlichen Cultur geschwächt war. . . . Nach den gewöhnlichen Gesetzen der Culturentwicklung gehörte der Sieg der neuen Cultur; die Kirche aber hätte, von den Einen verlassen, von den Anderen mit Hohn und Spott überhäuft, der Siegerin das Feld räumen müssen. Daß diese Katastrophe nicht eintrat, kann nur durch die göttliche Kraft, die sich in der Kirche bewährte, erklärt werden" (79).

Goldene Worte über die gewaltige Krisis, auf welche jetzt vierhundert Jahre zurückblicken! Der protestantische Glaubensabfall, durch den falschen Humanismus genährt, vergrößerte die Gefahr in's Unendliche; aber auch die überirdische Kraftentfaltung des Katholicismus triumphirte hier, wenngleich mit beweinenswerthen Verlusten an ihren ewigen Gütern. Der Verfasser, als ergebener Sohn der Kirche, findet auch dafür einen warmen und erhebenden Ausdruck.

Die geschichtlichen Einzelheiten, welche von Ehrhard aus den neueren Zeiten aufgerollt werden, gehören nicht unmittelbar zu unserem Thema von dem Mittelalter einst und jetzt. Doch das will und darf ich an dieser Stelle nicht übergehen, daß der eben gehörte, freundliche und ansprechende Grundton der Bewunderung für die Siegeskräfte der gottbeschützten Kirche auch die Schilderung der späteren, an die Anstalt Gottes herangetretenen Gefahren durchdringt. Von der Zukunft sagt er schließlich mit Zuversicht, indem er seinen Pessimismus gegenüber der katholischen Gegenwart einigermaßen zurückdrängt: „So ernst die heutige Lage des

Katholicismus auch sei, verzagen ist nicht christlich, noch katholisch! Zu froher Hoffnung auf eine bessere Zukunft berechtigen uns sowohl die Erfolge der Vergangenheit, als die Arbeiten der Gegenwart. Frohe Hoffnung und unwandelbare Zuversicht gießt aber vor allem Derjenige in unser Herz, der Jedem unter uns das Wort wiederholt, das er am Vorabende seines Leidensganges zu seinen Aposteln sprach: ‚In der Welt werdet Ihr Bedrängniß haben; aber vertrauet, ich habe die Welt besiegt‘ (Joh. 16, 33).“

Das Verhältniß des Mittelalters zu unserer modernen Zeit, das Mittelalter jetzt, wird von Ehrhard beurtheilt unter Zugrundelegung der Frage: Welches sind die Grundfaktoren des modernen Geistes? Nachdem er diese festgestellt, schickt er sich an, zur Lösung des Conflikts zwischen Welt und Kirche für die künftigen Jahre das Seinige beizutragen, indem er von der geistigen Lostrennung vom Mittelalter, der Annäherung an die moderne Cultur und den anderen einschlägigen Fragen handelt.

Mein verehrter Freund hat hier die allerschwierigsten Probleme, nicht blos der Geschichtsphilosophie über die Vergangenheit, sondern auch der praktischen Wegweisung für die Zukunft in seine muthigen Hände genommen. Wie sollte es da zu wundern sein, wenn ein anderer Betrachter finden wird, daß die Riesenaufgabe nicht in allen Punkten auf die richtige Weise gelöst wurde?

Die erwähnten Grundfaktoren der Neuzeit, in ihrem Gegensatze zum Mittelalter, sind nach Ehrhard das „Zurücktreten des maßgebenden Einflusses der Kirche auf das Leben der christlichen Völker“ (57), das „Wiederaufleben der heidnisch-klassischen Ideale“ (65), das „Aufkommen neuer Geistesrichtungen, die zur Begründung der Geschichts- und Naturwissenschaft führten“ (66), das „Hervortreten der nationalen Idee und ihr Sieg über den Universalismus des Mittelalters“ (69); endlich ist als „mächtigster Grund-



faktor" zu nennen „der Subjektivismus und Individualismus", d. h. das Streben der Einzelpersönlichkeit, sich über die Massen zu erheben; denn während im Mittelalter „die Massen des Volkes compakt" waren und „sich von der geistlichen und weltlichen Autorität verhältnißmäßig leicht leiten und führen" ließen, ist dies im „Verlauf der Neuzeit ganz anders geworden, und zwar in paralleler Linie mit ihrer ganzen Entwicklung. Heute [erst?] fühlt sich Jeder im Besitze seiner Menschenwürde und seiner individuellen Kraft und besitzt eine feine Empfindung für das, was dieser Würde und Kraft entgegensteht" (71).

Da nun diese Grundfaktoren der modernen Cultur, so argumentirt Ehrhard, nicht in einem absoluten Widerspruche zur katholischen Kirche stehen (293), und die „moderne Cultur trotz ihrer Gegensätze zur mittelalterlichen, der katholischen Kirche nichts von dem genommen hat, was ihr wesentlich ist" (326), da vielmehr in Hinsicht auf die neuen Culturkräfte „zwischen beiden trotz vielfacher Hemmungen und Störungen der Kirche ein positives Verhällniß herrscht" (ebd.), so „gelangen wir zum Resultate, daß der thatsächlich bestehende Gegensatz zwischen der katholischen Kirche und der modernen Welt nicht zugleich ein wesentlicher und absoluter ist" (335). Mithin ist eine Versöhnung möglich. Sie muß angestrebt werden. Die moderne Cultur muß sich zuvörderst des Inhaltes obiger Auseinandersetzungen bewußt werden. Sie muß sich herbeilassen, zu bedenken, daß sie keine „ewige, unwandelbare Größe" ist (341), und ihre „unächten Perlen" ablegen, das heißt „all das, was dem Drange der Menschheit nach der Verwirklichung ihrer höchsten Güter, Wahrheit, Sittlichkeit, Recht und Religion widerspricht" (343).

Diese freundlichen, rücksichtsvollen Worte an die moderne Cultur sind alle gut, aber doch sehr summarisch, verschwommen, lückenhaft und vor allem — ganz aussichtslos. Jenes „harmonische Verhältniß", in das sie zu der Kirche treten soll (ebd.), ist ein nebelhafter Gedanke.



Die „culturellen“ Aufgaben, welche den Katholiken bei dem Versöhnungswerke zufallen, und die ihnen Ehrhard viel ausführlicher und eindringlicher vorhält, sind nach seiner Meinung, die Abstreifung der „culturellen Nachwirkungen“ des Mittelalters, welches ja in „keiner seiner specifischen Leistungen und Erscheinungen“ bindend ist „mit Ausnahme der consequenten Entwicklung der dogmatischen Lehren“ (352); zweitens das „verständnißvolle Eingehen auf alle neuen religiösen und kirchlichen Bedürfnisse, die aus dem modernen Culturleben sich ergeben“, was Ehrhard mit treffenden, nachdrücklichen Worten zu empfehlen versteht (353), drittens die „geistige, sittliche und sociale Arbeit“, um die „Culturmacht des Katholicismus thatsächlich zu erweisen“, die ebenfalls im Ganzen an ihm einen vortrefflichen Fürsprecher findet (359).

Die Reihe der genannten Aufgaben erscheint zunächst trotz aller Ausführlichkeit des Kapitels zu unvollständig und für eine so umfangreich angelegte Reformschrift viel zu wenig specialisirt. In dieser Hinsicht ist Ehrhard hinter seiner Aufgabe zurückgeblieben. Man könnte über dieses Thema viel „fortschrittlicher“ in bestem Sinne schreiben. Was aber schwerer ins Gewicht fällt, ist der Umstand, daß die Mahnungen und Forderungen, die beim zweiten und dritten Punkte dargelegt werden, so begründet sie im Ganzen erscheinen und so ernst sie genommen werden wollen (wie sie denn aus wohlmeinender, besorgter Seele hervorströmen), doch in der näheren Ausführung mit manchen unklaren, schiefen und unberechtigten Elementen vermischt sind. Die letzteren sind schon von anderer Seite gerügt worden. In dieselben läßt der Verfasser eine besondere, sogenannte freiere Richtung, der er huldigt, hineinspielen. Ich werde nicht ausführlich darauf einzugehen brauchen, weil die Mahnungen nicht mit den Fragen des Mittelalters, die uns beschäftigen, zusammenhängen.

Die erste von Ehrhard bezeichnete Aufgabe der katho-



lischen Gegenwart, bezüglich der Abstreifung der culturellen mittelalterlichen Nachwirkungen, tritt dagegen mitten in unser Gebiet hinein.

Wir haben uns früher das gewaltige Geisteserbe, das wir von der glaubensstarken, in That und Rath erprobten Zeit des Mittelalters empfangen haben, zusammen vergegenwärtigt. Wir haben das Gefühl erhalten, daß wir vermöge der großen Continuität zwischen allen katholischen Zeitaltern, heutigen Tages in einem wohlgebauten Hause zu leben das Glück haben, wo die reiche geistige Hinterlassenschaft der Vorzeit in schönem Verein mit den neuen Errungenschaften, durch die sie sich täglich ergänzt und verjüngt, bewahrt wird. Wir pflegen da nicht ängstlich zu fragen: Was hat absoluten Werth, was nur relativen? Allerdings vieles ist nur von relativer Bedeutung; daß aber nicht minder manches, auch außer den „dogmatischen Lehren", sich eines absoluten Werthes erfreut, wenigstens unter den Idealen, die von dieser Vorzeit hochgehalten wurden, das haben wir uns in diesen Vorträgen gleichfalls zum Bewußtsein gebracht.

Wegen solchen Unterschiedes zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem sind wir nun noch lange nicht bereit, mit der Aussicht auf kahle nackte Wände als Wohnung, Alles dasjenige aus dem Hause hinauszuwerfen, wovon es heißen könnte: Es ist der modernen Welt nicht genehm, es verhindert die Verständigung, es muß fort. Was sich wirklich überlebt hat, ist ja schon aufgegeben oder wird ohnehin, unter der Leitung der kirchlichen Gesetzgebung, in regelmäßigem Gange durch Besseres ersetzt.

Fragen wir nur Herrn Ehrhard: *Was denn* entfernen und *warum denn* es entfernen? und die ganze Unzukömmlichkeit seiner so allgemein hingestellten Forderung wird klar.

Auf das *Was denn*? bleibt er die Antwort schuldig, trotzdem gerade hierauf alle Erwartungen der Leser seiner Reformschrift hinauslaufen: „So allgemein die Fassung dieser ersten Aufgabe gehalten ist, so muß ich mich doch in



diesem Zusammenhang damit begnügen; denn sollte gezeigt werden, wie die nachtheiligen Nachwirkungen der mittelalterlichen Verwirklichung der katholischen Grundgedanken in der kirchlichen Verwaltung, im Ordenswesen, in der theologischen Wissenschaft, im praktischen religiösen Kirchenleben beseitigt werden können, so müßte jedes dieser Gebiete in seinen vielfältigen mittelalterlichen Erscheinungen sehr sorgfältig analysirt wer den" u. s. w Ganz richtig: „das läßt sich alles auf einigen Seiten nich leisten; eine solche Aufgabe beansprucht vielmehr eine eigene ganze Schrift" (353). Der Verfasser der „Gedanken über die Restauration der Kirche", den wir früher kennen gelernt haben, hat sich mit frischem Muthe, von der ersten Seite angefangen, an eine ähnliche Aufgabe gemacht, und nicht mit unglücklichem Erfolge; aber freilich glaubte er nicht mit Nörgeleien am Mittelalter sich lange beschäftigen zu sollen. Ich habe nicht den Muth, meinen Freund Prof. Ehrhard aufzufordern, daß er die von ihm bezeichnete eigene Schrift unternehme. Dafür arbeitet er mir zu rasch, läßt seine Gedanken und Wünsche sich nicht klären, gedenkt nicht hinreichend der Verantwortung, die unbegründete öffentliche Klagen und verschwommene Reformprojekte nach sich ziehen können. Das horazische Maß für Schriftsteller Nonum prematur in annum möchte ich für ein solches Thema verdreifachen.

Und nun das Warum denn? Warum denn eine so unabsehbare, undefinirbare Reihe von sogenannten mittelalterlichen Einrichtungen aufgeben? Damit die Verständigung mit der modernen Cultur ermöglicht werde. Nehmen wir jedoch die reelle Wirklichkeit! Den Anhängern oder Verehrern der modernen Cultur mißfällt dieß und jenes bei uns, sei es, daß es ihren religiösfeindlichen Bestrebungen zu sehr entgegen ist, sei es, daß es ihren einseitigen Idealen sonst nicht convenirt, oder daß sie es in seiner wahren Bedeutung wirklich nicht zu würdigen wissen (was unter hundert Fällen neunzigmal zutrifft), oder daß sie rein aus Superioritätsgefühl



und Kritisirlust uns der Zurückgebliebenheit in diesen Punkten beschuldigen. Es hieße doch ein zu großes und verdemüthigendes Entgegenkommen von uns gegen diese moderne und so vielfach modernde Cultur fordern, wenn wir nicht vielmehr in jedem Falle unabhängig von ihr vorzugehen das Recht haben sollten und selbständig fragen dürften, welchen innerlichen Werth und welche Bedürftigkeit der Umgestaltung überkommene Einrichtungen haben. Und wann glauben Sie, daß die moderne Welt befriedigt wäre? Welches Maß von Preisgabe unserer Ueberlieferungen ist ihr genügend? Nein, sie ist nicht einmal satt, wenn sie Alles von uns mit Füßen getreten sieht, was angeblich unserer Kirche nicht wesentlich ist. Wird sie sich in solchem Falle gar selber bekehren? Der Ruf Warum denn? ist also sehr gerechtfertigt.

Ein bischen katholisches Selbstgefühl und hohe Achtung vor den eigenen Traditionen ist keine Untugend! Lassen wir uns doch von Chamberlain, von Mommsen, Harnack und den andern keine Furcht einjagen!

Diejenigen, welche uns Festhalten am Mittelalter vorwerfen, sind in der Regel Außenstehende, die in ihrer Confession oder bei ihrem ungläubigen Standpunkte selber der überlieferten Unterlage entbehren und auf das Tasten zwischen Meinungen und Einrichtungen angewiesen sind. Ein achtbarer protestantischer Gelehrter, Rudolf Eucken, gesteht es uns, daß es fast ein Privilegium seiner „von draußen her“ urtheilenden Kreise sei, „den Katholicismus an seine mittelalterliche Form gebunden und mit ihr abgeschlossen zu denken“, sich in ihm eine Gemeinschaft vorzustellen, „die sich scheu von aller Berührung mit modernem Geistesleben zurückzieht und alles als ketzerisch verschreit, was über das Mittelalter hinausstrebt“. (Beil. zur Allg. Zeitung 1902 Nr. 43.)

Wir kennen uns selber und unsere alten guten Schätze etwas besser als diese Herren; wir brauchen auch nicht erst,



wie Prof. Eucken, aus gewissen katholischen Schriften und Reden neuesten Datums, zu unserer Ueberraschung zu lernen, daß es doch auch im Katholicismus ein Bestreben gibt, „ihn zur Neuzeit in freundlichere Beziehungen zu setzen, ihm alle werthvolle Errungenschaft der geistigen Bewegung zu inauguriren". Wir wissen, daß sich diesem Bestreben längst die edelsten Katholiken dienstbar machen, allen voran das erleuchtete, weitblickende Haupt der Kirche, Papst Leo XIII. Wir verehren alle seine an die katholische Welt gerichteten Schreiben über die christliche Wissenschaft, über die sociale Frage, über wahre Freiheit und falschen Freiheitssinn, über die heutigen Pflichten und Aufgaben christlicher Staatsangehörigen und die anderen, aus seinem beständigen Bemühen um Förderung wahrer Civilisation hervorgegangenen großartigen Aktenstücke.

Ich kann Ihnen die Forderung von der Preisgabe alter Einrichtungen durch ein Bild aus der Gegenwart illustriren. Vor Jahren lernte ich in einer großen Stadt einen jungen Katholiken, einen tüchtigen Juristen, kennen, der aus dem Kreis kirchlicher Gewohnheiten Alles von sich abzuweisen pflegte, was seinen Ideen, die er, ich weiß nicht aus was für Reformbroschüren eingesogen, zuwider war. Dabei bediente er sich gewöhnlich der spöttischen Bemerkung: das ist mittelalterlich. Wurde ihm vom Cölibat der Geistlichen gesprochen, von contemplativen Orden mit Klausur, von Volksmissionen, von Processionen, Wallfahrten, Fasten- und Abstinenzgebot und dergleichen, so hieß es immer: das ist Mittelalter. Auch was gar nicht aus dem Mittelalter, sondern aus späterer Zeit stammte, machte der Herr zum Mittelalter. Marianische Congregationen, gewisse neuere, von der Kirche empfohlene Andachten und so fort: gleichfalls mittelalterlich. Die Geistlichen der Stadt waren sämmtlich mittelalterlich. Nur ein Kaplan, der in patriotischen Cirkeln Reden hielt und die Ausflüge des Gesang- und des Turn-

vereins wacker begleitete, war neuzeitlich und verstand die Gelegenheit zu ergreifen, wo er Gutes wirken konnte.

Entschuldigen Sie die Erinnerung aus meinem Leben, die sich mir aufgedrängt hat. Ich fürchte nur, sie ist allzusehr nach dem Leben. Manchen Geistern, denen Ernst und Eifer im religiösen Leben fehlt, kommen allgemein gehaltene, verschwommene Aufforderungen zu Concessionen an die Neuzeit durch Abschütteln alter Institutionen stets zu gelegenster Stunde. Und darin, glaube ich, liegt auch hauptsächlich die Gefahr, von der ein deutscher Kirchenfürst gegenüber dem Ehrhard'schen Buche gesprochen hat. Was Ehrhard in allgemeiner, an sich nicht gefährlicher Form hingestellt hat, daraus prägen sich eben gewisse Kreise gangbare Münze, daraus machen sie die ihnen erwünschten Freibriefe zu Ansprüchen, die dem Verfasser gänzlich fremd sind.

Wer auf die Ehrhard'sche Gesammtauffassung über das Mittelalter in seinem Verhältniß zur neueren Zeit nach genauer Lesung des Buches zurückblickt, wird finden, daß auf Kosten des Mittelalters einerseits die nachtheiligen Seiten des modernen Culturlebens allzusehr zurücktreten, andererseits die wirklichen oder angeblichen modernen Culturvorzüge, durch die das Mittelalter übertroffen werde, sich ungebührend in den Vordergrund drängen. Unter diesen zwei Gesichtspunkten darf ich noch einige Bemerkungen über „das Mittelalter jetzt“ in Ehrhard's Buch vorlegen.

Fassen wir, ich bitte, den ersten unter den fünf Grundfaktoren der Neuzeit, die Ehrhard nach seinen geschichtlichen Auseinandersetzungen aufzählt, fest in's Auge. Man erinnert sich, daß als solcher das „Zurücktreten des maßgebenden Einflusses der Kirche auf das christliche Volksthum“ bezeichnet wurde. Es ist die Losmachung des Staates von der Kirche und die fortschreitende Säkularisirung der



öffentlichen Verhältnisse gemeint, die bereits im 14. und 15. Jahrhundert begann; sie ist eher ein Zurückgetretenwerden als ein „Zurücktreten" des kirchlichen Einflusses. Von dieser Bewegung sagt nun Ehrhard nicht bloß, was er von seinen fünf Grundfaktoren überhaupt festhält, dieselbe stehe in keinem „absoluten Gegensatze zur Kirche" (293), sondern er faßt sie auch so versöhnlich auf, daß man bald nicht mehr sieht, welches Gut die Welt dadurch verloren hat; ja sie soll sogar für die Kirche ein Hebel zum Fortschritt, zur Vergeistigung und Verinnerlichung gewesen sein. Er behauptet und schärft es mit Sperrdruck ein, „die moderne Cultur habe, trotz ihrem Gegensatz zur mittelalterlichen, der katholischen Kirche nichts von dem genommen, was ihr wesentlich ist" (326).

Nun findet er aber doch selbst des öfteren, vermöge seiner historischen Wahrheitsliebe, in seiner Geschichte der Entstehung der neuen Zeit die Bemerkung nöthig, daß das Widerstreben, beziehungsweise das brutale Ankämpfen der Welt sich gegen den „grundsätzlichen Standpunkt der Kirche richtete" (38), sich nicht „im Rahmen einer berechtigten Vertretung" neuerer Ideen hielt, sondern „die wesentlichen Rechte des Papstthums in Mitleidenschaft zog" (40), daß die Welt die „heidnischen Ideale" dem Kirchenthume entgegenstellte, „zuerst in der Renaissance von Wissenschaft und Kunst, dann im Absolutismus auf dem Gebiet des Staatslebens, endlich in der falschen Philosophie und in sittlicher Schrankenlosigkeit seit dem Zeitalter der Aufklärung" (65). Mithin kam es, wenn wir vorab die thatsächliche historische Erscheinung jener lostrennenden Bewegung betrachten, gewiß nicht von dieser selbst her, daß wir überhaupt noch irgend etwas, was uns gehört, sei es wesentlich, sei es unwesentlich, bis zum heutigen Tage bewahren. Warum überläßt es Ehrhard jedoch, an obigen versöhnenden Stellen dem Leser allein, sich diese bitteren Schlüsse vorzuhalten?

In Hinsicht auf die principielle Seite der Bewegung



sodann findet er die „Scheidung zwischen Politik und Religion, Staatsthum und Kirchenthum, wie sie sich im Verlauf der Neuzeit allmählich vollzog", nicht so übel angebracht. Hier dürften wichtige theoretische Klauseln zu machen sein; doch es möge uns heute ein Hinweis auf das im letzten Vortrag zur Orientirung Gesagte genügen.

Durch jene Scheidung, fährt der Verfasser fort, habe sich „die eigentliche Aufgabe der katholischen Kirche viel klarer und reinlicher herausgestellt, als dies im Mittelalter der Fall war"; denn die Kirche, wenn gleich sie eine „Verminderung der Arbeitsgebiete" erfuhr, erhielt doch die Möglichkeit, ihrer religiösen Aufgabe sich desto intensiver zu widmen" (329). Auf diesem Boden einer naturgemäßen Einschränkung auf ihr geistiges Gebiet liegt denn auch, wenn wir ihn recht verstehen, jenes „höhere Ideal päpstlicher Wirksamkeit", das dem Mittelalter fremd war, und das in der Ausgangszeit desselben der Kirche erst zum Bewußtsein gebracht werden mußte (41). So ist also die katholische Kirche, in ihrer heutigen Lage, wieder in Verwandtschaft mit dem christlichen Alterthum getreten; eine Verwandtschaft, schreibt Ehrhard, die ich nur als „einen Vortheil von großer Tragweite betrachten" kann, „denn sie befähigt die katholische Kirche zu einer ebenso bedeutsamen, als erfolgreichen Arbeitsleistung in der Verwirklichung der Ideale des Christenthums, als in den glorreichen Tagen ihres ersten Wirkens zum Wohle der Menschheit. V e r d a n k t sie aber diesen Vortheil der modernen Cultur [nicht Alle werden sich zu solchem Danke aufschwingen können], so darf man gegen diese nicht die Anklage erheben, daß sie als solche die katholische Kirche nothwendig daran hindere, ihre segensreiche Wirksamkeit auf den Gebieten, die ihr durch ihren Stifter selbst als Arbeitsfeld angewiesen wurden, zur fruchtbaren Entfaltung zu bringen" (330 f.)

Das Herz blutet jedem fühlenden Katholiken, wenn er an den Verfolgungsdruck denkt, den der moderne Zeitgeist, im

Bunde mit dem Kolosse der Staatsmacht, auf die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse ausübt. Wie viele unsterbliche Seelen sieht er verloren gehen unter dem erstickenden Einflusse der heutigen Jugendbildung! Was für tödtliche Angriffe auf die heiligen Güter der Kirche, tagtäglich, bei der zügellosen Freiheit in der Literatur und der Tagespresse! Welche Verhöhnung der Sittlichkeit in den öffentlichen, von Gesetzen geschützten Schaustellungen und Unterhaltungen! Dagegen, welche Unfreiheit in der kirchlichen Verwaltung, vom Bischof herab bis zum Pfarrer, unter der Bevormundung eines Systems des Verdachtes und der Eifersucht! Welche entsetzliche Schwierigkeiten oft in den Kämpfen um ein Plätzchen, von wo aus der nach Wahrheit hungernden Welt Gutes gethan werden könnte! Das ist das wahre Angesicht der modernen öffentlichen Welt gegenüber der Kirche. Und da wird uns nun im Buche von Ehrhard die belanglose Erwägung geboten, die moderne Cultur hindere ja nicht *nothwendig* die Kirche, und *als solche*, als Cultur, stehe sie über diesen herzzerreißenden Erscheinungen! Durch Haarspaltereien, die absolut keine reale Bedeutung haben, einigt und vergeistigt der Autor die Cultur wie einen *Aether* hoch in den Lüften, während sich seine Leser die Kirche, nach Entfernung von allem was ihr unwesentlich ist, sozusagen zu dem *Felsen* reducirt denken müssen, auf dem sie errichtet wurde. Darnach will er dann sagen, daß ein harmonisches Verhältniß zwischen beiden bestehe, man könne getrost sein. Aber was für ein harmonisches Verhältniß zwischen dem Aether und dem Felsen, über dem er schwebt?

Der intensive Krieg der modernen Cultur gegen die katholische Kirche verlangte jedenfalls eine ganz andere Behandlung. Daß die Anschauung über das *Mittelalter* bei dem vom Verfasser gewählten Gedankengange empfindlich leiden muß, ist, im Vergleiche mit dem Anderen, hier eine völlige Nebensache; ein Unrecht an der historischen Wahrheit ist es aber doch.



Das Mittelalter besaß einen großen Werth darin und erzielte die erfreulichsten Culturerfolge dadurch, daß es die freundschaftliche Verbindung von Welt und Religion pflegte. Wie die Tendenz der Trennung beider, sofern sie auf völlige Ablösung zielt, von absoluter Verwerflichkeit ist, so ist die gegentheilige Tendenz, in sich betrachtet, von „absolutem Werthe“, ohne daß deßhalb eine Verwirklichung derselben in dem Grade und in der Weise, wie sie im Mittelalter stattfand, für jede Zeit als begehrenswerth hingestellt werden könnte. Zu den Früchten, die das Mittelalter aus dem engen Bunde beider Lebenselemente der Menschheit gewann, gehörte vor allem für die engeren Kreise der Familie, der Bürger, der Stände und der Angehörigen des Landes als Gesammtheit, eine feste gesellschaftliche Organisation, mit der Möglichkeit des Gedeihens auf sicherer socialer Grundlage; jenseits der Landesgrenzen bis hin zu den fernsten Gebieten, wo der christliche Name genannt wurde, entfaltete sich als eine andere kostbare Frucht des Bundes der Geist des Universalismus, der mit den christlichen Gedanken die völkereinigenden Ideale zu einem Gemeingut der Welt machte. In wie nachtheiliger Gestalt erscheinen die Früchte, welche das Gegentheil der mittelalterlichen Tendenz in der Neuzeit geschaffen hat! Die Leser von Michaels Werk können sich es vergegenwärtigen.

Wenn Klerus, Episkopat und Papstthum heute, um mit Ehrhard zu reden, gegenüber dem Mittelalter „an innerer, religiöser Kraft“ gewonnen, oder, sagen wir lieber aus Vorsicht, nichts verloren hat, so beruht das auf ganz anderen Ursachen, als auf der geschehenen Scheidung von Geistlichem und Weltlichen, von Religiösem und Politischem. Ich fürchte vielmehr, die etwas dunkel hingestellten Ideen von Ehrhard verdecken das Trugbild von dem religiösen und dem politischen Katholicismus, dem sich Professor Franz Xaver Kraus mit einer wunderbaren Beharrlichkeit bis zu seinem Ende hingegeben hat. Indessen ist es nicht entfernt meine Absicht,



den Standpunkt dieses Gelehrten dem Verfasser unserer Reformschrift einfachhin zuzuschreiben.

Unter den nachtheiligen Seiten der neuen Cultur, die bei Ehrhard auf Kosten des Mittelalters allzusehr zurücktreten, würde noch eine specielle Richtung ausführlicher hervorgehoben zu werden verdienen; es ist die Richtung auf das Materielle, auf irdischen Erwerb und Fortschritt, auf sinnliche Verfeinerung des Daseins, gegenüber dem höher angelegten und mehr auf das Uebersinnliche und Geistige gehenden Charakter des Mittelalters; auch sie eine beklagenswerthe Folge der „Säcularisirung" der Zeiten.

Aber ich eile zu den in dem Buche einseitig zu Ungunsten des Mittelalters emporgehobenen und amplificirten Vorzügen des gegenwärtigen Culturzustandes. Wo keine Voreingenommenheit gegen das Mittelalter die Geister beherrscht, wie ich es von meinen verehrten Zuhörern weiß, da lassen sich diese Vorzüge nicht so schwer auf ihren wahren Gehalt, im Vergleiche zu den entsprechenden Eigenthümlichkeiten der Vorzeit, zurückführen.

Die historische Gerechtigkeit gegen das Mittelalter leidet zunächst unter der Zeichnung, die Ehrhard von dem Nationalismus als kräftigem Culturfaktor der neuen Zeit entwirft. Wohl vergißt er bei dem Bilde nicht die trüben Striche, welche die moderne Entartung des Nationalismus, insbesondere auf der Bahn zur „Allmacht des Staates" (70), kennzeichnen; er weist ganz vorzüglich nach, daß der christliche Universalismus und der berechtigte Nationalismus „aufeinander angewiesen sind" und sich durchaus nicht innerlich als Feinde gegenüberstehen, wie es Chamberlain und Andere proklamirt haben. Aber das Mittelalter kannte auch schon recht wohl den Nationalismus; es belebte sich mit dessen Kräften unter regem nationalen Wettbewerb der Völker und unter Ausbildung ihrer berechtigten Eigenarten. Nicht erst



unter Philipp dem Schönen von Frankreich beginnt in den mittleren Zeiten, die Geschichte der nationalen Aeußerungen und Bestrebungen in dem christlichen Staatensystem. Diese sind schon viel früher da. Nur sehen sie sich in Zucht gehalten durch den Geist der Religion, durch den immer wieder den Particularismus durchbrechenden Sinn für katholische Gemeinsamkeit. Wer den Nationalismus schon im frühen Mittelalter an der Arbeit sehen will, an gedeihlicher und öfter auch ungedeihlicher Arbeit, der durchwandle nur zum Beispiel die Gefilde Italiens, wo die Interessen so vieler Nationen zusammenstoßen; er begegnet einem vom lebhaftesten Nationalgefühl getragenen Wettstreit zwischen Franken, Griechen, Römern, Langobarden, dann in späterer Zeit von Normannen, Aragoniern, Franzosen und Deutschen, und wird finden, daß deren wechselnde Schicksale auf italienischem Boden, gewöhnlich von der Heimat mit tiefgehender patriotischer Erregung getheilt werden.

Auch der andere Culturfaktor der Neuzeit, den Ehrhard Individualismus oder Subjektivismus nennt, ist nicht in dem Maße ein Vorzug der modernen Entwicklung, daß das Mittelalter durch den Vergleich irgend wie zu Schanden würde. Wenn die Kirche, ihrer Natur nach, das Recht der Einzelpersönlichkeit völlig anerkennt (308), auch das Gesetz des Fortschrittes und der Entwicklung für jedes Individuum wie für die Gesellschaft zur vollen Geltung kommen läßt (309 ff.), wie soll dann im Mittelalter der Individualismus im Interesse der Massen verkümmert worden sein? Wir sind wieder am nemlichen Punkte. Individualismus war vollauf genügend vorhanden, aber er war gezügelt. Und wie kräftig er die Geister durchleben konnte, welche ausgeprägte geistige Eigenarten er schuf, das zeigt doch gerade das Mittelalter in jedem Jahrhundert und in jedem Lande durch die charakteristisch geformten Gestalten seiner Staatsmänner, Gelehrten und selbst Heiligen; es zeigt dieß,

ich möchte sagen in jeder Stadt und in jeder städtischen Körperschaft, in den Innungen der Handwerker und den Vereinigungen höherer Stände Das feste Gefüge dieser mittelalterlichen Ordnungen hat man mit einem Panzer verglichen. Gleichwohl erfreute sich jeder darin aller Freiheit, die ihm begehrenswerth erschien; er erfüllte sich mit dem hohen Selbstbewußtsein und dem Gefühl für eigene Würde und eigenes Recht, das den ganzen Verband der Corporation trug; nur beugte er sich mit freiem Entgegenkommen den religiösen Grundsätzen und den weltlichen Satzungen, die Alle auf sich nahmen.

Nun soll sich aber, nach Ehrhard, wenigstens „das moderne religiöse Bedürfniß“ von dem mittelalterlichen unterscheiden „durch das wesentlich stärkere und allgemeinere Hervortreten des Individualismus und der Innerlichkeit“ (354). Innerlichkeit in religiösen Dingen ist zweifelsohne eine Tugend. Das Mittelalter wäre also hinter der Neuzeit durch relativen Mangel an beiden Eigenschaften zurückgeblieben?

Da möchte es doch, zunächst dem Individualismus gegenüber, erlaubt sein, vor dem Worte zu warnen (den eigentlichen Gedanken Ehrhards kennt man ja aus der Stelle nicht heraus); das Wort ist auf dem besten Wege, ein Schlagwort von dehnbarster Qualität zu werden, durchaus minderwerthig für wissenschaftlichen Gebrauch. Was hat man nicht alles in Reformartikeln jüngster Zeit mit dem Namen Individualismus decken gesehen! — Dem Vorwurfe des Mangels an Innerlichkeit, der gegen das Mittelalter erhoben wird, stehe ich, ich sage es offen, verblüfft gegenüber. Nicht genug Innerlichkeit? Redet denn das Mittelalter nicht laut genug seine Sprache zu uns aus tausend, gerade durch innerliches Gefühl ausgezeichneten, heiligen Kunstwerken, aus den Schriften seiner zahllosen erleuchteten Männer und Frauen voll tiefquellender Frömmigkeit, aus seinen inhaltreichen Predigten, aus seiner religiösen Poesie voll schlichter wahrer



Empfindung? So müßte ich denn den verehrten Verfasser mißverstanden haben? Aber nein, auf derselben Seite gibt er bezüglich der Neuzeit dem Gedanken Ausdruck, die moderne „Verinnerlichung des religiösen Lebens, die zugleich eine tiefere Erfassung des Wesenhaften in der Religion und reinlichere Scheidung des wahrhaft Religiösen von allem Profanen und Politischen mit sich bringt", sei von so hohem Werth, daß man sich über ihre Fortschritte nur innig freuen kann. Möchte sein Stern es fügen, daß er in der Gegenwart recht oft dieser holden Gestalt begegne! — Inzwischen erinnere ich mich jedoch, daß er selber anderwärts im Buche mit warmen Worten von dem tiefen Gefühl der mittelalterlichen Andacht und Glaubensüberzeugung spricht; und da ich ihm in keinem Punkte Unrecht thun will, so sei auch dieses hervorgehoben. Auch in Bezug auf den Individualismus, den Nationalismus, die Zurückdrängung des kirchlichen Einflusses, den Charakter der modernen Cultur überhaupt, weiß er ja immer irgendwo einzulenken.

Damit stehen wir aber zum Schlusse wieder vor der bekannten unvortheilhaften Eigenschaft des Buches als Ganzen. Hüten Sie sich, allzu fest auf gewisse Ausführungen oder Schilderungen sich zu stützen; diese könnten später, wo die gegentheilige Seite daran kommt, derartige Einschränkungen, Zusätze, Aenderungen erleiden, daß die Ansicht des Verfassers nicht mehr als ganz zuverlässig hinzustellen ist. Er legt oft ein wahres Edelmetall vor an wahren, tiefen Gedanken; aber an einer anderen Stelle finden sich auch dazu gehörige Schlacken von Uebertreibungen oder Unklarheiten.

Kühne Behauptungen, wirklich oder scheinbar von allzu freiheitlicher Richtung eingegeben, schwirren einher, gefallen Vielen durch die bunten, anziehenden Bilder, in die sie sich kleiden, fordern aber alsbald beim ruhigen Denken den Widerspruch heraus. Dann scheint sich jedoch auf einmal der Anstoß wieder auszugleichen; der Autor sucht wenigstens



ein Geleise zu finden, das Allen Raum gewähren soll, den bedenklichen Katholiken wie den enthusiastischen Freunden der modernen Cultur. Mit einem Worte — ohne meinen Freund beleidigen zu wollen — es ist zu viel Kautschuk in diesem Buche und zu wenig Deutlichkeit und Entschiedenheit, wie sie doch unsere unklare, gährende Zeit vor Allem braucht.

Hätte nur der Verfasser in den Urtheilen die Consequenz und im ganzen Standpunkt die Energie nachahmen wollen, die uns im Mittelalter in so vielen Charakteren, insbesondere der führenden Männer, entgegentritt! Am allerwenigsten darf ja dieser Eigenschaften entrathen, wer heute an der großen und verantwortungsvollen Aufgabe theilnehmen will, der Mitwelt für das künftige Jahrhundert die Wege zu weisen. Das Buch meines verehrten Freundes läßt aber nicht blos in dieser Beziehung manchen Wünschen Raum übrig, sondern durch seine schillernde Art ist es, wie wir gesehen haben, leider zugleich geeignet, bei Manchen, welche in unverstandener Weise Modernisirung des kirchlichen Lebens fordern, die Begriffe noch mehr zu verwirren und die Verstimmung noch mehr zu verbittern. Anderen mag es freilich durch seine guten Partien ein Führer zu besseren Anschauungen werden. Wir wünschen es.

Der Mangel an Bestimmtheit möge mich denn zugleich rechtfertigen, wenn ich auf die einzelnen Reformvorschläge, mit denen sich Prof. Ehrhard auf das praktische Gebiet hinauswagt, nicht ausführlich eingehe; sie sind zu wenig greifbar; das haben auch verschiedene Beurtheiler gerügt, die diesen Forderungen des Verfassers wegen der sonstigen Bedeutsamkeit des Buches große Beachtung geschenkt und lange Diskussionen gewidmet haben.

Ehrhard verlangt vom katholischen Seelsorger einen Verkehr mit den modernen Menschen „in den Formen ihrer Bildung“ (354), ein selbstverständlicher und begründeter

Wunsch, dem man ja auch überall zu entsprechen sucht. Er begehrt „für die nichtromanischen Nationalsprachen einen genügenden Raum bei gewissen gottesdienstlichen Versammlungen“ (355), ohne auf die Sprache der heiligen Messe bestimmt die Rede zu bringen. Die „specifischen Frömmigkeitsäußerungen der romanischen Völker“ will er nicht den germanischen „aufdrängen“ lassen (ebd.), ohne sich jedoch über die einzelnen näher auszusprechen. Er befürwortet „die intensivere Heranziehung der Laien zu den kirchlichen Aufgaben“, aber zu welchen, sagt er nicht; und er spricht von einer „Erweiterung ihrer Rechte“, jedoch nicht ohne den opportunen Ausdruck: „eine der kirchlichen Verfassung entsprechende Erweiterung“ (357).

Ehrhard redet ferner sehr zutreffend zu Gunsten eines theologischen Studiums innerhalb gewisser Grenzen für den gebildeten Laien (372 ff.); allein noch zutreffender hatte Willibald Maier in den am Anfang des heutigen Vortrages erwähnten „Gedanken über die Restauration der Kirche“ (S. 74 ff.) hiervon gesprochen und direkt Vorlesungen über katholische Apologie für weltliche Studierende an den deutschen Universitäten verlangt; letzterer hatte noch dazu zum Schutze des religiösen Lebens der Universitätsstudenten das Wiedererstehen der mittelalterlichen Bursen, die auch Döllinger einst so empfohlen, als wünschenswerth hingestellt. Das von Ehrhard bei Besprechung des Planes einer katholischen Universität zu Salzburg warm angerathene Bemühen um „Behauptung der Position des katholischen Gedankens an den bestehenden Universitäten“ des Staates (371) war, so viel ich weiß, von Niemanden mißachtet oder bekämpft worden; ebenso wenig die „Antheilnahme der Katholiken an den jüngsten Volksbildungsbestrebungen“ (394), für die er eine wackere Lanze bricht, und die praktisch in gewissen großen Städten wohl auch viel mehr, als es bisher geschehen, in's Auge gefaßt werden müßte.

Das Mittelalter ist ja in Hinsicht des Volksunterrichtes und der allgemeinen Verbreitung von Kenntnissen unendlich von den neuen Zeiten übertroffen worden. Und hier liegt fürwahr nicht das einzige Gebiet, auf dem die Forderung der Abschüttelung früherer Zustände dringend gerechtfertigt ist.

„Das Mittelalter jetzt", wie es überhaupt sich darzubieten hätte, das heißt in wie viel hundertfacher Hinsicht das historische Mittelalter ergänzt, gehoben, kirchlich und weltlich vorangefördert werden müßte, um bei aller Bewahrung der Continuität, für die jetzige Zeit seine reichen Bildungselemente dienstbar zu erhalten, das klar herauszustellen, ist fürwahr eine Aufgabe, die über die Kräfte eines Einzelnen, ja auch vielleicht aller Zeitgenossen zusammen hinausgeht. Sie wird am besten, glaube ich, mit viel, sehr viel praktischer Hingabe an das Ziel der christlichen Verbesserung der Welt gelöst und erfordert weniger theoretische und historische Wegweisung. Die Betrachtung jener Aufgabe fällt aber nicht in unser mehr negatives, gegen Ehrhard gerichtetes Thema.

Es ist Ihnen sehr wohl bekannt, und in manchen modernen Großstädten, wie zum Beispiel München, können Sie gelungene Belege dafür sehen, wie ängstlich und liebevoll die neuere kirchliche Architektur bemüht ist, den Wegen der mittelalterlichen Baukunst nachzuwandeln. Was Meister und Jünger in dieser Schule lernen, befriedigt allgemein weit mehr, als gewisse moderne aus der Fessel aller Ueberlieferung befreite Formen. Solche Erfahrung regt Viele zu weiteren Fragen über die Verwendbarkeit des Mittelalters und über das bleibende tiefe Gute seiner Erscheinungen an. Ist die Gesetzmäßigkeit in schöner Verbindung mit der Freiheit, die man in den alten stilistischen Formen wahrnimmt, nicht überhaupt ein Charakteristikum der Zustände des Mittelalters? Und ist das Unsichere, Wirre und Verwirrende in den Kunsterzeugnissen der modernen sogenannten

Secession nicht ein Spiegel der herrschenden geistigen Cultur-richtung, welcher Willkür und Unstätigkeit als Merkmal aufgedrückt sind?

Charakter und Stellung der Kirche Gottes, sowie die wahre Natur der von ihr abgewendeten Welt können in einem Bilde vorgeführt werden, dessen sich das Mittelalter in seiner gedankentiefen Kunst gerne bediente, um Kirche und Synagoge vorzustellen.

Neben dem Schmerzensholze des Gekreuzigten steht auf der einen Seite die Kirche als hehre Braut, festlich geschmückt, mit der Krone auf dem Haupte; sie hebt den Kelch in die Höhe, worin sie vertrauend und selig das Blut der Seitenwunde auffängt. Auf der anderen Seite erscheint die „Synagoge", die Vertreterin des ungläubigen Judenthumes, ebenfalls in weiblicher Gestalt, aber des Schmuckes baar, mit ihrem Namen auf einer Standarte, die sie trägt; sie hat sich die Augen verbunden, damit sie das Kreuz nicht sehe und wendet sich trotzig von der Gruppe ab.

Die letztere Figur kennzeichnet uns nicht bloß das verstockte Judenthum, sondern auch die moderne gottesfeindliche Welt überhaupt. Sie will an Christus, seiner gnadenvollen Erlösung und erleuchtenden Lehre nicht Theil haben. Kein Entgegenkommen, noch weniger ein Abschwächen der nothwendigen Forderungen auf dem Glaubens- und Sittengebiete kann ihren starren Entschluß beugen. Voll heiliger Himmelshoffnung, die Augen zu ihrem Heile erhoben, steht währenddessen die gläubige Braut Christi da, auch in der Mißachtung verklärt durch ihre hohe übernatürliche Schönheit; das natürlich Schöne hat sie gleichfalls in ihrer Erscheinung nicht verschmäht: alles Beste, was die Menschheit und ihre Cultur besitzt, muß dienen, ihr Gewand und ihre Krone kostbarer zu machen. So fleht sie, indem sie das Blut des Gottessohnes opfert, um ihre volle Freiheit im Wirken für



die irdische Welt, dann wolle sie die unüberwindliche Kraft dieses Blutes Allen vor Augen stellen und Alle zum Erlöser hinführen. Sie erbittet sich Streiter für die Wahrheit, Männer mit religiöser Kraft und mit dem Flor aller irdischen Bildung ausgerüstet. Vor allem aber fleht sie innig für die Abgewendete, der sie anders nicht zu helfen vermag, und gibt die Erwartung nicht preis, daß doch ein Strahl des Lichtes zu Manchen, die ihrer Fahne folgen, hinabdringe.

Nachwort über Ehrhards Schrift gegen seine Kritiker.

Sehr geehrter Herr Redakteur. Nachdem Sie meinen Vorträgen die Ehre angethan, ihnen die Spalten der „Historisch-politischen Blätter" zu öffnen, haben Sie auch die Aufmerksamkeit gehabt, mir für eine Besprechung der neuesten Schrift von Prof. Ehrhard „Liberaler Katholicismus?"[1]) den Raum Ihrer Zeitschrift anzubieten.

Ich habe das Buch mit der Spannung, die Viele nach dem aufsehenerregenden Charakter des ersten über den „Katholicismus" mit mir theilen mochten, in die Hand genommen; jedoch nach aufmerksamer Prüfung muß ich Ihnen leider mittheilen, daß mir eine Besprechung desselben im Sinne einer eingehenden Recension nicht recht ausführbar erscheint. Die neue Arbeit ist kein einheitliches literarisches Erzeugniß, das man von gewissen zusammenfassenden Gesichtspunkten aus besprechen könnte, sondern eine öde Zusammenstellung von Streitgängen mit den einzelnen bisher

1) Stuttgart und Wien, Roth, 1902. Erste bis fünfte Auflage.

aufgetretenen Gegnern der ersten Schrift. Wie soll es möglich sein, bei jeder von den mehr als dreihundert Seiten festzustellen, ob der gerade da im Gefecht befindliche Gegner das wirklich gesagt hat, was Ehrhard ihn sagen läßt, sodann ob er damit Ehrhard richtig verstanden hat, ferner ob in der Replik des letzteren das Uebergewicht besserer Gründe liegt? Es würde sich aber auch noch um das Gesammtresultat des Duells mit all den einzelnen Kritikern handeln, mit Rösler, Braun, Schrörs, Einig, Blötzer, Fuchs, Hiptmair, Hofmann. Das ist für mich eine unerschwingliche, auch den Lesern nicht zu präsentirende Leistung.

Der Ausgang der Fehde besteht nach dem Anscheine, den sich der Verfasser gibt, und vielleicht auch nach dem Eindrucke, mit dem Manche nach flüchtigem Einblicke zufrieden sein werden, darin, daß sämmtliche Gegner todt auf der Strecke liegen. Einer stirbt sogar durch Selbstmord (S. 307). Würde es nur von seiner erstaunlichen Fertigkeit des Parirens und des Gegenstoßes abhängen, von äußeren stilistischen und dialektischen Gaben, dann wäre ja am vollen Siege kein Zweifel. Ehrhard weiß brillant zu kämpfen, er weiß gerade in den kritischsten Momenten sich genial zu entwinden und beim Gegenüber irgend eine schwache Seite couragirt auszunützen. In Wahrheit aber werden sehr viele Gedanken, die gegen ihn eingewendet worden sind, umgangen, oder bleiben trotz seiner Widersprüche zu Recht bestehen.

Daß es ein unglücklicher Entschluß war, der ihn bestimmte, seinem Buche gerade diese Methode aufzudrücken, das zeigt am besten die Stimmung der Leser, die wie mir mehrseitiges Urtheil bestätigt, diejenige völliger Enttäuschung ist, da sie etwas ganz anderes von diesem Buche erwartet haben. Warum hat der Verfasser keine zusammenhängenden Erläuterungen über seine Ideen geschrieben? Warum läßt er sich nicht einmal auf principielle Beantwortung der Frage des Titels „Liberaler Katholicismus?“ ein?



Da sämmtliche Kritiker ihn angeblich mißverstanden haben, und von ihnen „keiner auch nur den Versuch gemacht, die Frage", deren Behandlung das ganze Buch gewidmet ist, diese Frage, die er „auf der ersten Seite des Buches klar formulirt" habe, „in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutung zu erfassen" (S. 309), trat denn bei dieser Wahrnehmung gar kein Zweifel an ihn heran, daß auf seiner Seite Unklarheiten, und nicht geringe, vorliegen möchten, welche zu einer Neubearbeitung des Stoffes einluden? So aber hat er mit einem ewigen Scharmützel uns ein Buch von sehr geringem sachlichen Gewinne gegeben. Die Lektüre ermüdet schon nach kurzer Zeit, die Controle wird für den, der sie üben will, unausstehlich anstrengend, den Spaß des Ringkämpfens werden auch nicht Alle über hundert Seiten hinaus aushalten; kurz, das Buch scheint mir entschieden auch des literarischen Werthes beraubt, der dem früheren immerhin innewohnte.

„Die Abfassung dieser Vertheidigungsschrift bedeutet die unerquicklichste Arbeit, die ich bis zur Stunde zu leisten genöthigt wurde." So sagt der Verfasser (S. IX). Dem Leser ist es zu verzeihen, wenn er, nach noch so gutem Anlaufe, von der Lesearbeit ähnlich spricht, zumal da er der belehrenden und fruchtreichen polemischen Schriften, die wir von anderen katholischen Schriftstellern, zum Beispiel von Janssen, besitzen, gedenkt. Und erst der Recensent, als Dritter, wird kaum anders reden als beide Genannten. Warum existirt also das Buch, ich meine das Buch in dieser Form? Ein gediegener Aufsatz in irgend einer Zeitschrift würde dem Verfasser sowohl, als der Sache vielleicht bessere Dienste geleistet haben. Dazu wäre aber durchaus auch eine Herabstimmung des gereizten Tones, ein Maßhalten in den feindseligen Vorwürfen nothwendig gewesen.

Das ist ein anderer Punkt. Die Gegner, die doch



Männer von hohem sittlichem Ernste sind, werden von Ehrhard, mit geringen Ausnahmen, in einem Tone, der wirklich wehe thut, behandelt. Glühend voll von seiner Sache, vergißt der Verfasser allzuoft die nothwendigen Rücksichten der Liebe und Achtung. Er scheint gar nicht zu merken, wie weit er über das Ziel hinausschießt mit Exklamationen über die „Unfähigkeit" der Gegner, seine „Gedanken richtig zu erfassen und treu wiederzugeben" (35), ja über „ihre Sucht, den Einblick des Lesers in die Gliederung seines Buches soviel als möglich zu verhindern" (55), selbst auch über ihr „Bestreben, mit allen Mitteln" seine „katholische Gesinnung zu verdächtigen" (43. Vgl. 179. 200. 217. 313 usw.). Auf diese Weise ergreift man ja nothwendig für sie Partei und nicht am wenigsten dann, wenn sie, nach vielen Unbilden, von ihren richtigen Auseinandersetzungen hören müssen: „Das ist es ja, was ich behaupte" (61). Hätte der Verfasser nur Vieles, was er jetzt sagt, früher gesagt! Würde er im ersten Buche die in demselben da und dort zerstreuten, scheinbar gegensätzlichen Aufstellungen im Schmelztiegel geistiger Arbeit zu einer Einheit verbunden haben, so wäre es nicht zu der Meinungsverschiedenheit, die sich in ein Dornengestrüppe der Lieblosigkeit verwandelt hat, gekommen.

Ich für meinen Theil brauche nach Lesung der neuen Schrift von dem Inhalte meiner Vorträge keinen Satz zurückzunehmen. Die Klage vor allem trifft mich nach meinem Urtheile nicht, die Hauptfrage des Buches nicht recht erfaßt zu haben, oder dem Gedanken desselben nicht gerecht geworden zu sein. Wenn aber mein Freund Prof. Ehrhard auch mir eine Replik zu Theil werden lassen will, so trage ich nicht auf Pardon an. Ich werde jedoch, verehrter Herr Redakteur, alsbald von Recht und Pflicht einer sachlichen Erwiderung unter der gastfreundlichen gelben Flagge der „Historisch-politischen Blätter" Gebrauch machen,



woferne in der Antwort wirklicher Anlaß zu weiteren Erörterungen gegeben sein sollte.

Hier will ich nur Ihren Lesern, die meine Vorträge verfolgt haben, meine Freude noch darüber aussprechen, daß Prof. Ehrhard im Schlußworte seiner Gegenkritik offen erklärt: „Ich verurtheile den liberalen Katholicismus so, wie ihn die katholische Kirche verurtheilt" (314). Wenn er dann freilich von einer „theologischen Richtung" spricht, an der er immer mit Zähigkeit festhalten werde, und dieselbe als „die gemäßigt fortschrittliche im besten Sinne des Wortes und im Gegensatze zur extrem-conservativen" bezeichnet, so möchte ich den Lesern und ihm selbst zu bedenken geben, daß voraussichtlich seine Gegner, wie auch ich persönlich es thue, die Bezeichnung „extrem-conservativ" ablehnen und diejenige „gemäßigt-fortschrittlich im besten Sinne des Wortes" für sich ebenfalls in Anspruch nehmen. Was wollte Ehrhard thun, wenn die Kritiker seiner ersten Schrift noch dazu den Comparativ von „gemäßigt-fortschrittlich", im Vergleiche nämlich mit ihm, als ihre Devise hinstellen würden, laute der Comparativ nun „gemäßigter fortschrittlich" oder „gemäßigt fortschrittlicher"? Also mit dergleichen Namen ist nicht viel erreicht. Jede Meinung vielmehr, die hüben und drüben geäußert wird, muß sich im Einzelnen gefallen lassen, auf ihren Werth geprüft zu werden.

München, Ende Mai 1902. Ihr sehr ergebener

H. Grisar S. J.

LXVII.

Kirchengeschichtliche Lehrbücher in neuen Auflagen.

Mit lebhafter Genugthuung begrüßen wir die fortgesetzte freundliche Aufnahme, welche zwei in ihrer Art so vorzügliche Lehrbücher der Kirchengeschichte, wie es die von Prof. Funk in Tübingen und seinem Collegen Knöpfler in München sind, beim studirenden und gelehrten Publikum allseits gefunden haben. Soeben tritt ersteres in vierter, letzteres in dritter Auflage seinen Gang in die Weite von neuem an, und wir wünschen dem einen wie dem anderen aufrichtig, daß es auch diesmal recht viele Freunde finden möge.[1]) Sowohl das Funk'sche, als das Knöpfler'sche Buch bezeichnet sich in seiner neuen Gestalt als vermehrt und verbessert, wenn auch die Veränderungen weder hier noch dort einschneidender oder tiefgreifender Art waren; immerhin ist das eine von 218 §§ auf 220 und von 617 SS. auf 634, das andere von 783 SS. auf 803, also jedes um etwa einen Druckbogen gewachsen.

Daß wir über die beiden Werke, die sich im akademischen Publikum längst vortheilhaft eingeführt und die Probe ihrer wissenschaftlichen wie praktischen Brauchbarkeit bestens bestanden haben, Neues sagen werden, dürfte schwerlich erwartet werden. Noch immer bezeichnet das Buch des hochverdienten Nestors der katholischen Kirchenhistoriker Deutschlands in seiner gedrängten Knappheit die äußerste Grenzscheide der Bündigkeit, die auch nicht um eine Linie überschritten werden darf, wenn

1) Vgl. die Besprechung früherer Auflagen in Bd. 113, S. 689, Bd. 116, S. 310, Bd. 123, S. 152, Bd. 126, S. 846.



die Darstellung nicht in manchen Partien der doch bei einem Lehrbuch unerläßlichen, wir wollen nicht sagen, Ausführlichkeit, aber doch Deutlichkeit entbehren und sich, statt ein allseitig ausgearbeitetes Gemälde zu bieten, mit einem kargen Umriß begnügen will. Ohne den Umfang des Buches allzusehr anschwellen zu lassen, hätte der verehrte Herr Verfasser den nöthigen Raum zu eingehenderer Behandlung einzelner Fragen unschwer gewinnen können, wenn er sich hätte entschließen wollen, dem von uns bei einer früheren Gelegenheit ausgesprochenen Wunsche zu entsprechen und von allen kunstgeschichtlichen und kanonistischen Erörterungen abzusehen, die ja in einem kirchengeschichtlichen Lehrbuche doch nicht erwartet und überdies nur ganz kursorisch gegeben werden können, und daher die entsprechenden Fachstudien in keiner Weise ersetzen wollen und sollen. Wir wissen ja wohl, daß noch jüngst von Seiten des inzwischen seinen weitausblickenden literarischen Plänen zu früh entrissenen Franz Xaver Kraus „große Befriedigung" darüber geäußert wurde, „daß jene Forderung der Aufnahme des kunstgeschichlichen Stoffes in die allgemeine kirchengeschichtliche Betrachtung", die er seit vierzig Jahren in Wort und Schrift stets betont habe, allmählich durchgedrungen sei. Gleichwohl können wir nicht umhin, dem gefeierten Gelehrten gegenüber wie in anderen Punkten, so hierin anderer Meinung zu sein. Uns scheint, von anderen Erwägungen zu geschweigen, die Kraus'sche Forderung insbesondere auch deshalb äußerst bedenklich zu sein, weil so nur zu leicht fremde Maßstäbe in die Kirchengeschichte hineingetragen werden und die Gefahr entsteht, daß sich der Kirchenhistoriker bei Darstellung und Beurtheilung gewisser Perioden und Kirchenfürsten vom bestehenden Glanze eines strahlenden Mäcenatenthumes blenden und zu Lobeserhebungen verleiten läßt, die ja kunstgeschichtlich ganz berechtigt sein mögen, vom Kirchenhistoriker aber nicht verantwortet werden können. Wendet man ein, daß sich ja doch die Kirche auf den manigfachsten Gebieten menschlicher Lebensbethätigung die reichsten Verdienste erworben habe, daß es daher Aufgabe ihres Historiographen sein müsse, ihr auf den glorreichen Spuren ihres bewunderungswürdigen Triumphzuges nachzugehen, so erwidern wir, daß dieser Gedanke ja



sehr bestrickend, praktisch aber so gut wie unausführbar ist. Denn dann müßte die Kirchengeschichte außer ihrem eigentlichen, ohnehin schon überreichen Stoffe auch noch Recht und Sitten, Kunst, Poesie und Literatur, politisches und wirthschaftliches Leben, Wissenschaft und Philosophie behandeln, kurz sich zur christlichen Culturgeschichte im großartigsten Sinne des Wortes erweitern. Eine solche wäre ja freilich außerordentlich verdienstvoll und interessant, aber weder von einem Gelehrten, wenn sie überhaupt ernst und gründlich betrieben werden und nicht an der Oberfläche haften bleiben soll, noch von den Hörern, die nicht bloß vom Brod der Kirchengeschichte allein leben können und auch anderen, nicht ganz unwichtigen Fächern noch Zeit, Kraft und Lust widmen sollen, zu bewältigen. So wird nichts übrig bleiben, als Arbeitstheilung, die sich nicht bloß auf wirthschaftlichem, sondern auch auf wissenschaftlichem Bereiche für die Sache selbst wie für ihre Jünger als höchst segensvoll erprobt hat. Macht man aber damit einmal ernst, so ist nicht einzusehen, warum man gerade die Kunst- und nicht z. B. auch die christliche Literaturgeschichte, und zwar nicht bloß die altchristliche, sondern auch die mittelalterliche und moderne, in die kirchengeschichtliche Betrachtung aufnehmen soll. Wenn man bei Funk von Rafael liest und von Michelangelo und Tizian, warum nicht auch von Dante, von Calderon, von Walter von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach? Nach all dem glauben wir, daß Prof. Knöpfler wohl berathen war, als er die Kunst aus seinem Lehrbuche ausschied; sollte sich aber auch Prof. Funk nicht entschließen können, ein Gleiches zu thun, so möge er doch überzeugt sein, daß wir uns bei unseren Ausführungen, die salva omni sua reverentia geschrieben sind, lediglich von unserer Ueberzeugung haben leiten lassen, mit der wir als Schwaben nicht hinter dem Berg zu halten vermögen.

J. Sch.

LXVIII.

Eusebius von Cäsarea und sein ‚Leben Constantins'.

Das Erscheinen des 7. Bandes der von der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgegebenen ‚Griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte' gibt mir willkommenen Anlaß, die Aufmerksamkeit der Kreise, an welche sich diese Blätter wenden, für kurze Zeit auf eine interessante, an der Grenzscheide der beiden ersten Hauptperioden der christlichen Kirchen- und Literaturgeschichte stehende Persönlichkeit zu lenken. Ich meine den Bischof Eusebius von Cäsarea in Palästina, dessen vielbesprochene und vielgetadelte Schrift über das Leben Constantins (verbunden mit der Constantin zugeschriebenen Rede an die heilige Versammlung) und dessen Rede beim dreißigjährigen Regierungsjubiläum des Kaisers der Professor der klassischen Philologie an der Universität zu Helsingfors, Ivar A. Heikel, in trefflicher kritischer Bearbeitung vorgelegt hat.[1])

Man kann von einer Uebergangs- und einer Vermittlungsstellung des Eusebius reden. Er hat den entscheidenden Umschwung, der die Kirche aus den Stürmen

1) Eusebius' Werke I. Band: Ueber das Leben Constantins, Constantins Rede an die heilige Versammlung, Tricennatsrede an Constantin. Herausgegeben von Ivar A. Heikel. Leipzig, Hinrichs. 1902. CVIII, 358 S. 8°. — Die sonstige neuere Literatur über Eusebius jetzt bei O. Bardenhewer, Patrologie S. 218 ff. der 2. Aufl.



der Verfolgung in den Hafen des Friedens führte, miterlebt, er hat in seiner irdischen Laufbahn an der leidenden und an der triumphirenden Kirche participirt. Die Verfolgung entriß ihm im Jahre 309 seinen geistigen Vater, den gelehrten Presbyter Pamphilus, dem zu Ehren er seinem eigenen Namen den des Lehrers und Freundes beigelegt, und Eusebius selbst hatte, wenn auch nicht als Blutzeuge, so doch als Bekenner für seinen Glauben zu dulden. Wenige Jahre später bestieg er den Bischofsstuhl von Cäsarea und erlangte als Günstling des Mannes, der die entscheidende Wendung herbeigeführt hatte, des Kaisers Constantin, eine mächtige und einflußreiche Stellung. Bedenklich war seine Vermittlungsstellung auf dem Felde der kirchlichen Glaubenslehre. Wie er überhaupt weniger nach der dogmatischen Seite veranlagt war, so fehlte ihm auch das Verständniß für die Tragweite des arianischen Streites. Er drang nicht zur Einsicht vor, daß der Arianismus nichts geringeres als eine Lebensgefahr für die Kirche bedeutete, sondern suchte, ohne Zweifel in wohlmeinender Absicht, da zu vermitteln, wo es nicht anging, wo es ein Paktiren auf Seite der Kirche nicht geben konnte. Seine Haltung in Sachen des Arianismus und — bis zu einem gewissen Grade wenigstens — sein Verhältniß zum Kaiser haben es verschuldet, wenn man den Bischof von Cäsarea nicht in einem Athem mit einem Athanasius von Alexandria und einem Hilarius von Poitiers nennen kann, und wenn man Ambrosius von Mailand treffend dahin charakterisirt hat, daß er in seinem Wirken größer gewesen sei, als in seinen Werken, so gilt für Eusebius das Gegentheil. Seine literarische Thätigkeit steht höher als seine praktische kirchliche Wirksamkeit.

An literarischen Anregungen gebrach es ihm allerdings nicht. Er machte seine Studien hauptsächlich in der Stadt, in der sich die werthvollste Bibliothek des ganzen christlichen Alterthums befand, in Cäsarea, seinem nachmaligen



Bischofssitze, und der Geist des großen Mannes, auf den die Anfänge dieser Bibliothek zurückgehen, der Geist des Origenes, hat auch auf Eusebius gewirkt. Im Kerker an der Seite seines Freundes Pamphilus, der sich um die Erweiterung der Bibliothek große Verdienste erworben, und gemeinschaftlich mit ihm hat er eine Apologie des genialen Alexandriners verfaßt, und man darf ihn als den geistigen Erben des Origenes, als den treuen Bewahrer der von diesem überkommenen wissenschaftlichen Tradition bezeichnen, auch wenn er dessen hohen spekulativen Flug nicht mitmachen konnte, sondern, nüchterner und verstandesmäßiger angelegt und mehr historisch gerichtet, sein specielles Charisma in der Bewältigung und Disposition großer Stoffmassen bethätigte. [1]) Eusebius hat die ihm zugemessene Lebenszeit (von etwa 265 bis etwa 340) gewissenhaft ausgenützt und eine emsige schriftstellerische Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten der kirchlichen Wissenschaft entfaltet, auf dem historischen, dem apologetisch-polemischen, dem exegetischen und dem dogmatischen. Die dogmatischen Schriften sind der Zahl nach die wenigsten und dem Inhalt nach die unbedeutendsten, da, wie schon bemerkt, des Eusebius Begabung nicht nach dieser Richtung gravitirte. Auch die Exegese ist nicht seine starke Seite, und der Einfluß des Origenes kann auf diesem Felde kein segensreicher genannt werden, wie denn schon Hieronymus von des Eusebius' Commentar zum Propheten Isaias urtheilt: ‚historicam interpretationem titulo repromittens interdum obliviscitur propositi et in Origenis scita concedit' (Comment. in Js. V pr. bei Migne, Patrol. Lat. XXIV col. 154 C). Und dennoch verleugnet Eusebius auch als Exeget seine specifisch historischen Neigungen und Interessen nicht, wie verschiedene auf das Gebiet der biblischen Einleitungswissenschaft ent-

1) Vgl. P. Wendland, Zeitschrift für die neutestamentl. Wissenschaft, I (1900), 274.



fallende Arbeiten zeigen. Auf Eusebius gehen die Canones oder Tabellen in griechischen, lateinischen und syrischen Bibelhandschriften zurück, in denen zusammengestellt ist, was alle vier Evangelisten berichten, was nur drei und zwei, und was eines Parallelberichtes ermangelt.[1] Für die Reconstruktion seiner Schrift über die Widersprüche in den Evangelien, die der hl. Ambrosius für seine homiletische Auslegung des Lucasevangeliums benützt hat,[2] ist, wie kürzlich gezeigt worden,[3] weiteres Material aus syrischen Handschriften zu gewinnen. Von einer größeren Topographie Palästinas, einer Aufgabe, zu der Eusebius infolge seiner persönlichen Kenntniß des Landes besonders befähigt war, hat sich das Schriftchen über die Ortsnamen in der heiligen Schrift erhalten, welches von Hieronymus lateinisch bearbeitet und auch von dem Verfertiger der vor einigen Jahren entdeckten hochinteressanten Mosaikkarte von Madaba benützt wurde, wie neuerdings Adolf Schulten in seiner ausführlichen Abhandlung über diese Mosaikkarte und ihr Verhältniß zu den ältesten Karten und Beschreibungen des heiligen Landes dargelegt hat.[4] Auch an den apologetisch-polemischen Werken hat der Historiker Eusebius einen großen Antheil. Ausgebreitetes historisches (allerdings nicht immer aus den primären Quellen geschöpftes) Wissen macht uns die vollständig erhaltene ‚Evangelische Vorschule' und die unmittelbar an diese anschließende, etwa zur Hälfte auf uns gekommene ‚Evangelische Beweisführung' so werthvoll.

1) Vgl. jetzt C. R. Gregory, Textkritik des Neuen Testaments, II (Leipz. 1902), 861 ff.

2) S. die neue Ausgabe von C. Schenkl, Wien 1902, p. V u. 589.

3) A. Baumstark, Oriens christianus I (1901), 378 ff.

4) Abhandlungen de. kgl. Gesellschaft der Wissensch. zu Göttingen, Phil.-hist. Klasse, N. F. IV, 2. Berlin 1900. Vgl. das Referat des Assumptionisten S. Vailhé in der Byzantinischen Zeitschrift, X (1901), 646 ff. Anders J. Benzinger, Lit. Centralbl. 1902 Sp. 472 f.

In der ‚Vorschule‘ oder ‚Vorbereitung‘ soll ‚abgehandelt werden, was Griechen, Juden und überhaupt jeder genau Prüfende gegen die Christen sagen könnte‘, aber Eusebius verbraucht die 15 Bücher des Werkes in der Kritik hellenischer Mythologie und Philosophie, aller Wahrscheinlichkeit nach unter specieller Berücksichtigung der Einwürfe des bedeutendsten und gefährlichsten Christengegners, des Neuplatonikers Porphyrius, gegen den er übrigens auch eine eigene, leider verlorene Schrift von beträchtlichem Umfange gerichtet hat.[1]) Erst in der ‚Beweisführung‘, deren Hauptinhalt eine Vertheidigung des Christenthums auf Grund der Propheten bildet, kann er den Juden Rede stehen, warum die Christen, obgleich sie ihre heiligen Schriften annehmen, sich die Art ihrer Frömmigkeit und Gottesverehrung nicht aneignen können. Als Historiker tritt er auch dem christenfeindlichen Statthalter von Bithynien, Hierokles, entgegen, indem er die von diesem beliebte Parallelisirung des angeblichen Wunderthäters Apollonius von Tyana mit Christus, bezw. des Hierokles Quelle, die Biographie des Apollonius von Philostratus II., auf ihren wahren Werth zurückführt. Das Bedeutendste aber hat er in seinen rein historischen Werken geleistet, in der Chronik und in der Kirchengeschichte. Die Chronik zerfällt in zwei Bücher.[2]) Im ersten, der eigentlichen Chronographie, gab Eusebius eine aus den Quellen geschöpfte Darstellung der Aeren oder der meist auf Dynastienreihen beruhenden chronologischen Systeme. In diesem Buche, das als Ganzes nur mehr in armenischer Uebersetzung erhalten ist, hat er umfangreiche Bruchstücke der älteren (größtentheils verlorenen) chronographischen und historischen Literatur mitgetheilt, darunter ein Dokument ersten Ranges, das sich

1) Vgl. U. von Wilamowitz-Möllendorff, Zeitschrift für die neutestamentl. Wissenschaft, I, 101 ff.

2) Das Folgende ganz nach dem später im Texte citirten Buche von A. Schöne, einer ausgezeichneten philologischen Leistung



glücklicherweise auch im griechischen Originaltext wiedergefunden hat, die Olympionikenliste des bedeutenden christlichen Chronographen Julius Africanus aus dem 3. Jahrhundert. Als der große Philologe Casaubonus im Februar 1605 von Paris an seinen noch größeren Fachgenossen Joseph Justus Scaliger nach Leiden schrieb, ‚es sei ihm soeben auf der königlichen Bibliothek ein Miscellencodex aufgestoßen, der unter Anderem auch ein anfangs- und titelloses griechisches Schriftstück enthalte, mit griechischen und nichtgriechischen Königsverzeichnissen und einer vollständigen Tafel der Sieger zu Olympia bis auf die zweihundertneunundvierzigste Olympiade‘, da erkannte Scaliger, der eben mit der Drucklegung seines, eine vollständige ‚Restitution‘ des ersten Chronikbuches umschließenden ‚thesaurus temporum‘ beschäftigt war, sofort die Liste des Julius Africanus und wußte sich vor übergroßer Freude nicht zu fassen.[1]) Das zweite Buch der Chronik, das für den Verfasser die Hauptsache war, bildeten die chronici canones. Es besteht aus Tabellen oder Zeittafeln, in denen die Aera von Abrahams Geburt durchgeführt und sämtliche Jahre der nacheinander und nebeneinander auftretenden Dynastien, deren Aeren im ersten Buch dargelegt worden waren, in vertikalen Zifferreihen synchronistisch verzeichnet sind. Demzufolge ist ohne weiteres ersichtlich, welchen Jahren aller gleichzeitig bestehenden Dynastien irgend ein bestimmtes Jahr einer biblischen oder profanen Dynastie entspricht. Durch das ganze Werk ist die Zählung nach Jahren Abrahams durchgeführt, deren Dekadenzahlen am Rande beigeschrieben sind. Es entbehren aber diese Tabellen nicht etwa vollständig des Textes, sondern sie geben auch die bemerkenswerthesten Thatsachen der alttestamentlichen Geschichtserzählung, indem sie dieselben, dem Tabellencharakter entsprechend in knappste Form gefaßt, neben die Zahlenreihe der biblischen Dynastien schreiben und somit, durch Neben-

1) J. Bernays, J. J. Scaliger, Berlin 1855. S. 95, 223

stellung an ein bestimmtes Jahr, zugleich datiren. Ein Gleiches geschieht mit den nennenswerthen Begebenheiten der außerbiblischen Geschichte, welche ihrerseits wiederum den Jahresziffern einer profanen Dynastie beigeschrieben und dadurch datirt werden. Der Text bildet also zwei einander gegenüberstehende Textgruppen, die je an eine biblische und eine profane Ziffernreihe gebunden sind. Der erste Abschnitt der Canones hat entschieden eine apologetische Tendenz, nämlich die, den zeitlichen Vorrang, der den alttestamentlichen Persönlichkeiten und Thatsachen gegenüber analogen Erscheinungen der Profangeschichte zukommt, im Ganzen wie im Einzelnen zu veranschaulichen. Als Ganzes aber waren die Canones ein historisches Hilfsmittel, ein Nachschlagebuch, in dem auf dem Wege des Synchronismus für jede gesuchte Thatsache oder Persönlichkeit die Datirung anschaulich dargelegt war und rasch und zuverlässig aufgefunden werden konnte. Zur Reconstruirung der Canones stehen uns außer griechischen Fragmenten bei verschiedenen späteren griechischen Historikern und Chronographen und einem reichhaltigen Auszuge in einer syrischen Chronik hauptsächlich eine armenische Uebersetzung und die lateinische Bearbeitung des Hieronymus zur Verfügung. Nach den scharfsinnigen Ausführungen des Gelehrten, dem wir auch die Hauptausgabe der Chronik des Eusebius-Hieronymus verdanken, des kürzlich von seiner Lehrthätigkeit in Kiel zurückgetretenen klassischen Philologen Alfred Schöne in seinem Buche „Die Weltchronik des Eusebius in ihrer Bearbeitung durch Hieronymus" (Berlin 1900), unterliegt es keinem Zweifel, daß uns Hieronymus, der die bis zum Jahre 325 reichende Chronik des Eusebius bis zum Jahre 379 weitergeführt hat, das getreueste Bild von der Anlage und Einrichtung des Werkes vermittelt.[1]) Auch hat Schöne festgestellt, daß

1) Für Hieronymus sind Schöne's Forschungen bereits in der neuen Hieronymus-Biographie von G. Grützmacher, Bd. I Leipzig 1901 (Studien zur Gesch. d. Theol. u. d. Kirche, VI, 3) verwerthet worden.



Eusebius jedenfalls die Canones (vielleicht sogar beide Bücher der Chronik) zweimal bearbeitet und herausgegeben hat, das erstemal vor, das zweitemal nach der Abfassung der Kirchengeschichte, und daß wir in der Uebersetzung des Armeniers die erste, in der Bearbeitung des Hieronymus die zweite Ausgabe erhalten haben. Auch bei dem zweiten historischen Hauptwerke des Eusebius, der Kirchengeschichte, sind zwei Ausgaben zu unterscheiden, indem der Verfasser die Schicksale der Kirche, die er aus ihrer Jugendzeit in das Mannesalter hatte übertreten sehen, zuerst in 9 Büchern bis zu den beiden Siegen Constantin's über Maxentius und des Licinius über Maximin (312 und 313) darstellte, welche den Sieg des Christenthums über das Heidenthum bedeuteten, und dann unter Hinzufügung eines zehnten Buches auch noch die Zeit bis zum Siege Constantin's über Licinius (3. Juli 323) einbezog, der die Alleinherrschaft des ersteren besiegelte.

Wie man den alten griechischen Historiker Herodot als den Vater der Geschichte, so hat man Eusebius als den Vater der Kirchengeschichte bezeichnet, und in einem vergilbten Programme vom Jahre 1834, durch welches die evangelisch-theologische Fakultät von Tübingen die Feier des Pfingstfestes ankündigt, hat der Begründer der Tübinger Schule, Ferdinand Christian Baur, die Vergleichung der beiden durchgeführt. Man kann gegen Eusebius als Kirchenhistoriker mancherlei Vorwürfe erheben, man kann mit der Verarbeitung des gesammelten Stoffes unzufrieden sein, man kann die nahezu völlige Unkenntniß lateinischer Quellen beklagen, man darf es ruhig aussprechen, daß er die Forderung des „sine ira et studio" nicht durchweg befolgt hat, soviel aber ist sicher: er hat uns, dank den reichen Bücherschätzen von Cäsarea, ein Quellenmaterial, man darf sagen, ein Archiv von einem Reichthum und einem Werth übermittelt, daß wir ihm gar nicht dankbar genug dafür sein können, und ein französischer Theologe hat den Thatbestand richtig gezeichnet, wenn er sagt: „on est effrayé du peu



que sans elle (d. h. die Kirchengeschichte) nous saurions des trois premiers siècles chrétiens." [1]) Das Fehlen eines Athenäus und Stobäus würde etwa für den klassischen Philologen einen analogen Ausfall von werthvollen Stücken der altgriechischen Literatur bedeuten, und wenn man uns vor einigen Jahren gemahnt hat, beim Lesen des herzerhebenden Nachrufes des Tacitus auf Arminius „Arminius haud dubie liberator Germaniae" auch des ehemaligen Hofcaplans Ludwigs des Frommen und nachmaligen Corveier Mönches Gerold nicht zu vergessen, dem die Erhaltung der einzigen Handschrift der ersten Annalenhälfte verdankt wird, [2]) so müßen wir auch dem Eusebius einen Augenblick dankbarer Erinnerung weihen, wenn wir ein so ergreifendes Dokument, wie das Schreiben der Gemeinden zu Lyon und Vienne an die Gemeinden in Asien und Phrygien über die Verfolgung unter der Regierung des Marcus Aurelius (hist. eccl. V 1, 3 ff.) lesen. [3]) Und auch das kann und muß constatirt werden: Absichtliche Entstellung der Thatsachen, speciell durch Auslassungen, kann dem Eusebius nicht zur Last gelegt werden. Der Mann, der diesen schweren Vorwurf gegen ihn erhoben, ist eben Gibbon, dessen geschichtlicher Blick durch Abneigung gegen die christlichen Schriftsteller getrübt war. Die Kirchengeschichte des Eusebius hat eine Reihe griechischer Fortsetzer gefunden, ist sehr frühzeitig in's Syrische und aus dem Syrischen in's Armenische übertragen worden, [4]) im Abend-

---

1) P. Batiffol, Anciennes littératures chrétiennes. La littérature grecque. Paris 1897. p. 207.

2) G. Hüffer, Corveier Studien, Münster 1898 S. 15.

3) Nach dem von Ed. Schwartz für die Ausgabe der griech.-christl. Schriftsteller recensirten Texte abgedruckt bei O. v. Gebhardt, Ausgewählte Märtyreracten. Berlin 1902. S. 28 ff.

4) Deutsche Uebersetzung der syrischen Version von E. Nestle, Leipzig 1901. (Texte und Untersuchungen N. F. VI. 2); der armenischen von E. Preuschen, Leipzig 1902. (Texte u. Unter-

lande aber hat ihr der ehemalige Freund und nachmalige Feind des Hieronymus, Rufinus von Aquileja, eine analoge Fürsorge angedeihen lassen, wie Hieronymus der Chronik, indem er sie lateinisch bearbeitete und bis zum Jahre 395 fortsetzte. Hieronymus hat übrigens die Kirchengeschichte des Eusebius nicht etwa unbenützt gelassen, sondern, wie jetzt von verschiedenen Seiten klargestellt worden, ihre literarhistorischen Angaben in einer nicht einwandfreien Weise für die erste Hälfte seines Schriftstellerkataloges ausgebeutet.[1])

In dankenswerther Fürsorge für die erbaulichen und wissenschaftlichen Bedürfnisse seiner und der folgenden Zeit hat Eusebius ferner eine Sammlung der alten Martyrerakten veranstaltet, die aber leider die Jahrhunderte nicht überdauert hat. Dagegen besitzen wir noch die werthvolle Schrift über die zur Zeit des Autors erfolgten Martyrien in Palästina und zwar in zwei Fassungen, einer kürzeren griechischen und einer ausführlicheren, die vollständig nur in syrischer Uebersetzung erhalten ist, von der uns aber die liturgischen Bücher der griechischen Kirche bedeutende Originalbruchstücke geschenkt haben und vielleicht noch schenken werden. Auf die lebhaften neueren Verhandlungen über das zeitliche Verhältniß der beiden Rezensionen und ihr Verhältniß zur Kirchengeschichte[2]) kann ich hier nicht näher eingehen, dagegen muß ich etwas länger bei der Schrift des Eusebius verweilen, die ihm am meisten Tadel und Angriffe eingetragen hat, bei den 4 Büchern über das Leben des Kaisers Constantin, mit denen er das Andenken seines im Mai 337 aus dem Leben geschiedenen hohen Gönners gefeiert hat.

suchungen N. F. VII. 3.) Ueber Eusebius in koptischem Gewande neuerdings W. E. Crum in den „Proceedings of the Society of Biblical Archaeology" XXIV (1902). Nr. 2.

1) Vgl. O. Bardenhewer, Geschichte der altkirchlichen Litteratur, I (1902). S. 3.

2) Vgl. Byzantinische Zeitschrift VI (1897) 193. 620. VII (1898) 227 f. 631.

Es ist richtig, in diesem Werke — wie auch in dem anläßlich des 30 jährigen Regierungsjubiläums Constantins (im Juli 335) abgefaßten Panegyrikus oder vielmehr in dessen erstem Kap. 1—10 umfassenden Theile[1]) — ist die Schmeichelei stark aufgetragen, und Eusebius muß es sich gefallen lassen, als Vertreter eines nicht eben sympathischen Typus, nämlich des der Hofbischöfe angesehen zu werden. Aber man soll auch hier gerecht sein. Zunächst ist es psychologisch leicht begreiflich, daß Eusebius, der noch die schlimmen Verfolgungszeiten mitgemacht, der pietätvolle Verehrer des Martyrers Pamphilus, voll Begeisterung für den Machthaber war, der für die Kirche den Anbruch einer besseren Zeit inaugurirt hatte, und wenn neuerdings der Stimmführer der klassischen Philologie von heute, U. v. Wilamowitz-Möllendorff, den Gedanken ausgesprochen, daß die Zeit Constantins einen ähnlichen Höhe- und Ruhepunkt der Entwicklung bilde wie die des Augustus[2]), so darf man wohl an die Empfindungen erinnern, die Vergil für diesen Herrscher, der dem Erdkreis nach den Greueln der Bürgerkriege den Frieden wieder geschenkt, gehegt und in seinen Dichtungen zum Ausdruck gebracht hat.

Aber nicht bloß psychologisch aus ihrer Zeit, auch literarisch in ihrer Haltung will die Schrift begriffen

---

1) Diese (auch in einigen Handschriften allein überlieferten) Kapitel bilden den eigentlichen Panegyrikus, ‚eine religiöse Verherrlichung der dreißigjährigen Regierung Constantins‘ und sind von Eusebius im kaiserlichen Palaste zu Constantinopel vorgetragen worden. Der mit dem ersten unter einem für beide Theile geltenden Prologe vereinigte zweite Theil ist in Jerusalem abgefaßt worden und ist der Hauptsache nach eine aus dem apologetischen Werke ‚de theophania‘ ausgezogene Abhandlung über den Logos, wie denn Eusebius überhaupt — und nicht er allein unter den Kirchenschriftstellern — an Selbstwiederholungen reich ist. Vgl. Heikel S. XXVIII ff.

2) Zeitschrift über die neutestamentliche Wissenschaft. I, 105.



werden.[1] ‚Eine vollständige, ruhige, unparteiliche Biographie des Constantin zu schreiben‘ — so bemerkt der neue Herausgeber treffend — ‚hat Eusebius nicht versprochen, und darum haben wir kein Recht, eine solche in seiner Schrift zu suchen, und, wenn wir sie nicht finden, ihn zu schmähen‘. Die Schrift, deren ursprünglichen Titel „Vier Bücher Lobpreis auf den großen Kaiser Constantin" uns der Patriarch Photius aufbewahrt haben dürfte, ist nichts anderes als eine Lobrede, ein Enkomion, und entspricht in ihrer Anlage im wesentlichen den Vorschriften, wie sie der Rhetor Menander für die sogenannte Königsrede entwickelt hat, und wie sie nach der m. E. sehr einleuchtenden Darlegung des amerikanischen Philologen Alfred Gudeman[2]) auch dem hinsichtlich seiner literarischen Form so verschiedenartig bestimmten Agricola des Tacitus zu Grunde liegen. Aus der Befolgung dieser rhetorischen Vorschriften erklären sich ungezwungen die Berührungen mit den lateinischen Panegyrikern Eumenius und Nazarius,[3]) und für ein Enkomion paßt auch das stark rhetorische Colorit und der rythmische Grundcharakter des ganzen Werkes Aber was soll diese psychologische und diese literarische Entschuldigung gegenüber einem Werke, das gefälschte Urkunden enthält? Hat doch noch kürzlich ein hervorragender Vertreter der klassischen Philologie, Prof. Friedrich Leo in Göttingen, in seinem Buche „Die griechisch-römische Biographie nach ihrer literarischen Form" (Leipzig 1901) den Satz drucken lassen: „Abstand und Verwandtschaft (der vita Constantini) von bezw. mit den scriptores historiae Augustae mag man an den gefälschten

1) Wilamowitz a. a. O. Anm. 1.

2) In den Prolegomena seiner Ausgabe des Agricola, Boston 1899. Zustimmend äußert sich M. Schanz, Geschichte d. röm. Lit. II 2² (1901) S. 225. Anders Leo in dem alsbald zu erwähnenden Buche S. 224 ff.

3) Vgl. O. Kehding, De panegyricis latinis capita quattuor, Marburg 1899 (Diss.) S. 4. ff.

oder doch dem Wortlaut nach sehr verdächtigen Kaiserbriefen bei Eusebius ermessen". Diese Zusammenstellung des Eusebius mit den elenden Scribenten, welche man unter den Namen scriptores historiae Augustae zusammenzufassen pflegt, ist durchaus ungerechtfertigt. Leo hat nicht beachtet, daß ein eher zur Hyperkritik neigender und durchaus nicht der besonderen Vorliebe für christliche Autoren verdächtiger Forscher, der Greifswalder Historiker Otto Seeck, schon im J. 1897 auf Grund einer eingehenden Untersuchung, die sich besonders gegen den Italiener Crivellucci wendet, zu dem Resultate gelangt ist, daß die Kaiserbriefe und Edikte der Vita Constantini echt seien, ja daß man — und damit gibt Seeck seine eigene frühere Auffassung auf — abgesehen von einigen Interpolationen, die sich Eusebius erlaubt haben mag, wohl auch den Wortlaut der Urkunden dem Kaiser oder seiner Kanzlei zuschreiben dürfe.[1])

Nun aber haben die detaillierten Ausführungen des neuen Herausgebers der noch von Leo wiederholten Verdächtigung allen Grund und Boden entzogen. Die eingelegten Briefe und Verordnungen Constantins sind nicht nur nicht von Eusebius gefälscht, sondern, wie eine eingehende sprachliche Vergleichung derselben einerseits mit dem übrigen Contexte der Vita, andererseits mit den bei den späteren Kirchenhistorikern Socrates und Theodoret erhaltenen Briefen Constantins lehrt, nicht einmal von ihm aus dem lateinischen Original übersetzt oder stilistisch verbessert worden.

Durch diesen Nachweis Heikels, der bereits die volle Zustimmung eines Sachkenners wie Paul Wendland gefunden hat,[2]) wird aber nicht bloß die bona fides des Eusebius in einem wichtigen Punkte festgestellt, sondern auch eine sichere Grundlage für die Beurtheilung der religiösen Anschauungen Constantins gewonnen. Der Kaiser tritt uns

1) Zeitschrift für Kirchengeschichte XVIII 321 ff.
2) Berliner philologische Wochenschrift 1902 Nr. 8.



in den eingelegten Kundgebungen als ein Monotheist entgegen, der weder mit der Philosophie noch mit der Theologie in nähere Beziehungen getreten ist, und schon damit ist gegeben, daß die in der handschriftlichen Ueberlieferung als fünftes Buch an das Werk des Eusebius angeschlossene Rede an die heilige Versammlung, die Seeck noch immer für echt hält,[1]) unmöglich in dieser Gestalt von Constantin herrühren, bezw. mit der nach Eusebius von Constantin an die Kirche in Form eines Sendschreibens gerichteten Predigt identificirt werden kann. Denn sie strotzt von philosophischer, theologischer und literarischer Gelehrsamkeit, wie denn unter den zahlreichen in ihr benützten Quellen auch die berühmte 4. Ekloge Vergils figurirt, die gewaltsam für die christliche Deutung zurechtgemacht wird. Ebensowenig als Constantin kann die Rede den Eusebius zum Verfasser haben, ob sie aber mit Heikel als Falsifikat bis über die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts hinabgerückt werden muß, oder ob man mit Wendland annehmen darf, daß sie von einem literarischen Berather des Kaisers nach dessen Anleitung verfaßt und zum Zwecke der Propaganda für das Christenthum in heidnischen Kreisen unter Constantins Namen verbreitet worden sei, das läßt sich zur Zeit noch nicht entscheiden.

Wir sind indessen mit dem Werke über das Leben Constantins noch nicht fertig. Der Vorwurf der Urkundenfälschung darf nicht mehr gegen Eusebius erhoben werden, das haben wir gesehen Aber hat er nicht Thatsachen gefälscht bezw. erschwindelt? Daß diese Frage noch in unseren Tagen mit ‚ja‘ beantwortet wird, kann man aus der großen Realencyclopädie der klassischen Alterthumswissenschaft von Pauly-Wissowa ersehen, in der der Verfasser des Artikels ‚Constantinus‘, nachdem er sich gegen die Verwerfung des alsbald zu erwähnenden Berichtes in der Schrift „de mortibus persecutorum“ ausgesprochen, weiterfährt: „Ebenso

1) Deutsche Litteraturzeitung 1902 Sp. 1170 f.

bestimmt ist allerdings die Geschichte von der Himmelserscheinung und dem Eide Constantins, die Eusebius erst in der vita Constantini kennt, erlogen".[1]) Wir berühren damit die bekannte Controverse über die für Kaiser Constantins Bekehrung zum Christenthum maßgebende Kreuzerscheinung am Himmel, die derselbe, als er dem Maxentius gegenüber im Felde stand, zugleich mit seinem ganzen Heere wahrgenommen haben soll. Die Frage ist heikler Art, aber nicht so heikel, wie ängstliche Gemüther anzunehmen geneigt sind. Es handelt sich dabei nicht darum, eine principielle Erklärung darüber abzugeben, ob man an ein Wunder glaubt oder nicht, sondern nur um die Beurtheilung des Eusebius, und auch hier ist das Dilemma nicht etwa so scharf gestellt, daß man nur die Wahl hätte, den Bericht des Autors als erschwindelt einfach zu verwerfen, oder ihn vollständig zu acceptiren. Ich dränge niemanden meine Ansicht auf, aber ich erkläre für meine Person in derartigen Fällen das größte Vertrauen denjenigen Forschern entgegenzubringen, die auf positiv christlichem Standpunkte stehen und infolge dessen nicht principiell etwas verwerfen, weil es von der natürlichen Ordnung abweicht, die aber zugleich geschulte Historiker sind, die Fragen nach den Gesetzen der historischen Methode zu behandeln vermögen, die Schwierigkeiten nicht vertuschen und verkleistern, keine schwächlichen Harmonisirungsversuche machen und die Tragweite der Sache nicht überschätzen. Ich möchte glauben, daß diese für die ruhige Behandlung der in Rede stehenden Frage nothwendigen Voraussetzungen in reichem Maße bei dem Kirchenhistoriker F. X. Funk in Tübingen erfüllt sind, dem niemand leichtfertiges Verwerfen ehrwürdiger Traditionen, aber auch niemand unkritisches Festhalten an ungenügend verbürgten Ueberlieferungen zum

1) Bd. IV (1901) Sp. 1017. Vgl. auch H. Peter, Die geschichtl. Literatur über die römische Kaiserzeit bis Theodosius I und ihre Quellen. Leipzig 1897. Bd. I S. 410.



Vorwurf machen kann. Funk nun hat die Frage 1893 in einer akademischen Rede über Constantin den Großen und das Christenthum behandelt, die zuerst in der Tübinger theologischen Quartalschrift von 1896, dann neuerdings mit einigen Zusätzen an der Spitze des II. Bandes von Funks kirchengeschichtlichen Abhandlungen und Untersuchungen (Paderborn 1899)[1]) abgedruckt worden ist. Seinen Darlegungen schließe ich mich im folgenden an.

Sehr gravirend fällt gegen die Glaubwürdigkeit des Berichtes, wie ihn Eusebius im Leben Constantins (I. c. 27 ff. S. 20 ff. H.) gibt, der Umstand in die Wagschale, daß Eusebius selbst, als er sein Hauptwerk, die Kirchengeschichte, schrieb und auf die Bekehrung des Kaisers zu reden kam, von der Wundererscheinung nichts zu berichten wußte, obwohl sie doch vom ganzen Heere erblickt worden, und eine Wundererscheinung ersten Ranges, an die sich die Umgestaltung des Erdkreises anschloß, gewesen sein soll. Aber Eusebius läßt an der betreffenden Stelle der Kirchengeschichte (IX 9, 2) einfach den Kaiser unter Anrufung des Himmelsgottes und des Erlösers Jesus Christus in den Kampf ziehen. Dazu gesellt sich in der Verschweigung der wunderbaren Himmelserscheinung eine zweite Quelle, über deren Güte und Verlässigkeit man im allgemeinen einig ist, die Schrift de mortibus persecutorum, mag dieselbe nun von Lactanz herrühren oder nicht, mag sie von Eusebius benützt worden sein oder nicht.[2]) Der Verfasser weiß nur von dem auch von Eusebius im Leben Constantins berichteten Traumgesicht, durch das der Kaiser aufgefordert wird, die Schilde seiner Soldaten mit dem christlichen Monogramm zu schmücken (c. 44) bezw., wie Eusebius sagt,

1) Vgl. das Referat von F. Lauchert in diesen Blättern CXXIV (1899) 751 ff.

2) Für Benützung durch Eusebius A. Mancini, Studi storici V (1896) 555 ff.; VI (1897) 125 ff.

sich nach dem am Himmel erblickten Zeichen Feldzeichen anfertigen zu lassen. Eine Harmonisirung der beiden Berichte des Eusebius in der Kirchengeschichte und im Leben Constantins geht nicht an, und das Bedenken bleibt bestehen, daß Eusebius in seinem großen Werke an der betreffenden Stelle noch nichts von dem Wunderzeichen zu berichten weiß. Man könnte nun aber diesen Bezeugungsdefekt dadurch ausgeglichen finden wollen, daß der spätere Bericht so außerordentlich gut verbürgt sei, indem sich ja Eusebius für denselben auf keinen geringeren Gewährsmann beruft als auf den Kaiser selbst, und sogar versichert, daß dieser die Wahrheit seiner Mittheilung eidlich betheuert habe.[1]) Aber diese Berufung vermag die erwähnte auffällige Differenz nicht zu beseitigen, und man frägt sich wiederum, warum dem Eusebius die Mittheilung nicht früher gemacht wurde oder warum er von einer Erscheinung, die doch nach seinem späteren Berichte auch das ganze Heer gesehen haben soll, bei der Abfassung der Kirchengeschichte noch nichts wußte? Es wäre nun peinlich, wenn die Sache keine andere Lösung fände, als daß man erklären müßte, Eusebius oder Constantin oder beide zusammen, Kaiser und Bischof, haben geschwindelt. Diese Annahme würde nicht nur beiden Persönlichkeiten Unrecht thun (denn wenn auch Eusebius im Leben Constantins schön färbt, so ist ihm doch nicht nachgewiesen worden, daß er Fakta schlechthin erfunden hat, und Constantin war zwar kein Christ, der mit dem strengen Maßstabe der geläuterten christlichen Anschauung gemessen werden darf, aber er hat sich zu der Zeit, da er sich dem Christenthum zuwandte, doch gewiß soweit vom christlichen Geiste berührt gefühlt, daß er

1) Zu leicht macht sich die Sache Peter a. a. O. mit der Bemerkung, ‚die Berufung auf eine eidliche Versicherung wiegt in der Rhetorik nicht schwer‘ und dem Hinweis auf eine Stelle des — Lucian, wo Toxaris und Mnesippos ‚sich einen feierlichen Eid schwören, nur wahre Freundschaftsbeispiele aufführen zu wollen‘.

vor der kaltblütigen Erlügung eines Wunders zurückgeschreckt wäre), sondern sie würde auch den Sachverhalt nicht genügend erklären. Denn die Erschwindelung der Sache wäre, nachdem Alles nach Wunsch verlaufen war, für Constantin und Eusebius weder nothwendig noch auch räthlich gewesen Auch hier wird die Wahrheit, wie man — allerdings oft auch mißbräuchlich — zu sagen pflegt, in der Mitte liegen. Die objektive Wahrheit der Erscheinung ist uns durch Eusebius und Constantin nicht genügend verbürgt, dagegen wird man an ihrer subjektiven Wahrheit festhalten und glauben dürfen, daß Kaiser Constantin in der für ihn so entscheidenden Zeit, wo sein ganzes Geistes- und Gefühlsleben in lebhaftester Thätigkeit war, wo er sich nach höherer Hilfe umsah, da die menschliche voraussichtlich nicht ausreichte, wo er angefangen, sich mit der Religion des Kreuzes wachend und träumend zu beschäftigen, daß er in dieser Zeit der Aufregung und Spannung thatsächlich ein Phänomen am Himmel gesehen hat, das er in seiner nach dieser Seite angeregten Phantasie als eine Kreuzeserscheinung auffassen und entsprechend verwerthen zu dürfen glaubte. Von dieser Annahme bis zur Erzählung, wie sie uns bei Eusebius im Leben Constantins vorliegt, ist nun allerdings noch ein bedeutender Schritt, es liegt aber auch zwischen dem Ereignisse, wie wir es uns denken, und der Abfassung des eusebianischen Berichtes eine beträchtliche Zwischenzeit, in der Constantin höher gestiegen war und mehr erreicht hatte, als er sich je hätte träumen lassen. Wenn er nun, um mit Funk zu reden, „von der Höhe seiner Macht auf die Zeit zurückblickte, in welcher er sich anschickte, sie zu erringen, da konnte ihm diese leicht in einem verklärten Lichte erscheinen. Das Phänomen am Himmel, das er bei den Stürmen, die in seinem Innern tobten, glaubte dahin deuten zu sollen, daß er mit Hilfe des Kreuzes die Gefahr, in welcher er sich befand, siegreich überwinden werde, mochte ihm so sich darstellen, als ob es die Deutung bereits selbst in sich



enthalten hätte, und wenn der wahre Hergang seinem Gedächtniß auch nicht völlig entschwand, so brachte es doch das Glück mit sich, das sich von da an seine Fahne heftete, daß er von dem Ereigniß bisweilen in jener überschwänglichen Weise sprach." Und wenn er dies dem Eusebius gegenüber that, der selbst noch, wie erwähnt, die Schrecken der letzten Christenverfolgung gekostet hatte und nun die Veränderung des ganzen Erdkreises vor sich sah, dann lag es für diesen nahe genug, die Erzählung seines kaiserlichen Herrn und Gönners nicht unter die Lupe zu nehmen und kritisch zu prüfen, sondern in dem späteren Werke den Vorfall des Jahres 312 in der Gestalt zu berichten, in der er sich dem Kaiser selbst später darstellte. Nicht eine Erfindung des Kaisers oder seines Biographen liegt in der Erzählung des Enkomions auf Constantin vor, sondern eine durch die Ereignisse der Folgezeit verklärte Auffassung und Darstellung. Auch ein Historiker, der in der Behandlung einer derartigen Frage dem einen oder anderen noch unverdächtiger erscheinen wird, als der katholische Theologe Funk, nämlich Leopold von Ranke, hat betont, daß uns die Erzählung einen Einblick in die Stimmung verschaffe, die Constantin in dem entscheidenden Augenblicke beseelt habe. [1])

Ich bin damit an's Ende meiner Erörterungen gelangt. Es kam mir hauptsächlich darauf an, zu zeigen, daß die Schrift des Eusebius über das Leben Constantins, auch wenn sie bedeutend tiefer rangirt, als andere seiner Schriften, besonders die beiden großen historischen Werke, deswegen doch noch nicht ein partie honteuse in seiner literarischen Thätigkeit bildet. Aber um ihr gerecht zu werden, muß man auch mit dem Grundsatze Ernst machen, den die griechischen und byzantinischen Historiker so oft proklamirt

1) Funk a. a. O. S. 20.

haben, darf man, um mit Kaiser Constantin zu reden, μήτε πρὸς ἀπέχθειαν μήτε πρὸς χάριν[1]) urtheilen. Und noch einen Wunsch zum Schlusse! Wenn einmal die große kritische Ausgabe der Werke des Eusebius, die durch Heikel so trefflich inaugurirt wurde, vollendet vorliegen wird, dann möge wieder ein katholischer Theologe die lockende und lohnende Aufgabe einer allseitigen Würdigung des Menschen und Schriftstellers Eusebius in Angriff nehmen, damit das schöne Denkmal, welches der gegenwärtige Oberhirte der Erzdiöcese München-Freising vor mehr als vierzig Jahren dem Bischof von Cäsarea gesetzt hat, unter gewissenhafter Benützung des durch die emsige Forschungsarbeit der letzten Decennien herbeigeschafften Materiales in zeitgemäßer Weise erneuert werde!

München. C. W.

---

1) Bei Euseb. Vit. Const. IV 42, 5 S. 135, 5 H.; vgl. dazu Heikel S. L. Anm. 1 und H. Lieberich, Studien zu den Proömien in der griechischen und byzantinischen Geschichtschreibung, München 1898 und 1900 (Programme des Realgymnasiums) an verschiedenen Stellen.

LXIX.

Der vierte Band von Alex. Baumgartners Weltliteratur.

(Die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker.)

Es ist ein hohes Verdienst Baumgartners, die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker überhaupt zum erstenmale zusammenfassend dargestellt zu haben.[1]) Da war wirklich in der Literaturgeschichte eine Lücke auszufüllen, und es war nur gebührend, daß die Arbeit von katholischer, nächstinteressirter Seite geleistet wurde. Zwar hatten schon Ebert und Manitius die Nothwendigkeit erkannt; ihre Versuche scheiterten jedoch an dem Streben, das Einzelne zu sehr erschöpfen zu wollen. Das ist nun einmal nicht möglich. Das Hauptsächliche ließ sich dagegen vom Alterthum her durch das Mittelalter bis auf die Gegenwart herab zusammenfassen. Das hat Baumgartner im vorliegenden vierten Bande gethan und so eingehend, daß man nichts Wesentliches vermißt. Für den Muth und die Mühe, die er an die schwierige Aufgabe gesetzt, verdient er allen Dank, für den meisterhaft gelungenen Wurf und den durchschlagenden Erfolg des Werkes die herzlichsten Glückwünsche.

1) Geschichte der Weltliteratur von Alexander Baumgartner S. J. IV. Die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker. 1. und 2. Auflage 8° (XVI und 694 S.) Freiburg i. B. Herdersche Verlagshandlung, 1900. (Preis brosch. M. 10,80, geb. M. 13,20.)

Seit seinem Erscheinen, das wir im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift gelegentlich einer Besprechung des dritten Bandes kurz angezeigt haben, ist das Buch überall in der deutschen Welt, bei Freund und Feind, gleich ehrenvoll aufgenommen und einhellig anerkannt worden wegen seiner umfassenden Gelehrsamkeit, seiner strengen Wissenschaftlichkeit und meisterhaften Darstellung. Gewiß die beste Empfehlung für sein Werk, das so entschieden wie dieses den christlichen und kirchlichen Standpunkt vertritt und doch einem protestantischen Recensenten das Urtheil abnöthigt, der Verfasser stelle keinen Satz auf, den er nicht beweise.

Der vierte Band ist eine überaus werthvolle Ur- und Eigenleistung, die auch aus dem Rahmen der Weltliteratur herausgenommen, für sich ihre Existenzberechtigung und dazu noch eine besondere aktuelle Bedeutung besitzt. Der Gegenstand ist nicht etwa bloß der Aufmerksamkeit einiger Fachgelehrten, sondern allgemeiner Beachtung in der gebildeten Welt würdig. Denn er bietet wichtige Fingerzeige zur Beantwortung einer Reihe von Fragen, die augenblicklich auf dem Gebiete des Schulwesens, der Literatur und der höhern Bildung überhaupt die Geister bewegen. Behandelt der Verfasser ja jene Literatur, die das Bindeglied zwischen unserer modernen Literatur und Bildung und dem gesammten Alterthum ist, und legt uns somit in ihrer Entwickelungsgeschichte einen Schlüssel zum Verständniß unserer eigenen Zeit in die Hand. Wir konnten früher im dritten Bande schon auf einige Gesichtspunkte ähnlicher Art hinweisen und möchten nun darthun, wie die dort gemachten Beobachtungen durch die Folgezeit ihre Bestätigung gefunden haben.

Der vierte Band knüpft sachlich eng an den dritten an, er ist zum guten Theil dessen Gegenstück und Ergänzung; und es war eine Hauptaufgabe des Verfassers, zu zeigen, wie die altklassischen Bildungselemente vom Christenthum aufgenommen, um- und fortgebildet und für die neuen Nationen wirksam gemacht wurden.

Die Kirche ist nun die vorzüglichste Trägerin und Förderin dieser eigenartigen Doppelliteratur, in der die Sprachen der beiden höchsten antiken Culturvölker fortgelebt haben. So wird uns die geschichtliche Entwickelung namentlich zwei Fragen beantworten: Erstens wie hat sich die Kirche der antikheidnischen Bildung und Literatur gegenüber verhalten? Zweitens welche Früchte hat das Nachwirken der Klassiker für und durch die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker gezeitigt? Wie die Antwort lautet, soll im Folgenden nach B. und vielfach mit seinen eignen Worten in kurzem Ueberblick gezeigt werden.

Gleich im Anfang stellt uns der Autor vor das interessante Problem, dessen Lösung er am Ende des dritten Bandes in Aussicht gestellt. In die alte Culturwelt waren die Apostel getreten, um sie für Christus und die in ihm verkörperten neuen Ideale zu erobern. Wie wird sich speziell auf dem Gebiete der Literatur der Kampf abwickeln?

Der Geist des Christenthums, seine principielle Stellung zur alten Literatur wird zunächst scharf charakterisirt: „Der falschen verknöcherten Auffassung des A. B. von seiten der Juden wie auch dem grenzenlosen Wissensstolze der hellenischen Philosophie wird ein ewiger Krieg erklärt, keineswegs aber die providentielle Führung abgebrochen, durch welche Gott im A. B. den Neuen angekündigt, vorbereitet und grundgelegt hatte, ebensowenig das natürlich Wahre, Gute und Schöne abgelehnt und verurtheilt, das die antike Welt im Laufe der Jahrhunderte hervorgebracht hatte, sondern die natürlichen Ideale zu übernatürlichen erhoben und verklärt" (S. 4). Dies war das zu erreichende Ziel, aber die riesigen Schatten des Heidenthums verhüllten es und rückten es noch in weite Fernen. „Ein Bruch mit der vorhandenen Civilisation war unvermeidlich geworden, aber derselbe sollte nicht gewaltsam vor sich gehen. Demuth, Armuth und Leiden sollten der Lehre vom Kreuz die Welt erobern und jene

Erneuerung der Völker herbeiführen, auf welcher alle spätere Civilisation beruht" (S. 5).

Die Kirche, jederzeit zunächst nur mit ihren eigentlichen, nämlich religiösen, sittlichen und socialen Aufgaben beschäftigt, sieht sich dabei genöthigt, ihre Kinder vom hergebrachten Staatsgottesdienst, von der in Kunst, Literatur und Volksleben herrschenden geistigen und sittlichen Verdorbenheit zurückzuhalten. So wird unvermeidlich das Christenthum vorab auf die Stille des Privatlebens eingeschränkt. Zumal auf dem Gebiete der Literatur sind die ersten Christen „rückständig". Doch die neue christliche Ideenwelt und der erhabene, tief ergreifende christliche Cultus entschädigte Geist und Herz der Neubekehrten überreichlich, bis zur glühenden Begeisterung. Die ehrwürdige Schlichtheit der Schriften der apostolischen Väter ist davon erfüllt. Da ist keine Sehnsucht nach den Göttern Griechenlands. ‚Non magna loquimur, sed vivimus!' lautet dem Inferioritätsgeschrei der Heiden gegenüber auf lange hinaus, bei Minutius Felix, Tertullian und noch bei Cyprian, die Antwort.

Jedoch mit dem äußern Erstarken tritt der neue Geist, durch die Angriffe der Heiden herausgefordert, auch literarisch in die Schranken. Clemens von Alexandrien und Origenes führen ihn im 2. Jahrhundert von Alexandrien aus wissenschaftlich in die Gelehrtenwelt ein. Das christliche Brautlied der Jungfräulichkeit läßt mitten aus dem Sturm und Blut der Verfolgung hervor den ersten Nachtigallenschlag einer neuen Poesie erklingen; doch muß die Dichtkunst noch geraume Zeit auf ihren Frühling warten. Vorher verbinden in der Prosa die christlichen Schriftsteller, vorwiegend Apologeten, mehr und mehr das Rüstzeug antiker Bildung mit dem neuen Lehrgehalt, bis sich in den dogmatischen Meisterschöpfungen der Kirchenlehrer des 4. und 5. Jahrhunderts die völlige Verschmelzung antiker Form und christlichen Inhaltes vollzieht. Zuerst erscheinen die griechischen Väter Basilius, Gregor von Nazianz und von Nyssa, Chrysostomus.



Ihnen folgen im Westen nach dem Octavius des Minucius Felix als Vorläufer und der Umgestaltung der Sprache durch Tertullian, Cyprian und andere die großen Leuchten der lateinischen Kirche, Hilarius und Ambrosius, Augustinus und Hieronymus und die imposante Römer- und Papstgestalt Leo des Großen. In ihren Schriften baut sich die neue Weltanschauung zu einem majestätischen Dom voll Licht und Farbenpracht auf. Das Werk gelang freilich nicht ohne die wiederholten verzweifelten Anstürme des sinkenden Heidenthums. Auch im christlichen Lager vollzog sich die Verbindung antikklassischer und christlicher Elemente nicht ohne Gährung, wofür neben manchem andern besonders Synesius, als hervorragender Dichter „der letzte Grieche“, mit seiner seltsamen Mischung geistlichen und weltlichen Strebens zum Zeugniß dient.

Allein die Bewegung schreitet stetig fort. Mittlerweile gewinnt auch die christliche Dichtkunst Raum, regt auf allen Gebieten wetteifernd ihre Schwingen, nur auf dem Boden der tief verkommenen Bühne ist ihr infolge der öffentlichen Verhältnisse eine Concurrenz von vornherein versagt. Sonst steigt auch hier die Curve der Entwicklung aufwärts. Mit dem Liederbuche des Prudentius ist das Heidenthum auch literarisch vom Christenthum überwunden.

Im welthistorischen Trostbuch des Boethius, das wie ein Markstein an der Wende der Zeiten steht, haben antike Form und christlicher Gehalt sich zum vollendeten Ausdruck durchdrungen.

Eins ist in dem gewaltigen, jahrhundertelangen Geisterkampfe überaus bemerkenswerth. Trotz aller Verdorbenheit und Feindseligkeit der heidnischen Bildung und Wissenschaft, wovon man soviel zu leiden, wogegen man so hart zu kämpfen hatte, zeigt sich bei den Christen der ersten Jahrhunderte doch keine Einseitigkeit, kein Versuch, alles mit einander blindlings zu verwerfen, selbst nicht bei einem sonst düsteren und leidenschaftlichen Tertullian. Die maßvollen Grundsätze,



die Basilius und Prudentius für die Beurtheilung und Benutzung der Alten aufgestellt haben, sind bis heute die unanfechtbaren Leitsätze des christlichen Humanismus. Dank dieser Toleranz blieben die antiken Klassiker auch nach dem politischen Siege des Christenthums, in den Rhetorschulen des 4. bis 6. Jahrhunderts unangefochten als Bildungsmittel bestehen. Der religiöse Einfluß der Familie und der Kirche paralysirt vollständig etwaige Gefahren, die aus den alten Autoren für Glauben und Sitte erstehen mochten. So ist denn zur Zeit des Ennodius, wie die Briefe dieses „ersten gallischen Humanisten im Dienste des apostolischen Stuhles" (S. 202) lehren, das Heidenthum in den höchsten römischen Kreisen erloschen; die antike Bildung ist christlich geworden. Und es ist „die Annahme berechtigt, daß sich die Wendung nicht nur unter den Augen, sondern auch unter dem Einfluß des Papstthums vollzog" (S. 205). Die Kirche hatte ihre erste ungeheuere Culturaufgabe glänzend gelöst, unter den schwersten äußern und innern Kämpfen war die alte heidnische Culturwelt besiegt und christlich umgewandelt worden; ein vielversprechender Geistesfrühling war aufgeblüht: da brach der Sturm der Völkerwanderung herein, der das tausendjährige Römerreich und mit ihm die antike Culturwelt in Trümmer legte und die Kirche vor eine neue Riesenarbeit stellt.

Nur sie hält, mit göttlichen Kräften ausgerüstet, in der allgemeinen Erschütterung Stand, hebt sich wie eine Arche über den schwellenden Völkerfluthen, und sie wird auch der antiken Bildung eine rettende Zuflucht. Diese Wahrung des geistigen Erbes der alten Welt für die kommenden Zeiten ist eine Culturthat von unabsehbarer Tragweite, von unermeßlicher Bedeutung. Die Kirche ist dadurch nicht nur im Sinne der Religion, sondern auch der Bildung zur geistigen Mutter der abendländischen Völker geworden. In der Art, wie das geschah, läßt sich das Walten einer höheren Vorsehung mit Händen greifen, und



in Baumgartner's plastischer Schilderung der Ereignisse tritt es ausnehmend klar und anziehend hervor.

Eben sind die kirchlichen Institutionen fertig geworden, die eine Erhaltung und Pflege der alten Bildungsschätze dauernd ermöglichen, nämlich die Organisation des höheren Unterrichts durch Cassiodor und die Stiftung des Benediktinerordens, der diese Studienordnung übernimmt und durch Gregor den Großen seinen welthistorischen Umfang gewinnt, als auch „vor der zunehmenden Macht der Barbaren die alte Bildung sich zur Kirche flüchtet".

Unter ihrer Hut findet sie zunächst noch in Spanien so viel ruhige Weile, um ihre Schätze zu sammeln, und in Isidor von Sevilla einen fleißigen Bearbeiter ihres gesammten Wissens.

Trotz der Verwilderung des Merowingerreiches erhalten sich Culturstätten in Tours und Poitiers mit Gregor von Tours, dem „Herodot der Franken", und Venantius Fortunatus, dem „letzten römischen Dichter", als ihren Zierden. Beide sind schon Vorboten einer neuen Zeit.

Aber die wachsende Verwirrung hatte die Bildung gezwungen, vom Continent nach den britischen Inseln zu fliehen, wo sie in den Klöstern Irlands und dann Englands kräftig aufblüht und durch Aldhelm und Beda den Ehrwürdigen zu hohem und dauerndem Ansehen gelangt. Von dort kommt sie, getragen von den ersten Glaubensboten, ihren Pionieren, im 7. und 8. Jahrhundert nach Deutschland. Die neuen Klostergründungen werden ebensoviele Burgen und Heimstätten des Christenthums und der Cultur, allen voran St. Gallens alte Stiftung im Süden und Fulda als Gründung des hl. Bonifatius im Norden.

Der gewaltige Herrschergeist Karls des Großen greift mächtig auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ein; er schafft der christlich-lateinischen Bildung nicht nur durch die Gründung des römischen Kaiserreiches deutscher Nation eine feste politische Grundlage, sondern sichert auch ihren Charakter



durch Unterordnung der antiken Bildungselemente unter den christlichen Gedanken und leistet ihr durch seinen persönlichen Antheil wirksamen Vorschub: die Kirche aber ist es, die ihm zu dem Werk in Alkuin und seinem Kreise die besten Kräfte leiht. Und da des Kaisers Versuch, die Wissenschaften „hof- und weltfähig" zu machen, nach seinem Tode an der Ungunst der äußeren Verhältnisse, aber mehr noch an der geistigen Unreife und Theilnahmlosigkeit der freien weltlichen Germanen scheitert, zieht sich die Bildung wieder in's Kloster zurück: die Kirche ist es wieder, die auch Karl's größtes und segensreichstes Werk retten und weiterführen, in jahrhundertelanger, mühevoller Arbeit die jungen, barbarischen Völker für das Christenthum, für Civilisation und höhere Bildung erziehen muß.

Trotz neuer schwerer Zeiten erhalten sich an ihren Bildungsanstalten die humanistischen und wissenschaftlichen Studien und weisen neben gelehrter Literatur manch schöne Klosterdichtung auf, das Walthariuslied, den Ruodlieb, das lateinische Thierepos, die Dramen Hroswitha's von Gandersheim, bis unter der mächtigen Erregung der religiös-politischen Kämpfe des 11. Jahrhunderts und der Kreuzzüge wie unter Frühlingsstürmen allmählich die Saat aufging, welche die Verbindung des germanischen Volksthums mit der christlich-lateinischen Bildung verbreitet und langsam gezeitigt hatte" (S. 349).

Die Literatur tritt mehr und mehr aus den Klosterschulen heraus in's öffentliche Leben. Die Laien betheiligen sich daran, und die größten poetischen Talente wenden sich der Pflege ihrer mütterlichen Volkssprache zu. Die im 12. bis 14. Jahrhundert entstehenden Universitäten, eine kirchliche Schöpfung, machen die Bildung zum internationalen Gemeingut des Abendlandes. Der gelehrte Betrieb bleibt indeß noch vorzugsweise in den Händen der Kirche. Ihre Sprache, das Latein, herrscht außer ihrer Liturgie und den theologischen Disciplinen im ganzen Recht, wie im diplo-

matischen Verkehr; es ist überhaupt das Idiom der gebildeten Welt: eine eigenartige Erscheinung, gänzlich losgelöst vom Boden eines bestimmten Volksthums, und doch im lebendigen Verkehr selbst gleichsam lebendig erhalten, wurzelnd in der Bildung der geistig führenden Gesellschaftskreise, ein starkes einigendes Band zwischen den Nationen.

Die fast überreich sich entfaltende Literatur, Geschichtschreibung und Heiligenlegende, zum Theil mit ihrer Blüthe weiter zurückreichend, Theologie und Philosophie tragen ein vorwiegend religiöses Gepräge. Es ist die Glanzzeit der mittelalterlichen Scholastik und ihrer unvergänglichen Schöpfungen, unerreicht großartig in den beiden Summen des hl. Thomas. Im kirchlichen Cultus und Festkreis wurzeln die Keime des volksthümlichen Dramas und unter Betheiligung aller Stände die religiöse Hymnenpoesie, die „einem in tausendfachem Blüthenschmuck prangenden tropischen Walde gleicht“ (S. 434).

Diese überwiegende Bethätigung des religiösen Sinnes war sicher kein Unglück für die heranreifenden christlichen Völker; sie entsprach ihrer geistigen Entwicklungsstufe, einem wahren Herzensbedürfniß, wie ja auch sonst in der nationalen Entwicklung, so im Werdegang des alten Hellenenvolkes, die analoge Erscheinung vorliegt.

Doch trägt ja die Kirche in ihrem Besitz das Erbgut der antiken Literatur, die bald die Geister anziehen, auch eine gelehrte Laienwelt erwecken und zu immer weiter in die Tiefe und Breite wachsender wissenschaftlicher Thätigkeit den Anstoß geben wird. In dem großartigen System des mittelalterlichen Encyklopädisten, dem speculum majus des Vincentius von Beauvais, wird, wenn es auch getragen vom Geiste der Scholastik ist, doch wie zu einer vernünftigen Weiterentwicklung des Humanismus, so zu einer unbegränzten Universalität wissenschaftlichen Strebens Raum geboten. Hatte ja auch in dieser Zeit die Scholastik nicht Johannes von Salisbury, der kirchliche Hymnengesang nicht



Hildebert von Tours gehindert, zugleich leuchtende Muster eines feinen Humanismus zu sein. Und sie sind nicht die einzigen Beispiele dieser Art.

Als daher, zunächst durch äußere Umstände veranlaßt, die Richtung der Renaissance einsetzt, von der Gegenwart den Blick rückwärts lenkt und die entschwundene Welt der antiken Schönheit in die Literatur und Kunst zurückzurufen unternimmt, findet der ideale Zug in ihr seitens der Kirche wohlwollende und eifrigste Förderung. Wesentlich unter ihrer Mithilfe gelingt es, die griechischen Bildungsschätze aus dem untergehenden byzantinischen Reiche in's Abendland herüberzuretten und zu einem ungeahnten Aufschwung des Humanismus fruchtbar zu machen.

In der Gunst des Papstthums sich sonnend, feiert dieser in Rom seine höchsten Triumphe, wogegen nördlich der Alpen seine Blüthen infolge der von ihm mitverschuldeten Glaubensspaltung großentheils im Keime ersticken.

Der unselige Riß zwischen einseitig scholastischer und extrem humanistischer Richtung wird hernach auf kirchlichem Boden wieder geheilt. Abermals ist es ein Orden, der alle guten Elemente der verschiedenen Traditionen vereinigt und für die kirchliche Wissenschaft wie für den Humanismus eine neue Blüthezeit inaugurirt. Auch an dieser Nachblüthe des Humanismus nimmt der päpstliche Hof, besonders unter Urban VIII., thätigen Antheil. Unterdessen mehren sich die profanen Wissenschaften und erstarken langsam zu völliger Selbständigkeit, während der Kirche immer noch im Senate der Weisen eine führende Rolle, wenigstens die Prärogative zuerkannt wird. Aber um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts brechen der Ansturm der Aufklärer, die Aufhebung des Jesuitenordens, die Säkularisation der Kirchengüter und des öffentlichen Unterrichtes fast überall im Abendland den Gang der bisherigen Entwickelung ab. Das Latein schwindet allmählich aus dem wissenschaftlichen Gebrauch zu Gunsten der Landessprachen. Der kirchliche Humanismus hält der



allgemeinen Umwälzung gegenüber nur an wenigen Stätten aus, erweist sich aber da bis auf die Gegenwart herab gesund und lebensfähig, wie seine Leistungen in Schule und Literatur bezeugen.

Am Ende der langen Entwickelung steht nun, hervorgegangen aus dieser Schule und der hervorragendste Vertreter der lateinischen Literatur, die ehrfurchtgebietende Gestalt Leo's XIII, der Schlüsselträger des heil. Petrus; er steht mit Fug und Recht da als Hüter und Wahrer des geistigen Hortes, der durch die Kirche und ihre Institutionen, zumal durch das Papstthum und die Orden durch den Lauf von bald 20 Jahrhunderten auf die jetzt lebenden Geschlechter überbracht worden ist.

Und daß es wirklich die Papstkirche ist, der wir, wie den übernatürlichen Glaubensschatz mit der christlichen Gesittung, so auch die moderne Bildung verdanken, das zeigt so recht ein Vergleich mit der orientalischen Literatur, die B. im III. Buche würdigt. Wohl fehlt es auch da nicht ganz an Wachsthum und Leben; aber es ist auffallend, wie der Orient im Maße seiner Entfernung von Rom geistig vereinsamt und der Strom seiner Literatur sich verengt. Sie kommt weder an Umfang, noch Mannigfaltigkeit, noch Werth dem Westen irgendwie nahe. Das Verhältniß zwischen beiden Literaturen wird gerade das umgekehrte wie zwischen Griechen und Römern in klassischer Zeit. Das wesentlichste Verdienst der Byzantiner um die abendländische Bildung ist die Bewahrung der alten griechischen Literatur. Deren Ueberführung in's Abendland aber und die Befruchtung des dortigen Geisteslebens mit den neuen Keimen der Entwicklung ist der römischen Kirche zu danken.

So gestaltet sich bei B. die objektive Betrachtung der Thatsachen zu einer überzeugenden Apologie unserer Kirche; sie bringt die untrüglichen Momente, die der Erfahrung,

auf die Wage, um den wahren Werth der antiken Bildungselemente zu ermitteln.

Die geschichtlichen Thatsachen nun nach der positiven wie negativen Seite sprechen durchaus zu Gunsten der Hochschätzung der Alten, wie sie der christliche Humanismus vertritt. Es kommt hier nicht die bekannte und anerkannte Abhängigkeit der einzelmen modernen Wissenschaften von den Alten nach Ursprung, Inhalt und System, sondern allein der formale Bildungsgehalt und speciell die schöne Literatur in Betracht.

Für die altchristliche Zeit ist da kein Beweis nöthig. Denn das wird niemand leugnen, ohne die antike Bildung in sich aufgenommen zu haben, würden die hl. Väter nie jene hochragenden Leuchtthürme des Geistes geworden sein, die mit ihren Strahlen alle kommenden Jahrhunderte erhellen. Die Schärfe und Klarheit ihrer Gedankenentwicklung, die reichen Schmuckmittel ihrer Sprache, das unvergängliche klassische Gepräge ihrer Werke sind vorzugsweise Wirkung ihrer klassischen Bildung. Es ist auch kein Zweifel, daß von ihren vielgelesenen Schriften der formalbildende Gehalt auf das ganze Mittelalter immerfort gleichsam abgefärbt hat: ein mittelbarer Einfluß der Antike, der auch jene Richtungen berührte, die wenig um Humanismus bekümmert, nur um den wissenschaftlichen und kirchlichen Gehalt besorgt waren. Mit Recht hebt der Verfasser eigens des Boethius Trostbuch hervor, das literarisch so tiefe Furchen gezogen hat und im Mittelalter auf Schritt und Tritt begegnet (S. 213). Mehr aber wirkten die alten Klassiker selbst, die ununterbrochen die Grundlage alles Unterrichtes blieben, immerfort ein höheres geistiges Leben und Streben wach erhielten. Der Eifer und Fleiß bei Herstellung der zahlreichen Handschriften alter Autoren ist schon ein sprechender Beweis für ihre allgemeine Verehrung und Benutzung. In der That ist keine Seite literarischer Thätigkeit, weder Theologie noch Philosophie, weder Legende noch religiöse



Dichtkunst von ihnen unberührt. Selbst wo Sprache und Rhythmus aus guten Gründen nicht antik sind, offenbart doch der Sinn für Schönheit und Harmonie den veredelnden Einfluß klassischer Musterbilder.

Das Verständniß für deren Vorzüge ist ja nie erloschen; ebenso wenig die Versuche, sie literarisch wieder zu erneuern. „Von Minucius Felix", so schreibt B. zusammenfassend, „läßt sich dieses Streben nach einer Renaissance an einer langen Reihe von Namen bis in die Nähe Dantes verfolgen, der gewöhnlich als der erste Vorläufer einer ‚Renaissance' und des ‚neuern Humanismus' gepriesen zu werden pflegt. Ambrosius, Prudentius, Priscian, Sedulius, Ennodius, Boethius, Cassiodor, Venantius Fortunatus, Aldhelm, Beda, Bonifatius, Alkuin, Hroswitha, Hildebert von Tours, Johannes von Salisbury, Alanus ab Insulis, Peter von Blois bezeichnen die Hauptringe einer Ueberlieferung, die nie völlig unterbrochen worden ist" (S. 374).

Beim Ausgang des Mittelalters bricht die Richtung siegreich durch und producirt in einer Reihe glänzender Namen und Werke eine vielbewunderte Literatur. Vermögen auch viele der Leistungen den Charakter der Nachahmung nicht völlig abzustreifen, so haben sie doch damals „mächtig dazu beigetragen, das Interesse für die altklassische Literatur wieder zu erwecken, den Sinn für poetische Formschönheit neu zu beleben, durch praktische Kenntniß der Alten sowohl der lateinischen wissenschaftlichen Literatur als den aufblühenden Nationalliteraturen einen neuen Aufschwung, mustergiltige Normen und einen weiteren Horizont zu verleihen" (S. 492).

Unter den jüngern Humanisten Italiens und den spätern Neulateinern mangelt es gewiß nicht an Schöpfungen, die den besten Meisterwerken der Alten formal sich würdig an die Seite stellen, inhaltlich aber weit vorangehen. Vidas „Christiade", auf Anregung Papst Leos X. gedichtet, ist „ein selbständiges, vom echten Dichtergeist durchwehtes Werk, das

Schönheiten ersten Ranges aufzuweisen hat, an künstlerischer Vollendung alle bisherigen Versuche an demselben Stoffe unstreitig übertrifft“ (S. 591). Mit ihm ringt als ebenbürtiger Dichter in der Epopoe ‚De partu Virginis‘ Jacopo Sannazaro um die Palme Unter Urban VIII. blüht Sarbiewski, heute noch als Lyriker neben den Alten hochgeschätzt; und ihn überflügelt an Genialität, Erfindungskraft und Mannigfaltigkeit der Dichtungen weit „der deutsche Horaz“ Jakob Balde.

Einen bedeutend gesteigerten Einfluß gewannen die klassischen Studien durch die endliche Wiedererstehung des antiken Theaters im lateinischen Schuldrama, das besonders von den Jesuiten eifrig gepflegt ward. Sie sind darin den protestantischen Schulen in jeder Rücksicht überlegen, in Rücksicht auf die Zahl der Stücke, die Reichhaltigkeit der Stoffe, den innern Gehalt, die Kunst der Darstellung, die Technik der Bühne und nicht zum wenigsten in Bezug auf das Fernhalten confessioneller Polemik. Die neuere Forschung ist ihrem Werthe gerecht geworden, sie erkennt ihnen große Vertrautheit mit dem Alterthum, feinen Geschmack, erstaunliche Fertigkeit der Sprache, technische Gewandtheit des Bühnendichters, nicht wenigen auch, und unter ihnen an erster Stelle Jakob Biedermann, echt poetische Anlagen zu.

Neben den genannten Dichternamen und nach ihnen tauchen unter den Neulateinern noch manche glänzende Sterne auf bis auf die jüngste Gegenwart, wo Peter Esseiva und Leo XIII. den erhabensten religiösen Stoffen und ebenso den modernsten Erfindungen (z. B. jener der Lokomotive, dieser der Photographie) einen unübertrefflich schönen, in keiner modernen Sprache erreichbaren Ausdruck zu geben wußten.

Hat man die reiche Fülle dieser an den Ufern der fortwallenden klassischen Studien aufgeblühten schönen Literatur mit dem Verfasser die Jahrhunderte herab durchwandert und sich an der Pracht und dem Duft so mancher als Probe gepflückten und dargereichten Blume erfreut, so regt sich un-

willkürlich der Wunsch, aus dem Reichthum möchte eine berufene Hand das Beste in einer Anthologie vereinigt unserer gebildeten Welt und als erquickende und erhebende Lektüre vor allem der studirenden Jugend zugänglich machen. Eine würdige Aufgabe für einen katholischen Philologen!

Auf die Schöpfung einer so schätzbaren und leider so vergessenen Literatur beschränkt sich die befruchtende Kraft der alten Geisteswerke keineswegs. Bei weitem universeller und nachhaltiger stellt sich ihr fördernder, veredelnder Einfluß auf die Entwickelung der nationalen Literaturen heraus. Kein Satz wird durch die Geschichte gründlicher widerlegt und ins gerade Gegentheil umgekehrt als die Behauptung, eine intensive Beschäftigung mit den lateinischen und griechischen Klassikern müsse dem Gebrauch der Muttersprache und dem Emporblühen der Nationalliteratur Eintrag thun.

Schon in der mittelalterlichen Frühzeit sehen wir von den lateinischen Klosterschulen Englands wie Deutschlands auch die ersten Versuche in den Volkssprachen ausgehen; wir sehen diese Sprachen unter der erzieherischen Einwirkung klassischer Muster allmählich aus ihrer Roheit herauswachsen und sich zugleich mit dem christlichen Humanismus zur höchsten Blüthe entfalten. Waren doch gerade mehrere der Humanisten größer in der nationalen wie in der lateinischen Dichtung.

Als schlagendsten Beweis für den Segen dieser Verschwisterung zwischen nationaler und klassischer Bildung führt B. Dante vor. „Aus der Lateinschule des Mittelalters ist der größte italienische Dichter hervorgegangen, den kein späterer an Schaffenskraft mehr erreicht hat" (S. 471), der allerdings mit seinem großartigen Weltgedicht der ‚Divina Commedia' „aus der lateinischen Dichtung heraustritt, um in bedeutsamster Weise die italienische Literatur zu inauguriren, aber seiner ganzen Schulung nach sowie in mehrern seiner kleinern Schriften dem lateinischen Mittelalter angehört", zugleich „die glänzendste Verbindung und harmonische Ausgleichung der theologisch-scholastischen und der klassisch-humanistischen Bildung darstellt" (S. 469).



Im übrigen die Abhängigkeit der einzelnen Nationalliteraturen genauer zu verfolgen, ist Gegenstand von deren eigener Geschichte. Daß sie überall besteht, weist B. stets zur Genüge nach. Mit ihm müssen wir aber doch noch die bahnbrechende Bedeutung des eben schon um seiner selbst willen erwähnten Jesuitendramas eigens und stark betonen. Durch dasselbe ist das antike Schauspiel zuerst für die moderne Bühne wirksam geworden. Und mehr als das. Das Jesuitendrama umfaßt selber „einigermaßen das Programm, die Grundlinien eines christlichen Theaters überhaupt". „Die Pädagogik der Jesuiten schuf bereits im Laufe eines Jahrhunderts ein so reiches Repertoire, daß dasselbe fast alle neueren Literaturen mit Stoffen und Anregungen versehen konnte" (S. 631). Der culturhistorische Werth dieses Schultheaters, das freilich im Laufe des 18. Jahrhunderts durch den Glanz der eigentlichen Schaubühne zurückgedrängt wurde, kann nach den Darlegungen B.s im besondern für Deutschland und Frankreich nicht hoch genug angeschlagen werden.

Abschließend müssen wir also sagen: wie im Mittelalter ohne die Lateinschulen die hohe Entwicklung der Nationalliteratur unmöglich gewesen wäre, so auch in der Neuzeit ohne den jüngeren Humanismus. Er hat allen modernen Literaturen ihre Stoffe, Formen und Anregungen geboten; er ist bis heute das Rückgrat der gesammten abendländischen Bildung. Dies positive Ergebniß ist die beste Gewähr für den unversieglichen idealen Born, der im rechten Betrieb der klassischen Studien segenspendend fortquillt. Im rechten Betrieb aber nur, geführt im Sinne des christlichen Humanismus.

Das zeigt die Kehrseite des geschichtlichen Bildes; sie bietet in den verhängnißvollen Abweichungen von der goldenen Mittelstraße nach rechts oder nach links ebensoviele bestätigende Gegenproben. Mißachtung wie Ueberschätzung der Alten führt jedesmal ad absurdum.

Vereinzelte ablehnende Stimmen, hervorgegangen aus kirchlichem Eifer und leicht erklärlicher, aber übermäßiger Furcht



vor dem heidnischen und unsittlichen Inhalt einiger alten Autoren oder aus dem Widerwillen gegen das ärgerliche Leben und Treiben mancher Humanisten, finden sich je und je, schon früh z. B. bei Isidor von Sevilla, auch später bei Gerson und andern, aber sie verlieren sich wie Wellen in der fluthenden Strömung. Wo aber in der ausgehenden Scholastik die dem Klassicismus abgewandte Richtung Oberwasser gewinnt, rächt sie sich durch tiefen Verfall des Geschmackes, löst sich in völliger Formlosigkeit auf, wendet viele begabte Köpfe von der kirchlichen Wissenschaft ab und bringt schließlich dieser selbst nur Hohn und Verachtung ein.

Anderseits verleitet der übertriebene Cult der Antike manche Humanisten zu Excessen noch schlimmerer Art, zur Aufnahme heidnischer Ideen in Kunst und Wissenschaft und zur Nachahmung heidnischer Sitten im Leben mit den verhängnißvollsten socialen und religiösen Folgen. Und neuerdings mußte eine noch nicht weit entlegene Vergangenheit die Erfahrung machen, daß ein abermaliges Abweichen von den Richtlinien des altbewährten gemäßigten Humanismus, um einer zum Theil pedantischen Verehrung der Alten und einseitig grammatisch-philologischen Behandlung derselben nachzuhängen, unvermerkt einem trostlosen, gefährlichen Alexandrinismus entgegentrieb, dadurch ohne es zu wissen und zu wollen, die klassischen Studien arg in Verruf und Mißliebigkeit gebracht und vielleicht mehr als der zunehmende Realismus den Bestand des humanistischen Gymnasiums tief erschüttert hat. Omne nimium vertitur in vitium.

Als Wissenschaft ist die Philologie gewiß durchaus berechtigt, hat sie Großes in vielen Richtungen, auch auf dem Gebiete der Schule durch Bereicherung mit neuen Bildungselementen durch Vervollkommnung der Mittel und Methoden geschaffen; als solche bildet sie auch keinen Gegensatz zum kirchlichen Humanismus, sie hat sich ja aus ihm auf naturgemäßem Wege entwickelt: aber sie darf sich nicht gewissermaßen zum Selbstziel des Unterrichtes in den Mittelschulen setzen;

hier muß sie sich dem christlichen Humanismus unterordnen, von ihm sich das Ziel stecken lassen, aus ihm sich mit größerm Formgefühl für die Schönheit der Antike nähren und mit seiner Hilfe die Gefahr der Entsittlichung von der Jugend fernhalten.

Wenn man die ästhetischen Bildungselemente der Klassiker neben ihren übrigen geistbildenden Werthen noch eifriger zu heben und flüssig zu machen sich bestrebt, wird die Frische und Freudigkeit der Schüler daran wieder wachsen, und das humanistische Gymnasium wird auch im gegenwärtigen Wettbetrieb den Principat als Anstalt allseitiger und harmonischer Geistesbildung behaupten. Nur darf den in seinem Mittelpunkt stehenden klassischen Studien Licht und Luft nicht weiter verkürzt werden. Diese Lehren und Warnungen drängen sich bei der geschichtlichen Betrachtung der Vergangenheit mit zwingender Gewalt auf. Es gibt erfahrungsmäßig kein formalbildendes Aequivalent, das die alten Sprachen und ihre Autoren im höheren Unterricht ersetzen könnte. Wir erkennen, wie sehr mit Recht auch heute noch alle Kreise, die es mit Kirche und Vaterland und einer wahren menschenwürdigen Bildung für die zukünftigen geistigen Führer unseres christlichen Volkes gut meinen, entschieden an der alten Tradition festhalten; sie hat sich ja Jahrtausende bewährt.

Das klar und überzeugend aus der Geschichte erwiesen zu haben, ist ein bleibendes Verdienst des vierten Bandes der Weltliteratur Es wäre noch eine reiche Menge des Belehrenden und Anregenden daraus hervorzuheben. Aber man muß das fesselnde Werk selbst lesen und sollte es eifrig verbreiten. Dem Interesse jedes gebildeten Katholiken steht es vor allen andern nahe; es entrollt ein farbreiches und lebensvolles Bild der Culturthätigkeit unserer Kirche auf dem Gebiete der Literatur, läßt sie als die höchste geistige Großmacht, das Papstthum in ihr aber als Princip continuirlichen geistigen Fortschrittes kennen und hochschätzen.



LXX.

Belgien unter 18 jähriger „klerikaler" Regierung.

Ende Mai 1902.

Die Kammerwahlen vom 25. Mai in Belgien haben dieses Land und seine gegenwärtige, aufs neue gefestigte Regierung wiederum in den Vordergrund der politischen Betrachtung gerückt. Eine gute Regierung erkennt man an ihren Thaten. Ob die seit dem Jahre 1884 am Ruder befindliche Regierung Belgiens den Namen einer solchen verdient oder nicht, mögen am besten nachstehende Ausführungen, zum größten Theil Urtheilen ihr feindlich oder gleichgiltig gegenüberstehender Politiker (ausländischer und antikatholischer) entnommen, zeigen. Das Urtheil Aller stimmt darin überein, daß Belgien seit dem 10. Juni 1884, d. h. seit der Herrschaft der Katholiken, einen geradezu großartigen und gleichzeitig einzig dastehenden Aufschwung genommen.

Yves Guyot, hervorragender, antikatholischer Publicist, bezeichnet Belgien hinsichtlich seines commerziellen und industriellen Aufschwunges als das erste Land der Welt. „Der Flächenraum Belgiens, schreibt er, beträgt 2'946,000 Hektare, d. h. 1'270,000 weniger als Kroatien-Slavonien und 1'900,000 weniger als die Schweiz. Allein dies kleine Land ernährte im Jahre 1890 6'069,000 Einwohner, eine Zahl, die heute einer Statistik auf Grund der Geburts- und Sterbefälle zufolge auf 6'670,000 angewachsen ist, so



daß 266 Einwohner auf den Quadratkilometer entfallen. Frankreich in gleicher Weise spezialisirt, müßte hienach **120'936,000** Einwohner zählen. Der Belgier rechtfertigt die Theorie Dr. Delaunay's: „L'évolution est en raison de la nutrition“ — Er ißt gut, trinkt gut, die Kinder gedeihen und er zählt zu den ersten Producenten der Welt. Man sagt, die Schweiz habe den Record hinsichtlich des Exportes erreicht; das war wahr bis vor einigen Jahren. Seit dem Jahre 1899 ist dies nicht mehr genau richtig. In Belgien treffen von da ab 292 Franken des Exportes auf den Kopf der Bevölkerung, in der Schweiz dagegen nur 265 Franken. Wenn Frankreich einen in gleichem Verhältnisse stehenden Export aufzuweisen hätte, müßte sich dessen Ausfuhr statt auf 6608 Millionen (woran 3098 Millionen auf das Ausland, und 3510 Millionen auf die Colonien entfallen) auf **11,242** Millionen belaufen. Würde der belgische Gesammthandel analog dem englischen — was die richtige Methode wäre — berechnet, so ergäbe sich folgendes Resultat:

Einfuhr (Gesammthandel)	3'654,000,000
Ausfuhr belgischer od. nationalisirter Waaren	1'949,000,000
Ausfuhr vom Auslande stammender Waaren	1,402,000,000
Summa	7'005,000,000 Franken

so daß sich für das Jahr 1899 mehr als tausend Franken pro Kopf der Bevölkerung ergäben. Was bei den beiden Ländern, die an der Spitze des Handels stehen, der Schweiz und Belgien noch besonders hervorzuheben ist, ist der Umstand, daß deren Clienten nahezu ausschließlich Europäer sind.“

Unter der Ueberschrift „Le progrès de la Belgique sous le gouvernement catholique (1884—1902)“ schrieb vor Kurzem der Pariser „Figaro“: „Im Jahre **1880** betrug der gesammte Außenhandel Belgiens 2848 Millionen Franken; **1899** war er auf 3482 Millionen = mehr um



634 Millionen oder 22% gestiegen. Dieses kleine, kaum $6\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner zählende Land entfaltet eine Energie, die jene der so sehr gerühmten Angel-Saxonen noch übertrifft. Wenn England auch Belgien hinsichtlich des Gesammthandels der größeren Bevölkerung um vieles übertrifft, so ist doch das Gegentheil der Fall, wenn man die einzelne Individualität berechnet. Während in England nur 427 Fr. auf den Kopf entfallen, treffen, in Belgien 522 Franken“.

Der Gesammthandel Belgiens hat sich demnach unter der katholischen Regierung um beinahe ein Viertel gehoben! Ein Zeichen, wie die klerikale Herrschaft Belgien „ruinirt“!

In dem jüngsten, Namens der Central-Sektion der Kammer über das Budget vom Jahre 1901 veröffentlichten Berichte heißt es: „Belgien behauptet (hinsichtlich seines Außenhandels) im Verhältniß zu seiner Bevölkerung den ersten Platz in der gesammten Welt. Sein Spezialhandel überschreitet auf je 1000 Einwohner jenen Frankreichs um 20%, jenen der Vereinigten Staaten um 345% und den Deutschlands um 172%. Im Jahre 1884 betrug der Spezialhandel Belgiens mit dem Auslande allein (Import und Export) 2763 Millionen; seitdem ist er jedes Jahr um eine beträchtliche Anzahl von Millionen gewachsen, und hat im Jahre 1899 die stattliche Höhe von 4209 Mill. erreicht. Die Mehrung beträgt hienach **52,3%**! Der Spezialhandel Englands ist in der gleichen Periode nur um 20,3%, jener Frankreichs nur um 14,5% gewachsen. Einzig jener Deutschlands mit 53,8% hat Belgien innerhalb 15 Jahren um $1\frac{1}{2}$% übertroffen“.

Nicht minder glänzend ist die Finanzlage Belgiens. Die Gesammt-Staatsschuld betrug im Jahre **1900** 2'607,000,000 Franken. Rechnet man noch 253 Millionen Schulden für Eisenbahnen, und ca. 50 Millionen schwankende Schulden, so ergeben sich annähernd 3 Milliarden, d. h. zweimal soviel als im Jahre 1875. Allein seit dieser Zeit



verwendete Belgien 2 Milliarden für seine Eisenbahnen, 150 Millionen für Kanäle, 107 Millionen für Uferschutzbauten, 250 Millionen für Straßen und Hafenbauten und 900 Millionen für Erbauung öffentlicher Gebäude, Museen, Gefängnisse ꝛc. Mit den 3 Milliarden Schulden wurden demnach für 3 Milliarden 400 Millionen Bauten ausgeführt. In dieser Beziehung (d. h. soweit es sich um Schulden, die von außerordentlichen Arbeiten stammen, handelt) steht Belgien ohne seines Gleichen in Europa da.

Während der Belgier im Durchschnitte unter seiner katholischen Regierung 29 Franken Steuern und Abgaben bezahlt, treffen auf den Kopf der Bevölkerung:

In Frankreich	76
In England	65
In Spanien	51
In Italien	43
In den Vereinigten Staaten . .	43
In Deutschland	32
In Rußland	26
In der Schweiz	10 Franken,

so daß Belgien auch hier an dritter Stelle rangirt. Was die direkten Steuern betrifft (wie Grundsteuer, persönliche Steuern, Patente ꝛc.) zahlt der Belgier heute nicht mehr wie vor 20 Jahren! Hinsichtlich der indirekten Steuern (Zölle und Accise) ergibt sich folgendes Bild: Für mit Zoll belegte Waaren ergeben sich 6,54 Franken pro Kopf der Bevölkerung, d. h um 1 Frank weniger als im Jahre 1884. Einzig der Accis hat sich beträchtlich vermehrt, allein hievon trifft die Mehrheit nur auf den Alkohol. Die diesbezügliche Mehrung beträgt 20 Millionen Franken.

Die indirekten Steuern machen in Belgien nur 23% der Gesammtsteuern aus, während sie sich in anderen Ländern folgendermaßen repräsentiren:



In Frankreich	mit	49%
Spanien	„	55%
Deutschland	„	47%
England	„	48%
Schweiz	„	49%
Rußland	„	47%
Italien	„	53%
Vereinigten Staaten	„	72%

Demnach zahlt man nirgends weniger als in Belgien.

An Consumsteuern, d. h. für absolut zum Leben nothwendige Gebrauchsgegenstände bezw. Waaren bezahlt jeder Belgier durchschnittlich 1½ Centimes pro Tag, so daß die völlige Abschaffung derselben in der Lage des Arbeiters nahezu keine Aenderung hervorrufen würde. Die Gesammtzahl der belgischen Arbeiter wird auf ca. 4 Mill. geschätzt. Fünf Franken und fünfundsechzig Centimes direkte Steuern auf den Kopf gerechnet, ergeben sich jährlich 23 Millionen Franken. Dafür erhält die Arbeiterschaft 13 Millionen in der Form von Pensionen und 2 Millionen in Form von Subsidien an Unterstützungs-Genossenschaften. Die Arbeitervorortszüge rc. kosten dem Staate jährlich 9 Millionen, so daß sich 13+2+9 = 24 Millionen zu Gunsten der Arbeiter ergeben.

So viel über die finanzielle Seite der 18jährigen „klerikalen“ Herrschaft.

Den Gegnern der katholischen Regierung und heutigen Mehrheit zufolge sind diese Feinde des Unterrichtes, namentlich des Volksschulunterrichtes. Ein flüchtiger Blick auf die Thatsachen zeigt auch hier, was von dieser Anschuldigung zu halten ist.

Im Jahre 1884 erhielten die 4887 vom Staate abhängigen, „offiziellen Schulen 345,687 Schüler und Schülerinen. Zehn Jahre später gab es bereits 5778 Schulen



(4195 offizielle und 1583 adoptirte und vom Staate inspicirte) mit **652,039** Eleven. Im Jahre 1897 stieg die Zahl der Schulen auf 6608 mit 764,272 Kindern, so daß sich die Zahl der letzteren seit 1884 nahezu verdoppelte. Heute nach 18 Jahren hat die Zahl der Schüler und Schülerinnen der offiziellen oder vom Staate inspicirten Schulen sich gegenüber vom Jahre 1884 mehr als verdoppelt! Was die katholische Regierung in diesen 18 Jahren für den Unterricht gethan, auch nur eine flüchtige Aufzählung des Geschehenen würde eine ganze Broschüre füllen. Eine stattliche Zahl von Millionen wurden für Unterrichtszwecke, Gründung neuer Schulen, Erbauung von Schulhäusern, Verbesserungen &c. aufgewendet.

Als besonders schweres Verbrechen, das der heutigen katholischen Regierung von ihren Gegnern zum Vorwurfe gemacht wird, führen dieselben die angebliche Verwandlung des Landes „in ein einziges großes Kloster“, die den „Ruin“ desselben herbeiführen müsse (!!), an.

Wenn die religiösen Niederlassungen in Belgien zahlreicher sind als in anderen Ländern, so hängt dies durchaus nicht mit der Regierung zusammen, denn unter der seinerzeitigen „liberalen“ Regierung fand nahezu die gleiche Mehrung derselben statt, sondern es liegt dies eben in der von der belgischen Constitution garantirten Vereinigungsfreiheit.

Wo ist übrigens die Wohlfahrt Belgiens durch den Bestand der Klöster irgendwie bedroht und in Frage gestellt? Ein flüchtiger Blick zeigt, wie oben ausgeführt, daß Belgien heute speciell in Bezug auf den Außenhandel den ersten Platz in der ganzen Welt einnimmt.

Die Religiosen, die vom Auslande nach Belgien kommen, erwerben Immobilien und tragen dadurch zur Erhöhung des Werthes derselben bei. Oder consumiren sie vielleicht, ohne zu bezahlen?



Wo sind die Familienväter, die durch die Klöster ruinirt worden wären? Leben nicht gerade Tausende von ihnen von und durch die Klöster? Wie viele Hunderttausende, ja Millionen ersparen sie dem Staate oder den Gemeinden durch ihre Fürsorge für Arme, Kranke, Invalide, Waisen rc.? Seit fünfzig Jahren verbreiten die Gegner der Kirche und der Klöster das Märchen von der Ausbeutung des Landes durch die Klöster — und der Erfolg? Die Thatsachen haben ihnen Unrecht gegeben, Belgien blüht und prosperirt heute mehr denn je. Dank den Klöstern besitzt Belgien heute einen Flor von charitativen, Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, wie kaum ein zweites Land. „La Belgique Charitable“ veröffentlicht ein 500 Seiten umfassendes Verzeichniß charitativer Anstalten, von denen vier Fünftel von Mönchen und Nonnen bedient, bezw. unterhalten werden.

Ohne die Klöster würden Tausende von Kranken schlecht gepflegt, Tausende von Greisen und Arbeitsunfähigen müßten verlassen dahinsterben, die Erziehung Tausender von Waisen vernachlässigt und Tausende von unglücklichen Blinden, Taubstummen, Unheilbaren rc. des Trostes und der Hilfe entbehren! Selbst wenn die Gesellschaft die Sorge für all' diese Unglücklichen auf sich nähme, wie würde die Pflege ausschauen, und um welchen Preis würde sie übernommen werden? Die Steuerzahler würden es recht bald zu fühlen bekommen.

Summa Summarum: Die katholische Regierung Belgiens hat den Beweis erbracht, daß auch Katholiken fähig sind, ein Land zu regieren Welche Regierung Belgiens war übrigens so lange am Ruder als die heutige „klerikale“?

Das belgische Volk hat denn auch durch sein Votum am vergangenen 25. Mai gezeigt, daß die übergroße Mehrheit desselben hinter seiner katholischen Regierung steht. Die Rechte hat nicht nur glänzend alle bisherigen Sitze be-



hauptet, sondern von den 14 neuen Sitzen noch weitere 10 dazu gewonnen, so daß sich ihre Mehrheit von 20 auf 27 Stimmen erhöht. Während die Liberalen gegenüber dem Jahre 1900 stationär geblieben, bezw. zurückgegangen sind, haben die Katholiken nach dem offiziellen Resultate einen Zuwachs von 73,816 Stimmen zu verzeichnen. Der socialistische Stimmenzuwachs von 15,327 ist nur ein scheinbarer; in Wirklichkeit haben sie die schwerste Niederlage zu verzeichnen, da eben zu berücksichtigen ist, daß gegenüber dem Jahre 1900 Tausende neuer Wähler hinzugekommen sind, und zwar vorzugsweise in Gebieten, in denen sie bisher das Gros ihrer Anhänger hatten, in Brüssel, Lüttich, Verviers ꝛc. In Brüssel eroberten die Katholiken von den 18,000 neuen Stimmen allein 10,000, während die Socialdemokratie trotz der vermehrten Wähler- und Stimmenzahl um nahezu 2000 Stimmen zurückgegangen ist. Aehnlich gestaltete sich das Verhältniß fast durchgehends. Im Ganzen erhielten die Katholiken von 1'627,819 abgegebenen Stimmen deren 842,608, gegenüber 785,211 der gesammten Gegner, d. h. um 57,397 mehr, als diese alle zusammengenommen. Ein Theil der liberalen Presse gesteht selbst offen und ehrlich zu, daß die Katholiken durchwegs, speciell aber in Brüssel, einen Erfolg errungen, wie sie ihn sich selbst in ihren kühnsten Hoffnungen nicht zu erwarten getrauten. Sie geben sogar zu, daß, wenn es dem Drängen der Socialdemokratie (und der „Liberalen", hätten sie hinzufügen müssen) gelungen wäre, die Auflösung der Kammer durchzudrücken, die Mehrheit der Rechten heute nicht 27, sondern 30 oder mehr betragen würde. Der socialistische „Peuple" gestand gleichfalls, daß der 25. Mai 1902 ein Anwachsen der conservativen Macht und einen empfindlichen Rückgang der Socialdemokratie markire. Dieses Geständniß muß dem Blatte um so schwerer angekommen sein, als Genosse Bertrand am Vorabend der Wahl noch schrieb: „Die morgigen Wahlen haben aber noch eine specielle Bedeutung; sie werden sich

gegen die Regierung wenden und zeigen, daß die heutige Majorität im Rückgange begriffen ist und das belgische Volk von der klerikalen Regierung nichts mehr wissen will." — Nun, der Mann war ein schlechter Prophet.

Für die neu gestärkte Majorität, die die Macht auf weitere vier Jahre in den Händen hat, ergibt sich nun die Aufgabe und die Pflicht, speciell durch den Ausbau der socialen Gesetzgebung, durch Schaffung eines Arbeiter-Unfallgesetzes, der Steuerreform, an welcher besonders der Mittelstand sehr interessirt ist, den Kampf gegen den Alkohol 2c. das Vertrauen der Wähler zu rechtfertigen, und so noch weiter zum Wohle des Landes das ihrige beizutragen, und sich die Sympathien des gesammten Volkes in noch viel höherem Maße zu erwerben. Das walte Gott!

A. G.

LXXI.

Julie von Massow.

(1824—1901.)

Die Psalmenbundmutter — so hieß in dem weiten Kreise ihrer Verehrer und Freunde die Frau, deren Charakterbild in dem unten genannten Buche gezeichnet wird.[1]) Das Leben in und mit den Psalmen war der Seele dieser edlen Frau von jungen Jahren auf Bedürfniß geworden, und die Psalmen

1) Julie von Massow geborene von Behr. Ein Konvertitenbild aus dem 19. Jahrhundert Aus authentischen Quellen dargestellt von Schwester Maria Bernardina, Kapuzinerin der ewigen Anbetung zu Mainz. Mit zwei Bildnissen und vier Schriftproben. Freiburg, Herder 1902. XII u. 328 S. (M. 3.—).

boten auch das erste einigende Band, das sie mit ideal gerichteten und geistig bedeutenden Personen in Verbindung brachte und sie bald zum eigentlichen Mittelpunkt dieses Kreises machte, dem als hehrstes Ziel die Verwirklichung des großen Gebetes des Herrn — Ut omnes unum — vor Augen schwebte.

Ein Zug der Gnade geht durch die irdische Pilgerfahrt dieser merkwürdigen Frau, der sie wie an einem geheimnißvollen Faden allmählich der Welt- und Mutterkirche zuführt. Das ist der Eindruck, den der Leser aus der biographischen Darstellung gewinnt, welche Schwester Bernardina von der Freundin warm und wahrheitsgetreu entworfen hat. Der geschichtliche Bericht klingt um so ansprechender und verlässiger, als die Verfasserin sich in ihrer Erzählung großentheils an die eigenen Worte der Heimgegangenen, an Tagebücher und Briefe derselben, halten konnte.

Mit dem 20. Jahre fing Julie von Behr auf dem alten pommerischen Rittergut ihrer Familie zu Pinnow (bei Wolgast), wo sie geboren war, ein Tagebuch zu führen an, das sie mit einem Rückblick auf ihren bisherigen Lebensgang eröffnet; sie wollte sehen, „wie Gott sie gezogen, wie die Eltern sie erzogen und Freunde sie verzogen haben". Für die fromme Seelenrichtung des Mädchens ist es bezeichnend, daß sie es mit einem Spruche aus dem alten Testament beginnt, den sie den Wahlspruch ihres Lebens nennt: „Der Herr ist mir erschienen von ferne: Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte." Damit hängt wohl ihre Neigung zusammen für das Losen in der Bibel; bei jedem wichtigen Moment ihres Lebens schlägt sie die hl. Schrift auf, und der Spruch, der ihr zuerst in die Augen fällt, wird ihr zur Losung und bestimmt oder bestärkt wenigstens ihre Entschließung. Bemerkenswerth ist auch, wie ernst und reif schon in frühen Jahren, bei aller natürlichen Jugendfreude, ihr Wesen erscheint. Aus den Briefen dieser ersten Zeit schon pulst und redet ein auffallend gefaßtes, tapferes, entschlossenes



Herz, wie sie denn bereits vom 14. Jahre an die Stütze und rechte Hand der verwitweten Mutter war und nach dem frühen Tod derselben Mutterstelle an den jüngeren Geschwistern vertrat und ebenso als Patronin der Dorfbewohner wirkte. Als im J. 1848 die Cholera in Pinnow herrschte, machte die 22jährige ein Testament, das ein schönes Zeugniß ihrer Geschwisterliebe wie ihrer friedlich gelassenen Gottergebenheit ist; der Schluß: „Ich habe gern gelebt und werde mit Gottes Beistand auch gern sterben, und gern folgen, wenn er mich heimruft!“ hat sich an ihrem späten wirklichen Lebensende herrlich bewährt.

Die Uebersiedlung nach Berlin im Winter 1849 brachte Fräulein Julie von Behr mit den Celebritäten der gesellschaftlichen Kreise der Residenz in Verkehr, wo man „das geistreiche, liebliche Wesen“ gerne sah. Einen größeren Eindruck als die Salons der großen Welt machte aber auf das junge Gemüth ein Besuch bei den Grauen Schwestern in Berlin, als sie eines Tages von der Frau von Savigny in das Kloster derselben geführt wurde: „ . . . O, es erfaßte mich ein solcher Durst nach gut werden und Gutes thun, daß ich alles hötte geben und leisten können in diesem Augenblick! Ich hätte gleich da bleiben mögen und lernen und opfern, und ich wäre gewiß glücklich geworden.“ So lautet eine Stelle des hier sehr ausführlichen Tagebuchs (38). Das Zusammentreffen mit der Familie von Savigny war überhaupt für Julie v. Behr von providentieller Bedeutung. Das Haus des berühmten Rechtsgelehrten in Berlin und in dessen Sommersitz zu Freienwalde wurde für ihr inneres Leben und für ihre Charakterentwicklung eine gute heilsame Schule. In Savigny und seiner Frau (geb. Brentano) lernte sie ihre „zweiten Eltern“ lieben und verehren.

Die erste größere Reise, die Julie, mit 24 Jahren, im Geleite ihres Bruders und dessen junger Gemahlin machen durfte, führte sie nach Italien, nach Rom und Neapel (1850). Empfänglich öffnete sich ihre begeisterungsfähige Seele allem



Schönen, Herrlichen und Großartigen des sonnigen Landes, auch dem Schönen und Sinnvollen des katholischen Cultus. Die Audienz bei Pius IX., der damals noch als Gast des Königs von Neapel in Portici sich aufhielt, ist ihr „eine Erinnerung für's ganze Leben", und es schleicht sich „ein Bittgedanke für ihn" immer in ihr Nachtgebet ein (49). In der Peterskirche zu Rom kann sie nicht umhin, vor der Broncestatue des hl. Petrus mit so vielen Andern die Füße des Apostels zu küssen. Der Abschiedstrunk an der Fontana Trevi hat seine Kraft an ihr bewährt; wie oft noch lockte Sehnsucht und gläubiges Verlangen ihre Schritte nach der Ewigen Stadt zurück!

Im Jahre 1852 vermählte sich Julie von Behr mit dem Geheimen Oberregierungsrath W. von Massow, Bruder des damaligen Ministers von Massow, der ihr aus erster Ehe drei Kinder zubrachte. Herr von Massow war Erbherr auf Rohr in Pommern und Mitglied des Herrenhauses. Wie vordem in Pinnow, führte Julie als Herrin zu Rohr wieder ein glücklich stilles Landleben, und konnte nun in noch vollerem Maße ihrer Herzensneigung folgen, Schützerin und Trösterin der Umwohner, die überall hilfbereite Dorfmutter zu sein. Der Gatte war strenggläubiger Protestant, doch nahm er keinen Anstoß an Juliens Vorliebe für die katholische Kirche, wenn sie in die Dorfkirchen des Patronates Muttergottesbilder stiftete und katholische Kirchenlieder einführte. Ihr Vorbild und Lieblingsheilige war Elisabeth, die heilige Landgräfin von Thüringen. Jedoch vermied sie, solange Herr von Massow lebte, dem sie die gehorsamste Lebensgefährtin war, jedes tiefere Forschen nach Wahrheit.

Alte Erinnerungen erwachen auf einer mit dem Gatten ausgeführten Reise nach Oberitalien, im Sommer 1867. In Dresden besucht sie die katholische Kirche und folgt „erbaulich und beschaulich der heiligen Handlung"; in Prag, bei einem Abendspaziergang, wurde es ihr „immer feierlicher zu Muthe, als wir durch die engen Gassen mit den vielen Heiligenbildern,



Lämpchen und Sprüchen unseren Weg durch die fremde Stadt in das Hotel zurücklegten". Im Wien wohnt sie im Stephansdom einer Singmesse bei und hört beglückt eine schöne Predigt über die Gemeinschaft der Heiligen. Auf dem Weiterwege erfreut sie der Anblick der vielen Kreuze und Heiligenbilder, die allenthalben an den Landstraßen und auf den Bergen zu sehen waren. „Wann bekommt unsere Kirche auch das wieder?" schreibt sie in ihr Tagebuch. Sympathisch berührt die Reisende das Läuten des Englischen Grußes. „Ich freue mich ja in Rohr immer, wenn das Volk beim Läuten der Abendglocke noch die Mütze vom Kopfe nimmt" (125). In San Marco zu Venedig bringt sie frühmorgens eine Stunde allein zu und hält ihre Morgenandacht; „wie überall in den lieben alten Kirchen brachte ich auch hier meinen Peterspfennig dar." Ebenso wohnte sie im Dom zu Mailand der heil Messe bei „und betete vor dem Sakramentsaltare" (127).

Nach der Rückkunft in das eigene Heim errang Frau von Massow von ihrem Gatten die Verwilligung, daß auf einem der Rohr'schen Berge ein Kreuz errichtet werde als Erinnerung an die Reise, die sie eine späte Hochzeitsreise nennt (132). Das Kreuz gewann für sie eine eigenthümlich symbolische Bedeutung: wenige Monate nach der Rückkehr trug Frau von Massow trauernd den Witwenschleier: am 24. September 1867 war der Gatte ganz unerwartet, von einem Schlage berührt, sanft entschlafen.

Ihr nächstes Leben verlief nun in dem von ihrem Gatten ihr bestimmten Witwensitze, zu Wilhelmsthal. Hier, wo sie allein und selbständig schaltete, konnte Julie von Massow freier ihre Sympathie für die katholische Kirche bethätigen. Doch von der Bewunderung ihrer äußeren Erscheinung bis zum Eindringen in ihr Wesen und das eigentliche Glaubensleben war noch ein großer Schritt. Das erkannte sie nun wohl immer tiefer.

Der große Krieg von 1870 veranlaßte Frau von Massow, zeitweilig ihren Aufenthalt in Düsseldorf zu nehmen, um



dort, dem Kriegsschauplatz näher, in ihrer stets thatbereiten Opferwilligkeit dem Dienst der Nächstenliebe, der Pflege der Verwundeten und Kranken in den Spitälern, an der Seite der Klosterfrauen und Diakonissen, zu leben. Dieser Aufenthalt am Rhein, wo sie den Tag mit dem Besuch einer stillen Messe begann, ward, nach ihrer eigenen Aussage, für sie der Anfang katholischen Lebens (164) Die Kirchenspaltung betrachtete sie längst als das größte Unheil. Der Ausbruch des sogenannten Culturkampfes half diese Seelenstimmung, die wachsende Hinneigung und Hochachtung für die Weltkirche, verstärken. Sie wußte vom ersten Augenblick dieses traurigen und gehässigen Kampfes an, wohin sie gehöre: „Ich stehe mehr und mehr auf Seite der Katholiken", schreibt sie in das Tagebuch 1872. „Ich sehe die Kirche ihr Kreuz tragen und mit dem Herrn am Oelberg sprechen: Fiat voluntas Domini!" (172. 177.) Ludwig von Gerlach, der im preußischen Landtag wie im deutschen Reichstag gegen die Vergewaltigung der Kirche laut und mannhaft seine Stimme erhob, war ihr in der Auffassung dieser Vorgänge und schmerzlichen Kämpfe Leuchte, Trost und Stärkung (186).

Die Zurückgezogenheit auf dem pommern'schen Gute zu Wilhelmsthal, das Frau von Massow nach dem Kriegsjahr wieder aufgesucht hatte, gab ihr Zeit und Muße, sich über ihr Inneres „täglich klarer zu werden und sich immer lebendiger zu überzeugen, daß ihr Herz nur in der Rückkehr zur Mutterkirche den vollen Frieden finden werde" (170). Sie stand an der Schwelle, aber der Entschluß einzutreten, von der Erkenntniß zum Bekenntniß zu schreiten, kostete noch Kämpfe. Was sie lange Zeit von dem entscheidenden Schritte abhielt, war eigentlich ein Akt übertriebener Pietät gegenüber einer früh verstorbenen Schwägerin, der sie am Todbett das Versprechen gegeben, die Erziehung ihres (protestantischen) Knaben auf sich zu nehmen. Durch dieses Gelöbniß hielt sie sich auch für ihre Person zeitweilig gebunden.

Die Aufgabe, für die Erziehung dieses Kindes zu sorgen,



führte Frau von Massow nach der Hauptstadt Sachsens, nach Dresden, wohin sie Ende 1873 übersiedelte. Hier, in Elbflorenz, wurde das Haus der hochbegabten und geistvollen Frau bald ein Vereinigungspunkt socialer und religiöser Bestrebungen. Ihre regsame und impulsive Natur wußte denselben meist auch praktische Ziele zu stecken. Einen besondern Ruf gewannen die Montag-Abende, an denen ihr Salon offen stand und die Elite der Gesellschaft sich zusammenfand, Katholiken und Protestanten, Priester und Laien, die für die großen Fragen der Zeit auf dem kirchlichen Gebiet sich interessirten und Austausch suchten. Man stand ja noch mitten in den Nöthen und Aufregungen des Culturkampfes. Da wurden — wie ein Zeuge dieser Abende, Pastor Ahrendts in Niederlößnitz bei Dresden, sagt — „schriftliche Arbeiten vorgelesen und besprochen, Aufsätze aus den Histor.-polit Blättern, der Germania, der Köln. Volkszeitung, oder auch aus gegnerischen Zeitungen zum Gegenstand der Discussion gemacht . . Die Themate zu diesen Gesprächen waren meist von der ‚Montag-Mutter' vorbereitet und zurechtgelegt, während sie selbst bei deren Besprechung zurücktrat und eher an das Mulier taceat erinnerte" (191). Aus diesem Kreise ging der Plan hervor, eine Monatschrift mit irenischer Tendenz zu gründen, die einen Sprechsaal für Verständigung und Wiedervereinigung der getrennten Christen abgeben sollte und in dem Ut Omnes Unum-Blatt Gestalt gewann. Und vor allem Frau von Massow war es, die dem Organ von Anfang an mit ihrem Eifer und ihrem Einfluß zur Seite stand, indem sie es nicht blos literarisch — durch poetische Gaben und in dem von ihr speziell besorgten „Dorotheenkörbchen", sondern auch materiell unterstützte und für die Verbreitung desselben die rührigste Thätigkeit entfaltete.

Endlich im J. 1885, mit der Majorennitätserklärung ihres Neffen und Pflegesohnes, war Frau v. Massow der selbst übernommenen Verpflichtung, der „moralischen Gebundenheit", wie sie es nannte, enthoben, frei und ledig, und konnte



ihren Eintritt in die Kirche vollziehen, der sie innerlich längst angehörte. Der feierliche Akt fand am 1. Juli im Kloster zu Mariaschein statt (208). Und nun erklingt in ihrem Tagebuch ein stilles Jubiliren, das in ihren Briefen wie in ihren frommen Liedern verstärkt weiter klingt: „Nur der höchste Lobgesang der allerseligsten Jungfrau genügt mir noch, meine Freude, meine Wonne zu schildern“ (218).

Von da an trat das Werk, dessen Grundgedanke schon bisher ihr Sehnen und Trachten erfüllt hatte, erst recht in den Vordergrund ihrer Bestrebungen: der Psalmenbund und der daraus hervorgewachsene Gebetsverein zur Wiedervereinigung der von der Kirche getrennten Christen. Die Psalmen Davids hatten von Jugend auf zu ihren Lieblingsgebeten gehört. Ein kleines Psalterbüchlein, das man ihr geschenkt, trug sie als Mädchen immer bei sich. Gemeinsame Psalmengrüße gaben dann den Anstoß zu einem förmlichen, von ihr geleiteten Psalmenbund, der bald weiter, über die deutschen Grenzen hinaus, sich verbreitete und von 1882 an durch den jährlich von der Stifterin ausgegebenen Psalmenbundkalender festere Gestalt erhielt. Durch die Gründung des Gebetsvereins zur Wiedervereinigung im Glauben („U. O U.“) sollte dem erstern ein bestimmteres Ziel gesetzt werden. Die Pflege und Förderung dieses Vereins wurde ihr jetzt zur eigentlichen Lebensaufgabe. In der gleichen Intention hatte sie noch vor ihrem Uebertritt, im Jahre der Lutherfeier 1883, zu Fulda am Grabe des Apostels der Deutschen eine Meßstiftung ad tollendum schisma gemacht, der in der Folge noch an verschiedenen Orten andere folgten.[1])

In Rom, wohin Frau von Massow bald nach ihrer Conversion als glückliches Kind der Mutterkirche eilte, fand ihr Vereinswerk günstiges Verständniß, und die feurig beredte Convertitin selbst in einer Audienz beim hl. Vater väterlich

1) Am Ende ihres Lebens waren es 18 Reunionsmessen, die sie gestiftet hatte; die letzte (1900) war für Deutsch-China bestimmt.

liebevolles Entgegenkommen. Ja es gelang später ihren Bitten, für die beiden Gebetsvereine eine förmliche päpstliche Approbation, mit einer eigens als Vereinszeichen für die Mitglieder geprägten Medaille, zu erlangen, wovon sie in ihrem 1891 erschienenen „Reunionsglöcklein" freudig ausführlichen Bericht erstattet.

Die ewige Stadt, des Centrum unitatis, blieb fortan das liebste Ziel ihrer Wünsche und Gedanken, wohin sie jeden Winter zurückkehrte, um bis zum Frühjahr zu verweilen. Aus allen ihren Briefen von dort an die Freunde klingt ein Ton der Freude und friedlichen Glückes. Zu ihrem eigentlichen Wohnsitz in Deutschland hatte sie Stettin erkoren, wo sie im Karolusstift bei den Schwestern des hl. Borromäus sich ein Heim bereitete. Ihr Aufenthalt und ihr stilles Wirken in Stettin trug nicht wenig zur Hebung des kirchlichen Lebens in der kleinen katholischen Gemeinde bei, zumal seit sie die Freude gehabt, die Einweihung der ersten katholischen Kirche in der Hauptstadt Pommerns durch den Fürstbischof Kopp vollziehen zu sehen.

Beweglich und reiselustig blieb die thätige Natur dieser Frau auch noch im beginnenden Alter. Mit den Wandervögeln zog die bessere Jahreszeit sie wieder aus ihrem Neste fort; an die Stelle der geliebten Romreise, die sie nicht mehr wagen durfte, trat nun in der Regel Meran, von da ging es nach Marienbad, und zu guterletzt nach Mainz, wohin sie das Herz zog, ins Kloster der ewigen Anbetung, in dessen geistlicher Gemeinde warm anhängliche Seelen ihrer harrten, darunter Schwester Bernhardine, die congeniale Freundin, die ihre Biographin geworden. „Auf all diesen Reisen", heißt es in der Biographie, „hatte Julie unaufhörlich ihr großes Werk Ut Omnes Unum vor Augen, an dessen Ausbreitung sie unausgesetzt arbeitete. Ihre Gebetszettel waren bereits in deutscher, französischer, englischer, italienischer, polnischer, norwegischer und lateinischer Sprache gedruckt und allenthalben verbreitet" (272). Ihr Briefwechsel wuchs ins Unendliche.



In München, das auch zu den regelmäßig und gern aufgesuchten Stationen ihrer alljährlichen Reisefahrt zählte, fügte es ihr guter Stern, daß die Frau Prinzessin Maria de la Paz Interesse für ihr Werk gewann und die Protektion des Vereines übernahm. Unter dem Protektorate dieser hochgesinnten Prinzessin wagte sie es, die „Friedensblätter" ins Leben zu rufen, die seit 1896 als Monatsschrift dem gleichen irenischen Zwecke dienen wollen (274. 301).

So manche Freunde und Helfer sah sie vor sich dahinscheiden, die an ihrem Lieblingswerke mitgearbeitet, aber ihre Beharrlichkeit wurde nicht gemindert; dem einmal Erfaßten blieb ihre standhafte Seele mit gleicher Hingabe treu. „Je älter sie wurde, je näher sie der Ewigkeit entgegenrückte, desto emsiger und rastloser benutzte sie jede Minute, die sie zur Förderung ihres Werkes erübrigen konnte" (278). Ihre Sorge, die Fortsetzung der „Friedensblätter" nach ihrem Tode gesichert zu sehen, sollte ebenfalls befriedigt werden. Sie fand in Kaplan Strehler, dem sie die Leitung übertrug, einen „Nachfolger nach ihrem Herzen". So konnte Frau v. Massow ruhig dem Ende entgegensehen.

Die letzte Sommerfahrt aus der Stettiner Klause, im J. 1900, führte die schon Leidende in die Umgegend von Dresden, wo so viele theure Erinnerungen sie anheimelten, in die Villa „Sonnenschein", dessen Name schon sie freudig stimmte, wie ihre noch immer gleich warmherzigen, stets mit dem Psalmvers des Tages bezeichneten Briefe von dort bezeugen. Sie genoß den Aufenthalt in der herrlichen Natur mit vollen Zügen, ohne zu ahnen, daß sie dort ihre irdische Lebensfahrt beschließen sollte. Als sie im Oktober nach Pommern in ihr Winterquartier zurückkehren wollte, besaß sie nicht mehr die Kraft dazu. Sie bezog daher die ihr wohlvertraute Herberge bei den Grauen Schwestern im katholischen Armenhause zu Dresden, und hier entschlief sie am 5. März 1901, nachdem sie auch den letzten Kampf, bei vollem Bewußtsein, mit heroischem Starkmuth bestanden hatte. Ein würdiger



Abschluß dieses Lebens, eines schönen, reichen, bewunderns-werth emsigen und wohlangewendeten Menschendaseins, das in Wahrheit verdiente, von einer kundigen Feder festgehalten und der Mit- und Nachwelt vorgestellt zu werden.

Es ist das Bild einer starken Frau, wie sie einer ihrer alten Freunde und Mitarbeiter am „U. O. U“ genannt hat, einer „mulier fortis mit dem besten mildesten Herzen und tiefsten Gemüth“, die auf mannigfach verschlungenen Pfaden zielbewußt ihren Weg sucht und dem einmal erfaßten Ideale, unbeirrt durch Enttäuschungen und Hindernisse, wie einem leuchtenden Sterne nachgeht. Der Zug thatkräftiger Herzhaftigkeit, der schon in ihrer Jugend sich kundgibt, begleitet sie durch das ganze Leben und bleibt ein Charakterzug ihres Handelns und Redens. „Wenn ich soll, dann will ich auch!“ war ein Wort von ihr, und dieses kräftige Wollen wußte sie gelegentlich auch im persönlichen Verkehr temperamentvoll geltend zu machen. Das Rasche und Feurige ihres Naturells fand ein Gegengewicht in der tiefen Innerlichkeit des Gefühls, eines liebevollen Herzens, das ganz von religiösem Geist erfüllt, ja verklärt war. Wie so manche innerlich lebende und feingestimmte Seelen liebte sie das Symbolische in allen Vorgängen und Bethätigungen des Lebens und sah überall geheime, das Irdische mit dem Uebersinnlichen verbindende Beziehungen. Auf unzähligen Seiten ihres Tagebuches und ihrer Briefe tritt diese Neigung und Seelenrichtung zu Tage Wie auch ihr alter Freund Ahrendts bezeugt: „sie liebte es, die scheinbaren Zufälligkeiten providentiell aufzufassen.“ In dieser erhöhten Auffassung und gotterfüllten Zuversicht ruhte zumeist ihre Stärke, das Geheimniß des Einflusses, der von ihr ausging und weite Kreise, Persönlichkeiten in den verschiedensten Stellungen des socialen Lebens anzog. Einer so gearteten Persönlichkeit war es auch gegeben, die eigene Begeisterung und Liebe in die Herzen Anderer hineinzutragen, empfängliche Seelen mit heiligem Feuer zu erfüllen, sie zu



freudiger Mitarbeit anzuspornen an der Aufgabe, der sie mit rührendem Idealismus den besten Theil ihres Lebens gewidmet.

„Mag Frau von Massow — sagt A. de Waal in dem einführenden Geleitswort zur Biographie —, zu idealistisch, die Erfüllung ihrer Hoffnungen näher geschaut haben als es für den Blick eines nüchternen Beobachters ist, das wird man kaum bestreiten, daß im ganzen 19. Jahrhundert wohl kein Mensch so hingebend und unermüdlich für das große Ut Omnes Unum, für die Wiedervereinigung im Glauben, zumal in unserem Vaterlande, gearbeitet hat, als diese Frau. Der Psalmenbund, das Dorotheenkörblein, der Reunions-Rosenkranz, die Meßfundationen, die Friedensblätter, die unermeßliche Correspondenz legen dafür Zeugniß ab. Was sie an irdischem Besitz, was sie an reichen Gaben des Geistes und Gemüthes von Gott empfangen, hat sie als fruchtbringende Talente für diese edle Aufgabe verwendet und ist dadurch selber veredelt, selber immer verklärter und vollkommener geworden". Mit dem Gebet Ut omnes Unum auf den Lippen ist sie in den ewigen Frieden eingegangen.

LXXII.

Die Kunst und das kapitalistische Milieu.[1]

2. Kunst und sociale Bewegung.

Neuerdings sucht man das Verhältniß der Kunst zu den socialen Bewegungen der Gegenwart zu erfassen und die Kunst als Mittel der Klassenversöhnung zu gebrauchen. Einen Beitrag zu dieser Frage bietet die hübsch ausgestattete Schrift von **Möhl**. Ausgehend von dem Gedanken, daß schon in dem Menschen auf der niedersten Culturstufe der Sinn für das Schöne schlummere, sucht Möhl die Stellung der heutigen Gesellschaft der Kunst gegenüber zu kennzeichnen. Er beklagt die tiefe Entfremdung, die zwischen Kunst und Volk eingetreten sei Aber er wehrt sich dagegen, als ob das mangelnde Kunstverständniß des Volkes der letzte Grund dieses Abbruchs der Beziehungen sei. Schuld ist die ökonomische Lage der niederen Klassen, die ihnen einen Kunstgenuß unmöglich mache. Und wenn man in neuerer Zeit manchenorts Theater und Museen dem Volk mehr als bisher zugänglich zu machen suche, so hat der Verfasser dafür bitteren Spott. „Daß sich die Veranstaltungen von Volksvorstellungen, bei denen der Preis eines ordentlichen Platzes etwa so hoch ist, wie der Durchschnittslohn eines Arbeiters oder kleinen Beamten, daß sich derartige Institutionen wie eine traurige Komödie ausnehmen, die mit den Bedürfnissen und Wünschen des Volkes gespielt wird, brauche ich nicht festzustellen. Und selbst wenn man in einem vor der Stadt gelegenen Theater, um andere Zwecke zu bemänteln, an Sonntagnachmittagen, und zwar um 2 Uhr schon beginnend, Volksvorstellungen beabsichtigt, und das zu einem Eintrittspreis,

1) S. Heft 10, S. 872.

der etwa der Hälfte des ortsüblichen Tagelohnes gleichkommt, so stehe ich, der Idealist, dafür ein, daß man gar bald wieder von mangelndem Interesse der betheiligten Kreise wird sprechen hören" (S. 27). Man braucht kein Wort darüber zu verlieren, daß ein solches Verhältniß der Entfremdung zwischen Kunst und Volk für beide Theile nur sehr nachtheilig sein kann. Eine Bewegung, die darauf abzielt, beide einander wieder näher zu bringen, kann im Interesse der Gesittung nur begrüßt werden, denn sie thut dem materiellen Sinnengenuß bedeutend Eintrag. Menschenwürdiger Genuß nach harter Arbeit ist nicht nur erlaubt, sondern Pflicht, weil nur solcher Genuß dem Arbeitenden die Lebensfreudigkeit und Arbeitsfähigkeit zu gewähren vermag, deren jeder bedarf. Wenn nun einer der geläufigsten Einwände gegen gründliche Socialreform lautet: Was nützt es, den arbeitenden Klassen höheren Lohn zu zahlen und ihre Arbeitszeit zu kürzen? sie verwenden freie Zeit und größeren Lohn doch blos zum Genuß des Alkohols — so soll eben im Volk wieder mehr Interesse für Kunst und Geistesleben wachgerufen werden. Solche Bestrebungen sind deswegen zu begrüßen, nur müssen auch alle Einseitigkeiten und Uebertreibungen möglichst ferngehalten werden; sonst wird der Sache mehr geschadet als genützt.

In dieser Beziehung wird vor allem der Werth der Kunst für das schwer arbeitende Volk bedeutend überschätzt. Diesem Fehler ist auch Möhl in seiner Schrift in hohem Grade verfallen. Er hat sich nur zu oft von einem hohlen Enthusiasmus und Pathos fortreißen lassen, die ja allerdings in dem Vortrage wirkungsvoll gewesen sein mögen, den bedächtigen Leser jedoch zur Kritik herausfordern. So wenn es heißt: „Die Kunst ist das echte, einzige, höchste Leben, das wir Menschen zu empfinden vermögen" (S. 22) „Es ist ein Segen, daß jene durch das Schicksal enterbten, armen Menschen meist nicht wissen, was ihnen versagt ist, wenn sie vom Verständniß und vom echten Genusse großer Kunst ausgeschlossen sind. Sie müßten alle tief unglücklich, wenn nicht gar, durch die Leidenschaft angestachelt, zu Selbstmördern werden oder — zu reißenden Thieren" (S. 16).

Dann wird ferner die Wirkung und Bedeutung der Kunst



für das sociale Leben stark übertrieben. Wollte man den überschwänglichen Worten glauben, so wäre die Kunst die große Trösterin der nothleidenden Klassen, die große sociale Friedensstifterin in den Klassenkämpfen der Gegenwart. Sie ist, heißt es, für die Bedrängten und Armen „das edelste Mittel, sich über die Mühen und Leiden der Alltäglichkeit für Augenblicke und Stunden hinwegzusetzen“ (S. 17). Auch wenn man für die Kunst und den Kunstgenuß der unteren Gesellschaftsschichten noch so warm eintritt, darf man sich doch in der nüchternen logischen Erwägung nicht derart von der Begeisterung überrumpeln lassen, daß man aus ihr den Lethetrunk für alle irdische Unvollkommenheit und vollends für die nackte Noth und das Elend des Lebens schöpfen zu können glaubt. In der Kunst liegt einmal ein Moment der Differenzirung, sie neigt dazu, eine neue Art der Aristokratie zu begründen. Diesem Gedanken hat Leo Berg (S. 43 seiner oben besprochenen Schrift) Ausdruck gegeben: „Die Kunst, das vornehmste Mittel der Auswahl, ist ihrer Natur nach aristokratisch und widerstrebt aller Gleichmacherei. Ob die Masse, das Volk, der Pöbel ihr als geschäftliche oder politische Fessel angelegt wird — Fessel bleibt Fessel“.

Es hat darum den ganz entgegengesetzten Erfolg, als den Möhl beabsichtigt, wenn er die emphatische Frage aufwirft: „Welches andere Mittel wäre besser befähigt, den durch das Schicksal benachtheiligten Menschen zu erheben, zu trösten, als eben die Kunst? Ist die Kunst nicht dasjenige auf der Welt, das ohne Rücksicht auf materiellen Besitz von jedem, dem Aermsten wie dem Reichsten, genossen werden könnte?“ (S. 19).

Man denkt sich den veredelnden Einfluß der Kunst viel zu gewaltig und unterschätzt die Schwierigkeiten, welche die Lösung der socialen Frage in sich birgt, kurz man verläßt den realen Boden, wenn man glaubt, daß die Kunst wie mit einem Zauberschlage alle die Schwierigkeiten und Hindernisse aus dem Wege räumen könnte, und daß am Herzen der Kunst sich die socialen Kämpfer fänden, um sich zu versöhnen. Möhl geht noch einen Schritt über Schiller hinaus, der bekanntlich auch eine hohe Meinung von dem moralischen Einfluß der Kunst, insbesondere der Schaubühne hatte, die er geradezu eine



moralische Anstalt nannte. „Nicht blos in dem Sinne Schiller's, der meinte, die Bühne, der dramatische Vorgang lasse dem Menschen das sonst so gefürchtete Schicksal klein und verächtlich erscheinen, möchte ich den Werth der Kunst für die social berechtigten Massen einschätzen; dadurch, meine ich, daß der Mensch die Eindrücke der Kunst in sich aufnimmt, durch den reinen Kunstgenuß, durch die künstlerisch-sinnliche Lust muß das Herz freier werden von jenem unbändigen Haß und Neid, den der sociale Contrast in den Aermsten nährt. Nichts vermöchte diesen Haß und Neid so leicht in die Bahnen ruhigen zielbewußten Vorwärtsstrebens zu lenken, als wenn sich die Großen und Mächtigen vorerst dazu herbeiließen, offen und ehrlich jene edelsten größten Güter des Lebens mit den Unterdrückten zu theilen“ (S. 20).

Möhl scheint sich der Schwäche seiner Position selbst etwas bewußt geworden zu sein, denn er fingirt sich einen Einwand, den ihm jemand hinsichtlich der moralischen Umgestaltung der Welt durch die Kunst machen könnte, er werde doch nicht etwa solche Illusionen für Socialpolitik ausgeben wollen (S. 21) Indeß der Hinweis Möhl's, daß der Staatssocialist, der Socialdemokrat, der Vertreter der rücksichtslos zu steigernden Produktivität, der „klerikale Weltverbesserer“ mit Illusionen, mit Idealen, mit utopischen Wünschen operirte, vermag, vorausgesetzt daß dies bei all den genannten Schattirungen der Socialpolitiker ausnahmslos zutreffe, noch immer nicht den Beweis zu erbringen, daß dann auch mit solchen Illusionen und Utopien wirklich etwas bezweckt werden kann. Sie können wohl die Begeisterung wecken, für eine Idee zu kämpfen und nach Wegen und Mitteln zu suchen, die Lösung selbst aber bieten sie nicht. Will aber Möhl die von ihm gedachte Einwirkung der Kunst auf das moralische und sociale Leben der Menschen selbst als eine Utopie oder Illusion charakterisiren? Das wäre freilich die schärfste Selbstkritik, die sich denken läßt.

Uebrigens sind wir weit entfernt, den wohlthätigen Einfluß der Kunst zu verkennen und abzuleugnen, welchen werthvollen Dienst Liebe und Verständniß für die Kunst gerade in socialer Hinsicht zu leisten im Stande wären Was wir entschieden



bestreiten müssen, ist nur der Gedanke, daß in der steigenden Antheilnahme an dem Kunstgenuß das entscheidende Mittel zur socialen Besserung gefunden sei. Es ist schon oft mit Recht hervorgehoben worden, daß es überhaupt kein Universalmittel zur Lösung der socialen Frage gebe. Und diese Erkenntniß, die auf Grund der umfassenden Detailstudien auf socialwissenschaftlichem Gebiet erwachsen ist, ist ein Fortschritt, den wir nicht wieder mit einem Rückschritt vertauschen und für die Illusion, in der Kunst das Universalmittel zu besitzen, preisgeben dürfen.

Uebrigens besitzt die Kunst eine erzieherische Macht, und das hat ja die Kirche in so vorzüglichem Grade erkannt, daß sie von altersher die Kunst in den Dienst ihrer pädagogischen Zwecke nahm. In Bild und Architektur, wie im Drama hat sie diesen erzieherischen Einfluß erkannt, hat selbst Schauspiele aufgeführt, ja hat sogar das Schauspiel bis in's Heiligthum hineingelangen lassen. Diese Thatsache, daß die Kirche sich um die Künste angenommen, ist nicht aus der Welt zu schaffen, und auch Möhl hat sie wohl oder übel, freilich in sehr gehässiger Weise, zugestanden. „Die Priester aller Religionen haben die Kunst benützt, um das Volk von den Kämpfen des Lebens, von den socialen Gegensätzen abzulenken, um ihre Macht und Herrschaft und die Herrschaft der von ihnen vertretenen Lehren unter dem Volke zu verbreiten und zu befestigen. Selbstzweck war die Kunst den Priestern niemals und konnte sie nicht sein" (S. 23). Es berührt ein wenig seltsam, wenn ein jugendlicher Schriftsteller, der sich in anzuerkennender Bescheidenheit selbst als „Student und Anfänger" bezeichnet, in der Weise sein Urtheil über die Geschichte und Ziele der zweitausendjährigen Weltkirche abgibt. Etwas mehr Bescheidenheit hätte dem „Kirchenhistoriker" gar nicht übel angestanden Er belehrt uns aber weiter, daß im tiefsten Grunde die Kirche der Kunst feindselig gegenüber steht, wo diese nicht mehr den klerikalen Herrschergelüsten sich willig zeigt. Es lasse sich leicht begreifen, meint er, warum jene Kreise die erbitterten und gefährlichen Gegner der Kunst, d. h. der um ihrer selbst willen gepflegten Kunst sind. Sie fühlen,



daß durch die Verallgemeinerung von Bildung und Kunst ihnen das wirksamste Werkzeug aus den Händen gewunden wird, das ihnen bisher zur Unterjochnng der Geister diente und auf dem platten Lande noch immer dient. Denn der ungebildete, arme Bauer habe eben sein ganzes Bischen Kunst in seiner Dorfkirche (S. 24). Aber warum gründet Möhl nicht schleunigst auf dem platten Lande Kunst- und Alterthumsvereine, um zu dem „bischen Kunst", das im Dienste klerikaler Geistesherrschaft steht, noch ein gutes Stück „um ihrer selbst gepflegter Kunst" hinzuzuthun? Aber freilich, der kunstarme Bauer „ist noch weit besser daran, als die Mehrzahl der städtischen Fabrikarbeiter. Diesem sind vermöge seiner Halbbildung die Kirchen verleidet. So weit ist er nicht fortgeschritten, daß er diese Räume trotzdem aufsuchen würde um des rein ästhetischen Genusses willen; er sieht in der Kirche nur die Verkörperung des Dogmen- und Mythenglaubens, auf den er längst verzichtet hat" (S. 24).

So einseitig auch Möhl die Kunstbestrebungen der Kirche würdigt, ihm soll doch Gerechtigkeit widerfahren und soll der gute Kern, der in seinen Ausführungen über die Stellung der Kunst zu den socialen Bewegungen der Zeit steckt, rückhaltslos anerkannt werden. Nur gilt es erst diesen Kern von allerlei störendem Beiwerk loszumachen und in seiner Berechtigung aufzuzeigen. Inwiefern kann die Kunst in socialem Sinne günstig wirken? Ich denke so, daß die jetzt arbeitenden Klassen, indem sie am Kunstgenusse theilnehmen, ihre Forderungen auf Besserung ihrer Lage energischer betreiben werden, um den möglichsten Antheil an der Welt des Schönen nehmen zu können, und dann zweitens, daß sie die Besserung ihrer materiellen Lage, die sie schrittweise durchsetzen, nicht zum rohen materiellen Genuß, für Alkohol und Wirthshaus, sondern für bessere Zwecke, für Häuslichkeit und Familie, und in bescheidenem Maße für Antheilnahme am Kunstgenuß, für Steigerung des Verständnisses für denselben verwenden werden. Innerhalb dieser Grenzen also ist der wohlthätige Einfluß der Kunst auf die sociale Stellung und Hebung der „arbeitenden Klassen" nicht zu bestreiten. Und dieser Einfluß ist auch geschichtliche Thatsache. Das abgelaufene Jahrhundert



hat das großartige Schauspiel gehabt, daß die Arbeiterbevölkerung Englands aus der menschenunwürdigen Lage, in welcher sie zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts geschmachtet hatte, zu besseren Daseinsbedingungen sich durchgerungen hat. Das ist das Verdienst der gewaltigen imposanten Gewerkschaftsbewegung und anderseits einer Reihe von ethischen und religiösen Einflüssen gewesen. Hier nun ist die erfreuliche Thatsache constatirt, daß mit der materiellen Besserstellung auch bei den Arbeitern der Sinn für höhere geistige Bedürfnisse, für Geistesbildung durch Erweiterung des Wissens und steigendes Kunstbedürfniß erwacht ist. Das klassische Werk, welches das Aufsteigen der englischen Arbeiter zu besseren Existenzbedingungen schildert, „Das Aufsteigen des Arbeiterstandes in England“ von Hans v. Nostitz,[1]) nimmt auch von dem steigenden Bildungsbedürfniß einer Elite von Arbeitern Notiz: „Der Umfang, in welchem die unteren Stände freiwillig von den Bildungsmitteln Gebrauch machen, der nicht selten großartige und rührende Ernst und Eifer ihres Lerntriebes, deutet darauf hin, daß die Bildung im Zunehmen begriffen ist. Wohl ist Erweiterung des Wissens und Schärfung des Verstandes noch nicht unbedingt Veredlung des Wesens, Hebung des Sittlichen, aber wo diese noch nicht folgt, pflegt jene doch wenigstens die Rohheit des Willens zu schwächen. Daß aber auch eine Verfeinerung der Sitten eingetreten ist, ist schon aus den Vergnügungen zu schließen, in denen der Arbeiterstand gegenwärtig vielfach Freude und Erholung sucht: Bildung, die verschiedenen Sports, Ausflüge auf das Land und an die See, Blumenzucht, alles Dinge, die vor zwei Menschenaltern so gut wie unbekannt waren. So sind z. B. die Bilderausstellungen, die in Großstädten in Arbeitervierteln, zum Beispiel von Toynbee-Hall in London regelmäßig veranstaltet werden, stark besucht. . . .“

Aehnlichen Thatsachen begegnen wir auch anderwärts. Man darf nur einmal Zeuge gewesen sein, mit welchen Opfern von manchem Unbemittelten der Genuß einer Theatervorstellung

1) Jena, G. Fischer, 1900, S. 724.

am Sonntag erkauft wird. Stundenlanges Warten bis zur Eröffnung der Pforten des Kunstinstitutes verdrießt ihn nicht, um sich ein Plätzchen auf der Gallerie zu erkämpfen. Und dabei der Aufenthalt in der „luftigen Höhe", wo ein Theil des auf der Bühne Vorgeführten fast vollständig verloren geht und eine hochgradige Hitze, die aufsteigt, schwindelig machen könnte! Darüber kann also kein Zweifel bestehen, daß in den wenig bemittelten Volksklassen ein starkes Kunstbedürfniß besteht. Und dem soll auch Rechnung getragen werden durch billige Volksaufführungen. Die wirklichen Größen in der Welt der Dichtung und Musik haben für das Volk geschaffen, wie sie aus dem Leben der Volksseele tausend Anregungen geschöpft haben. Es ist wahr: Alle große Kunst hat die Saugwurzeln ihrer Kraft im Volke, und beide Theile, Kunst und Volk, haben den Vortheil, wenn sie einander nahegebracht werden Aber man darf trotzdem die Sache nicht übertreiben.

Gerade das religiöse Mittelalter, wo die Kunst im Dienst der Kirche stand, zeigte ein weitverbreitetes Kunstverständniß. Selbst der für das Mittelalter sonst nicht sehr eingenommene Professor Friedrich Paulsen[1]) gibt zu, daß die mittelalterliche Kunst nicht für eine kleine Schicht von Gebildeten arbeitete, sondern für das ganze Volk. Wie Kirche und Gottesdienst, Sakrament und Predigt für Alle dieselben waren, so waren es auch die Künste, die für sie arbeiteten. Wer hätte die zahllosen Gotteshäuser, mit denen die mittelalterlichen Städte erfüllt sind, gebaut, wenn nicht der Sinn für ihren Werth allgemein gewesen wäre? Sie seien ja, meint Paulsen, nicht vom Staat mit dem Gelde der Steuerzahler gebaut auf Grund einer abstrakten Erwägung, daß etwas für die Kirche oder die Kunst geschehen müsse, sondern von Körperschaften und Bürgerschaften, Gott zur Ehre, sich selber zur Freude und Erbauung und den Nachkommen zum Denkmal kunstsinniger und opferwilliger Frömmigkeit „Wo wären heute Muth und Mittel für derartige Bauten zu finden? Gelingt es doch kaum durch Jahrzehnte lang im ganzen Lande fortgesetzte Sammlungen und durch Benutzung des Spieltriebes, dem man

1) Ethik II, 82 ff.



andere Befriedigungsweisen abgeschnitten hat, die zur Vollendung von Bauwerken erforderlichen Summen zusammenzubringen, die damals von einer einzigen Stadt oder Körperschaft unternommen worden waren. Und ebenso sprachen die zahllosen Bildwerke, mit denen das Innere der Kirche geschmückt war, zu Allen. Was Allen im Herzen lebte, die heiligen Geschichten und Personen, das sah hier Jeder mit Kunst und Schmuck dargestellt und wurde dadurch zu freudiger Andacht erhoben."

Eine Wiederannäherung von Kunst und der Masse des Volkes ist gewiß in unseren Tagen dringend zu wünschen; und auf allen Seiten, gleichviel ob radikal oder conservativ, wird diese Nothwendigkeit empfunden und zugestanden. Nur muß sich, wie schon oben bemerkt wurde, die darauf abzielende Bewegung vor Extremen hüten und besonders die Klippe vermeiden, andere höhere Interessen, Religion und Kirche, zu schädigen. Es drängt sich manchmal bei den Trägern dieser Bewegung die Auffassung hervor, als ob Religion und Kirche in ihrem veredelnden Einfluß von der Kunst abgelöst und verdrängt werden sollten. Alle anderen Ideale gelten der Kunst gegenüber als mehr oder weniger trügerische Illusionen; auch die Religion wird davon nicht ausgenommen. „Was wäre," ruft Möhl, „das Leben selbst der Aermsten im Volke, wenn es gelänge, all diesen Illusionen dasjenige zu nehmen, dessen sich der Gebildete schämen muß: den leeren Trug, die bittere Selbsttäuschung, wenn es gelänge, die Illusionen der breiten Masse des Volkes auf das zu basiren, zu concentriren, was wir das Schöne in der Kunst nennen? Die Kunst ist das einzige Ideal, das trügerische Illusionen ausschließt" (S. 22).

Das sind Maßlosigkeiten, die innerlich unberechtigt sind, die aber auch dazu angethan sind, weite andersdenkende Kreise mit Mißtrauen gegen eine an sich gute und erfreuliche Bewegung zu erfüllen, die sonst mit Freuden ihre werkthätige Unterstützung der an sich edlen Sache weihen würden.

3. Kunst und Proletariat.

Von solchen Extravaganzen hat sich auch die an dritter Stelle erwähnte Schrift nicht freigehalten. Es fällt schon in den Bereich der Phrasen, wenn es mit Ausschluß



aller sonstigen erzieherischen Faktoren heißt: „Die Liebe zur Kunst wird unergründliche Schätze in die Herzen der Massen senken, und der Adelsmensch der Zukunft hat seine Wurzeln im Herzen und im Geiste des Volkes. . . . Die Kunst ist die Erzieherin und Bringerin der letzten höchsten Culturform" (v. d. Palten, S. 32).

Das Beste an der Schrift ist die historische Würdigung der wechselnden Beziehungen, die zwischen Kunst und Volk vom klassischen Alterthum bis in unsere Zeit herein bestanden haben. Auch der Verfasser muß das Zugeständniß machen, daß zwischen Kunst und Religion stets ein enger Connex vorhanden war. Er leidet aber ganz entschieden an einer Ueberschätzung der hellenischen Sittlichkeit, wenn er sagt: „Wie veredelnd die Kunst auch auf die große Masse gewirkt haben muß, zeigt die berühmte Ueberlieferung, wonach Phryne, das schönste Weib Griechenlands, am Tage des der Aphrodite geweihten Festes nackt in die Fluthen stieg, gewissermaßen ein lebendiges Sinnbild der Venus Anadyomene. Das Volk aber kniete nieder und pries das Mysterium der Schönheit" (S. 2). Man weiß, was man von der Sittlichkeit der Hellenen zu halten hat. Ihr sittlicher Sinn war nicht so fein organisirt als ihr ästhetischer, und der Ruf griechischer Sitte war im Alterthum kein besonders guter. Von solcher Art war freilich die Kunstliebe des ersten Christenthums nicht. Aber das kann doch den Verfasser nicht zu der Behauptung berechtigen, daß die lebensfeindliche Askese der ersten Christen die „schimmernde Erinnerung an glückliche Zeiten" für immer begraben habe (S. 5).

v. d. Palten hält es für nothwendig, in der Einleitung die Bemerkung vorauszuschicken, daß ihm ein Zukunftsideal im Sinne des Socialisten Bellamy ferne liege. Wenn er aber dann die Absicht ausspricht, er wolle untersuchen, ob die Kunst im socialistischen Zukunftsstaate die ausreichenden Bedingungen zur Entfaltung eines reichen, vollen Lebens finden werde, so hat er diesen Gegenstand eigentlich doch nur sehr leicht gestreift. Auf jeden Fall beurtheilt er die Stellung der Socialdemokratie zur Kunst sehr günstig, weit günstiger als die des Christenthums. Die moderne Socialdemokratie habe den kunst- und cultur-

feindlichen Anschauungen Leo Tolstoi's, welche nur das Resultat der trostlosen russischen Zustände, keineswegs beigepflichtet, vielmehr verfolge sie die Tendenz, die socialen Verhältnisse derart zu gestalten, daß jene Genüsse, welche heute nur einem winzigen Bruchtheil der Menschheit zugänglich seien, Allen vermittelt werden. Meister ersten Ranges, wie Walter Crane in England, hätten sich zur Socialdemokratie bekehrt (S. 12). Der Verfasser vergißt oder verkennt aber, daß eine breite Unterströmung innerhalb des heutigen Socialismus besteht, welche sich principiell ablehnend gegen die moderne Kunst verhält. Auf jeden Fall wäre eine Kritik der optimistischen Erwartungen, wie sie die Socialdemokratie an den Zukunftsstaat knüpft, sehr am Platz gewesen.

Auch darin wird der Verfasser manchem Widerspruch begegnen, wenn er (S. 13) meint, vom idealen Gesichtspunkte genommen wäre die Kunst in einer glücklicheren Lage, denn je zuvor, da die allgemeine Theilnahme nie eine gleich intensive, eine gleich allgemeine war. Dagegen befürchtet er für die Kunst einen materiellen Bankerott. Das Mäcenatenthum reiche nicht aus, um der Ueberfluthung mit Kunstprodukten Herr zu werden.

Wir hätten vor allem greifbare Vorschläge erwartet, wie der Entfremdung zwischen Kunst und Volk kräftig und wirksam begegnet werden könnte. In dieser Richtung findet sich aber in dem Schriftchen nicht sonderlich viel.

Man darf sich besonders über einen Punkt nicht hinwegtäuschen — und das gilt der ganzen auf Kunstpopularisirung gerichteten Bewegung. Damit das mit seinen Händen schwer arbeitende Volk der Kunst Verständniß und Empfänglichkeit entgegenbringt, dazu bedarf es vor allem einer gewissen Sicherheit der wirthschaftlichen Existenz. Man darf nicht von drückenden Nahrungssorgen und von der Unsicherheit des Erwerbes gepeinigt werden, wenn die Seele frei und offen sein soll, um die Eindrücke der Kunstwerke in sich aufzunehmen. Es ist das Verhältniß keineswegs so — wie es nach den enthusiastischen Schilderungen derer scheinen möchte, welche die Kunst als die große, ja einzige Friedensstifterin in den socialen Kämpfen preisen —, als ob durch erhöhten Kunstgenuß der



Massen der drückende Mangel und der verzweiflungsvolle Kampf um's Dasein weniger hart oder überhaupt gar nicht mehr empfunden würde, sondern das Verhältniß ist eher das umgekehrte: Wo die bittere Noth jeden Tag an die Thüre pocht, wird der Kunstgenuß gar nicht als solcher empfunden. Es wäre ein verhängnißvoller Irrthum, wenn man das Proletariat zufrieden machen zu können glaubt, indem man es statt mit Brod mit ästhetischem Genuß sättigen möchte.

Mit scharfem Instinkt haben viele Führer der Socialdemokratie diese Sachlage erkannt und mit aller Entschiedenheit vor der modernen populären Kunstbewegung gewarnt, die das Proletariat von seiner ersten und wichtigsten Aufgabe abzuziehen droht: an dem Aufsteigen zu besseren Klassenbedingungen mit Aufbietung der ganzen Kraft zu arbeiten. Der Socialismus erstrebt die Hebung des materiellen und geistigen Niveaus der Massen; er müßte also, möchte man vermuthen, in der genannten Bewegung seine geborene Bundesgenossin begrüßen. Indessen ist er herzlich schlecht darauf zu sprechen. Die Kluft, die zwischen Proletariat und moderner Kunst gähnt, ist nach seiner Auffassung gar nicht auszufüllen. Es gilt auf diesem Standpunkt geradezu für gefährlich, die Propaganda der modernen Kunst zu betreiben, weil das Proletariat dadurch von seinem Hauptziel, der ökonomischen Emancipation, abgelenkt würde.

Das sind die Bedenken, welche der Volksbildungsbewegung hinsichtlich des Bestrebens, die Massen für die Kunst zurückzugewinnen, entgegengehalten werden müssen. Es findet sich in denselben noch viel des Unfertigen und Ueberschäumenden. Principiell freilich muß Jeder einen gesteigerten Kunstgenuß des Volkes mit Freuden begrüßen.

Dr. Franz Walter.

LXXIII.

Zur socialpolitischen Literatur.[1])

Der als einer der tüchtigsten Naturforscher bekannte Alfred Russell Wallace hat sich auch auf staatswirthschaftlichem Gebiete versucht, ohne indessen bei seinen Landsleuten großen Anklang zu finden. Er gilt bei den zünftigen Nationalökonomen infolge seiner Befürwortung der Schutzzölle, seiner Verurtheilung des Freihandels, seiner Forderung einer Wiederherstellung der Kleinbauern, als Sonderling und als Socialist. Wallace steht heute mit seinen Meinungen nicht mehr allein da, wie früher; die moderne Entwicklung der Dinge hat ihm vielfach Recht gegeben. Heben wir wenigstens einige der Hauptgedanken hervor. Von dem ersten Band, der eine Reihe interessanter naturwissenschaftlicher Probleme behandelt, sehen wir ab.

Ackerbau und Gewerbe, so argumentirt W., müssen Hand in Hand gehen, die Ausfuhr der Fabrikate in andere Länder muß begleitet sein von Absatz auf den heimischen Märkten. Sind die Bauern und kleinen Leute nicht im Stande, die Waaren zu kaufen, weil der Ackerbau, das Handwerk, der Kleinhandel nicht länger lohnend sind, dann treten Verödung des flachen Landes, Einwanderungen in die Städte, Arbeitsstockungen ein, dann finden Hunderttausende keine Beschäftigung mehr und werden brotlos. Die Behauptung der englischen Nationalökonomen: Wir führen Getreide, Lebensmittel ein, weil sie weniger kosten, als wenn wir sie selbst produciren, wird durch die Bemerkung zurückgewiesen: Die Industrie und der Handel bieten keine genügende Beschäftigung für die

---

1) Wallace, A. R., Studies Scientific and Social, with numerous Illustrations. 2 Vol.: XV, 352; VIII, 535. London. Macmillan 1900.



Arbeiterbevölkerung; denn trotz der Ueberproduktion sind nicht nur Tausende von nicht geschulten Arbeitern, sondern auch viele in jeder Hinsicht tüchtige Handwerker und Fabrikarbeiter brotlos. Einem tief eingewurzelten Vorurtheil zuliebe läßt man fruchtbare Landstriche brach liegen und zwingt die Arbeiter, das Leben von Vagabunden zu führen. Mäßige Schutzzölle würden, so denkt W., den Preis der Lebensmittel nicht bedeutend erhöhen, wenn die Obrigkeit dafür sorgte, daß Bäcker, Fleischer mit mäßigem Gewinn zufrieden wären, würden aber den Absatz in den heimischen Märkten erleichtern. Woher kommt es, fragt Wallace, daß in Manchester, der Baumwollenmetropole, mancher Mann kein ordentliches Hemd auf dem Leibe trägt, daß in dem englischen Kohlenrevier der Arme ohne Kohlen bleibt? Der Grund liegt offenbar an dem geringen Lohn, oder dem Mangel an Beschäftigung und der Mittellosigkeit. Würde England wie früher Getreide und andere Lebensmittel produciren, dann wäre es nicht auf die Einfuhr des Auslandes angewiesen und könnte englische Fabrikate kaufen. Je schlechter die Zeiten sind, desto mehr Lebensmittel werden in England eingeführt; ja noch mehr, die Länder, die durch Schutzzölle ihre Industrie gehoben haben, setzen ihre überschüssigen Fabrikate in England ab. Weil sie hohe Preise im eigenen Land erhalten, können sie ihre Waaren wohlfeiler verkaufen als die Engländer. Der Ackerbau rentirt sich auch jetzt noch in England; der Morgen Ackerfeld trägt mehr ein als in Deutschland und in Frankreich, der kleine Bauer erzielt reichere Ernten als der Großbetrieb. So lange freilich die Großgrundbesitzer sich zur Veräußerung eines Theiles ihrer Güter nicht herbeilassen, so lange die Regierung den Ankauf von Grund und Boden durch den kleinen Mann nicht erleichtert, wird in England kein Wandel geschaffen werden. Die Freude am Landleben, das Verlangen, ein Heim sein eigen zu nennen, nimmt mehr und mehr ab; wenn man länger zuwartet, wird es soweit kommen, daß Niemand auf dem Lande bleiben will.

Werden Prediger und Mahner wie Wallace endlich Gehör finden? Vorläufig nicht, denn die äußere Politik nimmt die Nation ganz in Anspruch.





